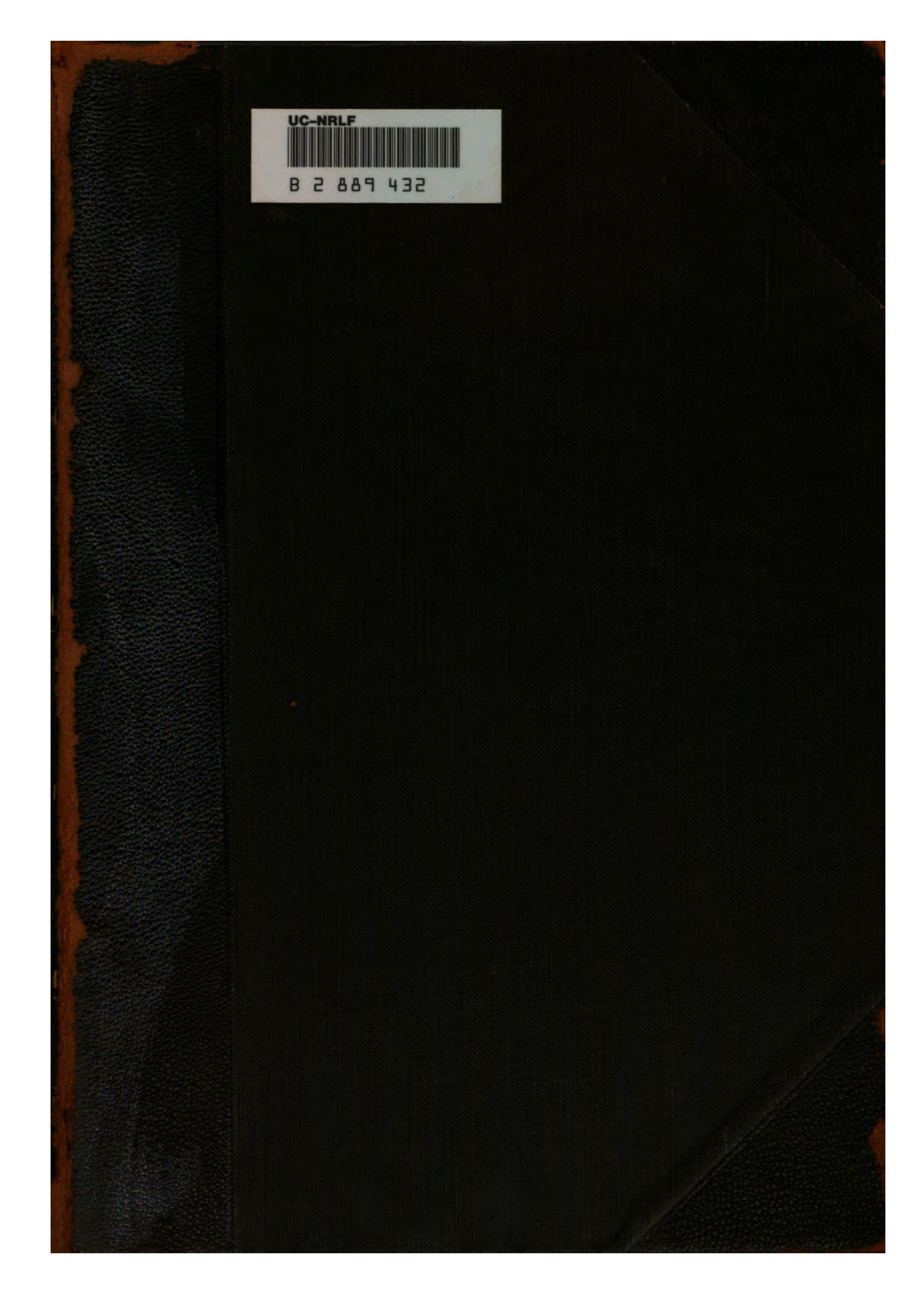
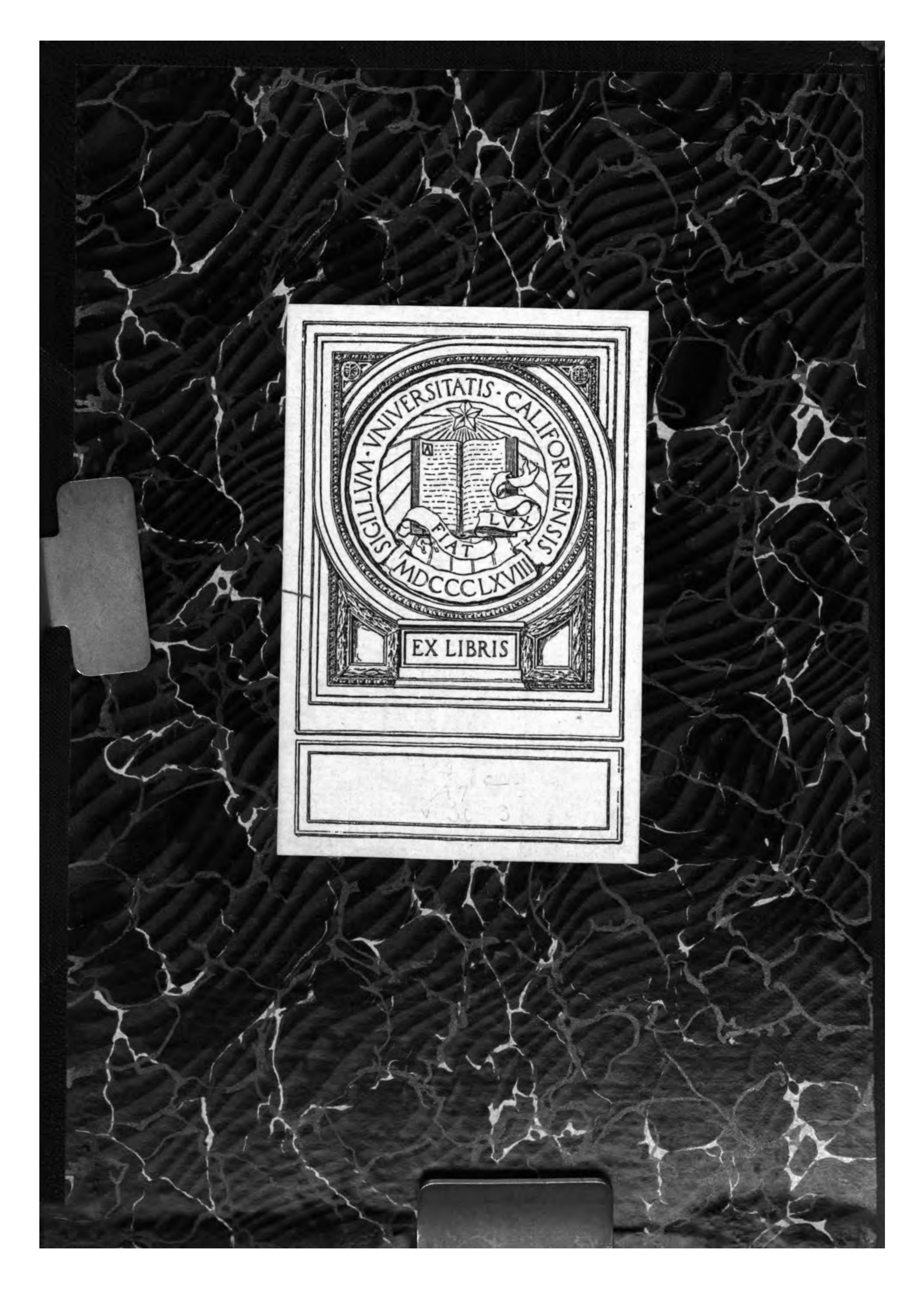



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



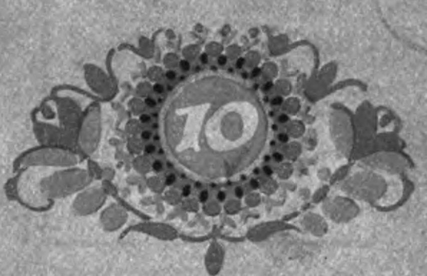
# Arena

Oktavausgabe von Über Land und Meer

30. Jahrgang








Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart / Berlin

Jährlich 13 Hefte
für je Mk.
1.25

# Arena

## Oktav-Ausgabe

von

## Über Land und Meer

### Jahrgang 1913|14

Dritter Band




Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

# Inhalts-Verzeichnis

## III. Band. 1913–1914. Heft 10–13

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

### Romane, Novellen und Erzählungen



### Kultur und Wissenschaft. Frauenleben. Sitten und Gebräuche



### Biographien. Porträte



### Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste



### Natur



### Länder- und Völkerkunde. Städtebilder



### Kunst

### Baukunst



### Bildnerkunst



### Malerei

#### Gemälde



#### Zeichnungen und Radierungen



#### Mehrfarbige Reproduktionen



### Kunstgewerbe



### Künstlerische Aufnahmen



### Gesundheitspflege, Heilwissenschaft



### Technik, Industrie, Handel und Verkehr, Landwirtschaft



### Militär und Marine



### Sport und Jagd, Mode



### Poesie



### Theater



### Musik



### Literatur



### Erziehung und Schule



Frühlingsblumen

Nach einem Gemälde von Otto Bauriedl




# Der Ochsenkrieg

## Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

## Ludwig Ganghofer

(Fortsetzung)

### Zweiter Band

### I

Die erste Stimme des jungen Morgens, der zu Berchtesgaden erwachen wollte, war ein dünnes Pochen und Klingen, das sich flink und ruhelos wiederholte.

Im Flur des Someinerschen Hauses saß Malimmes rittlings auf einer Holzbank und klopfte mit dem Hammer an des Buben Kürriß die Dullen aus.

Auch von den Nachbarhäusern war das gleiche Hämmern und Pochen zu hören. Gepanzerte Wachen klirrten auf der Straße vorüber; Gäule wurden hin und her geführt; verstörte Weibsbilder huschten vorbei; und von irgendwo hörte man den johlenden Gesang bezechter Kriegsleute.

Malimmes hob das Eisenzeug auf den Arm und ging zur Amtsstube. Die zwei Knechte waren schon im Stall; Runotter schlief noch und lag auf dem Heu wie ein regungsloser Klotz. Um Ruhe zu finden, hatte dieser sonst so Mäßige am verwichenen Abend schwer gebechert, bis spät in die Nacht hinein. Der Soldknecht beugte sich nieder und rüttelte den Schlafenden am Arm. Runotter hob den Kopf; sein stumpfer Blick ging langsam über die hellen Fenster hin. „Herr," sagte Malimmes, „der Morgen ist da." Dann stieg er die zwei Treppen hinauf, stellte die blanken Wehrstücke des Buben auf den Boden hin und ließ das Eisen ein bißchen klirren. Er lauschte.

In dem weißen Stübchen da drinnen blieb es still.

Als Malimmes wieder hinunterstieg, begegnete ihm die Amtmännin, die verschüchtert die böse Narbe des Söldners anstarrte. Sie schien diesen schreckhaft aussehenden Kerl, obwohl er lachte, nicht unter die guten Seelen zu rechnen. Er sagte: „Frau! Für den Buben da droben müsset Ihr was tun!"

Frau Marianne nickte gleich.

„Er hat bei der Hallturner Mauer das Helmdach verloren. Jetzt braucht er ein neues Eisenhütl."

Die Amtmännin stammelte: „Ach, Mensch, da weiß ich aber nicht —"

„Geh, Frau! Ihr habt doch einen ausgewachsenen Sohn."

Schweigend ging Frau Marianne davon. Und sie hatte nasse Augen, als sie einen zierlichen Stahlhelm mit grauem Reiherbusch aus der Stube brachte.

Malimmes lachte. „Gelt? Wenn man will, geht alles. Jetzt tragt ihm das Hütl aber auch selber hinauf! Mit einem rechtschaffenen Frühmahl!" Er nickte der Amtmännin lustig zu. Drunten im Hofe fand er den Runotter, der sich am Brunnen wusch. „Recht so, Herr! Kalt Wasser ist gut. Des Weins, mein' ich, ist dir gestern ein lützel zu viel worden? Nit?"

„Ich hab schlafen können." Runotter richtete sich auf. Seine nassen, völlig ergrauten Haare tropften, und dünne Glitzerfäden liefen ihm über das müde Gesicht. „Jetzt bin ich wieder nüchtern. Und da ist mir allweil eine Frag im Hirn."

„Was für eine?"

Mit schwerer Trauer in den Augen sah Runotter den Söldner an. „Was ist besser: Unrecht leiden, oder Unrecht tun?"

„Herr! Da ist eins so dumm wie das ander. Der richtige Weg geht zwischendurch."

„Den finden bloß die Glückhaften."

„Nit wahr ist's. Man muß halt suchen. Aber komm! Eins nach dem andern. Jetzt essen wir zuerst die Supp."

Als sie bei der Schüssel saßen, kamen zwei von den Plaienschen Soldknechten und holten den Malimmes zum Hauptmann Grans. Er schien diesen Weg nicht gerne zu machen. Und flüsterte dem Runotter zu: „Laß den Buben nit aus dem Haus! Und die Gäul müssen unter Zaum und Sattel sein. Den ganzen Tag."

„Was fürchtest?"

„Geforchten hab ich noch nie was. Aber gestern hab ich allerlei gemerkt, was mir nit gefallen hat. Wir reden noch drüber. Jetzt muß ich zum Hauptmann. Hauptleut warten nit gern."

Als Malimmes das Haus verlassen hatte, legte Runotter seine Platten an und ging zum Stall. In den kleinen Hof, wo der Brunnen war, fiel schon die Morgensonne herein. Runotter guckte am Haus hinauf und sah auf der Altane des zweiten Stockes den Buben stehen, in Kürriß und Schienen. Jul, ganz in Sonne, das schmale Gesicht umschattet von den dichten Strähnen des schwarzen Haars, beugte sich über das Geländer, nickte dem Gepanzerten im Hof da drunten zu und wollte in die weiße Stube treten. Doch heiß erschrocken blieb der Bub auf der Altanenschwelle stehen, ein schlanker Schatten vor dem Glanz der Sonne.

Frau Marianne, den zierlichen Stahlhut mit den grauen Reiherfedern auf dem Arm, und die alte Magd, mit Wein und Mahl für den Durst und Hunger eines Riesen kamen zur Tür herein. In ängstlicher Hast bestellte die Magd den kleinen Tisch und surrte davon. Die Amtmännin machte erstaunte Augen, als sie das säuberlich bedeckte Bett und das sorgfältig aufgeräumte Stübchen sah. Zum erstenmal, seit die Kriegsleute in ihr Haus gefallen, bekam ihr Gesicht einen ruhigen, fast frohen Ausdruck. Der rätselhafte Schutz, der ihrem Haus zu Hilfe gekommen war, hatte ihr Herz nicht so zutraulich berührt, wie die Ordnungsliebe dieses gepanzerten Knaben. „Junger Mensch," sagte sie, „dich hat deine Mutter gut erzogen." Weil der

Bub gegen die Sonne stand, konnte sie die Erschütterung nicht gewahren, die den Wortlosen befiel. Sie reichte ihm den schmucken Helm mit den Reiherfedern hin. „Der Soldknecht mit der bösen Narb hat mir gesagt, du tätst ein Eisenhütl brauchen. Da ist eines. Ich hätt's keinem andern gegeben. Dir geb ich's gern." Sie sagte herzlich: „Komm, tu dein junges Köpfl her! Ob das Hütl paßt?"

Jul beugte den Kopf. Und von den Schultern fiel ihm das schwarze Haar um die heißen Wangen.

Frau Marianne hob den Stahlhelm über die Stirn des Buben. „So ein junges Köpfl muß guten Schutz haben!" Sie seufzte schwer. „Ach, der Krieg!" Da wurde sie wieder heiter. „Guck nur, wie das Hütl sitzt!" Sie trat zurück und betrachtete den Buben mit Wohlgefallen. „Meinem Sohn hat's auch so gut zu Gesicht gestanden. Der hat's gekriegt, wie er wehrhaft worden ist."

Erschrocken nahm Jul den Helm herunter. „Das Hütl nimm ich nit. Ich bin kein Sackmacher."

„Du? Ein Sackmacher? Und hast meinem Haus den Fried geschenkt. In einer schiechen Zeit."

Hastig sagte der Bub: „Bloß weil ich den flinkeren Gaul hab, bin ich der erste beim Tor gewesen. Daß Eurem Haus nichts Ungutes widerfahren soll, das hat mein — — Wahr ist's, Frau! Das hat der Runotter so haben wollen, mein Vetter."

Frau Marianne beugte den Kopf, wie um hinunterzulauschen nach der üblen Leidenskammer ihres Mannes. Dann sagte sie ernst: „Was man deinem Vetter getan hat, ist ohne Verstand gewesen. Und da vergilt er's an unserm Haus mit gütigem Fried! Dein Vetter ist ein redlicher Mann. Soll ihn der schieche Krieg nicht anders machen. Der Krieg ist ein Leutverderber." Während Frau Marianne diese Goldmünze ihrer Weisheit prägte, hatte Jul mit zitternden Händen den Helm auf die Bettkissen hingelegt, in die das blinkende Eisen lautlos versank. „Aber komm, Bub, jetzt tu dich hersetzen! Ganz wohl ist mir, daß ich ein lützel plauschen kann. Dein Mahl hab ich selber gekocht. Da möcht ich auch zuschauen, wie's dir schmeckt. Greif zu! Es ist dir vergönnt." Sie legte ihm vor, füllte den Weinbecher und redete dem Zögernden herzlich zu. Und immer betrachtete sie den Buben, während er aß. „Vor sieben Jahren, bei einem Richtmannsfest in der Ramsau, hab ich deines Vetters Mädel gesehen. Ist selbigsmal noch ein halbes Kind gewesen. Und so viel trutzig gegen meinen Buben. Ich muß dran denken, weil ich mein', du ähnelst ihr ein lützel."

Jul beugte das Gesicht über den Zinnteller. „Oft sagen's die Leut."

„Wo ist das Mädel jetzt?"

Mühsam antwortete der Bub: „Es heißt, die hat der Vetter hinübergeschickt ins Pongau — zu seiner Schwägerin —"

„Ist das deine Mutter?"

Der Bub schüttelte den Kopf.

„Wo lebt deine Mutter?"

Jul hob das Gesicht. „Meine Mutter hat sterben müssen. Schon lang."

„Ach —" Mit beiden Händen griff Frau Marianne über den kleinen Tisch hinüber. Und während sie die zitternde Faust des Buben streichelte, sagte sie: „Dir lebt deine Mutter noch allweil. Sonst wärst du nicht, wie du bist! Aber komm, tu trinken und essen! Mein armer Ruppert sagt allweil: Trauer därf nie des Hungers Feind sein. Und du bist mir nicht bös? Gelt, nein? Ich hab gemeint, ich tu dir was Liebes an, wenn ich von deiner Mutter red."

„Ja, Frau!" sagte der Bub mit seiner schönen, dunklen Stimme. „Tausend Vergeltsgott — weil Ihr so gut seid — zu mir —"

„Du gefallst mir. Und schau, ich bin doch auch eine Mutter und hab einen Buben." Frau Marianne tat einen schweren Seufzer. „Der muß jetzt umeinandreiten in der Welt, ich weiß nicht, wo! Und kann in Fahrnis und Kriegsnot kommen. Gott verzeih mir die Sünd — ich denk oft: der Herrgott ist auch bloß ein Mannsbild. Sonst müßt er doch dreinschlagen mit dem himmlischen Besen. Bei so viel Narretei auf der Welt! Aaaah, freilich! Brandschatzen, Kästen zerschmeißen, Weiber nöten, mit Pulver pumpern, mit Eisen scheppern — und nachher brüsten: Hui, was ist der Krieg für ein lustig Ding! Und was eine Mutter ist, die kann derweil versterben vor lauter Angst um ihren Buben. Kein Stündl bei Tag und Nacht, wo man nicht fürchten muß: jetzt, jetzt, jetzt rumpelt so ein Haufen Lauskerl über meinen Buben her und metzget ihn nieder. Wegen siebzehn Ochsen! Ja, Ochsen! Wer sind denn die Ochsen? Die den Krieg machen, die sind's!" Frau Marianne mußte für ein Weilchen verstummen, um ihre reichlich fließenden Tränen zu trocknen; bei dieser feuchten Beschäftigung gewahrte sie nicht, daß auch dem gepanzerten Buben zwei schwere Perlen herunterkollerten über den Mund. „Ach, Bub — freilich, du, ein junges Mannsbild im ersten Eisen, du denkst wohl anders — aber tu's einer Mutter nicht verübeln, was sie leiden muß!"

Jul schüttelte den Kopf.

Und die Amtmännin klagte weiter: „Tätst du nur wissen, was für ein richtiges Leben in meinem Lampert ist! Und schau, wenn ich gut bin zu dir, als Mutter zu einem fremden Buben — es muß doch noch irgendwo ein lützel Gerechtigkeit geben — schau, da darf ich mir denken: was ich tu an einem Fremden, das kommt in der schiechen Welt da draußen meinem Buben wieder heim von einer fremden Mutter."

Da flüsterte eine dunkle Stimme voll Inbrunst: „Gott soll's geben!"

„Gelt, ja?" Und Frau Marianne, in einem Sprudel zärtlicher Worte, schüttete das Lob ihres Sohnes aus bedrückter Seele heraus. Wie aufrecht, fest und redlich er wäre, wie herzlich zu seiner Mutter, wie fleißig und tüchtig in seiner Wissenschaft, wie klar und reinlich in seinem Leben, wie geschickt und klug in allen Dingen, zu denen man Vernunft benötigt. „Und wär's meinem Buben nachgegangen, so hätt das ganze Elend mit dem Ochsenkrieg nie angehoben. Der Bub hat allweil dawider geredet. Aber nein! Recht muß Recht sein! Und da schreien die Bänkelsänger aus, wir Weibsleut wären so —" Frau Marianne hob in Zorn die Arme über den Kopf und machte die berühmte Bewegung des Knickens auf dem Daumennagel. „So? Ja? Und wie sind denn die Mannsleut? Die fahren doch gleich mit Kammerbüchsen los gegen jeden Rechtsfloh, der in ein Gräsl beißt. Mein Bub hätt den Unsinn noch hindern mögen in der letzten Stund. Jesus, wenn ich dran denk: wie er auf seinem Rössel hinausgesurrt ist zum Haustor! Da hat kein Schrei seiner Mutter nimmer geholfen. Weißt, er hätt die Pfändleut noch gern überholt. Und wie ist er heimgekommen am Abend! Das Gesicht so weiß wie das Bett da! Und den linken Arm haben sie ihm ausgeschmissen, die Unmenschen. Und schier kein richtiges Wörtl nimmer hat er im Hals gehabt. Weißt, beim Burgstall am Gwöhr, da hat er die Pfändleut noch gesehen, hoch droben auf der Bergschneid. Und da hat mein Bub in seiner Sorg einen Schrei getan, der ihm die Stimm zerrissen hat. Das ist noch allweil nicht gut."

Erschrocken verstummte Frau Marianne und betrachtete ratlos den Buben.

Der zitterte so heftig, daß die Stahlschienen an seinen Armen knirschten. Sein Gesicht war entstellt, und die weit geöffneten Augen brannten wie der Blick eines Fiebernden.

„Bub? Um Christi willen? Bist du krank?"

Er schüttelte den Kopf und bewegte die Lippen. Reden konnte er nicht.

„Aber ich seh's doch, Bub! Dir muß was fehlen! Tu deine Hand her! Laß schauen, ob du fieberst?" Frau Marianne war aufgesprungen und wollte die Hand des Buben fassen.

Da scholl durch den Treppenschacht die Stimme des Runotter herauf: „Jul? Höi? Wo bist?"

Der Bub sprang auf. Mit zitternden Händen warf er das Schwertgehenk über den Kürriß, faßte die Kettenhaube und wollte zur Türe. Die aufgeregte Frau vertrat ihm den Weg, raffte den blinkenden Helm aus den weißen Bettkissen, drückte dem Buben das feine Stahldach auf das schwarze Haar und stammelte: „Das Hütl! So nimm doch das Hütl! Dein junges Leben muß doch ein Schirmdach haben!"

Als Jul hinunterkam in den Flur, fragte Runotter erschrocken: „Bub? Was ist dir?" Ohne zu antworten, fiel Jul auf die Steinbank hin. Und als Runotter diese verstörten Augen sah, schrie er ratlos dem Heiner zu: „Spring, Mensch! Such den Malimmes!"

Der junge Knecht mit dem blutfleckigen Stirnverband sprang auf die Straße hinaus und rannte zum Stift. Auf dem Marktplatz war ein Gewimmel von Menschen. Aus allen Fenstern guckten die Leute, in Sorge und Neugier. Und die Straße war angefüllt mit vier langen Reihen von Spießknechten, die vom Hauptmann Seipelstorfer gemustert wurden. Ein ähnliches Bild fand Heiner im Stiftshofe. Nur standen hier die Reiter mit ihren gesattelten Gäulen. Und Pferde wurden aus der offenen Torhalle des Münsters herausgeführt. Der Krieg hatte die schöne Kirche in einen wüsten Stall verwandelt.

Heiner fragte sich bis zum Quartier des Plaienschen Hauptmanns durch. Das war im zweiten Stockwerk des Stiftes, in den Fürstenzimmern. Als der Knecht über die Treppe hinaufkeuchte, kam Malimmes ihm entgegen, schlecht gelaunt. Die große Narbe war wie ein Blutstreif. „Heimkommen sollst! Der Bub ist letz."

Zuerst erschrak Malimmes. Doch er wurde ruhig, als er hörte, wie der Bub aus seiner Quartierstub heruntergekommen wäre. „Da weiß ich schon, was los ist. Komm!"

Die beiden mußten zu ebener Erde einen langen Korridor durchschreiten, der erfüllt war von einem grauenhaften Spittelgeruch. An die vierzig Kranke und Blessierte waren hier auf unreinlichen Kissen, auf Stroh und Pferdekotzen gebettet. Wehleidige und wirklich Erkrankte, schwer und leicht Verwundete, Genesende und Sterbende, adlige Herren und niedrige Knechte, Sieger und Besiegte — alles lag da friedlich nebeneinander. Der eine hatte seinen Kürriß, der andre ein Bündel Kleider unter dem Nacken. Hier wurde einem eine Pfeilspitze aus dem Fleisch geschnitten, dort zog man einem eine Kugel aus den Knochen. Hier gab ein Priester einem Sterbenden das Sakrament und redete ihm zu, an Gottes Barmherzigkeit zu glauben. Dort waren zwei mit verpflasterten Köpfen nahe zusammengerückt, tranken aus dem gleichen Weinkrug und würfelten. Zwischen den Lebenden lagen ein paar Tote, die man noch nicht hinausgetragen hatte. Letztes Röcheln und schmerzvolle Seufzer mischten sich mit Gelächter und heiterem Geschrei. Dazu hörte man von irgendwo die lustigen Trommeln und Pfeifen. Und in

der leeren Zeile zwischen den Strohbetten eilten gesunde Kriegsknechte mit fröhlichem Schwatzen hin und her. Von denen, die es nicht anging, hatte keiner Mitleid mit dem andern. „Narr! Hättst du dich besser gedeckt!"

Dem Malimmes, als er schon zum Tor hinaus wollte, flog ein nasser Klumpen Leinewand gegen den entblößten Nacken. In Zorn drehte er sich um — und mußte lachen. Was ihm da an den Hals geflogen, war ein brüderlicher Gruß. Auf einer Strohgarbe saß Marimpfel mit verbundenem Kopf, den Bart verkrustet von Blut, das Gesicht gesprenkelt mit blauen Flecken. Malimmes trat auf den Bruder zu und streckte die Hand. Marimpfel nahm sie nicht. Mit grober Stimme fing er zu schimpfen an. Landsverräter, Spion und Lumpenkerl — das waren unter seinen brüderlichen Zärtlichkeiten die mildesten. Malimmes lachte. „Geh, Bruder, was redest du denn für Narretei?"

„Hast mich nit am Fuß gepackt?" brüllte Marimpfel. „Hast mich nit tückisch niedergerissen? Grad, wie ich dem Ramsauer Gauch den Garaus hab geben wollen!"

„Geh, du Fasnachter!" Malimmes blieb noch immer heiter. „So ist doch das nit gewesen. Laß dir sagen —"

„Willst mir predigen, du?" Es folgte ein Schimpfwort, das auch den Malimmes ernst machte, weil es dem Schoß des alten Weibleins am Taubensee einen bösen Irrtum nachredete.

„Predigen? Dir?" sagte Malimmes hart. „Bloß wünschen will ich, daß du bald gesund wirst. Solche, wie du, müssen umlaufen auf der Welt. Da sterben die Redlichen lieber."

Im Stiftshof war noch immer das Gewühl von Pferden und Gepanzerten. Doch die Spießknechte, die auf dem Marktplatz gestanden, waren verschwunden. Von der Hallturner Straße hörte man Trommeln und Pfeifen, die sich entfernten. Malimmes lauschte, mit schweren Furchen auf der Stirn. „So, so?" Als er im Someinerschen Haus den Flur betrat und den Runotter auf der Steinbank sitzen sah, mit dem Kinn auf dem Schwertknauf, fragte er: „Wo ist der Bub?"

„Im Stall bei den Gäulen."

„Was ist denn gewesen mit ihm?"

„Ich weiß nit. Jetzt ist er schon wieder in Ruh. Da kommt er grad." Aus dem sonnigen Hof trat Jul in die dämmerige Flurhalle herein, über der Kettenhaube den zierlichen Helm mit dem Reiherbusch. Malimmes, so ernst sein Gesicht war, schmunzelte ein bißchen. Da fragte Runotter müde: „Was bringst du vom Hauptmann?"

„In die Ramsau muß ich reiten, mit einem Brief an den Reichenhaller Kaplan, der in der Ramsau für den heiligen Zeno eine Pflegschaft aufstellt."

Runotter schwieg. Und Jul, mit einem raschen Schritt, trat neben den Wortlosen hin.

„Weisung, was ich weiter tun muß, krieg ich in der Ramsau. Komm! Der Hauptmann hat verstattet, daß ich dich, den Buben und deine Knechtleut mitnimm."

Runotter hob das entstellte Gesicht. „Mich sieht die Ramsau nimmer. Meines Jakobs Grab ist überall."

Malimmes nickte. „Ich versteh's. Aber gib mir den Buben mit!"

Jul legte den Arm um den Hals des Runotter. „Ich bleib."

Lange schwieg Malimmes. Dann murrte er verdrossen: „Da kannst nichts machen!" Ein Hufgetrappel vor dem Flurtor. „Guck, mein Geleit ist da!" Er lachte bitter. „Zwölf Harnascher krieg ich mit. So nobel reiten oft große

Herren nit. Meinetwegen! Ich hol meinen Gaul." Als er in den Hof trat, winkte er dem Runotter.

In dem engen Stall des Amtmanns standen die fünf Gäule dicht gedrängt an der Krippe des Moorle.

Während Malimmes sein beim Hallturm erbeutetes Herrenroß zum Ausritt fertig machte, kam Runotter in den Stall. „Was ist?"

„Die Augen mußt offen haben."

„Weißt du was Sichers?"

Malimmes schüttelte den Kopf. „Was der Herzog spinnt, das kann mir der Hauptmann Grans nit an die Nas hängen. Es kommt mir so für, als möcht uns der Hauptmann fort haben. Aber du magst nit. Gut! Wenn sich's der Mensch so einrichtet, wie's ihm taugt, das ist ein Weg zum glückhaften Leben."

„So red! Was glaubst?"

„Wenn ich's nur wüßt! Ich merk bloß allerlei, was mir nit gefallen will. Krieg? So eine Katzmauserei! Und die Maus, mein' ich, beißt ihren Speck an der Donau." Malimmes lachte. „Warum sind die Kammerbüchsen und der Troß nit nachgeruckt? Warum stehen alle Gäul unter Sattel? Wo rucken die Spießknecht hin, denen man grad davongepfiffen hat? Mensch, da stinkt was! Und wenn die zwölf Harnascher, die mich geleiten, nit geheimen Auftrag haben, laß ich mich hängen. Der Hänfene Nummer Fünf oder Sechse ist mir wohl eh nimmer weit. Mich kitzelt das Zäpfl."

Runotter sagte streng: „Der Herzog wird doch nit ein unschuldigs Ländl ins Elend schmeißen, bloß weil's ihm ein Salz auf seiner Suppen ist? Geh, sei nit so mißträulich!"

„Ja, ja! Ich bin schon so ein Lumpenkerl. Mein Bruder hat recht. Aber hörst du einen Lärm, so spring mit dem Buben auf die Gäul und reit wie der Teufel auf Plaien zu. Und eh du nit die Kammerbüchsen findest, eh därfst du nit rasten. Mir wär's arg, wenn dir und dem Buben was zustoßen tät." Malimmes führte sein erbeutetes Herrenroß in die Sonne heraus. „Und laß dir was sagen! Tapferkeit ist ein schönes Ding. Aber aufmucken wider einen Berg, der umfallt? Gott hat die Menschleut nit erschaffen, daß sie Mus werden." Er stieg in den Sattel. „Und jetzt soll's kommen, wie's mag. Ich wehr mich." Malimmes ritt in den Hausflur, umklammerte die Hand des Jul und sagte mit einem wunderlich klingenden Lachen: „Sonst red ich allweil, was ich selber denk. Jetzt schwätz ich nach, was dir einer in Plaien hat sagen müssen: Geb's Gott, daß wir uns morgen die Hand wieder bieten können!" Ein heißer, sehnsüchtiger Blick. Dann versetzte Malimmes dem Gaul einen Faustschlag und ließ ihn hinausklappern auf die Straße.

Das wurde ein flinker Ritt. Im Tal der Ramsau, vor dem Einfluß des rauschenden Windbaches in die Ache, fand Malimmes eine Schanze aufgeworfen, die den Zugang zum eroberten Lande des heiligen Zeno gegen Berchtesgaden sperren sollte. Söldner des Reichenhaller Stiftes und Burghausener Spießknechte hielten Wache und beaufsichtigten die Arbeit. An die dreihundert Leute — Männer, Weiber und halbwüchsige Buben — waren beim Werk, schleppten Felsbrocken und fällten Bäume. Malimmes erkannte unter den Schanzleuten viele Ramsauer. Der lange, magere Fischbauer, den sie hinter dem Seppi Ruechsam zum Albmeister gemacht hatten, stand im Bach und half bei der Arbeit am hängenden Pfahlrost, mit dem die Ache gesperrt wurde. Und einer, der über dem Wasser drüben zimmerte? War das nicht der Mareiner vom Taubensee? Malimmes schrie den Namen

des Bruders. Bei dem Lärm des Wassers hörte Mareiner die Stimme nicht gleich. Dann lachte er, kam auf einem Baum, der den Bach überspreizte, flink herübergegaukelt und streckte dem Malimmes froh die Hand hinauf: „Gottes Gruß, Bruder!"

„So? Bist wieder im Land?"

„Seit gestern abends."

„Wie geht's der Mutter?"

„Nit schlecht. Mein Weib ist doch auch wieder mit heim kommen." Etwas Helles glänzte in den Augen des Bauern. „Die Meinig ist eine gute Seel. Da hat die Mutter wieder ihr Sach, wie's sein muß. Bloß ein lützel unsinnig tut das alte Weibl. Allweil sucht sie vier Goldpfennig, die sie vom Marimpfel haben will. Ich weiß nit, was sie meint."

Malimmes fragte rauh: „Sind die andächtigen Bittgänger gern wieder heim? Oder ist ihnen der heilige Zeno ein lützel spießig worden?"

„Die meisten hat man treiben müssen. Ich bin gern gegangen." Mareiner redete ruhig, wie ein verständiger Mensch. „Jetzt ist die Ramsau zenonisch. In eine Ordnung, die neu ist, muß man sich schicken. Herr ist Herr. Schlechter wird's auch nit sein. Eher besser. Einen Vortl hab ich schon verschmeckt." Der Bauer streckte sich stolz. „Jetzt bin ich Erbrechter."

„Was bist?" fragte Malimmes verblüfft.

„Erbrechter! Vierzig Pfund Pfennig hab ich gegeben. Der heilig Zeno braucht Geld und hat's billig gemacht. Und morgen, da krieg ich wieder Küh und Säu. Wohl, Bruder! Jetzt ist mir mein Haus wie Haut und Mantel. Noch gestern vor Nacht hat der hochwürdige Herr Franzikop meinen Erbrechterbrief gesiegelt. Jetzt bin ich wer. Und kann mitreden."

Ernst sagte Malimmes: „Gott soll dir's geben, daß es bleibt!" Er dämpfte die Stimme. „Sei fürsichtig, Bruder!"

„Es wird schon bleiben!" nickte Mareiner mit ruhiger Heiterkeit. „Ich hab ein Zeichen. Krieg ist ein schieches Ding. Aber hinter dem Mist wachsen Blumen. Weißt, im reichen Hall drüben, im Geläger, da hat man Zeit gehabt und ist allweil beieinander gewesen. Und viel gebetet hat die Meinig auch. Da hat sich der heilige Zeno gnädig erwiesen. Jetzt weiß ich, warum ich Erbrechter bin." Mareiner lachte froh. „Ich mein, das gibt einen Buben. Bei uns im Haus hat's allweil Buben gegeben."

Ein Söldner des heiligen Zeno befahl dem Bauer: „Geh schanzen! Oder du kriegst einen Merk."

„Ich geh schon, Mensch!" sagte Mareiner freundlich. „Ich bin ein Williger und tu, was recht ist." Mit frohen Augen grüßte er den Bruder und gaukelte auf dem schwankenden Baum über den Bach hinüber.

Als Malimmes den Gaul wandte, sah er, daß der Fürmann der Harnaschreiter leis mit dem Serjanten der Burghausener Spießknechte schwatzte. Die beiden wurden stumm, als sie merkten, daß sie dem Bauernsöldner auffielen. Im Weiterreiten fragte Malimmes: „Was hast du getuschelt mit dem?"

Der andre lachte: „Blas nit, was dich nit brennt!"

„Recht hast!" murrte Malimmes. „Viel Feuer ist, von dem ein Stank aufgeht. Blast man hinein, so wird's noch ärger." Er sah über den rauschenden Bach zum andern Ufer hinüber, wo der glückliche Mareiner fleißig zimmerte. „Harnascher? Weißt du, was Glück ist?"

„Was man im Sack hat."

„Nit wahr ist's! Glück ist, was man glauben kann."

Das Wort spann sich weiter in den Gedanken des Malimmes. Immer sah er die frohen Augen des Bruders. Der glaubte! Sein Erbrecht, sein

Weib, sein keimendes Kind. Für den Mareiner gab es was andres nimmer. Alles Gewesene war versunken für ihn. Keine Frage um die Landsnot, keine Frage nach dem Runotter! Was ging den glücklichen Mareiner das Elend des Runotter an?

Da droben auf dem grünen Hügel lag das Grab des Jakob; ein mächtiger Aschenhaufen mit schwarzen Balkenstrünken. Wie finstere Riesenhände mit gespreizten Rußfingern ragten die verkohlten Ulmen in das schöne Blau des Himmels. Kleine Vögel flatterten vergnügt um die schwarzen Äste. Und auf dem Aschenhügel keimte schon wieder das Grün, Unkraut und Gräser, alles durcheinander. Wer hatte den Samen dieses neuen Lebens ausgestreut? Der Herrgott? Oder die Raubleute des heiligen Peter?

Ein wirrer Lärm quoll über die Straße her. Der Hof des Leuthauses wimmelte von Bewaffneten, von kreischenden Dirnen und Gaunern. Der dicke Leutgeb mit dem Doppelkinn mußte seinen Wein im Hof und unter Bretterdächern ausschenken, denn in der großen Leutstube amtete Franzikopus Weiß mit zwei Schreibern, um die Pflegschaft des heiligen Zeno in der eroberten Ramsau einzurichten und die neuen Lehensregister, Holdenbücher und Wehrlisten anzulegen. Scheue Bauern gingen aus und ein, Boten kamen und rannten davon. Ein feines Staubgewirbel war in der Stubenluft, und scharf begrenzte Sonnenstrahlen fielen durch die kleinen Fenster herein.

Der Brief, den Malimmes vom Hauptmann Grans überbrachte, schien den klugen Staatsmann des heiligen Zeno in schlechte Laune zu versetzen. Doch bevor Franzikopus zu Ende gelesen hatte, zeigte er schon wieder das Lächeln des Weisen, der überzeugt ist, daß er es mit einem Dummen zu tun hat. Gnädig ließ er sich in ein langes Gespräch mit Malimmes ein und stellte viele Fragen. Manchmal sagte Malimmes die Wahrheit, und das klang immer sehr unwahrscheinlich. Manchmal log er, und das hatte jedesmal einen Ton, der überzeugte. Franzikopus wollte den Söldner schon entlassen. Da fragte er plötzlich: „Kennst du den Fischbauer vom Hintersee?"

„Wohl, Herr!"

„Kann man glauben, was er sagt?"

Malimmes lachte. „Es kommt drauf an, was er redet."

„Wenn er sagt, eine Truhe mit Rechtsbriefen der Gnotschaft wäre verloren gegangen, er wüßte nicht, wie?"

Mit einer Treuherzigkeit, die schlecht gespielt war, beteuerte Malimmes schnell: „Da lügt er. Ganz sicher, Herr!"

„Du weißt doch, der Fischbauer ist Albmeister?"

„So?" Malimmes machte verblüffte Augen. „Das ist mir neu."

Lächelnd tippte Franzikopus seinen Zeigefinger gegen den Kürriß des Malimmes. „Wie man den Seppi Ruechsam erschlagen und den Fischbauer gewählt hat, bist du doch selber dabeigestanden. Warum lügst du?"

Malimmes wurde sehr verlegen. „In Gottes Namen, Herr, man ist doch ein Kind seiner Heimat, der man nit schaden mag."

„Merk' ich. Du kannst gehen. Die Antwort für den Hauptmann sollst du morgen haben."

Als Malimmes die Tür der Leutstube hinter sich zuzog, sprach er drei leise Worte: „So ein Hornochs!" Draußen im Hof sah er den Ältestmann der Gnotschaft stehen. Das Männlein war bleich und zitterte. Malimmes, im Vorübergehen, flüsterte: „Sag dem Fischbauer, er soll hocken bleiben, wo er hockt, der Fuchs ist irr in der Fährte." Er trat zu einer Zehrbude, goß einen Stutz Wein hinunter und kaufte ein Stück Selchfleisch. Das aß er im Sattel, während er die Straße gegen den Taubensee hinaustrabte.

Friedliche Sonnenstille lag um das Erbgut des glücklichen Mareiner. Keine Schweine, keine Schafe, keine Kühe. Nur ein paar Hennen waren seit dem Besuch der Raubleute noch übrig und gackerten vor dem leeren Stall, weil sie den Hahn vermißten.

Unter dem leis rauschenden Gezweig einer Ulme saß die alte, weißhaarige Frau in dem grobgezimmerten Holzsessel, das Gewand verwüstet und zerrissen. Ihre Augen glitten ruhelos umher, und die dürren, gichtisch verkrümmten Hände machten fahrige Bewegungen, als möchte die alte Frau sich an der Wade kratzen und fände die richtige Stelle nicht. Weder Freude noch Verwunderung war in ihrem Blick, als sie den Malimmes aus dem Sattel steigen und seinen Gaul an eine Zaunlatte binden sah. Jetzt kam er und streckte die Hände nach der Mutter. Daß er redete, hörte sie nicht. Und als wäre er nur ein bißchen ums Haus herumgegangen, fragte sie: „Hast du ihn noch gesehen?"

„Wen, Mutter?"

„Meinen Buben!" In ihrem Blick war es wie Rausch und Fieber. „Grad ist er dagewesen."

„Ich hab ihn gesehen, Mutter!"

„Gelt? Heut ist er nit stehen blieben beim Zäunl. Lang ist er bei mir gewesen. Und hat mir —" Sie wurde ungeduldig. „So komm doch her, du! Und tu dich bucken! Oder bist du auch so dumm wie der Mareiner?"

„Das glaub nit, Mutter! Ich bin gescheit."

„So buck dich! Und such! Da in den Strumpf mußt du greifen. Da ist sein Goldpfennig drin. Ich spür ihn allweil. Unter der Fers muß er liegen. Und der ander bei der großen Zeh. Hast ihn? Hast ihn?"

Malimmes hatte sich niederfallen lassen auf die eisengeschienten Knie. Um den Goldpfennig zu finden, brauchte er nicht in den Strumpf der Mutter zu greifen; er fand ihn im eignen Hosensack. „Da ist er, schau!" Auf der flachen Hand hielt er der Mutter eine gelbe Münze hin.

Die verkrüppelten Hände griffen zu, so flink, wie die Klauen eines Habichts greifen. Ein leises, glückliches Lachen. „Wo ist der ander? Such! Such!"

„Ist schon da, Mutter! Schau!"

Die Augen der alten Frau bekamen den Blick eines heiteren Kindes. Immer ließ das lachende Weiblein die beiden blinkenden Münzen von einer Hand in die andre rieseln. „Such! Es fehlen noch zwei."

Er suchte. Und da fand sich auch der dritte Goldpfennig. Einen vierten hatte Malimmes nimmer.

Die alte Frau wurde zornig. „So such doch, du —!"

„Mutter, jetzt hat's ein End."

Sie sah ihn mißtrauisch an. „Gleich tust ihn hergeben! Dich kenn ich. Wie du fortgelaufen bist, hat der Vater fünf Heller gemängelt."

„Ja, Mutter! Die hab ich gestohlen."

„Bist allweil ein schlechtes Kind gewesen! Du! Allweil!" Und da wußte sie schon nimmer, daß er noch da war. Immer spielte sie mit den Goldmünzen und kicherte vor sich hin.

Malimmes saß auf seinen Waden, ließ die gepanzerten Arme schlaff herunterhängen und sah die Mutter an, als wäre das alte, fröhliche Weiblein eine unbegreifliche Sache. Jetzt begann er müde zu lachen. Und plötzlich mußte er aufschauen. Er hatte was gehört, vom Haus herüber. Die Mareinerin, mit einem Wasserzuber, hatte aus der Tür treten wollen und war beim Anblick des Kriegsmannes in das Dunkel des Flurs zurückgewichen.

Sich stützend, als wären ihm alle Gelenke zerbrochen, stand Malimmes auf und ging zum Haus hinüber. Auf der Schwelle blieb er stehen und sah das stumme, mißtrauische Weib an. „Mußt dich nit fürchten! Bloß ich bin's. Gelt, du hast halt noch allweil den Schreck im Blut?"

Die Bäuerin sagte zornig: „Ich versteh nit, was du meinst."

„Freilich! Was man schreien hat hören selbigsmal in der Nacht, das sind die Säu gewesen, die euch die Raubleut totgestochen haben."

„Bist narrisch, du?" Sie stellte den Zuber hin und stemmte die Fäuste an den Schürzenbund. „Ich weiß nit, was du meinst! Selbigsmal in der Elendsnacht, da bin ich versprungen. Flinker als der Meinig. Das weiß er selber. Und bis der Meinig hinübergekommen ist über den Berg, da bin ich schon lang drüben gewesen im Haller Geläger. Wohl! Und bin vor Angst um den Meinigen schier verstorben. Wohl! Das können hundert bezeugen. Und der Meinig auch."

Ernst nickte Malimmes. „So ist's! Recht hast du und dein Glück. Von denen, die anders sagen könnten, ist die Hälfte schon totgeschlagen. Und mit der andern Halbscheid dauert's nimmer lang. Mußt nit Angst haben."

Sie wollte sprechen und brachte kein Wort heraus. Sein seltsamer Ernst machte sie schweigen.

„Ich tu dir Glück wünschen!" Er redete ruhig vor sich hin. „Soll's sein, wie's mag — Mutter ist Mutter — noch allweil mein ich, es ist das Beste. Tu dich freuen, Schwägerin! Mich brauchst nit fürchten. Ein Glück rührt man nit an. Oder man müßt ein Lauskerl sein. Ich geh gleich, weißt! Möcht bloß ein Zeitl bei der Mutter bleiben. Und rasten ein lützel. Nachher reit ich wieder. Ist das letztemal gewesen, daß ich kommen bin. Behüt dich, Schwägerin! Tu mir den Bruder grüßen!" Langsam, in seinem klirrenden Eisen, ging er zu der alten, weißhaarigen Frau hinüber, die nicht merkte, daß er kam. Schweigend ließ er sich nieder ins Gras und lehnte den Kopf gegen den Schoß der Mutter.

Immer spielte sie mit den drei Goldpfennigen. Und nun war es wie Schmerz in ihrem Gesicht. Heftig schob sie die verkrümmte Faust gegen den Kopf des Malimmes hin und sagte klagend: „Du tust mich drucken."

Er nickte. „Gelt, ja?" Und stieß einen Laut vor sich hin wie ein Räuspern. Dann sprang er auf, daß seine Wehrstücke rasselten. Ein tiefer Atemzug. Schweigend streifte er die Hand über den weißen Scheitel der alten Frau. Und rasch sich wendend, ging er auf den Gaul zu, riß den Zügel von der Zaunlatte los und sprang in den Sattel.

Keuchend jagte das Roß gegen die Straße hin.

Malimmes ritt über das Wiesengehänge zu den Schwarzecker Höfen hinauf und gegen den Totenmann. Auf der Schneide des Waldberges hielt er an. Von dieser Höhe hatte er freien Ausblick. Er koppelte den Gaul an eine lange Schnur und ließ ihn grasen. Dann setzte er sich auf die Erde hin, nahm den Kopf zwischen die Fäuste und spähte gegen Berchtesgaden hinaus. In der Sonne des reinen Tages war ein blauer und grüner Traum von Schönheit um ihn her. Aber Malimmes sah nur den kleinen, bunten, wirren Häuserfleck da draußen im Tal.

Ein glühender Abend sank. Den Gaul führend, stieg Malimmes in die Ramsau hinunter. Es wurde finster, bis er das Leuthaus erreichte. Einige Zecher saßen noch beim Kienlicht in den Bretterbuden. Überall hörte man den Schritt von Wachen. Die Zelttücher pluderten im Nachtwind, und schlafende Spießknechte, in ihre Mäntel gewickelt, lagen um die halberloschenen Feuer her.

Im Garten standen die Pferde der zwölf Harnascher unter Sattel. Malimmes koppelte seinen Gaul an einen Baum, nahm den Mantel und legte sich ins Gras. Er fand keine Ruhe. Wieder und wieder hob er den Kopf und lauschte in die Nacht hinaus. Erst gegen Morgen, als bei spätem Mondlicht die Sterne zu verblassen begannen, zerbrach ihm die Müdigkeit den Willen und drückte ihm einen bleiernen Schlummer auf die Augen.

Im Grau des jungen Tages weckte ihn plötzlich ein wirrer Lärm. Den Hof des Leuthauses füllte ein aufgeregtes Gewühl von Menschen und Pferden, irgendwo kreischte die weibische Stimme des hochwürdigen Herrn Franzikop, der zu befehlen schien, was niemand befolgte — und aus weiter Ferne dröhnte der dumpfe Donner eines schweren Geschützes.

„Holla! Die Supp ist gar!" Mit diesem Schrei sprang Malimmes zu seinem Gaul hinüber. Ein Ruck an den Gurten, dann saß er im Sattel, mit dem Bidenhänder vor der Brust, in der Hand das blanke Kurzeisen. So jagte er durch den Hof des Leuthauses. Er sah noch, wie Herr Franzikop sehr aufgeregt mit den Armen winkte. Und einen der zwölf Harnascher, die gerade davontrabten, hörte er auf der Straße schreien: „Höi! Mit uns! Befehl des Hauptmanns: durch das Schwarzenbachtal nach Plaien!"

Malimmes brüllte: „Reitet dem Teufel zu!" Und riß den Gaul herum, gegen die neue Schanze beim Windbach. Er wußte, daß er eine nutzlose Dummheit machte, die ihn Freiheit und Leben kosten konnte. Aber machen mußte er sie, mußte sich wehren gegen einen fallenden Berg, mußte mit dieser sinnlosen Tapferkeit lächerlich werden vor sich selbst.

Auch bei der Windbacher Schanze war Aufruhr und Streit: die Spießknechte des Herzogs wollten nach Plaien abmarschieren, die Söldner des heiligen Zeno wollten es hindern. Malimmes ritt in den Schwarm hinein und schrie: „Das Schanztor auf! Ich muß nach Kundschaft reiten. Herr Franzikop hat's geboten. Gotts Teufel, das Tor auf!" Man hob die Sperrbalken, und Malimmes jagte über die freie Straße hinaus. Solange der Wald dauerte, mußte der Gaul rasen, als hätte er Feuer unter dem Schweif. Bei den freien Wiesen der Strub waren die Kräfte des Tieres erschöpft. „In Gottsnamen, so verschnauf! Ist doch eh ein Unsinn!" Bei dieser klugen Einsicht brannten dem Malimmes die Augen vor Sorge. Immer lauschte er und spähte. Nichts war zu hören, nichts zu sehen, was seine Sorge hätte mehren können. Diese kühle Helle kam wie schöner Friede. Nur über den steilen Wiesen droben, wo die Straße zum Hallturm liegen mußte, dampfte ein graues Gewoge. War's Morgennebel? Oder die Staubwolke eines Reitertrupps?

Dem Malimmes kam wohl der weise Gedanke, den Gaul über das Gehäng hinaufzuführen und die nach Plaien laufende Straße zu suchen. Da wäre er seines Lebens sicher gewesen. Das wußte er. Und dennoch begann er wieder den erschöpften Gaul zu treiben und hetzte über die Straße hin, die nach Berchtesgaden und zum Haus des leidenden Amtmanns führte. Er kam an niedergebrannten Höfen vorüber, an einer Staude, bei der zwei übelriechende Schläfer lagen: erschlagene Bauern, von deren Leibern beim Nahen des Reiters ein Krähenschwarm davonflatterte. An solche Bilder war Malimmes gewöhnt. Sie hielten ihn nicht auf. Und er hatte zu denken. Immer mußte er sich fragen, wie die herrische Katzmauserei dieses Morgens zusammenhinge? Und warum er, seit er aus dem Windbacher Wald herausgeritten, das Gebrüll jenes fernen Geschützes nimmer hörte?

Alles meinte er zu verstehen. Dieses ganze Grausen der letzten Tage war nur eine landshutische Fopperei wider den Ingolstädter. Der hat jetzt auf-

gemuckt, und sein Bundskamerad, der Salzburger, hat für den heiligen Peter das Eisen aus dem Leder getan. Und der Seipelstorfer und der Grans, die sind beim ersten Gepummer einer Salzburger Hauptbüchse auf die Gäul gesprungen. Und hinter den gescheiten Hauptleuten ist der liebe Bub mit den Seinen schon lang davongejagt, gegen den Hallturm hinaus, dorthin, wo die vorsichtigen Kammerbüchsen geblieben. So war's! Aber es konnte auch anders sein. Und drum wußte Malimmes, daß sein dummes Herz keine Ruhe finden würde, bevor seine Augen nicht das Haus der Frau Marianne gesehen hatten.

Nun plötzlich hörte er beim Rauschen des Baches einen wunderlichen Lärm. Wie ein wildes Gelächter von tausend Menschen war's. Und das mußte irgendwo da droben gewesen sein, beim Stift da droben. Und war schon wieder erloschen. Oder war es nur untergegangen im Hall der Glocken, die zu läuten begannen? Etwas Hastiges war in diesem Geläut. Es klang nicht so, wie Glocken klingen, die zum Frieden läuten.

Malimmes hetzte den keuchenden Gaul. Jetzt kam die Wende der Straße. Und im gleichen Augenblick — von der andern Seite her, auf dem Karrenweg, den Herr Konrad Otmar Scherchofer bei der Heimkehr von der Salzburger Provinzialsynode vorsichtig gewählt hatte — erschien in klirrendem Trab ein großer Reitertrupp: gadnische Hofleute mit vielen Harnaschern in den Salzburger Farben. Hinter der Vorhut ritt Herr Peter Pienzenauer, schwer gepanzert, zwischen dem Salzburger Stadthauptmann Hochenecher und einem schlanken Ritter in flämischer Rüstung, mit zwei Fasanenflügeln auf dem schimmernden Helm.

Die Vorhut stutzte, als sie den Malimmes gewahrte, der sich im Sattel vorbeugte. Er peitschte das röchelnde Tier hinauf über die steigende Straße, die neben der Mauer des Hirschgrabens zum Marktplatz von Berchtesgaden führte.

Mit Geschrei und Gerassel, unter dem klingenden Geläut der Glocken, jagten gleich an die Zwanzig hinter ihm her.

Gebückt, mit hauenden Sporen, das Eisen zum Schlag bereit, sah Malimmes über die Schulter. „Höia! Jetzt wird die Supp gefressen! Ich Rindvieh!" Doch sein erschöpfter Gaul war unter dem Schmerz der Sporen noch schneller als die Gäule der Reiter, die hinter dem Fliehenden herjagten.

Beim schönen Klang der Glocken ein kreischender Lärm. Der ganze Marktplatz war angefüllt mit salzburgischen Spießknechten. In diesen Haufen von Fleisch und Eisen prellte der gehetzte Gaul des Malimmes hinein. Schon wollte sich unter dem Geschrei der Zurückweichenden eine Gasse öffnen. Da klangen die Stimmen der nachhetzenden Reiter: „Nieder den Lump! Nieder! Nieder!" Ein wirres Gemenge, ein Hauen und Stechen. Einer stieß dem taumelnden Gaul den Langspieß in die Brust. Im Stürzen riß Malimmes den Bidenhänder vom Kürriß weg. Er stand. Ein Blitz in der Sonne. Die mächtige Klinge warf einen Spießknecht über den Hals des Gaules hin, warf einen andern zurück in den kreischenden Haufen — ein Gewühl von Rossen — eine Klinge funkelte über einem schimmernden Helm mit zwei Fasanenflügeln — und plötzlich sah Malimmes unter der Nasenstange dieses Helmes ein Gesicht, das er kannte — das er gesehen hatte, als der bucklige Tod vom Hängmoos zum Ramsauer Leuthaus geritten kam. Und da wurden dem Malimmes die Arme schwach. Er konnte nicht schlagen, parierte nur den Hieb, der auf ihn niedersauste, ließ den Bidenhänder fallen, hob die entwaffneten Arme und keuchte: „Herr So-

meiner! Euch geb ich mich auf Gnad!" Von der Seite und vom Rücken droschen noch ein paar Hiebe auf den Panzer des Wehrlosen nieder, sein Eisenhut klapperte davon, ein Büschel Haare flog ihm vor den Augen vorbei — und dann war ein geschienter Arm über ihm, und eine heisere Jünglingsstimme schrie: „Der Mann ist mein!"

Grobe Fäuste faßten den Gefangenen und zerrten ihn unter Geschrei und Flüchen gegen das Tor des Stiftes. Im Taumel der Erschöpfung hörte Malimmes die kriegerischen Reden nicht. Er spürte kaum, daß man ihm die Waffenstücke und das Wams vom Leibe riß — spürte nur etwas Warmes und Nasses in seinem Haar, und eine rote Traufe ging ihm über die Augen herunter. Das hinderte ihn ein bißchen in der Betrachtung der Dinge. So viel aber sah er immer noch: daß am Haus des kranken Amtmanns eine weiße Frauenhaube sich aus dem Erker her ausstreckte, und daß jener schimmernde Helm mit den zwei Fasanenflügeln im Tor verschwand. Dieser Anblick hätte die törichte Sorge des Malimmes beruhigen können. Trotzdem geriet er in eine sehr verdrießliche Stimmung; denn ehe die schreienden Kriegsknechte den Gefangenen, der nur noch das Hemd und die Reithosen hatte, in das Stiftstor hineinstießen, gewahrte er den hohen Galgen, den Herr Seipelstorfer neben dem Marktbrunnen hatte errichten lassen. Der Querbalken hatte schwer zu tragen. Die drei berchtesgadnischen Faustschützen von jenem schönen Abend hatten an diesem klaren Morgen bereits erkleckliche Gesellschaft bekommen. Der Serjant von Plaien war dabei. Wie im Krankenflur des Stiftes, so hielten Freund und Feind auch hier in friedlicher Eintracht zusammen. Malimmes zählte vierundzwanzig schwebende Beine. Obwohl er erleichtert aufatmete, weil ihm der Plaiensche Serjant unter diesen erhöhten Schläfern der einzige Bekannte war, murrte er doch sehr nachdenklich vor sich hin: „Guck! Da komm ich als Dreizehnter!"

Nun stand er, während die Glocken noch immer läuteten, in dem von buntem Gewühl erfüllten Stiftshofe vor dem salzburgischen Profosen. Das war ein schweres, dickes Mannsbild mit etwas Asthma, aber mit wohlwollenden Augen. Man rühmte es ihm als besondere Milde nach, daß er keinen hängen ließ, ohne ihm zuvor den letzten christlichen Trost zu vergönnen. Dadurch unterschied sich seine salzburgische Methode von der landshutischen. Als er das Verhör begann, ritt Herr Peter Pienzenauer mit seinem Gefolge vorbei und lenkte das Pferd hinüber zum Münstertor, um bekümmerten Herzens die Verwüstung zu beschauen, die der Feind im geweihten Gotteshause zurückgelassen hatte.

„Du?" fragte der Profos den Gefangenen, dem man die Hände hinter dem Rücken gefesselt hatte. „Wer bist du?"

„Ein Esel bin ich."

„Das ist kein Verdienst. Solche Würde teilen sehr viele mit dir."

„Da müßt Ihr Euch ausnehmen, Herr! Sonst kommt Ihr in einen falschen Verdacht."

„Dem ist leicht widersprochen. Ich laß dich hängen. Da wirst du merken, wie gescheit ich bin."

Der Kreis der Neugierigen, die sich um die beiden herdrängten, begann sich zu erheitern. Malimmes aber sagte ernst: „Ob ich hängen soll, das hängt nit von Eurer Weisheit ab. Ich hab mich dem Jungherrn Someiner auf Gnad ergeben. Der tut den Spruch über mich. So ist's Kriegsbrauch in aller Welt. Ich begehr mein Recht." Er drehte den Hals. „Und wenn grad einer von euch lieben Knospen die Händ frei hat, so kann er mir das Blut von den Augen wischen. Soll ich schon über die andern Leut um eine

Mannsläng hinauswachsen, so tät ich nit ungern sehen, auf wieviel Gerechte die Sonn noch scheint." Ein Mitleidiger tauchte seinen Mantelzipfel in den unter den Lauben des Stiftshofes plätschernden Brunnen. Als Malimmes, der mit geschlossenen Augen stand, auf seinem Gesicht die Nässe fühlte, begann er das tropfende Wasser zu schlürfen. Und schlürfte mit dem Wasser auch sein Blut. Er lächelte müd. „Guck nur, ich hätt mir nit denken mögen, daß mein Lebensbrünndl so süß ist."

Die Berufung des Gefangenen auf den Jungherrn Someiner gefiel den Neugierigen nicht. Sie besorgten, um ein anziehendes Schauspiel zu kommen, und begannen den Profosen ungeduldig zu hetzen. Der bewahrte seine wohlwollende Ruhe und erklärte nach Kriegsrecht: „Der Jungherr Someiner muß gehört werden." Er schickte einen seiner Gehilfen zum Haus des Amtmanns: „Sag dem Jungherren, die Sach hätt Eil!" Und den Umstehenden befahl er: „Jetzt lasset den Mann in Fried, bis sein Spruch getan ist!" Nach diesem Beweis seiner Milde wollte er davongehen.

Da drängte sich ein langer gadnischer Hofmann mit dunkelbärtigem Narbengesicht und verbundenem Haardach in den Kreis der Spießknechte. Er duftete nach Essig und hatte auch sonst noch einen kräftigen Spittelgeruch. Und nach seinem trunkenen Lachen zu schließen, schien er die Befreiung seiner Heimat schon mächtig begossen zu haben. „Ei, so guck doch, haben sie dich erwuschen?" brüllte er in seinem Dusel. „Jetzt gib acht, du Strickfester, ob der Hänfene wieder reißt!"

Malimmes öffnete die Augen nicht, obwohl er den Marimpfel an der Stimme erkannte. Er atmete tief und sagte: „Alles kommt, wie's muß. Bloß ein Bruder kommt anders."

Das verstand Marimpfel nicht völlig. Aber die Ruhe dieses Wortes schien sein feuchtes Gemüt zu reizen. Und während die feine Morgensonne über die Dächer herunterglänzte auf dieses bunte Gedränge, schrie der Hofmann im Zorn seines Rausches: „So? Tätst dich noch aufspielen als großen Hansen? Du Lumpenkerl! Spion du! Landsverräter! Ruck den Grind weg, oder es trifft dich!" Er spie dem Malimmes ins Gesicht.

Der Beschimpfte öffnete die von Blut umronnenen Augen. „Herzbruder! Wenn ich jetzt sagen möcht: so was tut man nit? Was tät's dir helfen? Schenk einer Sau des Königs goldenen Kittel! Sie legt sich halt doch in den Dreck damit."

Wütend wollte Marimpfel auf den Gefesselten losschlagen. Die andern Spießknechte hielten ihn zurück. Und verständig mahnte der Profos: „Seid gescheit, ihr Brüder, und verschiebt eure Hausfehden auf des Herrgotts Urtl im Jenseits!" Das Gedräng der Kriegsknechte spaltete sich in zwei Parteien. Für einige unter diesen Söhnen des blutigen Handwerks hatten die zwei Silben „Bruder" noch immer ein menschliches Gewicht, und sie gaben dem Marimpfel unrecht. Die andre Partei, bei der die gadnischen Hofleute waren, stach die Worte „Spion" und „Landsverräter" auf und wurde wißbegierig.

Marimpfel salvierte seine Bruderseele durch die kraftvolle Beteuerung: „Fürstentreue geht über alles! Da gibt's keinen Ausweg nimmer. Ich tu's nit gern — aber jetzt muß ich reden!" Und nun rechnete er dem Malimmes ein langes Register schwerer Landsverbrechen ins Gesicht: „Hat Sold genommen von einem hörigen Bauren und hat ihm gedient wider seinen Fürsten; hat mitgeholfen, daß ein Treubrüchiger das Feuer hat werfen können auf ein Lehensdach des gadnischen Hofes; hat den Vogt in den Bach geschmissen und einem flüchtigen Verräter beigestanden; hat sich mit den Bayrischen ver-

bündet wider das eigne Land; hat auf dem Untersberg die Mauer überstiegen und ist den Unsrigen in den Rucken gefallen." Das übelste von den Verbrechen des Malimmes — seine Hallturner Tücke gegen den eignen Bruder — konnte Marimpfel gar nicht mehr aufzählen. Denn die gadnischen Hofleute und die Salzburger Spießknechte begannen wie im Takt eines Rundgesanges zu brüllen: „Rappenholz! Rappenholz! Rappenholz! Rappenholz!"

Aus Erfahrung wußte der Profos, daß gegen solche Volksstimme schwer aufzukommen war. Er bezwang sein Wohlwollen und wurde streng. „Mensch! Was sagst du dazu?"

Malimmes hatte unter dem tröpfelnden Blut die Augen wieder geschlossen, hob die Achseln ein bißchen und lachte. „Ein Bruder wird doch nit lügen! Das alles ist wahr. Da beißt die Maus kein Bröselein Speck nimmer weg davon."

Ein Zorngeschrei in der Runde. Und der Profos entschied: „So bist du als Landsverräter dem Gutwillen des Herren Someiner entzogen. Ich muß dich zum Galgen sprechen." Hundert jubelnde Stimmen. „Einen Pfaffen will ich dir holen lassen. Tu Reu und Leid machen als guter Christ!"

„Reuen tut mich nichts, als daß ich Rindvieh heut am Morgen nit nach Plaien geritten bin. Und was ich beichten müßt, weiß ich nit. Außer daß ich ein gutes Mädel zur Mutter gemacht hab. Das wird mir der Herrgott verzeihen. Wo so viel Leut auf der Welt erschlagen werden, muß er doch wünschen, daß wieder Kinder wachsen. Nit?"

Der Zorn der Umstehenden verwandelte sich in Heiterkeit. Marimpfel war jetzt der einzig Wehmütige. „Ich geh, ich kann's nit mit anschauen, mein Bruder ist er halt doch!" Und während dieser Trauernde davontorkelte, wurde der salzburgische Feldpater in den Kreis geschoben.

„Hochwürdiger Herr," sagte Malimmes freundlich, „beichten brauch ich nit. An einen gütigen Herrgott glaub ich. Und hoff, daß ich zu ihm komm. Ein andermal." Er lächelte. „Aber für alle Fäll, in Gottesnamen, gebt mir Euren heiligen Segen!" Als der Pater seine Hände erhob, beugte Malimmes fromm den roten Kopf. Dann sagte er: „Also! Fürwärts! Wie schneller, um so lieber ist mir's."

Ein wirres Geschrei der vielen Menschen. Und der ganze Schwarm, mit dem Gefesselten in der Mitte, schob sich gegen den Marktplatz hin. Die zwei Gehilfen des Profosen, die man „Löwen" nannte, gingen neben dem Delinquenten her. Und einer von den beiden knüpfte kunstgemäß die hänfene Schlinge. Malimmes sah sehr aufmerksam bei dieser Hantierung zu. „Brav, Mensch!" sagte er rauh. „Du verstehst dein Sach! Besser als wie der Ulmer, dem ich's erst zeigen hab müssen. Aber schad um den guten Strick! Tät so viel Lumpen geben, die ihn verdienten."

„Kerl!" Der wohlwollende Profos geriet in einiges Staunen. „Einer, der gleich vor dem ewigen Richter steht, sollt keine fürwitzigen Reden nimmer machen."

„So?" Die Zähne des Malimmes knirschten, während er flink an der Schulter eines Löwen das Blut von den Augen wischte. „Da denk ich anders, Herr! Tät sich's weisen, daß ich dran glauben muß, so ist's allweil besser, ich geh lustig hinüber, als traurig. Nit?"

Unleugbar: das letzte Stündlein des Malimmes, das da kommen sollte, hatte einen Zug von Frohsinn. Die Spießknechte, die mit dem Gefesselten aus dem Stiftshof kamen oder schon auf dem Marktplatz standen, waren in guter Laune; es wurde doch da die Welt wieder ärmer um einen, der



Damenbildnis

Nach einem Gemälde von H. Gampenrieder

ihnen mit dem Bidenhänder das Haardach in unliebsamer Weise hätte belästigen können. Und die gereizten Bauern und Bürgersleute, die den Brunnen und das überfüllte Rappenholz umdrängten, betrachteten die Lebensbuße dieses einen als ein beruhigendes Pflaster für die mannigfachen Leiden, die ihnen der Schwarm der feindlichen Sackmacher bereitet hatte. So verwandelte sich der halsnotpeinliche Vorgang, der doch auch mit einem Ellbogen an das dunkelste Grauen streifte, zu einer befriedigenden Kriegskomödie. Dazu glänzte die strahlende Morgensonne aus dem reinen Blau so wundersam auf das kreischende Menschengewühl herunter, daß dieser bunte Ausschnitt des irdischen Lebens einen Schimmer von froher Schönheit gewann.

Aber Malimmes wurde, je näher er dem Brunnen kam, mit jedem Schritte ernster. Er konnte wieder sehen — das Blut in seinem Haar begann zu stocken und träufelte ihm nimmer in die Augen —, doch der dürstende Blick, den er mit gestrecktem Halse hinüberwarf zum Hause des Amtmanns, zeigte ihm nichts Hilfreiches. Und da begann er den Brunnen und das reichbesetzte Rappenholz zu mustern. Seine Augen wurden wie die Augen eines gehetzten Wildes, das bei der Flucht zwischen Leben und Tod mit jagendem Blick jede Möglichkeit der Rettung und jedes mörderische Hindernis erspäht. Vom wühlenden Denken reihten sich auf seiner roten Stirn dicke Runzeln übereinander, und die große Narbe, soweit sie nicht von Blut überträufelt war, wurde weiß wie Kalk.

Er stand schon auf dem Brunnen, hatte schon die hänfene Schlinge um den Hals. Die zwei Gehilfen des Profosen warfen den Strick über das üble Holz und banden den Knoten. Da gewahrte Malimmes etwas. Spürend hing sein Blick an dem überlasteten Querbalken des Galgens. Ein heißes Funkeln erwachte in seinen Augen. Und gleich wieder ein Ausdruck wie von tiefem Schreck. In dem kreischenden Lärm, der den Marktplatz füllte, vernahm sein scharfes Ohr das dumpfe Gerüttel der schweren Geschütze, die auf der Salzburger Straße gefahren kamen. Und da wußte er: der salzburgische Hauptmann und Herr Pienzenauer haben die Verfolgung der Bayrischen nur eingestellt, um die Ankunft der Kammerbüchsen abzuwarten; jetzt kommen die Büchsen, die Pulverwägen und der Troß; da wird's Alarm und flinken Aufbruch geben. „Teufel, jetzt hat's aber Eil!" Wenn die Alarmtrompeten bliesen, machte man nimmer viel Umstände mit einem, der den Hänfenen schon um das kitzliche Zäpfl hatte.

Malimmes streckte sich und sah den Profosen an: „Herr! Ich hab doch schon die ewige Seligkeit um den Hals herum. Jetzt seid barmherzig und lasset mir die Händ lösen, daß ich als andächtiger Christ noch ein Kreuz machen kann."

Rings um den Brunnen herum ein wirres Geschrei, in dem sich grausamer Widerspruch mit christlichem Erbarmen mischte. Das letztere schien auch in der Seele des Profosen zu erwachen. Er besann sich seines Wohlwollens und zog den Dolch, um die Stricke entzweizuschneiden, mit denen die Hände des Gefangenen gefesselt waren.

Daß sich vom Haus des Amtmanns ein Reiter in flämischer Rüstung unter heiser schrillenden Worten einen Weg durch das Gewühl der Menschen zu bahnen suchte — das konnte Malimmes nicht mehr sehen. Er sah nur immer den schwer belasteten Querbalken des Galgens an. Und die Aufregung verzerrte sein Gesicht, während er die Fäuste in den Gelenken drehte und noch einen heiteren Ton in seine hastigen Worte zwang: „Herr, meiner Seel, da hängen aber schon viel, da ist ja für mich kein Platz nimmer!"

Der Profos lachte: „Müßt ihr halt ein lützel zusammenrucken!"

„Also! Gut! Wenn's der Balken nur leisten kann!" Ein fliegender Blick um den Brunnen herum, ein kurzes, angestrengtes Lauschen gegen die Salzburger Straße hinaus — und in etwas unchristlicher Flinkheit bekreuzte Malimmes das rotgesprenkelte Gesicht. „Höia!" schrie er mit gellendem Laut. Er stieß die Fäuste nach links und rechts — die beiden Löwen des Profosen purzelten in den Brunnentrog — Malimmes plusterte den Hals, und während er über dem Kopf mit beiden Fäusten den Hänfenen packte, machte er einen rasenden Sprung in die Luft hinaus. Ein hundertstimmiger Schrei. Erschrocken wichen die Nahstehenden zurück, die stillen Kameraden am üblen Holze pendelten wild durcheinander, das Querholz des Galgens krachte, knickte in seinem Falz entzwei — und plötzlich plumpsten die zwölf Entseelten als ein schwerer Knäuel mit diesem Lebendigen herunter auf das grobe Pflaster. Um den kollernden Gliederhaufen entstand ein leerer Kreis. Und während die zwei von Wasser triefenden Löwen des Profosen fluchend aus dem Trog des Brunnens kletterten, und während Aberglaube, Schreck und Heiterkeit auf dem Marktplatz durcheinandertobten, hatte Malimmes schon den Hänfenen von seinem Hals gerissen, stand zwischen den Toten auf den Füßen und schrie mit halb erwürgtem Atem: „Ich sag's ja. Übermaß ist nie von Nutzen. Hättet ihr mich als Zwölften gehenkt, so wär' ich hängen geblieben. Aber so — ein Dreizehnter ist allweil überzählig!"

Unter dem Geschrei, das sich erhob, sprang einer in flämischer Rüstung von seinem Ingolstädter Gaul, dicht vor dem kahlgewordenen Galgenbaum. Er faßte den Malimmes an der Schulter und riß ihn zu sich heran. Die heisere Stimme schrillte: „Der Mann ist mein! Wer ihn anrührt, den schlag ich nieder." Dennoch wollte ein dicker Schwarm von kreischenden Spießknechten gegen den aus dem Hanfsamen Erlösten andrängen. Lampert Someiner machte in Zorn das Eisen blank. Da hörte man vom Stiftshof dumpfes Gepolter und schweres Rädergerassel. Alarmtrompeten fingen zu blasen an. Ein Stutzen und Schauen der Kriegsleute, eine lärmende Verwirrung, ein Drängen und Auseinanderlaufen. „Schnell, du!" keuchte Lampert. „Spring auf meinen Gaul!"

„Vergeltsgott, Herr!" Das war ein heißer, fröhlicher Schrei. Und Malimmes saß im Sattel. Und beugte sich nieder: „Die Jula hat Euch lieb! Wahr ist's, Herr! Die Jula —"

Das steigende Roß drehte sich wie ein Kreisel. Und als es den ersten Sprung tat, riß Malimmes einem Doppelsöldner den Bidenhänder von der Brust. „Wie, du! Gib her! Ich brauch ein Eisen!" Und durch das Gewühl der schreienden Menschen, die vor dem kreisenden Stahl und vor den schlagenden Hufen des Pferdes erschrocken zurückwichen, jagte Malimmes die Marktgasse hinaus, der Hallturner Straße zu. Und war verschwunden.

Lampert Someiner stand wie ein Träumender inmitten des Aufruhrs, der ihn umbrüllte. Und so stand er noch immer, als Fürst Pienzenauer und Hauptmann Hochenecher aus dem Stiftshof herausgeritten kamen. Zwischen den beiden Herren täppelte asthmatisch der Profos, der in Aufregung etwas erzählte. Und als der Fürstpropst neben dem Marktbrunnen den wirren Knäuel der stillen Schläfer und die leere Strickschlinge sah, fing er herzlich zu lachen an. Noch immer lachend ritt er auf den Jungherrn Someiner zu und fragte: „Lampert? Hörst du nicht, daß Alarm geblasen wird?"

Lampert erwachte aus dem lähmenden Bann, hörte vom Erker seines Hauses die Stimme der Mutter, sah, daß Frau Marianne sich mit winkenden Armen fast aus dem Fenster stürzte — sah wieder seinen lachenden Fürsten an, stammelte ein paar klanglose Worte und begann zu laufen.

Einer in schwerem Panzer, wenn ihm der tragende Sattel fehlte, war immer anzusehen wie ein plumptaumelnder Käfer, dem man die Flügel ausgerissen. Die Spießknechte kuderten, als sie den ritterlichen Jungherrn so mühsame Sprünge machen sahen.

Lampert verschwand im Flur des väterlichen Hauses. Er schrie den Namen des Knechtes. Und schrie: „Den Moorle! Tu einen Sattel auf den Moorle —“ Ein Hustenreiz erwürgte ihm die Stimme.

Im Gerassel seines Panzers tappte er über die Treppe hinauf. Unter der Stubentür kam ihm die Mutter wie eine Verzweifelte entgegen: „Allgütiger Heiland! Was ist denn schon wieder?“

„Alarm! Leb wohl, Mutter! Laß mich! Jetzt muß ich fort.“

„Jesus, Jesus!“ Frau Marianne umklammerte den Sohn. „Ist denn der Krieg nicht aus?“

„Mutter, ich sorg, er will erst anheben.“ Lampert befreite sich und fragte in seltsamer Verstörtheit: „Der Söldner, Mutter? Von dem du gesagt hast, er hätt mit dem jungen Buben und dem Runotter unser Haus gehütet? Hat er übers Gesicht herunter einen schweren Hieb gehabt?“

„Ach geh, was geht denn uns —“

Er drängte: „Sag mir's, Mutter!“

„In Gottsnamen, ja, ist eine schieche Narb gewesen, ist von der Brau übers Aug gegangen, bis zum Hals herunter.“

„Der ist's!“

Frau Marianne begriff diesen Schrei nicht, in dem es wie Jubel war. Und als sie den Glanz in Lamperts Augen gewahrte, sagte sie in neuem Schreck: „Ach, Jesus, ich versteh ja nimmer —“

Lampert streckte sich unter frohem Lachen. „Mutter! Jetzt weiß ich —“ Seine Stimme erlosch, er mußte husten, mußte tief Atem schöpfen.

Die Amtmännin, als sie diesen bösen Husten hörte, fing in ihrer verstörten Muttersorge zu jammern an: „Das geht nicht! Wie kann denn einer ausrucken, der krank ist bis auf den Tod? Das dürfen die unsinnigen Herren nicht verlangen! Ich leid's nicht! Ich lauf zum Fürsten. Und einen heißen Wein mußt du haben, und Umschläg muß ich dir machen —“ Während Frau Marianne so klagte, hörte man Trommeln und Pfeifen, hörte den Taktschritt vieler Spießknechte, ein wirres Hufgetrappel und dumpfes Rädergeknatter.

„Laß mich, Mutter! Mir ist schon lang nimmer so wohl gewesen wie heut! So laß doch, Mutter! Ich muß ins Feld! Und will dem Vater noch einen Gruß —“ Die Hände befreiend, sprang Lampert in die Wohnstube.

Frau Marianne hinter ihm her. Immer jammernd, immer in Zorn auf die verbrecherischen Fürsten und auf den Wahnsinn der ganzen Menschheit scheltend. Auch in der Krankenstube ihres armen Ruppert hielt sie mit dieser Klage nicht inne, während Lampert stumm vor dem Vater stand, er zwischen aufgeschichteten Kissen schwach und hinfällig im Bett saß. Der Amtmann sah zum Erbarmen aus. Und während draußen auf dem Marktplatz der dumpfe Kriegslärm rottelte, zog der kranke Mann mit dürrgewordenen Händen die geblumte Decke gegen die Brust hinauf. Auch schien das schwere Leiden sein Erinnerungsvermögen in sonderbare Verwirrung gebracht zu haben. Denn er stöhnte vorwurfsvoll: „Wegen siebzehn Ochsen! Wegen siebzehn Ochsen! Und weil mich die Herren nicht haben tun lassen, wie ich mögen hätt. Da wär alles in Ruh gegangen. Aber nein! So sind die Fürsten! Erst schlagen und nachher denken, wenn —“

Er mußte, von einem grimmen Schmerz gepeinigt, ein Weilchen schweigen. Dann seufzte er müde: „Wenn's zu spät ist."

In wortlosem Erbarmen betrachtete Lampert den Vater und nahm seine zitternde, von kaltem Schweiß bedeckte Hand. Und sagte rasch: „Jetzt muß ich fort! Leb wohl, Vater! Tu bald gesunden! Und tu dir ein lützel Ruh vergönnen! Klagen hat keinen Sinn."

Frau Marianne fügte schluchzend bei: „Gott wird schon alles wieder recht machen. Da glaub ich dran."

Dieser fromme Trost verursachte in der verstörten Christenseele des Herrn Someiner eine schreckhafte Wirkung. In seinem verstellten Gesicht erweiterten sich die angstvollen Augen. Die Hand des Sohnes umklammernd, lispelte er scheu: „Gott? — Gott? — Ach, Bub, wie hart ist das!"

„Was, Vater?"

„Derzeit ich den Undank der Fürsten kenn — derzeit ich spüren muß an mir selber, wie im Leben die Redlichen gemartert werden —" Herr Someiner verstummte, und sein hilfloser Blick irrte ins Leere.

„Sag's, Vater!"

„Ich — ich kann —" Der Amtmann ließ das gelbe, magere Gesicht gegen die wollene Decke sinken. „An Gott kann ich nimmer glauben!"

Im ersten, sprachlosen Schreck bekreuzte sich Frau Marianne. Und Lampert, von einer tiefen Erschütterung befallen, sagte ernst: „Vater? Weißt du, was Gott ist?" Der Amtmann hob die verstörten Augen. Und Lamperts rauhe Stimme wurde leis. „Gott ist der Glaube an uns selbst. Wenn wir Freude, Wert und Kraft in unserm Leben spüren, glauben wir auch an den Schöpfer, der uns Wert und frohe Kräfte geschenkt hat. Ich glaube." Er beugte seine Wange auf die feuchte Stirn des Vaters, streichelte ihm das dünne Haar, wandte sich wortlos ab und ging mit klingendem Eisenschritt durch die Stube hinaus. Frau Marianne lief ihrem Buben nach und hängte sich schluchzend an seinen Hals.

Drunten auf der Straße fuhren die gewaltigen Hauptbüchsen der Salzburger und die mit vielen zentnerschweren Steinkugeln belasteten Wagen vorüber. Das erschütterte den Grund so heftig, daß es wie ein Erdbeben war. Die Mauern des Someinerschen Hauses zitterten, die Deckenbalken der Wohnstube ächzten, Mörtel bröselte von den Wänden herunter, und im Kasten der alten Standuhr wurde das lange Pendel in seinem ruhigen Schwung gestört. Es klapperte gegen die Holzverschalung und sagte noch ein letztes Mal mit seufzender Stimme: „Bau!" Dann schwieg es.

Drunten im Hause polterten die Hufe des Moorle über die Holzdielen des Flurs. In der Wohnstube blieb eine bange Stille. Auch auf dem Marktplatz war es schon wieder ruhig geworden, als Frau Marianne endlich heraufkam. Sie wollte sich auf einen Sessel setzen, weil ihr die Knie zitterten. Aber sie tat es nicht. Denn die ungewohnte Stubenstille fiel ihr auf. Und da entdeckte sie: die Kastenuhr war stehengeblieben, knapp vor der siebenten Morgenstunde.

Zum erstenmal in ihrem Leben wurde diese helle Frau von dunklen Ahnungen befallen. So sehr hatten die Schrecken des Krieges ihren gesunden Verstand umwirbelt.

Während sie den armen Ruppert pflegte, die versteckten Kostbarkeiten aus den Mauerlöchern herausholte und die gründliche Scheuerung des Hauses überwachte, ging ihr diese ziellose Sorge nimmer aus dem Sinn: „Welches Unheil wird geschehen zu einer siebten Morgenstund?" Dabei ertappte sie sich auf einem wahrhaft vaterlandsfeindlichen Gedanken. Das fremde Kriegs-

volk in Berchtesgaden und ihr Sohn in sicherer Ferne — dieser vergangene Zustand war ihr lieber gewesen als der jetzige, bei dem der heilige Peter mit den Salzburger Hauptbüchsen einem wahrscheinlichen Sieg entgegenrasselte.

Solch einer unheldenhaften Erkenntnis schämte sich Frau Marianne nicht im geringsten. Das wertvollste Lebensgut dieser natürlich gearteten Mutterseele war das Glück und die Sicherheit des Sohnes, den sie geboren hatte. Auch zweifelte sie nicht an Gott wie der geplagte Ruppert. Sie war im Gegenteil der festen Überzeugung, daß der Ewige und Allweise über diese Dinge nicht um ein Härchen anders dachte als die Amtmännin Someiner.

II

Von Staub umwirbelt, mit pludernden Hemdärmeln, die rot gesprenkelt waren, hetzte Malimmes auf dem Ingolstädter Gaul dem zerstörten Hallturm entgegen. Dem Erschöpften drohten die Kräfte zu erlöschen. Manchmal verzog er das Gesicht, weil ihm das verkrustete Blut die Haut spannte. Und manchmal lachte er wie ein Berauschter vor sich hin. Den fremden Bidenhänder hatte er quer vor dem Sattel liegen. Die mächtige Klinge war ein bißchen rot geworden. Bei den letzten Häusern von Berchtesgaden hatte dem Malimmes eine Wache mit vier Spießen den Weg versperren wollen. Dann hatte ihm kein Hindernis mehr den jagenden Ritt gestört. Über die Stillen, die auf der Straße lagen, sauste der Gaul ohne Zuck hinüber. Er scheute auch nicht vor den Brandruinen, nicht vor den Leuten, die bei den qualmenden Haustrümmern stumpf und ruhig auf der Erde saßen.

Von Rauch umkräuselt, von aufgeregten Dohlen und Tauben umflattert, tauchten die Reste des Hallturmes über die Wiesen herauf. In der Torhalle war's öd und still. Alles Leben fehlte. Und die Toten hatte man, um Platz für den Rückzug der Bayrischen zu schaffen, aus dem Torweg herausgezerrt auf den Burghof. Hier, und entlang der Mauer, lagen sie in der bratenden Sonne und mahnten schon fürchterlich an die Düfte des Vergänglichen. Sie waren, wie friedsame Schläfer, nur mit dem Hemd bekleidet; was sie sonst am Leibe getragen hatten — Kleider, Wehr und Waffen — alles war verschwunden.

Dem Malimmes, der an den Graus der Schlachtfelder gewöhnt war, rann beim Anblick dieses vom Tode besetzten Burghofes kein Schleier des Grauens über die Augen. Als Kriegsmann erriet er, daß diese Schläfer auf ihre Gräber warten mußten, um den heiligen Peter und seinen Freund Salzburg durch die Pflichten der Pietät einen Tag lang vom Sturm auf den Fuchsenstein und die Feste Plaien abzuhalten. Herr Seipelstorfer, der den Nachmarsch des Feindes durch jeden Behelf verzögern wollte, hatte auch die Zugbrücke zerstören lassen. Der tiefe Wassergraben versperrte den Weg des Malimmes. Ein Faustschlag: „Spring, Rössel!" Und der Ingolstädter, der von Herzog Ludwigs Falkenjagden an kalte Bäder gewöhnt war, klatschte mit mächtigem Satz in das grüne Wasser hinunter. Als das weiße Geschäum zerfloß, war unter dem Wasserspiegel ein wunderlich geformter, heftig arbeitender Riesenfrosch zu sehen. Jetzt tauchte ein triefender Menschenkopf, ein triefendes Tierhaupt an die Luft. Malimmes schleuderte den Bidenhänder ans Ufer, stieg mit den Füßen auf den Sattel des schwimmenden Gaules, sprang an das Land und half dem schlagenden Pferd aus dem Wasser heraus. Ein Griff nach dem Bidenhänder. Und wieder hinauf und davon durch das weißgraue Aschenfeld des niedergebrannten Waldverhaues.

Das kalte Wasser hatte dem Malimmes die müden Kräfte ein wenig

erfrischt und säuberlich alle Blutflecken vom Hemde, vom Gesicht und aus den Haaren fortgewaschen. „Gott sei Lob und Dank! Jetzt wird der Bub nit erschrecken vor mir.“ Er schüttelte sich in der Sonne.

Hinter dem Aschenfeld arbeiteten Kriegsknechte und Schanzbauern an einem neuen Sperrwall, der schon über mannshoch gewachsen war. Und auf dem Fuchsenstein gewahrte Malimmes ein Geblitz von Waffen und die Verschanzungen der drei Geschütze. In seiner Freude hob er den Bidenhänder und tat einen gellenden Schrei. Waren die Kammerbüchsen noch da, so waren auch Jul und Runotter nicht weit.

Viele Stimmen kreischten auf dem Wall. Faustbüchsen und Armbrusten richteten sich gegen den Reiter. Malimmes schrie die Losung von Plaien und schimpfte: „Hammelsköpf! Man schießt doch nit auf die eigenen Leut!“

Der Wall hatte kein Tor und war so steil, daß man den Söldner und seinen Gaul an Seilen hinauflotsen mußte. Und da war auch Herr Martin Grans schon auf dem Wall und brüllte: „Du Schaf, du gottverlorenes!“

„Herr Hauptmann, Ihr seid ein Menschenkenner!“

„Hast du denn meinen Botschaftsweg in die Ramsau nicht verstanden?“

„Wohl, Herr! Aber weil ich ein Schaf bin, hab ich halt auch was Schafmäßiges tun müssen. Sind meine Leut in Sicherheit?“

„Freilich!“ Herr Grans wurde heiter. „Dein Herr und sein Vetter sind grad so dumm wie du! Die wären um deinetwegen ins Feuer gesprungen. Denen hab ich Füß machen müssen.“

Malimmes tat einen tiefen Atemzug.

„Aber du, Mensch? Wo kommst denn du jetzt her? Und so?“

Der Söldner guckte an sich hinunter. „Ich bin gewesen, wo man die Gäns rupft. Und hab gemeint, daß Ihr Kundschaft braucht. Die hab ich geholt. In dritthalb Stund sind die Salzburger beim Hallturm. Ich schätz dreihundert Roß und fünfhundert Spieß, dazu vier Hauptbüchsen, die einen Zentner schießen. Hauptmann ist der Hochenecher. Den kenn ich vom ungrischen Handel her. Ist ein Scharfer! Aber sein Profos ist ein Schöps. Bei den Salzburgern sind die Gadnischen, die sich gesammelt haben. Und Ingolstädtische müssen dabei sein. Ich hab Gäul gesehen, die den „Loys“ mit der Herzogskron als Brand auf dem Hintern haben.“

Herr Grans war ernst geworden. „Teufel! das ist mehr, als der Seipelstorfer weiß.“ Er wollte davongehen, sah den Malimmes an, trat auf ihn zu und rührte mit dem Finger an den bläulichen Strich, den der Söldner rings um den Hals hatte. „Mensch?“

Jetzt lachte Malimmes. Und weil er wußte, daß dem Hauptmann die Geschichte vom ungefährlichen Hanfsamen bekannt war, sagte er: „Der von heut, der ist der Sechste gewesen, kann auch sein, erst der Fünfte. Ich weiß nimmer recht. Aber mein Hals will verdienen. Vergeßt nit auf meinen Botenlohn! Heut bin ich Kirchenmaus geworden. Ich brauch Gewand und eine neue Wehr.“

„Sollst alles haben.“

„Und einen Mann, der mich zu meinem Herrn führt.“

Der Hauptmann winkte einen der Knechte herbei. „So erzähl doch, Mensch!“

„Ein andermal, Herr!“ Malimmes nahm den Zügel des Ingolstädter Gaules, dessen Fell in der Sonne schon zu trocknen begann. „Heut wird's mit der Zeit ein lützel knapp.“ Er sah über die Schulter gegen die Hallturner Mauer. „Ich hätt mir in Berchtesgaden gern die Haar stutzen lassen. Aber der Bader ist mir mit der Scher unter die Haut gekommen. Jetzt

wart ich lieber bis übermorgen." Malimmes sah scharf den Hauptmann an und sagte langsam: „In Burghausen gibt's doch gute Haarstutzer? Nit?"

Herr Grans wollte etwas erwidern, drehte sich aber plötzlich um, klirrte davon und schrie: „Der Seipelstorfer? Wo ist der Seipelstorfer?"

Den Gaul am Zügel führend, ging Malimmes hinter dem Knechte her, der ihn zum Runotter führen sollte. In dem schmalen Waldtal war eine dichte Zeltstadt aus dem Boden gewachsen. Söldner, Schützen und Harnascher lagen neben den Reihen der angepflöckten Gäule bei den Feuerstätten, würfelten um Beutestücke, verzechten das berchtesgadnische Raubgeld und scherzten mit den Troßweibern. Fast am Ende des Gelägers, bei einer Quelle unter alten Bäumen, stand das große Zelt, das man dem Runotter und den Seinen zugewiesen hatte. Der Falbe, der Schimmel und die zwei erbeuteten Gäule der Knechte waren angepflöckt und zupften den Hasenklee aus dem Moose. Heiner putzte das Sattelzeug. Als er den Malimmes kommen sah, sprang er auf. „Gott sei Lob!" Er rückte vergnügt den Stirnverband, als wär's ein Hütl. „Der Bub, unser Bauer und das narrische Mensch sind fast verzweifelt vor Angst um dich!"

„Wer noch?" fragte Malimmes.

„Die Traudi. Wirst doch wissen —"

Malimmes sah ein bißchen wunderlich drein. „Die ist auch noch da?" Und während er seinen Gaul anpflöckte, murrte er vor sich hin. „Es ist doch ein Elend mit den Weibsleuten. Haben kann man sie flink. Los wird man sie niemals wieder." Den Altknecht machte die mangelhafte Bekleidung des Söldners neugierig. „Da ist die Hitz dran schuld. Gebadet hab ich, wider das Schwitzen, weißt. Und da ist mir so pudelwohl geworden, daß ich das ganze Gelumpert beim Wasser hab liegen lassen." Malimmes lachte über die verdutzten Augen der beiden Knechte, ging auf das Zelt zu und sah in den dämmerigen Raum. „Wo ist denn — — Höi! Wo der Bauer ist, frag ich?"

„Da drunt, wo man Ausschau hat über das Haller Tal. Die meinen doch, du kämst durch den Schwarzenbach von der Ramsau her."

„Spring, Heiner! Sag dem Bauer, daß ich daheim bin." Der Bursch rannte davon. Und Malimmes befahl dem Altknecht: „Hol mir den Feldscheer! Und schau, daß du einen Krug Wein auftreibst. Einen festen!" Als er allein war, taumelte er auf den Waldboden hin. Eine Weile blieb er liegen, wie leblos. Dann stemmte er sich mühsam wieder auf und trat in das Zelt. Zwischen andern Waffenstücken hing da ein zierlicher Helm mit einem Reiherbusch. Malimmes strich mit der Hand über den blanken Stahl, als wär's die Wange eines Kindes. Nun ging er zu seinem neuen Gaul, lockerte ihm die Sattelgurten und tätschelte den schlanken Hals des schönen Tieres. „Bald kriegst was! Erst mußt verschnaufen."

Zwei Knechte des Herrn Grans erschienen mit einem großen Pack. Sie brachten Wehrzeug, Waffen und Kleider. Alles war Raubgut. Und Hauptmann Seipelstorfer schickte als Dank für die Kundschaft einen schweren Beutel. Malimmes schmunzelte. „So viel ist der Hänfene nit wert gewesen." Er wollte sich kleiden. Es war reichliche Auswahl da. Nur das Hemd fehlte. Malimmes kramte im Zwerchsack der Knechte. Umsonst. Die hatten nur das Hemd, das sie am Leibe trugen. Im Bündel der Traudi fand er ein langes, grobleinenes Weiberpfaid. Das zog er an. Und lachte, während er so dastand und sich anguckte. Den feuchten Bausch des eignen, zerfetzten Hemdes stopfte er zwischen die paar Habseligkeiten des Mädels. Mit allem andern ging's flink. Stattlich und doch ein bißchen

sonderbar gewandet, wie ein Mischling aus zwei Dritteln Herr und einem Drittel Soldknecht, stand Malimmes vor dem Zelt, als der Feldscheer mit seiner Tasche und der Altknecht mit dem Weinkrug kam. „Gib her!" Malimmes packte den Krug. „Jetzt duck dich, arme Seel! Die Sündflut kommt!" Er soff, daß die zwei andern zu lachen begannen.

Nun saß er auf einer Baumwurzel und hielt unter dem Lichterspiel der Sonne geduldig den Kopf hin, während der Feldscheer die kitzlige Arbeit begann. Ein Hautlappen, den man wegschneiden mußte, flog ins Moos „So!" sagte Malimmes. „Da kriegen die Mäus was. Der liebe Herrgott teilt's allweil so aus, daß jedes Schwänzlein Leben zu seiner Notdurft kommt."

Heiter meinte der Feldscheer: „Nit jeder laßt seine Haut so willig wie du!"

„Was liegt an einem Läpplein Haut? Wer gut durch die Welt kommen will, muß sieben Häut haben. Da schält sich bei jedem Elend eine weg von ihm. Die wo nachwachst, muß allweil die besser sein." Ohne Zusammenhang mit diesen klugen Worten lachte Malimmes plötzlich wild hinaus. Dann preßte er den Arm an die Stirn und sagte bekümmert: „Sonst vertrag ich nit wenig. Aber heut — die Hitz halt, weißt —" Er atmete schwer. Der Feldscheer nähte mit festem Zwirn, den er zuvor in Essig tauchte. Über die Naht kam das Pflaster. Malimmes griff hinauf. „Jetzt mußt mir noch die Haar über das Pflaster kampeln. Ich mag nit merken lassen, daß ich ein Loch hab, wo keins hingehört." Über den neuen Scheitel, der ihm angebürstet wurde, zog er eine gesteppte Seidenkappe, die er im Pack des Herrn Grans gefunden. Aus dem Säckel holte er den Dank für den Feldscheer heraus. „Vergeltsgott, Mensch!" Und dem Altknecht befahl er: „Jetzt futter meinen Gaul! Er hat verschnauft."

Eine freudig schrillende Weiberstimme im tieferen Wald. Malimmes guckte gottergeben drein. Atemlos kam Traudi durch den Wald heraufgewirbelt, vergaß aller Eifersucht und überschüttete den Malimmes mit einer ausreichenden Mahlzeit von Sorge und Zärtlichkeit. Stumm ertrug er's, während schon die Wirkung des schweren Trunkes in seinen Augen zu blinkern begann. Daß er anders aussah als sonst, das merkte die Traudi nicht. Der Malimmes war da, war gut zu ihr, und ihr Glück hatte keinen Wunsch mehr. Als ihre Freude sich ausgetobt hatte, faßte er sie am Handgelenk: „Dich hab ich gesucht. Bloß um deintwegen bin ich gekommen."

„Ist's wahr?" Sie glich in diesem Augenblick dem seligsten Geschöpf der Erde.

„Aber, Maidl, jetzt mußt du beweisen, daß du mich lieb hast."

„Dir tu ich alles."

„Zu meiner Mutter mußt du, in die Ramsau, jetzt gleich. Die Mutter tut Not leiden." Er schüttelte den Inhalt des Säckels vor sich hin und schob ein paar Silberstücke in seinen Hosensack; das übrige teilte er nach dem Augenmaß und gab dem Altknecht die eine Hälfte: „Das schieb in des Herren Zwerchsack. Ist für uns alle." Die andre Hälfte gab er wieder in den Säckel. „So, Maidl, das bring der Mutter, jetzt gleich! Und bei der Mutter bleibst du, bis ich komm. Dein Kind muß ein Heimatl haben, weißt!"

Ihre Augen strahlten. „Wann kommst?"

„So bald, wie's geht. Hast meinen Goldpfennig noch?",

„Wohl! An einem Schnürl um den Hals."

„Da laß ihn nur hängen derweil. Jetzt kannst du die Mutter auch

grüßen — von mir. Mach weiter! Das Ding hat Eil." Sie wagte keinen Widerspruch, sprang in das Zelt, holte ihr Bündel und wollte den Malimmes halsen. Er sagte: „Schon gut!" Mit Tränen in den Augen sprang die Traudi davon. Er sah ihr nicht nach, sondern starrte vor sich hin auf den Waldboden, und in seinem Gesicht war der Ausdruck eines peinvollen Grams. Mit schweren Schritten ging er ins Zelt und preßte die Lippen an den zierlichen Helm, wie ein inbrünstiger Beter die Reliquie eines Heiligen küßt. Wieder jenes wilde Lachen. Dann warf er sich auf die Pferdedecken, die in einem Winkel des Zeltes lagen.

Noch einmal hörte er die Stimme der Traudi. Das Mädel war dem Runotter und dem Jul begegnet und sprach mit ihnen.

Nun kamen die beiden. Jul war ohne Kettenhaube, barhäuptig. Wie ein dickes, schweres Mäntelchen hing das schwarze Haar um das erhitzte Gesicht. Runotter, völlig gewaffnet, schlug den Tuchlappen des Zeltes zurück. „Gott sei Dank! Da ist er. Mir geht ein Stein von der Seel."

Malimmes lag unbeweglich auf den Decken, mit geschlossenen Augen. Als Jul zu ihm hinspringen wollte, faßte Runotter den Buben am Arm. „Sei fürsichtig! Der schaut aus wie ein arg Müder. Gönn ihm die Ruh! Er schlaft!"

Lautlos kauerte der Bub sich auf den Boden hin und schmiegte seine Wange an die Faust des Malimmes. Der zuckte leis. Doch er ließ die Faust so liegen, wie sie lag.

Mit großen Augen sah Runotter die sonderbare Gewandung des Söldners an und betrachtete die neuen Waffen, die da umherlagen. Draußen bei den Gäulen war ihm das fremde Roß mit dem prächtigen Sattelzeug aufgefallen. Was er mit eignen Augen sah, und das wirre Geschwätz, das der Heiner gemacht hatte, und das verdrehte Gerede der blonden Leuthausmagd — das alles stimmte nicht zueinander.

Über das braune Gesicht des Bauern glitt plötzlich ein fahles Erblassen. Der schwere Kürriß, der zu Häupten des Malimmes auf dem Boden stand? War das nicht der Kürriß, den der gadnische Vogt in jener Nacht getragen hatte, als der Jakob auf dem Totenbrett hatte liegen müssen? Und war's nicht der gleiche Kürriß, über den bei der Hallturner Mauer das Blut des Erschlagenen heruntersprudelte, der unter den Streichen des Runotter zusammenbrach? Wie kam dieser Kürriß in das Zelt? War Malimmes auf dem Greuelfeld des Hallturner Burghofes zum Raubmann geworden? Oder gab es Wege, auf denen die Toten ihre bösen Mahnungen zu den Lebenden schickten?

Wortlos, wie von einer drückenden Last gebeugt, ging der Bauer aus dem Zelt. Und draußen befahl er mit rauher Stimme dem Altknecht: „Lauf, Mensch — da liegt ein Krug — bring, was du kriegen kannst. Mich dürstet nach Ruh."

Der heitere Lärm des Gelägers — diese kreischenden Stimmen, das Gelächter, die johlenden Lieder, das Dullenklopfen auf den Harnischen und Eisenhüten, das Gewieher und Stampfen der Pferde — das alles tönte gleich dem wirren Geplätscher eines Sturzbaches in die Stille des Zeltes.

Unbeweglich saß der Bub auf der Erde, mit dem Kopf an die Schulter des Malimmes gelehnt. Der lag wie ein toter Klotz. In dem Schlafe, den er geheuchelt hatte, war ihm aus Erschöpfung und Weindunst ein ehrlicher Schlummer auf die Lider gefallen. Manchmal ließ er ein kurzes, drolliges Schnarchen hören — es war wie der röchelnde Laut einer Kehle, der es ein bißchen an Luft gebricht. — —

Vor der Mahlstunde des Gelägers, als die Waldluft erfüllt war von den Schmorgerüchen der vielen Feuerstätten, vernahm man immer wieder von der Hallturner Höhe her ein kurzes, dumpfes Trommelgerassel. Das war der kriegerische Segen, mit dem der heilige Peter seine Toten verspätet dem Schoß der Erde übergab. Jeder von den Troßbuben, die beim Hallturm als Totengräber dienen mußten, hatte sich ein mit Essig getränktes Tuch um Mund und Nase gebunden. Und hohe Feuer loderten, die man mit Stößen von Wacholder nährte. Man trieb da den Teufel mit dem Teufel aus und übertäubte den üblen Geruch des Todes mit einem Gestank des Lebens. Das gemeine Volk, das die Pflichten der Pietät erfüllen und durch die zerbröselte Mauer die für den Sturm auf die feindliche Schanze nötigen Tore brechen mußte, hielt den bayrischen Hauptmann Seipelstorfer für einen großen Esel, weil er sein Pulver sparte, statt die Arbeit bei der Hallturner Mauer durch einen Hagel von Stein und Blei zu stören. Die Büchsenschanzen auf dem Fuchsenstein waren deutlich zu sehen; doch über achthundert Schritte konnten die Getreuen des heiligen Peter nicht mehr erkennen, daß die bayrischen Geschütze bereits aus den Schanzen zurückgezogen waren. Unter Bespannung standen die „Landshuterin", die „Hornaussin" und die Trommelkanone schon im Wald auf der Straße, wo ihre Räder fest mit Sacklumpen und Filz umwickelt wurden. —

Der wehrhafte Hauf des heiligen Peter, dessen Nachhut noch mit einem langen Schwanz die von Berchtesgaden herziehende Straße füllte, wurde außerhalb des Dunstbereichs der Hallturner Mauer aufgestellt. Hinter den vier Hauptbüchsen hatte Hauptmann Hochenecher mit seinen Geleitsherren auf einem grünen Hügel Stand genommen, um die Anordnung des Sturmes zu beraten. Der durfte vor der fünften Morgenstunde nicht beginnen. Es war wohl verabredet, daß der Hinterhalt der Salzburger mit den Kriegshaufen des Bischofs von Chiemsee und des Kaspar Törring das Saalachtal vor Anbruch der Nacht bei Piding und Marzoll, hinter dem Untersberge, sperren würde. Aber man brauchte den sichtigen Morgen dazu, um den Seipelstorfer von Plaien abzuschneiden und den Feind hinunterzupeitschen in die unentrinnbare Mausfalle an der Saalach. So oft die salzburgischen Herren während ihres Kriegsrates zum Fuchsenstein hinüberguckten, fingen sie zu lachen an. Wie ahnungslos die winzigen Käfer da drüben auf und nieder krabbelten an der Sperrschanze! Und Erde karrten und Bäume schleppten, um sich einzusperren in einen mörderischen Sack!

Neben den Lachenden stand ein Ernster, der in diesem Kriegsrat kein Wort gesprochen hatte. Die feste Sonnenluft, die über den Hügel hinblies, bewegte die Fasanenflügel auf seinem schimmernden Helm.

Als die Herren des Rates auseinandergingen, jeder zu seinem Fähnlein, legte Fürst Pienzenauer seine gepanzerte Hand auf die Schulter dieses Schweigsamen. „Komm! Ich will reden mit dir."

In Lamperts Augen war eine dürstende Hoffnung.

Die beiden gingen zu einer alten Ulme, in deren Schatten der Fürst sich niederließ. Lächelnd betrachtete er den Jungherrn. „Ich habe mir überlegt, was du mir am Morgen sagtest. Auch hast du dir durch den gefahrvollen Ritt nach Ingolstadt einen Dank verdient."

„Ich tat nur meine Pflicht."

„Grund genug für deinen Fürsten, um dir zu danken. Der Menschen, die immer ihre Pflicht tun, gibt es wenige. Sonst hätte das Leben ein andres Gesicht als jenes üble, das von der Hallturner Mauer zu uns herguckt und das wir heut in meinem verwüsteten Münster gesehen haben. Ich will es dir

nicht vergessen, daß ohne deinen mutigen Ritt die Bayern noch immer in meiner Stube säßen. Oder denkst du auch von des Herzog Heinrichs Leuten so gut wie von deinem Ramsauer Schützling?"

„Nein!" In diesem harten heiseren Worte zitterte ein leidenschaftlicher Zorn. „Man hat uns schamlos und wider Recht überfallen. Die da drüben haben die eignen Bauernhöfe auf dem Hirschanger in Brand gesteckt, um einen Vorwand wider uns zu schaffen und die Unsern lügnerisch der Schuld zu bezichtigen."

„Die da drüben erklären das vermutlich als feine Kriegskunst, die nicht Gut und Menschen zählt, nur den nützlichen Vorteil wertet."

„Herr?" fragte Lampert erschrocken. „Redet Ihr solchen Dingen das Wort?"

„Ich? Nein. Aber wer das Wesen des Lebens erkennen will, muß es mischen aus zwei Gesichtern."

„Das, Herr, ist eingesichtig: was Herzog Heinrich um dunkler Zwecke willen gegen uns begann, ist ein Frevel ohnegleichen."

„Da frage den Klugen in Burghausen! Ich vermute, für ihn ist hell, was du dunkel nennst." Der Fürst lächelte. „Dein Zorn wider diesen Weisen ließe mich hoffen, daß du morgen wider seine Farben ein grimmiges Eisen schwingen könntest — wenn nicht diese andre Sache wäre, die deine Kraft bedenklich fesselt. In dir ist mehr als nur die Dankbarkeit für diesen wunderlichen Mann, der die folgenschwere Kurzsichtigkeit meines guten Ruppert mit unglaubwürdiger Menschlichkeit vergalt. In dir ist das stärkste von allen Dingen: ein Glaube."

„Ja, Herr! Ich glaube an diesen Redlichen."

Herr Pienzenauer nickte. „Du bist auch nicht sein einziger Apostel. Den Söldner, der heut für seinen bäurischen Herrn durch die Salzburger Strickschlinge sprang, möcht ich als Diener haben. „Durch zweier Zeugen Mund" — das ist ein altes, gutes Wort. Ich bekehre mich zu deinem Glauben."

„Herr!" stammelte Lampert in Freude.

„Ich will, daß meine Gadnischen sich morgen auszeichnen. Auch du! Da soll dein Arm nicht lahm werden durch die Sorge, daß du morgen diesem Redlichen begegnen könntest, gegen den du nicht schlagen willst, weil er für deinen Glauben das Martyrium des Gerechten leidet. Es zeugt doch auch deine zerbrochene Stimme für die Kraft deines Glaubens."

„Spottet nicht meines Glaubens, Herr! Ich bürge mit meinem Kopf —"

„Den verwette nicht!" Wieder lächelte der Fürst. „Er ist mir zu lieb. Obwohl ich Raupen in ihm sehe. Wie in allen Menschenköpfen — leider auch in meinem eignen. Höre, Lampert! Ich will alles in deine reinliche Hand legen. Nimm zwei von meinen Leuten, reite mit dem weißen Lappen zur Sperrschanze der Bayrischen hinüber und mache den Versuch, ob sie dich mit dem Ramsauer reden lassen. Gelingt es dir, so laß dir sagen von ihm, wie sich alles in der Ramsau und auf dem Hängmoos zutrug. Ich selber glaube, daß der Richtmann nicht lügen wird. Und waren die Dinge so, daß du seine Lösung auf dein Gewissen nehmen kannst, so hast du Vollmacht von mir, ihm Verzeihung und Urfehd anzutragen. Ich will sein Dach wieder aufbauen und will ihn ungekränkt mit den Seinen hausen lassen im Erbrecht. Bist du zufrieden?"

„Herr!" Wie in einem Rausch von Freude beugte Lampert die Stirne auf den Eisenhandschuh des Propstes. „Das ist mehr, als ich hoffen durfte."

„So geh! Und eil dich! Die bösen Dinge laufen so schnell, daß die

guten sich um den Vorsprung tummeln müssen." Freundlich, doch nicht ohne leisen Spott, sah Herr Pienzenauer dem jungen Manne nach, der im ungeschickten Käfertanz eines Gepanzerten über den Hügel hinuntergaukelte zu seinem Pongauer Rappen.

Während der Knecht den angepflöckten Moorle löste, faßte Lampert mit beiden Fäusten das Pferd an den Kiefern und drückte ihm das Gesicht an die Schnauze. „Moorle, Moorle, wir reiten zu einer Freud!"

Die zwei gadnischen Hofleute, die mit Lampert Someiner durch ein in die Mauer geschlagenes Tor hinausritten, trugen an ihren langen Spießen die weißen Flatterzipfel.

Während die Drei ihre Rosse durch das zähe Grau des im Winde stäubenden Aschenfeldes waten ließen, tönte ihnen ein sonderbar aufgeregter, ohrbetäubender Gesang entgegen.

Hinter der neuen Sperrschanze saßen Herzog Heinrichs Harnascher auf ihren Gäulen, in kleine Haufen geteilt. Jeder Reiterschwarm brüllte ein Lied, jeder ein andres. Und die hundert Schanzbauern jodelten ihre heimatlichen Weisen. Richtiger Gesang brauchte das nicht zu sein, nur fester Lärm, der den Flinkschritt der unter Martin Grans davonmarschierenden Spießknechte und das dumpfe Gerassel der vom Fuchsenstein abziehenden Geschütze und Troßwagen übertönen sollte.

Nahe bei der Sperrschanze, auf welcher Herr Seipelstorfer mit seinem Geleit die Parlamentäre erwartete, waren einem Reiterhaufen auch die fünf Ramsauer zugeteilt. Malimmes, in seiner neuen Tracht und schweren Bewaffnung, war nach einem fünfstündigen Schlaf wieder frisch bei Kräften, sang lustig mit und schwatzte dazwischen allerlei drolliges Zeug gegen Jul und Runotter hin, die still auf ihren Gäulen saßen. Manchmal sahen die beiden den heiteren Söldner verwundert an. Seit er aus dem bleiernen Schlaf erwacht war, hatten sie gemerkt, daß er heute anders war als sonst. Über seinen lustigen Ritt durch Berchtesgaden log er allerlei krauses Zeug zusammen. Dem Runotter mißfiel das; doch Jul sagte: „Wir verstehen's halt nit. Ich weiß, was er tut, ist ein Nutzen für uns."

Und während da nun dreihundert Kehlen so kräftig sangen, daß von dem Marschlärm hinter dem Fuchsenstein nichts mehr zu hören war, kam ein Trabant des Herrn Seipelstorfer über den Wall heruntergesprungen und winkte dem Runotter: „Kommen sollst du! Ein gadnischer Herr steht vor dem Wall, mit Botschaft für dich. Der Jungherr Someiner." Der Name wirkte auf die drei wie ein Lanzenstoß. Malimmes warf einen brennenden Blick auf den Buben, der sich auf eine wunderlich sinnlose Weise plötzlich gegen die Mähne seines Gaules beugte. Runotter, in dessen Augen nach dem schweren Trunk dieses Mittags eine dumpfe Ruhe gewesen war, verfärbte sich. Er sagte rauh: „Der soll seine Botschaft dem Hauptmann kundtun! Nach Zwiesprach mit gadnischen Herren dürstet mich nit."

Da hob der Bub den schimmernden Helm mit dem Reiherbusch. Ein irres Flehen war in seinen großen Augen. „Red mit ihm! Der tät nit bringen, was ein Ungutes wär für dich!"

Der Bauer sah den Buben an — und sah dem Trabanten nach, der gegen die Sperrschanze hinaufsprang — und sagte müd: „Ist schon vorbei."

Herr Seipelstorfer winkte vom Wall herunter. Er rief auch etwas. Doch unter diesem brüllenden Gesang verstand man nichts.

Ein heißes Drängen: „Vater! So geh doch, Vater!"

Runotter schien nicht zu hören und war auf seinem Gaul wie eine steinerne Säule.

Im Zorn schimpfte Malimmes: „Gotts Teufel, so rumpel doch fürwärts!“ Er versetzte dem Schimmel einen heimtückischen Fußtritt gegen den Hinterbacken. An so grobe Behandlung war das brave Rößlein nicht gewöhnt. Schnaubend surrte es gegen die Sperrschanze hin. Und Malimmes — in einer Aufregung, als ginge es um Hals und Leben — faßte den Zügel des Falben und hetzte gegen den Fuchsenstein hinauf. „Komm, Bub! Ich laß meinen Herrn nit aus dem Aug.“ Nun waren Jul und der Söldner zwischen den Schanzen der verschwundenen Geschütze, sahen den Runotter beim Hauptmann stehen und konnten über die Sperrschanze hinausgucken über das Aschenfeld.

Da draußen hielt ein eisgrauer Reiter.

„Siehst du ihn?“ tuschelte Malimmes. „Daß er so grau ist, kommt von der fliegenden Asch da draußen!“ Man sah die grauwehenden Schleier, die der Sonnenwind von dem Aschenfeld emporwirbelte; sie waren so dicht, daß man die zwei ferner stehenden gadnischen Hofleute mit den weißen Flatterzipfeln manchmal nur als verschwommene Schemen gewahrte. „Siehst du ihn? Er ist nit allweil so grau, ist wie ein jungs Bäuml im besten Saft. Und heut in der Früh, da ist er gewesen wie der heilige Jörg, der dem Teufel ins Maul speit und lacht dazu!“ Auch Malimmes wollte lachen. Doch mit gut gespieltem Schreck verstummte er, als das brennende Gesicht des Buben so jäh herumfuhr. „So, jetzt hab ich mich schiech verschnappt. Jetzt muß ich schon alles redlich bekennen. Heut hab ich dich grauslich angelogen. Eine Dummheit gesteht man nit freiwillig ein. Weißt, ich hab wieder eine von meinen Narreteien gemacht, und da haben mich die Salzburger beim Zwickel erwischt. In elenden Todesnöten bin ich gewesen, und es hat mir der Hänfene schon das Zäpfl gedruckt —“

„Jesus!“ stammelte der Bub erblassend.

„Aber da ist der Jungherr bei mir gewesen wie ein paradeisischer Engel, hat mich herausgehoben aus aller Not, hat mir den hilflosen Buckel gedeckt und hat mich aus dem Tod wieder reiten lassen ins lustige Leben — auf seinem eignen Gaul! Guck, Bub! Das feine Rössel, auf dem ich da hock, das ist des Jungherren Kriegsroß“. Eine zitternde Knabenhand tastete nach Hals und Mähne des schönen Pferdes. „Gelt! Ein fürnehmes Rössel!“ beteuerte Malimmes. „Hat den „Loys“ mit der Herzogskron auf der Schattenseit!“

Für dieses Wichtige schien der Bub kein Ohr mehr zu haben. Die mit Stahl geplattete Hand in die Mähne des Ingolstädter Gaules klammernd, beugte er sich im Sattel vor, und seine großen Augen glänzten gegen das Aschenfeld hinaus.

Malimmes tat einen schwülen Atemzug.

Das war in dem Augenblick, als man auf der Sperrschanze den Runotter an einem Seil hinunterließ über den Steilhang des hohen Walles.

Unter dem Gewicht der eisernen Wehr und seines schweren Körpers versank der Bauer bis zu den Waden in die angewehte Asche. Ein paar Schritte machte er noch. Dann blieb er stehen, mit den Fäusten auf dem Schwertknauf.

Lampert Someiner trieb seinen grau gewordenen Rappen gegen den Bauer hin. Er beugte sich nieder und bot dem Runotter die Hand.

Der nahm sie nicht.

„Richtmann —“

„Jetzt bin ich Kriegsknecht.“

„Sei, was du magst! Mir bist du immer der Gleiche. Ich bin ge-

kommen —" Lampert räusperte sich. Er mußte die kranke Stimme plagen, um bei diesem sonderbaren Liedergebrüll verständlich zu werden. „Ich bringe Frieden, Runotter! Für dich!"

„Da wird wohl Krieg bleiben!" sagte der Bauer hart.

„Runotter! Du bist ehrlich — sag mir, wie alles war in der Ramsau! Ich selber weiß, wie es war auf dem Hängmoos —"

„Da heißt man's jetzt: in der Mordau."

„Gott sei's geklagt: dieser Name hat Wahrheit! Aber höre mich, Runotter! Ich habe Vollmacht von unserm Fürsten —"

„Das ist Euer Fürst. Der meinige nimmer."

Die Erregung verwandelte Lamperts Stimme in ein rauhes Krächzen. „So will ich sagen: ich habe Vollmacht von meinem Fürsten, dir gerechte Lösung und ehrlichen Frieden zu bieten, wenn du schuldlos bist. Und daß du es bist, das weiß ich. Runotter, ich glaube an dich."

Über die schwere Gestalt des Bauern lief ein Zittern. Er wankte ein wenig, wie von einem wuchtigen Hieb getroffen. Dann stand er wieder in seiner steinernen Härte, wortlos, mit starrglänzenden Augen.

„Runotter? Warum bleibst du so stumm?"

Mühsam sagte der Bauer: „Weil Eure Stimm mir weh tut. Seit gestern weiß ich, für wen Ihr den Hals so verschrien habt."

Lampert nickte. „Für dein Recht! Hab Vertrauen zu mir! Sag mir, wie alles gewesen ist!"

„Das weiß ich nimmer. Jetzt ist alles anders geworden. Da ist kein Reden mehr, kein Fried und kein Rückweg. Wenn Euer Fürst sich der Güt besinnt, soll er gerecht sein gegen die Ramsauer, die Eure gadnischen Hofleut hineingehetzt haben in die Untreu der Ängstlichen."

„Das will ich erwirken."

„Vergeltsgott, guter Herr! Für die andern. Mich lasset aus dem Spiel! Für mich ist die Ramsau nimmer auf der Welt. Und Euer Fürst, der ist tot für mich." Die Stimme des Bauern wurde grell. „Einmal hab ich die Treu meines Lebens zerbrochen im Zorn. Das reut mich, daß es mir hart an die Leber geht. Jetzt hab ich wiederum Treu geschworen. Die halt ich bis in den Tod. Reitet heim, Jungherr —" Runotter verstummte und sah mit glasigen Augen den Kopf des Moorle an. Langsam hob er die Hand, blies die graue Asche von der Stirn des Rappen und streichelte ihm sanft die Nüstern. „Vergeltsgott du gutes Roß! Weil du meinen Jakob getragen hast auf deinem Buckel!" Er wandte sich und wollte gehen.

„Runotter!" stammelte Lampert erschüttert. Und schwieg eine Weile. Und stieß es mühsam vor sich hin: „Denkst du nicht an dein ander Kind?"

Der Bauer sagte über die Schulter: „Mein Kind ist weit. Was geht's Euch an? Wie die Herren ihr Traid geworfen haben,' so ist's aufgegangen für mich und mein Weib, für meinen Buben und mein Maidl." Er sah diesen ratlosen Kummer in Lamperts Gesicht. „Nichts für ungut, Jungherr! Ihr, weiß ich, habt's redlich gemeint. Vergeltsgott! Aber jetzt ist das so! Was die Säu verwüstet haben, das macht auch kein Heiliger nimmer sauber." Er schnaufte schwer und ging.

„Runotter!" Lampert streckte erschrocken die Hand.

„Ein End, Herr! Und daß ich ehrlich bin: heut hab ich einen Rausch. Den muß ich ausschlafen. Weil ich nüchtern sein muß, wenn die gadnischen Hofleut stürmen." Unter rauhem Lachen ging Runotter zur Sperrschanze, schloff mit Kopf und Armen in die Strickschlinge, rüttelte am Seil und schrie: „Wie, Leut! Lupfet mich in die Höh!" — —

Jetzt konnten die beiden auf dem Fuchsenstein den Runotter nimmer sehen. Weil ihn der Wall verdeckte. Sie sahen nur, wie unter dem ohrzerreißenden Liedergebrüll jener graue Reiter zögernd davonritt durch das Aschenfeld. Und ohne sonderlichen Menschenwitz war es zu merken, daß die zwei in der Asche da drunten — mochten sie was immer miteinander geredet haben — nicht eines Sinnes geworden.

Malimmes mußte flink seinen Arm um den Buben legen, dem ein Laut aus der Kehle quoll, wie der zerdrückte Atem eines Erstickenden. „Da mußt du dich nit sorgen, Jul! Heut hat er bloß einen halben Weg getan. Das Stündl kommt noch, wo er den ganzen tut. Der Weg zum Verstand geht allweil treppelweis."

Das blasse Gesicht des Buben im schmalen Oval der Kettenhaube war entstellt. Nicht mit der Stimme eines jungen Harnaschers, sondern mit dem Stammeln eines hilflos verstörten Mädels fragte Jul: „Hast du —?"

„Was?"

„Hast du — heut, am Morgen — geredet — mit ihm?"

„Ich?" Der Söldner machte verwunderte Augen. „Nit ein Wörtl!" Das war so ehrlich gesagt, daß man's glauben mußte. Und als der Bub aufatmete, lachte Malimmes. „Zum Reden ist gar nit Zeit gewesen. Mein heiliges Jörglein hat mich so flink aus der Not geschupft, daß ich schon den Hallturner Stank in der Näh geschmeckt hab, eh's mir eingefallen ist, daß ich dem Jungherrn ein Vergeltsgott hätt sagen müssen. Der Mensch ist allweil ein undankbares Luder." Da streckte er plötzlich in Neugier den Hals. Auf der Straße von Plaien sah er einen Kundschafter auf keuchendem Gaul heraufjagen zur Sperrschanze. „Höia! Mir daucht, da blast ein Wind, der nit gut ist? Komm, Bub!" Er packte den Falben am Zügel. Und die beiden Pferde kletterten über den Hang des Fuchsensteines hinunter.

Unter ihnen schoß der erschöpfte Reiter vorbei. Herr Seipelstorfer lief ihm entgegen. Und der Reiter, im Sattel hängend, redete atemlos auf den Hauptmann herunter. Der knirschte einen Fluch und faßte einen Trabanten am Arm. „Flink! Die Straß hinunter, bis du den Grans findest! Er soll die Spießknecht in die Burg stopfen. Büchsen, Pulver und Kugeln dazu. Vom Troß soll er bergen, was die Zeit verstattet. Die Troßleut mögen hinspringen, wo's ihnen paßt. Vor dem Abend schick ich dem Grans noch Botschaft! Flink!"

Während der Trabant auf seinen Gaul sprang, trat Herr Seipelstorfer mit den Gefolgsherren zusammen. Der Kriegsrat, der da gehalten wurde, schien Feuer unter dem Boden zu spüren. Die Reiter und Schanzbauern, während sie ihre wirren Lieder brüllten, guckten in Sorge zu der aufgeregten Gruppe hin, die den hastig redenden Hauptmann umstand. Nur Runotter schien nicht zu sehen, was da vorging. Mit fahlem Gesicht, einen starren Glanz in den Augen, ritt er den beiden entgegen, die vom Fuchsenstein herunterkamen. Und sagte: „Malimmes! In dir ist Treu. Da mußt du auch wissen, was Untreu wär. Jetzt deut mir das aus —"

„Was?"

„Ob ich den Handschlag halten muß, den ich dem Grans gegeben?"

„Wohl, Herr, das mußt du!"

Der Bauer wurde ruhiger. „So hab ich mich nit versündigt." Mit einem Blick voll heißen Kummers sah er den Buben an: „Jul! Man hat uns einen Weg zum Frieden gewiesen. Mir ist er zugemauert. Dir ist er offen. Magst du ihn reiten?"

Der schlanke Körper des Buben straffte sich im Eisen. Und die herbe

Knabenstimme sprach: „Du und ich miteinander. Und die Unsrigen mit uns. Sonst nit. Und wenn's in den Himmel wär."

Da verwandelte sich der Rauschglanz, der die Augen des Bauern füllte, zu klarem Blick. „Vergeltsgott!"

Und Malimmes, dessen große Narbe zu glühen anfing, sagte lachend: „Herr, man fragt doch nit, ob der Tag hell ist."

Trotz allem Lärm bei der Sperrschanze vernahmen diese drei, daß mehrere Stimmen nach dem Malimmes schrien. Der Söldner ließ den Ingolstädter Gaul die paar Sprünge bis hinüber zum Hauptmann machen. „Du bist doch der," fragte Herr Seipelstorfer, „der von Plaien in fünfthalb Stund zum Herzog geritten ist?"

„Wohl!" Die Augen des Malimmes lauerten.

„Das mußt du heut wieder machen."

„Wenn's dem Runotter paßt. Der ist mein Herr."

Der Hauptmann winkte den Bauer herbei. Runotter nickte: „Mir ist's recht." Und nun führte Herr Seipelstorfer den Gaul des Malimmes aus der Hörweite der andern und sah dem Söldner scharf ins Gesicht. „Kann ich mich verlassen auf dich?"

„Wie der Höllische auf eine arme Seel, die den Himmel verscherzt hat."

„Gut! Augen hast du — das weiß ich —"

„Ums Eck kann ich nit schauen. Aber die Salzburger müßten ein Muckenhirn haben, wenn sie nit hinter dem Unterberg an der Saalach drunt das Loch mit Balken vernagelt hätten."

„So mußt du über die Balken hinüber."

Malimmes lachte. „Ein Hauptmann redet sich leicht."

„Bleib ernst!"

„Das geht nit. Man muß doch lachen, wenn man sieht, wie die Menschenleut sich plagen, daß sie um die Gurgel kommen. Also?"

„Tu die Augen auf! Und daß du Bescheid weißt: die Spießknecht hab ich in die Burg geworfen. Mit den Reitern bleib ich über die Nacht. Ich muß den Grans decken, bis er die Büchsen in Plaien hat. Wenn's Tag wird, leg ich Feuer an den Sperrwall. Sag dem Herzog, daß ich mich an der Saalach durchschlag, über Piding hinaus. Ich hoff, daß ich mich halten kann, bis die Sonn und der Herzog kommen. Die Sonn ist sicher. Kommt der Herzog nit, so beiß ich mich mit den Wenigen, die mir bleiben werden, gegen den See von Waging durch. Jetzt reit! Du mußt in Burghausen sein bis zur elften Glock. Auf der Höh von Raitenhaslach mußt du Feuer in jeden Bauernhof schmeißen. Wie mehr als brennen, wie besser! Das wird den Herzog wecken. Um Mitternacht muß er vierhundert Harnascher sausen lassen. Sonst liegen morgen hundert von unsern Köpfen im Dreck. — Was meinst du?"

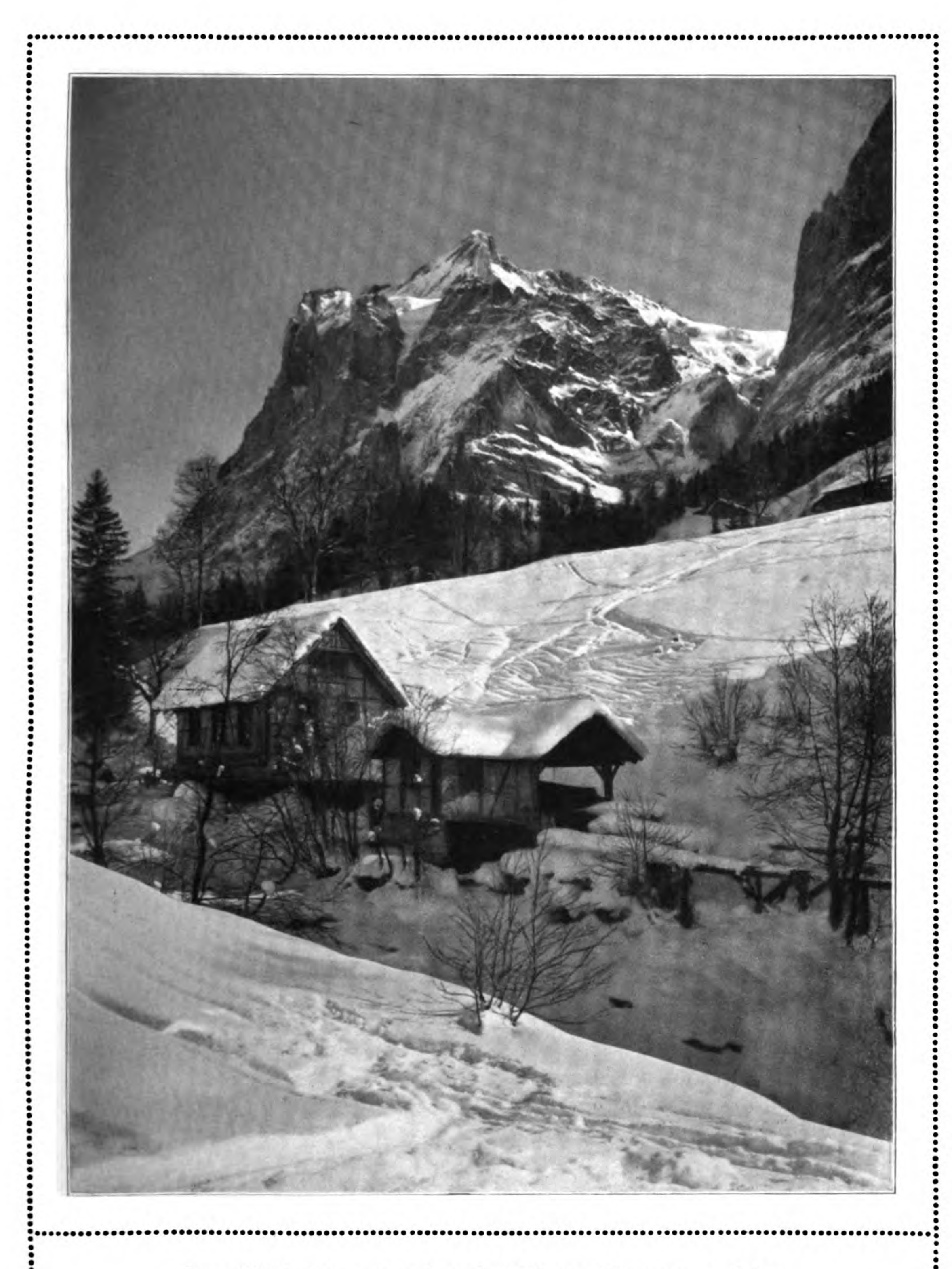
„Ich bin landskundig und mein', daß ich durchkomm. Aber machen muß ich's dürfen, wie ich mag. Meine Herrenleut nimm ich mit."

„Gut."

„Und zehn Reiter muß ich haben. Oder lieber sechs."

„Such dir die besten aus!"

„Nit, Herr!" Malimmes beugte sich im Sattel. Sein Gesicht wurde hart. „Sechs Köpf sind weniger als hundert. Gebt mir nichtsnutzige Leut! Aussuchen müßt Ihr sie selber. Ich bin nit Richter. Jetzt reit ich derweil voraus. Daß ich Ausguck find, muß ich hinter Plaien hoch am Untersberg hinaus. Wo der Plaiener Weg an die Saalach hinunterbiegt, sollen die sechs Speckbrocken warten, bis ich komm. Ich mein', da weiß ich schon, wo die hungrigen Ratzen ihre Löcher haben."



Das Wetterhorn von der Lutschiner Säge aus gesehen
Nach einer künstlerischen Aufnahme von Aug. Rupp, Saarbrücken



Herr Seipelstorfer sah verdutzt an dem Söldner hinauf. Dann schmunzelte er. „Kerl! Komm ich morgen oder übermorgen mit dem Herzog ins Reden, so bist du Serjant."

„Nit um die Welt!" Malimmes griff an den Hals. „Für Serjanten ist der Galgen eine sichere Sach. Mir ist er noch allweil zweifelhaft." Er wandte den Gaul. „Gotts Gruß, Herr Hauptmann! Beim Herzog wieder!" In Sorge warf er einen Blick zu dem Buben hinüber, ritt neben den Runotter hin und flüsterte: „Komm, wir reiten!"

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Ich bleib, wo man ficht. Für Kundschaft taug ich nit."

„So? Gut! Und kann auch sein, es ist besser so! Für den heutigen Ritt könnt dein Schimmel nit ausreichen. Und im Schädel hast einen Sums, an den du nit gewöhnt bist." Seine Stimme wurde wie Stahl. „Den Buben nimm ich mit."

Runotter wollte widersprechen.

„Wehr's nit, Bauer! Der Bub soll Sicherheit haben. Die ist bei mir! Schutzengel müssen nüchtern sein. Ich hab ausgeschlafen. Sei gescheit! Und laß den Buben nit merken, was los ist."

Das Gesicht des Bauern versteinte. Schweigend reichte er dem Söldner die Hand hinauf. Dann zwang er sich zu einem Lächeln und nickte dem Buben zu.

Malimmes faßte den Zügel des Falben. „Komm, Jul, wir reiten ein lützel auf Kundschaft. Da lernst du was Neues. Und eine schöne Gegend siehst." Er zog den Falben gegen die Straße.

Jul, mit den Augen eines halb Erwachenden, schien kaum zu merken, daß sein Gaul sich unter dem Sattel bewegte.

Es war um die vierte Nachmittagsstunde, als die beiden hinuntertrabten gegen die Plaienburg, der Bub unter stetem Schweigen, Malimmes unter heiterem Schwatzen. Allerlei sinnlose Dummheiten plauschte er zusammen, während er mit gerunzelter Stirn diese Rechnung machte: eine Stunde für den Ausguck, eine Schleichstunde für den Umweg um den Salzburger Hinterhalt, der sich wohl bei Marzoll schon eingegraben hatte, und fünf Stunden für den Ritt bis zu den Raitenhaslacher Bauernhöfen, die brennen sollten, damit Herr Heinrich neugierig würde. Dese Rechnung mußte stimmen, oder — Malimmes schnitt den halben Gedanken mit dem Glauben ab: „Ich zwing's."

Um den Buben ein bißchen lächeln zu machen, begann er von dressierten Flöhen zu erzählen, die eine welsche Gauklertruppe dem König Sigismund zu Nürnberg „vorgeritten" hatte.

Jul fragte: „Weiß denn ein König, daß es Flöh gibt?"

„Sobald sie ihn beißen, merkt er's. Und zweibeinige hocken mehr auf ihm, als eines Bauren Hund von den andern hat." Dabei rechnete Malimmes: von Piding bis Raitenhaslach, das wäre mit den zwei feinen Gäulen in vier Stunden zu machen. Aber der Bub mußte heil nach Burghausen kommen. Also fünf Stunden. Eh' die Sonne rot wurde, mußten sie hinter Piding sein.

„Guck, wie nett das ist!"

Er deutete nach der Plaienburg, über deren steilen Fahrweg die vielen Rosse das schwere Geschütz hinaufzogen. An jedem Rade hingen Spießknechte, die stemmen und schieben mußten. Und das alles, aus der Ferne gesehen, war so winzig, daß man es mit dem Milchbecher eines Kindes hätte einschöpfen können.

Nun verschwand das niedliche Bild, weil Jul und Malimmes einritten in das Waldgehänge des Untersberges.

„Warum legt der Seipelstorfer Geschütz und Spießvolk in die Burg?"

„Weil er beim Fuchsenstein nit losschlagt. Der Seipelstorfer ist ein Fürsichtiger. Und der heilig Peter muß warten. Das faule Liegen wird manchem von den Gadnischen unlieb sein, der ein guter Kriegsmann ist." Malimmes betonte das: „Ein guter Kriegsmann!"

Die beiden hatten schon einmal von einem „guten Kriegsmann" miteinander gesprochen. Also war's nicht verwunderlich, daß der Falbe dicht neben den Ingolstädter kam: „Das mußt du mir nochmal sagen, wie er dich heut herausgelupft hat aus der Not."

Malimmes erzählte — und das wurde eine so abenteuerliche Geschichte vom Heldenmut des heiligen Jörg mit den Fasanenflügeln, daß Jul unmutig sagte: „Geh! Jetzt lügst du aber!"

Über diesen ungerechten Vorwurf war Malimmes gekränkt. Er schwor: „Bub, wenn's nit wahr ist, soll mir gleich einer sagen dürfen, ich hätt als Mannsbild unter dem Kürriß ein Weibsbilderhemd. Das glaubst doch selber nit? Gelt, nein?"

Die beiden kamen im Wald an aufgeschichtetem Brennholz vorüber. Auf einer Scheiterbeige lagen sechs lange, dünne Kienholzscheite, schon zum Feuermachen ausgespänelt. Malimmes griff zu. „Die können wir brauchen."

„Tu's liegen lassen! Der Bauer wird's mängeln."

„Nimm's ich nit, so stiehlt's ein andrer." Malimmes schnürte die Scheite hinter dem Sattel an den Mantel fest.

Das Waldgehänge bog sich um eine Rippe des Berges. Nun kam eine Rodung, von der man hinuntersah ins Tal der Saalach und weit hinaus in das grün gehügelte Vorland. Der erste Späherblick des Malimmes huschte ins nahe Tal. Und beinah hätte er's laut gesagt: „Eine Mausfall, wie vom Satan erfunden für den übelsten der Sünder." Herüben vom Untersberg, bei Marzoll, und drüben vom Staufen, bei Piding, schoben sich die Waldköpfe bis nahe zur Saalach hin. Hundert feste Kerle konnten da einem mächtigen Kriegshauf den Weg versperren. Und der braune, zerfaserte Strich da drunten? Halb im Wald versteckt — von Marzoll gegen die Saalach hin? Dieser krause Strich, hinter dem man immer wieder ein feines Blinken gewahren konnte? Das war die Wagenschanze des Salzburger Hinterhaltes.

„Gelt, Bub, eine liebe Gegend!"

„Schau nur," sagte Jul mit leisem Beben in der Stimme, „wie goldig schön da draußen das Traid steht!" Dem Buben wurden die Augen feucht, weil er an die Ramsauer Felder dachte, auf denen der Hafer in diesem Jahr verfaulen mußte.

„Schön steht alles, ja!" Malimmes nickte ernst. „Aber nimmer lang." Seine Augen spähten wie der Blick eines Falken, mit winzigen Pupillen. Über der Saalach drüben, von Piding gegen Aufham hin, war nichts Ungemütliches zu sehen. Das war der Weg, den Malimmes nehmen mußte. Aber — so leichtsinnig können doch die kriegstüchtigen Salzburger nicht sein: daß sie bei Marzoll sperren und bei Piding die Mausfall offen lassen? Spürend wanderte sein Blick von Aufham gegen den Waginger See, dann über die Tittmoninger Wälder in den Dunst hinaus, hinter dem es nach Raitenhaslach und Burghausen ging. Und wieder zurück — ein Blick, der in Erregung die Ferne trank. Nun zogen sich die Brauen des Spähenden hart zusammen. Zwischen Aufham und dem See von Waging kroch ein langer, grauer Tausendfüßler, von Staub umqualmt.

Der Herzog? Nein! Das müßte der Seipelstorfer wissen. Also ein Feind! Wer kann es mit Salzburg und Ingolstadt halten? Und so flink bei der Saalacher Schüssel sein? Nur einer! Der Kaspar Törring! Der mit Herzog Ludwig im Ritterbunde verbrüdert war und sich mit Herzog Heinrich zerschlagen hatte wegen des bayrischen Oberstjägermeisteramtes. Kaspar Törring, bei dessen altem Geschlecht dieses Amt seit vier Jahrhunderten erblich war, begehrte als Oberstjägermeister der bayrischen Herzoge freies Jagdrecht: so weit die bayrischen Berge in den blauen Himmel wachsen. „Aber nicht, so weit meine Wälder grün sind!" wehrte Herzog Heinrich und schimpfte über die in aller Welt berühmten Leithunde des Törringer Zwingers. Um Hund und Hirsch machen die Herren Krieg, bis die Bauern verbluten, die Häuser brennen und das Traid auf den Feldern verfaulen muß.

Der Törring? Einer mit fester Burg! Ein Starker beim kleinen Spiel. Bei großem Wurf ein Schwacher für sich allein. So einer reitet nicht gern ohne Freund. Und in dem weiten Lande da drunten hat der Törring nur einen einzigen Bundskameraden: den Bischof von Chiemsee. Die Augen des Malimmes suchten. Und jetzt fanden sie auch den zweiten graudampfenden Heerwurm.

„Nit schlecht!"

In einer Stunde mußte der Törring an der Saalach stehen. Und dann gab's zwischen Piding und Marzoll keinen Ausweg mehr. Beim Chiemseer Haufen aber waren geistliche Herren. Die reiten nicht gleich dem Teufel die Ohren weg. Die machen's bequemer. Wenn der Kaspar Törring sich schon bei Piding einbeißt, wird's noch ein halbes Stündl dauern, bis die Chiemseer aus dem Aufhamer Waldbuckel herauskommen. Und da muß man zwischendurch!

„Komm, lieber Bub!" Malimmes lachte wunderlich laut. „Jetzt machen wir noch ein lustiges Reiterstückl!" Sehr flink ging's über den steilen Hang hinunter. Und als die beiden zu besseren Wegen kamen, ritt Malimmes in sausendem Trab voran. Immer wieder rief er ein paar lustige Worte zurück.

Wo hinter Plaien der Weißbach sein Geschäume in die Saalach schüttete, fanden sie die sechs „Speckbrocken". Von denen sah jeder aus, daß man nicht gerne bei Nachtzeit mit ihm allein durch einen Wald hätte reiten mögen. Sehr vergnügt waren sie, hatten die Gäule festgebunden und eine Bäuerin gefangen. Alle sechs waren um das schreiende Weibsbild herum.

Da kam der Falbe dem Ingolstädter voraus. Mit brennendem Zorn in den Augen schrie der Bub: „Ihr Säu! Lasset das Weib in Ruh!" Die Speckbrocken wollten aufmucken. Aber da sahen sie den Malimmes. Und Herr Seipelstorfer hatte ihnen geboten: „Der ist euer Fürmann! Wer ihm Gehorsam weigert, hängt."

Nur ein kurzer Aufenthalt war nötig, bis die Reiter im Sattel saßen. Im Galopp davon. Durch das Wasser der Saalach. Die weißen Tropfengarben spritzten über die Gäule hinauf. Und drüben ging es durch weglosen Wald. Da mußte man mit dem Eisenhut voraustauchen, um die Äste zu brechen. „He, Fürmann," fragte einer von den Sechsen, „zum Teufel, wo geht's denn hin?"

„Zum Teufel," wiederholte Malimmes, „merkst du's noch allweil nit? Hinter Aufham draußen, da ist ein Wirt — der schenkt einen roten Wein — bei dem vergißt man die Not der Zeit. Flink, liebe Gnoten, flink!"

Jetzt gefiel den Sechsen dieser unbequeme Ritt. Doch in den Augen des Buben war ein Vorwurf. Er hielt den Falben an. „Da laß mich umkehren. So was mag ich nit."

„Geh, sei kein Spielverderber!“ Lachend faßte Malimmes den Falben am Zügel und riß ihn vorwärts. „Ein so fester junger Reiter wie du, der muß sich ein lützel auch ans Saufen gewöhnen.“

Als Jul erwidern wollte, sah er den Ernst in den Augen des Söldners. Erschrocken schwieg er. Und da beugte sich Malimmes zu ihm und tat, als müßte er am Zaumzeug des Falben was ordnen. Kaum hörbar tuschelte er: „Bub? Hast du kein Vertrauen nimmer? Zu mir?“ und gleich wieder schwatzte er lustig über die Schulter gegen die Sechse hin: „Aber gelt, das Maul heißt's halten! Der Hauptmann hat mich heut nit zum roten Wein geschickt. Wenn mich einer verschwätzt, der kriegt's!“ Da wurden heilige Eide geschworen. Und weiter und weiter ging's, durch versteckte Waldlöcher, hügelauf und hügelnieder. Immer huschten die Augen des Malimmes, immer war in seinem Gesicht die Anstrengung des Lauschens. Und als die schöne Abendsonne sich golden färbte, befahl er mit einem keuchenden Laut dem Buben: „Reit links von mir!“ Die Gefahr war rechts. Zu sehen war sie nicht. Aber Malimmes hörte sie: die Harnascher des Kaspar Törring ritten da drunten in Piding ein. Und plötzlich scholl aus dem Tal herauf der grillende Schrei eines Weibes.

„Fürmann! Lus! Was ist denn da?“

„Gelt ja, du Tropf du!“ lachte Malimmes. „Meinst, das bringen die Pidinger Baurenburschen nit auch noch fertig, daß sie ein Weibsbild in den Speck zwicken?“ Fünfe lachten. Doch einer, ein Sachse, machte die vorwitzige Bemerkung, daß da drunten was zu hören wäre wie das Hufgeklapper eines Reiterhaufens. „Ei, guck doch, was für gescheite Leut die Sachsen sind!“ Malimmes haschte wieder den Zügel des Falben. „Die wissen alles, bloß das einzige nit: wie ein Bergländer Sensenschmied mit seinen Gesellen hämmert.“ Und weiter, weiter, bis man die Pidinger Sensenschmiede nimmer hörte. Malimmes tat einen tiefen Atemzug. „So, Leut, da drunten kriegen wir die schöne Straß hinter Aufham. Da sind wir jetzt bald beim feinen Wirt. Er räusperte sich lustig. „Ich mach schon die Gurgel sauber.“ Die in Sorge fragenden Blicke des Buben schien er nicht zu sehen. Flink durch den Wald hinunter. Und richtig: da war die schöne Straße. Sie leuchtete unter dem beginnenden Rotglanz des Abends. Malimmes fiel in jagenden Trab. Jul mit dem guten Falben konnte sich an der Seite des Söldners halten. Die Sechse mit ihren schlechteren Gäulen blieben zurück.

Jetzt lief die Straße wieder in dichten Wald hinein, dessen Wand einen langen Schatten warf. Malimmes zwang den aufgeregten Ingolstädter zu ruhigem Schritt. Und der Falbe, wie ein kluger Kamerad, verstand das gleich; er hatte bei diesem Ritt, so Seite an Seite, schon was gelernt; alles tat er dem Ingolstädter nach, ohne sich viel um die Zügelgebote seines leichten Reiters zu kümmern, den die mühsame Hetze zu erschöpfen begann.

„Erst müssen wir die Gäul verschnaufen lassen.“ Es war seltsam, mit welchem Ernst Malimmes dieses scheinbar Unwichtige vor sich hinmurmelte.

Da lispelte Jul: „Aber geh, so sag doch, was los ist!“

„Ja, lieber Bub! Dir sag ich alles.“ Er lauschte mit vorgestrecktem Hals. „Aber wart noch ein lützel! Bis wir beim roten Wirt vorbei sind. Und sorg dich nit!“ Er drehte das Gesicht nach dem Buben. „Du wirst nit saufen müssen vom roten Becher!“ In seinen Augen war eine heiße Zärtlichkeit. „Du nit!“

„Ich bitt dich,“ bettelte Jul, „tu ehrlich reden!“

„Gut!“ Die Stimme des Malimmes bekam einen grimmigen Humor. „Der Seipelstorfer ist neugierig, ob der Wirt von Aufham einen Speck

braucht. Mir wär's lieber, es ging ohne Speck. Aber geht's nit anders, so muß der Wirt seinen Speck haben."

Das war lustig gesagt. Und dennoch spürte Jul ein Rieseln, das wie dunkles Grauen war. Er sagte leis: „Der Vater hat schon recht: heut lügst du. Allweil. Aber es wird wohl sein müssen. Sonst tätst du's nit!"

„Gelt ja?" Malimmes fing wie ein glücklicher Mensch zu lachen an. Aber da riß ihm plötzlich ein Laut, den er vernommen hatte, den Kopf herum. Seine große Narbe war weiß wie Kalk, und seine Augen hatten den Blick eines bösen Tieres. Aber den Sechsen, die nachgekommen waren, rief er heiter über die Schulter zu: „Höi, Leut! Wie langweilig ist das: so still dahintappen! Ich mein', wir singen ein lustiges Liedl? Damit der Aufhamer Wirt gleich merkt, daß gute Gnoten kommen. Da zapft er an!" Die Sechse waren schon mißtrauisch geworden. Aber wo man singen durfte, war man weit von aller Gefahr. Drum stimmten sie gleich ein Lustiges an:

Ein Reiter, der wollt pi—hir—schen,
Halerieh halerah fallaaah,
Auf Reechlein nit noch Hi—hir—schen,
Halerieh halerah fallaaah,
Er fing sich da ein Jungfeinsmaid,
Wozu brauchst du ein Nunnenkleid,
Ja Ni—na—nunnenkleid,
Wozu ein weißes Pfaid?
Hurrjeeh, stampeeh,
Was liegt im grünen Klee?

Während die Sechse so sangen, zog die Straße zu einer Biegung. Und da sprang Malimmes aus dem Sattel. „Teufel, jetzt ist meinem Gaul ein Eisen locker!" Mit dem Zügel des Ingolstädters wand sich Malimmes auch den Zügel des Falben um den Arm. Zu den Sechsen sagte er: „Nur weiter! Gleich hinter dem Eck da drüben ist der Wirt."

Durch den Wald her war ein gleichmäßiges Geräusch zu hören. Auch bei Aufham schien es Sensenschmiede zu geben. Die Singenden hörten den Klang dieser Hämmer nicht. Malimmes vernahm ihn. Und während er so tat, als schlüge er mit einem Stein auf das Hufeisen des Gaules, machte sein Gehirn verzweifelte Sprünge. Mußte der Wirt von Aufham Speck bekommen? Gab's keinen andern Weg? Ein Ausbrechen rechts von der Straße war unmöglich. Struppige Waldhügel, die kein Gaul überwinden konnte, verwehrten es. Eine Wegschlucht, die nordwärts gegen den See von Waging führte, kam erst weit da vorne — dort, wo die fleißigen Hämmer immer vernehmlicher pochten. — Und die Gefahr nach links umreiten, wie bei Piding? Dazu reichte die Zeit nimmer, wenn Herzog Heinrich wach werden sollte vor der elften Glock. Bei der Sensenschmiede von Aufham hieß es: durch! Der Speck mußte die eisernen Mäuse beschäftigen, mußte den geschlossenen Zug des Chiemseer Haufens auseinander reißen.

Die vergnügten Sänger näherten sich der Straßenbiegung:

Das ist von Gott ersch a—haf—fen,
Halerieh halerah, fallaaah,
Da braucht's ihm keinen Pfa—haf—fen,
Halerieh halerah fallaaah!

Malimmes ließ den Stein fallen und sah den Buben an. Sein Gesicht wurde hart. Der Bub? Und die andern beim Fuchsenstein? Hundert gute Köpfe? Und sechse, die nicht viel taugten?

Da vorne sangen sie:

Und wenn du laufst mit einem Kind,
Tu langsam, 's geht nit so geschwind —

Die Faust des Malimmes umklammerte das Knie des Jul. „Jetzt schau nur meinem Gaul auf den Schwanz. Und her hinter mir!" Er sprang in den Sattel. Von den Sängern bogen die zwei ersten um das Eck der Straße:

Geschwie—schwa—schwiaschwind,
Schön heimlich wachst die Sünd!

Malimmes haschte die Hand des Buben. „Tu geloben: wenn ich fürwärts schrei, da hau deinem Gaul die Sporen in den Bauch und laß ihn rennen!" Ein leises Lachen. „Ich hol dich wieder ein. Da kannst dich verlassen drauf!" Er löste den Bidenhänder von der Brust. Auch Jul, mit großen Augen, stumm, das schmale Gesicht gespannt von einer ruhigen Strenge, griff nach seinem Eisen. Und da vorne verschwanden die zwei letzten der fröhlichen Sänger:

Hurrjeeh, stampeeh,
Mich laß in Ruh, hadjeeh!

Seite an Seite jagte der Ingolstädter und der Falbe nach links in die von der Abendglut umbrannte Waldung hinein.

Wird's ihm ein Bub, heißt Pe—he—ter,
Halerieh halerah fallaaah,
Der macht's wie seine Vä—hä—ter,
Halerieh halerah fallaaah!
Wird's ein Feinsmaid, heißt Adelheid,
Und braucht's ihm auch kein Nunnenkleid,
Ja Ni—na—nunnenkleid
Und auch kein weißes Pfaid.
Hurrjeeh, stampeeh,
Das erstemal tut's weh!

Das lustige Lied klang gegen das Ende hin ein bißchen schütter, weil ein paar von den Sängern nimmer mittaten. Die hatten ihre Gäule verhalten und guckten verdutzt über die Straße hinaus, auf der ein langgezogener Reiterhauf einherzog. Der kluge Sachse schrie nach dem Fürmann. Die Spitze des fremden Reiterschwarmes kam für einen Augenblick ins Stocken; dann zogen die Chiemseer vom Leder und ließen die Gäule jagen. Jetzt begannen auch die andern fünf Speckbrocken zu schreien: „Fürmann! Fürmann!" Sie zogen blank, warfen die schlechten Klepper herum, flüchteten gegen die Sensenschmiede von Piding, und immer wieder schrien sie: „Fürmann! Fürmann!"

Ihr Geschrei klang laut hinein in das Gehölz. Und Jul, dessen Falbe hinter dem Ingolstädter herflog, stammelte flehend: „Mensch! So hör doch, die Unsern schreien!"

Malimmes hatte das böse Gesicht. „Laß schreien!"

Von der Straße war ein Gerassel zu hören, als hätte man eiserne Pfannen zu Boden geworfen.

„Mensch!" Dem Buben versagte fast bei dem auf und nieder tollenden Ritt die Stimme. „So tu doch den Unsern helfen!"

„Fürwärts! Fürwärts!"

Und der Bub in Zorn: „Wie schlecht du bist!"

Bei sausendem Ritt ein hartes Lachen. „Weiß schon! Ein Lumpenkerl bin ich. Tut man, was sein muß — das ist allweil schlecht.“ Da merkte Malimmes, daß Jul den Falben verhalten wollte. Ein knirschender Fluch. „Gotts Teufel, Bub, du bist wahrhaftig so dumm wie ein Weibsbild!“ Er riß den Ingolstädter wie einen Kreisel herum, fuhr dabei mit dem Gesicht in einen Wust von dürren Ästen und haschte den Zügel des Falben. „Fürwärts!“ In der engen Gasse zwischen den Bäumen legte sich der Falbe an den Ingolstädter hin. „Schlecht? So? Aber vergessen, was man gelobt hat, das ist redlich!“ Ein jähes Anhalten. Ganz nahe bei der Straße war's. Im Blut des Abends schien alles rot zu sein: die polternde Kammerbüchse da draußen, die Pulverkarren und Kugelwagen. Nur Fußknechte waren dabei. Die Geleitsreiter waren vorausgesprengt — dorthin, wo die Mäuse den Speck fraßen. „Bub!“ Die Stimme des Malimmes klang wie erwürgt: „Da müssen wir durch, eh die Nachhut kommt. Laß dein Eisen hängen! Das meinige reicht. Pack den Gaul an der Mähn! Und los!“

Ein wildes Geschrei erhob sich auf der Straße, als hinter der Kammerbüchse die beiden Gäule mit den geduckten Reitern gleich gehetzten Hirschen über den Weg hinüberstoben. Drei Spieße fielen gegen die Rosse vor — ein Streich des Bidenhänders machte die Hölzer splittern, riß von einem Chiemseer noch ein Stück gepanzerten Lebens mit davon — und bevor noch ein Schwarm des Fußvolks zusammenspringen konnte, waren die beiden in eine enge, von der Straße nordwärts führende Bachschlucht hineingetaucht.

Bei diesem rasenden Jagen — über steinigen Waldboden und durch das Bett des Baches — blieben die zwei Gäule Hals an Hals, und Malimmes drückte sich über den gebeugten Rücken des Buben hin. Jul wollte sich aufrichten, doch Malimmes preßte ihn mit grober Faust wieder auf die Mähne des Gauls. Ein Klatschen ging durch das Buchenlaub — wie von schweren Hagelkörnern, die nicht senkrecht vom Himmel fielen, sondern quer hinausfuhren durch das Gezweig der Bäume. Nun ein kurzes, rasseliges Klingen. Es war wie ein Hammerschlag auf eine schlechte Glocke. „Ja! Schnecken!“ lachte Malimmes. „Nit auf den Kürriß kommt's an. Auf den Mann, der drinsteckt.“

Da machte der Falbe schnaubend einen wilden Ruck. Jul stöhnte: „Mein Gaul —“

„Fürwärts!“ Malimmes riß den klunkernden Bolzenschaft aus dem Backenfleisch des Gaules. „Das tut ihm nichts! Ein lützel Pfeffer im Blut — da springt er besser.“ Wieder so ein klirrender Hammerschlag. Malimmes machte mit dem Oberleib einen schweren Tunker auf den Buben hin. „So! Nit schlecht! Wenn sie mir noch viere, fünfe auf den Kürriß pelzen, ist mein Buckel eine Leiter. Da kannst über mich in den Himmel steigen.“ Im aufspritzenden Wasser des Baches tauchten die beiden Gäule um die Deckung eines Hügels. Und Malimmes schrie wie ein froh Betrunkener: „Bub, schnauf auf!“ Er saß wieder grad im Sattel und seine Augen spähten im schwindenden Glanz des Abends nach einem besseren Weg. Von dem fahrigen Ritt geschüttelt und geworfen, richtete Jul sich auf, wie einer, den alle Glieder schmerzen. Erschrocken fragte Malimmes: „Hab ich dir weh getan?“

Jul schüttelte den Kopf.

„Ein lützel doch! Gelt ja? Und da bin ich noch einer von den Leichten. Ach, du Weible! Das wirst du noch merken müssen, wie schwer so ein

Mannsbild werden kann!" Während Malimmes schwatzte, war er mit Ohr und Auge über der Schulter. Und so oft er den Hals bewegte, ging es wie Schmerz über sein blutiges, von den Ästen zerkratztes Gesicht. Nun fand er einen freien Weg zwischen hohen, dunklen Waldmauern, über denen die gelbe Flamme des Abendhimmels brannte. Seite an Seite galoppierten die beiden Gäule, der stark blutende Falbe immer um eine halbe Kopflänge voraus.

Eine erstickte Stimme: „Malimmes! Die Unsern?"

„Da mußt nit Sorg haben. Die sind ausgerissen wie schlechte Knopflöcher und sind vor der Nacht daheim." Das sagte er ruhig. „Komm! Jetzt denk nit rückwärts, Bub! Denk fürwärts. Und daß du auch weißt, warum —" Nun sagte er die halbe Wahrheit. Zur Hälfte verschwieg er sie noch. Weil die Gefahr noch nicht überstanden war. Vom Rücken her durfte er sich sicher fühlen. Bis das Geschrei der Fußknechte die Reiter herbeigerufen hatte, war's zu spät geworden, um den Flüchtigen ins Blinde des dämmernden Waldes nachzujagen. Doch hinter den Wiesen da draußen, die noch hell im Glanz des Abends schimmerten, mußte Malimmes auf weitem Umweg das Uferinger Moor umreiten, während von der Nachhut der Chiemseer eine feste, gerade Straße zum See von Waging lief. Und daß hier eine Botschaft zu Herzog Heinrich ging, die am Waginger See vorbei mußte, auf schmalem Gelände zwischen Moor und Wasser — um das zu erraten, brauchten die Chiemseer das Gras nicht wachsen zu hören. Ob da nicht schon ein Dutzend losgeritten war? Oder hatten sie auf gutem Boden den Wald umsprungen? Und lauerten da draußen, wo es noch hell war?

Während diese flinken Gedanken durch das Hirn des Malimmes zuckten, fühlte er plötzlich den Arm des Buben um seinen Hals. Mürrisch entzog er sich dieser dankenden Zärtlichkeit, bei der unter dem Gehopp des Rittes die stählernen Schienen klapperten.

Nahe dem Waldsaum verhielt Malimmes die Gäule. Jul, in seiner Sorge um jene, die beim Seipelstorfer in der Falle saßen, bettelte heiß: „Tu reiten! Jesus, Mensch, so tu doch reiten!"

Der Söldner lachte ein bißchen. „Dir wird des Reitens heut noch genug werden!" Er sprang aus dem Sattel. „Da bleib! Und tu die Gäul halten! Wenn du mich pfeifen hörst, so komm!" Mit der Hand strich er über die Wunde des Falben hin; der zuckte kaum merklich; also war's nicht schlimm. Dann sprang Malimmes davon, mit einer sonderbar steifen Kopfhaltung. Im Springen riß er am Kürriß die Schnallen auf und schälte den Rückenteil herunter. Der eine Bolz hatte nur eine Dulle geschlagen, der andre war durchs Eisen gegangen und saß wie festgeschmiedet. „Du Luder! Einen Zoll tiefer — und wo läg der Bub?" Der Bolz war nicht herauszuziehen. Mit einem Stein mußte Malimmes außen den gefiederten Schaft und innen die birkenblattförmige Klinge vom Kürriß schlagen. Er griff am Rücken unter das Wams hinauf. „Teufel, da nässelt's ein lützel!" Im Weiterspringen schnallte er sich den Stahl wieder um den Buckel. Am Waldsaum blieb er stehen und spähte. Ebene Wiesen, bis zum Uferinger Moor hin. Nur kleine Stauden, hinter denen kein Kind sich hätte verstecken können. Malimmes pfiff. Als Jul mit den Gäulen aus dem Walde kam, bot ihm der Söldner die mit Wasser gefüllte Eisenschaller hinauf. „So, Bub, trink!"

Jul beugte sich herunter. „Vergeltsgott!"

Dann trank Malimmes. Von dem, was in der Schaller blieb, spritzte er dem Buben eine Handvoll ins Gesicht, den Rest goß er sich über Kopf und Nacken hinunter. Und wieder hinauf in den Sattel. Nun tranken die Gäule.

Gierig schlürften sie von dem Grabenwasser, in dem sich der gelbe Himmel spiegelte.

„Los! Jetzt allweil hinter mir!"

Die zwei dunklen Reitergestalten jagten über die feuchten, fein dampfenden Wiesen hin. Im Uferinger Moor, das sie umreiten mußten, sangen die Frösche den wundervollen Abend an. Bei diesem Lied der Dämmerstunde wurde Jul von einer quälenden Erinnerung befallen. Die nassen Tropfen, die von seinem vorgebeugten Gesicht über den Hals des Falben rollten — das waren nicht nur die Tropfen des Reiterschweißes.

Nun eine gute Straße. Sanft wogende Ährenfelder in der letzten Farbe des Lichtes. Einzelne Hütten, kleine, friedsame Dörfer. Manchmal ein zärtliches Paar, das sich hinter Stauden verlor. Und vor den Haustüren heiter schwatzende Menschen, die stumm wurden, wenn die Reiter kamen.

Der Himmel hatte noch milde Helle. Über der Erde lag schon ein stilles Grau, als die beiden den See von Waging gleich einem großen weißen Schneefleck in der Dämmerung liegen sahen.

Es kam ein dunkler Wald, in den der Straßenboden wie ein mattgrauer Strich hineinlief. „Bub! Voraus!" Malimmes hatte eine so heisere Stimme wie der Jungherr Someiner. „Und nimm das Eisen!" Stumm gehorchte Jul. Und als er den Falben voraustrieb, blieb der Ingolstädter für einige Sprünge an seiner Seite. Die von Erregung gewürgte Stimme des Söldners raunte: „Vergiß nit, was du gelobt hast! Wenn ich „Fürwärts!" schrei, so schau dich nimmer um. Da reit, reit, reit! Allweil der guten Straß nach. Und kommst du nach Burghausen, so mußt du dem Herzog melden —"

Jetzt wollte Malimmes die Wahrheit sagen, die ganze. Aber da reichte die Zeit nimmer. In der Finsternis des Waldes war's lebendig geworden. Von beiden Seiten rasselten die schwarzen Klumpen der Chiemseer gegen die Straße her. Wie ein Irrsinniger fing Malimmes zu brüllen an: „Bub, fürwärts! Fürwärts! Fürwärts!" Er riß den Ingolstädter herum und versetzte dem Falben noch einen wütenden Fußtritt. Schnaubend raste der schlanke Gaul des Buben davon. Und Malimmes sperrte mit dem kreisenden Bidenhänder die Straße. Geschrei und Flüche, das Stampfen und Keuchen der auf einen Hauf zusammendrängenden Gäule, klirrendes Eisen, das Gerassel der Platten und Schienen. In der Dunkelheit ein Funkensprühen wie vom Amboß eines Schmiedes. Ein schwarzer Eisenbrocken kollerte über den Wegrain — Malimmes hatte einen der Angreifer aus dem Sattel gestochen. Der reiterlos gewordene Gaul, der immer nach hinten ausschlug, raste durch die Finsternis davon. Im Straßengraben gurgelte der Schwerverwundete mit junger Stimme: „Aschacher, hilf mir — Aschacher — Aschacher —"

Jul jagte gegen diesen tobenden Knäuel her. Nicht nur die zerrenden Fäuste des Buben, der dem Malimmes beispringen wollte, hatten den Gaul gewendet. Der Falbe war selber umgekehrt, weil er als guter Kamerad den Ingolstädter suchte. In Gaul und Reiter war der gleiche Wille. Die Stimme des Buben schrillte: „Gesell, ich komm!" Er hörte noch den wütenden Schrei des Malimmes, dieses zornig keuchende „Fürwärts! Fürwärts!" Aber da schlug er schon mit dem Eisen drein, zum erstenmal erfüllt von einem Wunsch, der töten mußte, weil er helfen wollte. Ein gellender Laut — ein stürzender Mensch, ein Roß, das sich überschlug — dann war es dem Buben, als fiele plötzlich etwas Fürchterliches über seinen Kopf, so

schwer wie ein Berg. Unter dem Schwinden seiner Sinne fühlte er noch, daß er den Sattel verlor und im Sturz von einer starken Faust hinübergerissen wurde auf einen andern Gaul. Dann war vor seinen Augen eine farbige Nacht. Und jene schmerzvolle Stimme, die im Straßengraben stöhnte: „Aschacher, hilf mir, Aschacher, Aschacher!“ — diese Stimme blieb in dunkler Ferne zurück und erlosch wie ein feines Kinderwimmern in der Finsternis.

Verfolgt von schreienden Reitern, an seiner Brust den ohnmächtigen Buben umklammernd, jagte Malimmes auf keuchendem Roß in den schütteren Wald hinein, dem matten Schimmer entgegen, mit dem der Waginger See hinter schwarzen Bäumen blinkte.

## III

Im schmerzenden Gehirn des Jul ein zusammenhangloses Gewirr von grau umschleierten Bildern. Dazu ein Gerüttel, das beim Jagen des Gaules zu schaukelndem Fliegen wird; ein quälendes Anprallen der Arme und Beine gegen schwarze Baumstämme; zärtliche Laute des Malimmes und grimmige Flüche; Geklirr von Waffen und der Todesschrei eines Erschlagenen; ein Niedersausen durch dämmernde Luft; der Sturz in den kalten See; ein würgendes Wasserschlucken; jetzt ein Auftauchen; ein peinvolles Erwachen; ein Rauschen und Plätschern; schwarz und triefend beugt sich ein Gesicht unter heißem Geflüster über den stöhnenden Buben her; die Hufschläge klirren über festes Land; immer keucht und hämmert ein Roß; und noch ein zweiter Gaul ist da, der in Kreisen läuft und so schmetternd wiehert, als wär's der Falbe! Alles schwere Eisen löst sich vom gerüttelten Leib — Malimmes reißt dem Buben die Wehrstücke herunter und schleudert sie in die Nacht hinaus — die gequälte Brust kann leichter atmen, nur diese eiserne Pein um die Stirn herum ist immer da und ist wie ein Schmerz, an dem man sterben muß.

Ist das der Tod? Dieses müde, auch unter Qual noch wohlige Dämmern? Und träumen die Toten? Träumen sie von glühenden Küssen auf Wangen und Augen? Hat der Tod zwei starke, harte Arme, mit denen er die Gestorbenen an seinem stählernen Herzen wiegt? Ist der Tod ein Reiter? Ein ruheloser Reiter? Warum brüllt der Tod mit dieser fürchterlichen Stimme: „Kohlmann, stoß mir das Kienholz in deinen Meiler!“ Jetzt lacht der Tod, als hätte er das Lachen von Malimmes gelernt. Und ein Feuer ist da, dicht vor den Augen, immer tanzt es und gaukelt. Neben dem Feuer flammt ein zweites auf. Und eins von diesen beiden Feuern wird ein brennender Stern, der schön davonfliegt. Immer reitet der Tod. Und immer wieder sind diese beiden Flammen da, und wieder wirbelt eine von ihnen in die schwarze Nacht hinaus. Hinter dem reitenden Tod schreien verzweifelte Menschen. Und wo sie schreien, dort muß das Leben sein, dort ist es so hell, wie brennende Häuser sind.

Der Tod wird müde. Er reitet langsam. Nun ist er daheim, in tiefer Finsternis. Eine ferne, ferne Stimme: „Höi, Bäurin, komm her, sei gut und hilf mir den Buben tragen!“ Es lösen sich Stricke und Ketten, die wie schneidende Schmerzen waren. Da rauscht ein Bach, dessen Wellen wie Eisen klingen. In der Wohnung des Todes gibt es viele Gepanzerte auf schwarzen Rossen. Unter den Kriegsleuten des Todes muß der Malimmes sein. Man hört ihn reden. Seine Stimme ist greisenhaft. Und plötzlich kreischt eine andre Stimme in schrillendem Zorn: „Den Törring zerreib ich auf Mus!

Die Chiemseer sollen ihr eignes Wasser saufen! Gott soll's wollen!" Und dann ist alles eine schwarze Nacht, ein martervolles Schweigen.

Kann man sich bewegen in einem Grab? Leiden auch die Toten noch Schmerzen, unerträgliche Schmerzen in allen Gelenken? Schmeckt die Erde, die ein Toter im Munde hat, nach Zimmet und gewürztem Wein? Liegt man im Grab auf linden Decken und Kissen? Glüht in der Wohnung des Todes ein rotes Kohlenfeuer? Haust der Tod in einer armen kleinen Bauernstube mit winzigem Fensterloch, durch das die mager gewordene Sichel des Mondes hereinblinkt? Und wie das seltsam ist: daß die Toten nicht einsam sind! Immer ist einer da, der sie mit zitterndem Arm umschlungen hält, nach Schweiß und mooriger Erde riecht und einen heißen Atem hat.

Ein sanftes Rütteln an den Schultern des erwachenden Buben. Und eine bettelnde Stimme: „Kennst du mich noch allweil nit?"

„Malimmes!"

Da lachte ein Glücklicher: „Heilige Mutter, hab ich jetzt noch ein Quentl Speck am Leib, so laß ich mir's aussieden auf ein Kerzl für dich!" Malimmes sprang zu dem niederen Herd, auf dem das Kohlenfeuer züngelte, und brachte in einer Kupferschale was Dampfendes, das nach Wein und Gewürzen roch. „Geh, tu noch ein Schlückl! Das mischt dir das müde Blut schön auf."

Der Bub, als er getrunken hatte, sah wirr umher und tastete an seinem Körper herum.

„Nichts, Bub, nichts! Du bist gesund an allen Gliedern. Ein lützel verprellt und übermüdet. Dritthalb Stund so hängen müssen, vor mir, auf dem Sattelknopf — das zerbröselt einem die Knochen."

Noch immer tastete der Bub. Nun schrie er wie ein Menschenkind, dessen Seele verzweifelt: „Mein Helm? Mein Helm?"

„Ist alles da!" Ein müdes und leises Lachen. „Seinen Helm hast du, auf seinem Gaul bist du gehangen, in seinem Bett bist du gelegen. Jetzt brauchst du ihn bloß selber noch."

Jul schien nicht zu hören. Immer griffen seine Hände. „Mein Helm? Mein Helm?"

„So schau doch, da drüben liegt er! Dein ganzes Wehrzeug hab ich verschmeißen müssen beim Ritt. Bloß dein Eisenhütl hat nit auslassen. Das hat dir so ein Chiemseer Lauskerl aufs Köpfl gedroschen, daß ich mit der Bäuerin ihrer Beißzang das Schirmdach hab aufzwicken müssen. Aber geh, komm, Bub, tu noch ein Schlückl! Unter deinem Haardächl nebelt's noch allweil ein lützel." Malimmes hob die Kupferschale an den Mund des Buben.

Jul erwachte völlig. „Der Vater? Was ist mit dem Vater?"

„Tu nit Angst haben! Der Herzog reitet schon. Vierhundert Harnascher sausen. Wir haben die zweite Morgenstund. Eh's wieder nächtet, ist der Vater bei dir."

Da wurde der Bub ruhiger, fiel auf die groben Kissen hin und atmete tief. „Wo bin ich denn?"

„In Raitenhaslach. Da ist Burghausen nit weit."

Die Sinne des Buben schienen wieder zu erlöschen. Oder kam in seiner Erschöpfung der Schlummer?

Malimmes rüttelte ihn heftig an den Schultern. „Nit schlafen! Tu dich aufrichten!"

Jul versuchte sich aufzuheben und fiel mit übereinander gebissenen Zähnen wieder auf die Kissen hin. „Ich kann nit."

„Wollen mußt du! Dann geht's.“ Malimmes faßte den Buben unter den Ellbogen. Und da konnte Jul sich aufrichten. „Gelt, es geht?“ Malimmes lachte. „Ich bring dich schon wieder zu Kräften. Aber ein lützel gescheit mußt sein. Gelt ja?“

Jul nickte unter schweren Atemzügen.

„So komm!“ Malimmes wollte das lederne Wams des Buben öffnen. Der wehrte sich erschrocken. „Mensch! Was tust du mir?“

„Hast nit gesagt, du willst gescheit sein? Anders kann ich dir nit helfen. Da mußt den Kittel wegtun lassen und alles.“

In Scham und Erschöpfung zitternd, sah Jul den Söldner mit flehenden Augen an.

Malimmes sagte ruhig: „Bist doch ein Bub! Nit? Da mußt du auch tun können wie ein Mannsbild. Und hab nit Sorg! Es ist niemand im Haus. Der Bauer und sein Bub haben mit dem Herzog fort müssen. Und die Bäuerin hab ich nach Burghausen geschickt. Du brauchst doch einen neuen Kürriß. Nit?“

Zitternd klammerte Jul am Hals die Lappen des Lederwamses übereinander.

„Geh, wirst dich doch nit scheuen vor mir? Ich bin dein Blutgesell und Zeltkamerad. Das ist heiliger als ein Bruder. Komm, Gesell, tu dir helfen lassen! Oder morgen bist du so starr wie ein Stückl Holz. Und mußt liegen bleiben und kannst nit mitreiten, wenn der Bauer kommt.“

Ein mühsamer Atemzug. „Tu dich umdrehen.“

„Ich geh zum Brunnen um Wasser. Aber tu nit umfallen! Jetzt mußt du aufrecht bleiben.“ Malimmes nahm einen hölzernen Zuber, der neben dem müden Herdfeuerchen stand, und verließ die Stube. Als er nach einer Weile wiederkam, war auf dem Herd keine Flamme mehr. Und Jul stand mit geschlossenen Augen da, in den Mantel des Söldners gewickelt.

„Komm, laß aus!“ Malimmes faßte den Mantel. Von den paar Kohlen, die auf dem Herd noch glühten, und von dem schwachen Mondlicht, das durch die Fensterlöcher hereinflimmerte, war eine matte Helle in dem schwülen Raum. Malimmes sagte leis: „Was für ein feiner Bub du bist!“ Dann goß er das kalte Wasser über den schlanken, schauernden Körper hin und begann mit einem nassen Tuch die Arme, den Rücken und die Beine zu schlagen. Er wickelte das Tuch um seine Faust und rieb, bis die Haut an allen Gelenken zu glühen begann. „Paß auf jetzt! Das wird dir ein lützel weh tun. Aber es hilft. So hab ich auf dem Schwarzeneck dem Bauer geholfen. Weißt du's nimmer?“ Er nahm des Buben Kinn in seine Linke, drückte ihm den Kopf in den Nacken und führte mit der Schneide der rechten Hand drei feste Schläge gegen eine Stelle des Rückgrats.

Jul drohte niederzubrechen. Aber Malimmes hielt ihn aufrecht. „So! Jetzt mach ein paar feste Schrittlen! — Also? Wie geht's?“

„Viel besser.“

„Gelt ja?“ Ein glückliches Lachen. Und Malimmes wickelte seinen Mantel um den Buben, hüllte ihn noch fest in eine Pferdekotze, hob den Zitternden auf seine Arme, trug ihn zum Lager hin und legte ihn achtsam auf die Kissen. „So, lieber Gesell! Jetzt schlaf! Gut Nacht! Wenn's Tag ist, komm ich wieder.“

Draußen vor der Türe stieß er seinen schweren Dolch als Riegel in den Pfosten. Auf der Hausschwelle stand eine Laterne. Die nahm er und ging in die Scheune, um nach den Gäulen zu sehen. Wie müde Hunde lagen sie im Stroh, ließen die Bäuche auf und nieder gehen und streckten die

starren Beine von sich. Dicke Blutkrusten standen auf ihren Fleischwunden. Und der Burghausener Falbe, der eine zärtliche Seele hatte, lag mit verdrehter Kehle auf dem Hals des Ingolstädters.

Wie ein Schlafwandler legte Malimmes den Gäulen das Futter vor die Schnauzen hin. Die Tiere rührten sich nicht. Sie ließen nur ein bißchen die vorgequollenen Augen rollen, als er einen dicken Strohbusch nahm und davonging. Den trug er in den Hausflur und warf ihn vor der Stubentür auf den Lehmboden. Und wollte noch eine Garbe holen, um besser zu liegen. Bevor er die Scheune erreichte, mußte er sich an die Mauer lehnen.

Die Nacht unter der kleinen Sichel des Mondes war aschengrau.

Irgendwo ein rotglostender Feuerschein. Und verschwommene Stimmen in der Ferne.

„Die schlafen auch nit!“ Mit tappenden Schritten, die Fäuste gegen seine schmerzenden Lenden pressend, ging Malimmes zur Scheune. Als er mit der Laterne und dem Strohbündel wieder herauskam, fing sein gebeugter Körper zu taumeln an. „Höia, guck!“ Seine Zunge war schwer; doch seine Stimme hatte noch heiteren Klang. „Ich kenn mich aus. In einem Keller bin ich und hab gesoffen. Ich schlechter Kerl! Jetzt komm ich an die Luft —“ Er ließ das Stroh und die Laterne fallen und wollte zum Brunnen, wollte den Kopf in kaltes Wasser stecken. Auf halbem Wege stürzte er lautlos über den Rasen hin.

Der Morgen begann zu dämmern.

Vom Tal der Salzach näherte sich ein dumpfes Pochen und Knattern, ein lärmendes Stimmengewirr.

Im Erwachen des Tages, dessen östlicher Himmel übergossen war vom Feuerblut der kommenden Sonne, zog an dem einsamen Bauernhaus ein langer Zug von Spießknechten vorüber, mit schweren Hauptbüchsen, mit gaukelnden Antwerken und Sturmkatzen, mit einer fast endlosen Zeile von Troßkarren. Hinter dem singenden Schwarm der Heerweiber kam als letztes Schwänzlein dieses Kriegsungeheuers noch der hohe Blachenwagen des Feldscheers angefahren und hielt vor dem Gehöft. Es stieg eine alte Bäuerin aus, der man einen klirrenden Pack herunterreichte. Munter schwatzte das Weiblein noch mit einem, der unter der Blache hockte. Dann lud es den Pack auf den Rücken und ging zum Haus.

Neben dem Brunnen sah die Bäuerin den Malimmes im Grase liegen. Sie warf den Pack zu Boden, erkannte an dem Bewußtlosen eine Spur von Leben und rannte schreiend hinter dem Blachenwagen her. Der Feldscheer wollte nicht aus seinem Karrenbett heraus und wurde erst barmherzig, als die Bäuerin beteuerte: das wär' ein herzoglicher Harnascher, den Herr Heinrich in der Nacht geküßt hätte, zum Dank für kostbare Botschaft. Jetzt bekam es der Mann im Karren eilig. Einen, den der Herzog küßte, darf man nicht sterben lassen.

Es dauerte lang, bis der Feldscheer, seine zwei Gehilfen und die Bäuerin den Söldner wieder zu taumelndem Leben brachten. Sie setzten ihn auf den Brunnen hin und ließen den kalten Strahl über seinen Kopf herunterplätschern. Unter dem Gepritschel des Wassers fing Malimmes zu lallen an: „Daß mir keiner hineinrennt in die Stub! Oder ich hack das Luder auf Würst zusammen.“

Die Viere mußten lachen, weil dieser grimmig Drohende doch selber ein bißchen wie Wurstfleisch aussah. Sein Gewand war starr von eingetrocknetem Blut. Als sie das Wams heruntergezogen hatten, gab's eine Heiterkeit. Denn dieser Brocken Mannsbild stak mit seinem sehnigen, rot überronnenen

Leib in einem Weibsbilderhemd, das an den Achseln gehäkelte Spitzen und vor der Brust einen himmelblauen Bändel hatte. Doch hinter dem Lachen kam ein barmherziger Schreck. Während man dem Söldner das nette Hemd über den Kopf herunterschälte, kreischte die Bäuerin: „O du heilige Mutter, das ist ja kein Pfaid nimmer, das ist doch ein Sieb!"

„Flick's halt wieder!" brummte Malimmes. „Ich schenk dir's. Da hast du was Feines für die hohen Feiertäg."

Die Bäuerin konnte nicht lachen. Auch der Feldscheer, als er diesen von der Bolzenklinge zersägten Rücken und die Wunden an Schultern und Armen sah, machte ein ernstes Gesicht. „Kerl, gegen dich ist der heilig Sebastian am Marterpfahl ein unschuldigs Kindl! Da glaub ich freilich, daß es dich umgeschmissen hat."

„So, meinst?" Malimmes stieß ein wildes, kurzes Gelächter vor sich hin. „Die paar Kratzer! Viel verstehst! Mich hat's umgeschmissen, weil ich gesund bin. Frag einen jungen Kapuziner, wie weh das tut: allweil zu einer Heiligen beten, die ein herzliebes Weibl ist!"

Die Bäuerin guckte verwundert drein. Und der Feldscheer tuschelte: „Der weiß noch allweil nit, was er redet."

Stumm nickte Malimmes.

Die Morgensonne blinzelte grell zwischen den mit Purpur gesäumten Wolkenstreifen heraus, während der Feldscheer wusch und Zunder schnitt und pflasterte. Dann holte er aus seinem Blachenwagen ein richtiges Mannsbilderhemd und erbat sich dafür den Dank: „Sag deinem gnädigsten Herrn ein gutes Wörtl über mich!" Er meinte den Herzog, der den Harnascher geküßt hatte.

„Mein Herr?" Mühsam erhob sich Malimmes vom Brunnen. Hart schnaufend, spähte er in die südliche Ferne. Man sah da keine Berge, nur dunkle Wälderkämme und grauen Dunst. „Mein Herr?"

Der hohe Blachenwagen ratterte flink davon, um den verschwundenen Kriegshaufen einzuholen.

Im Flur des Bauernhauses saß Malimmes auf dem Stroh. Er lauschte. In der Stube war es still. Da sagte er leis zu der Bäuerin: „Guck durchs Fenster hinein! Und mach die Läden zu, recht still!" Unbeweglich blieb er sitzen, bis die Alte wieder kam.

„Das Bübel schlaft wie ein Iltis im Winter."

„Vergeltsgott, Weibl!" Malimmes fiel auf das Stroh zurück. „Im Haus muß Ruh sein! Und wenn du Zeit hast, schau nach den Gäulen!" Er tat einen müden Atemzug und drehte sich gegen die Stubenschwelle hin. Die Bäuerin holte aus ihrer Kammer ein Kissen. Als sie es brachte, schlief Malimmes schon. Sie hob seinen Kopf und schob ihm das Kissen unter den Nacken.

Während der Morgen eine dunstige Sonne bekam, klang aus der südlichen Ferne ein dumpfes Murren. Das hörte sich an, als wäre in den Bergen ein schweres Gewitter, bei dem jeder Donnerschlag hinüberrollte in den nächsten. Aber man sah im Süden kein Wettergewölk, nur einen bräunlichen Rauch, der alle Höhen umschleierte. Sehr bald verstummte das Gebrumm. Doch jenes rauchige Braun wurde um die Mittagsstunde dicker und dicker; aus dem Tal der Saalach kroch es nach der einen Seite immer weiter gegen das Salzburger Land, nach der anderen Seite immer weiter gegen den Chiemgau hin.

Unter diesen braunen Schleiern rollte der Krieg heraus aus den Bergen in das ebene Land.

Als der trübe Abend dämmerte, bekam der ferne Dunst eine rötliche Färbung. Sie kam vom Widerscheine brennender Dörfer und vom Feuerglanz der flammenden Haferfelder, die am verwichenen Nachmittag zu Füßen des Untersberges noch geleuchtet hatten wie goldene Schüsseln des Friedens.

Im Dunkel zwischen Abend und Nacht wurde Malimmes, der noch immer schlief wie ein Klotz, von der Bäuerin aufgerüttelt: „Jesus, Mensch, so spring doch hinaus und guck, was da los ist in der Welt!"

Im Erwachen fuhr Malimmes mit beiden Händen nach dem Mund des Weibes. „Wirst du deinen Schnabel halten!" Er lauschte gegen die Stube. „Komm!" Mit starren Knochen richtete er sich auf, drehte die Gelenke und streckte die Beine. Das Gehen wurde ihm sauer. Und immer spürte er etwas an seinem Hinterkopf wie das Pochen eines kleinen Hammers. Die Kopfwunde, die ihm der Hautschneider beim Hallturm zugenäht hatte, fing zu eitern an. Das machte ihn mißmutig. Doch als er draußen unter dem dichtverhangenen Himmel stand und das Glutspiel der südlichen Ferne sah, fuhr ihm ein froher Schrei aus der Kehle: „Höia! Mein Herr ist ledig! Die Fall ist in Scherben geschlagen."

Das ferne Gemisch von Rauch und Wolken glutete wie Abendröte, die sich versäumt hat bis in die Nacht hinein. In der matt zerflossenen Farbe sah man kleine, hellere Glutflecken. Drei lagen dicht beisammen: die Feuermale von Marzoll, Piding und Aufham. Diese Dörfer gehörten dem Herzog Heinrich — da hatten wohl die von Salzburg, der Törring und die Chiemseer den heißen Gockel fliegen lassen. Und deutlich unterschied man unter dem Gewölk zwei lange Glutgassen: die eine züngelte gegen die Lande des Törring hin — da war wohl Herzog Heinrich dem bayrischen Oberstjägermeister hinter den Waden und machte ihm die Lehensdächer warm; die andre streckte sich gegen den Chiemsee — da peitschte der Seipelstorfer die Chorbrüder des heiligen Peter nach Hause und brannte die Steuerbüchsen der geistlichen Herren aus. Oder umgekehrt. Man konnte unter den rötlich angestrahlten Wolken an die dreißig von diesen kleinen, helleren Glutflecken zählen. So viel leuchtende Scheinkreise da droben am Himmel waren, so viele Dörfer brannten auf der Erde.

Nur dieser rotgewordene Himmel erzählte. Den Brand in der fernen Menschentiefe verdeckten die waldigen Hügel. Aber die alte Bäuerin, deren Hausdach um der Fehden ihres gnädigsten Herzogs willen schon dreimal in Feuer aufgegangen war, sah auch diese unsichtbaren Flammen, sah tausend armgewordene, schreiende, verzweifelte Menschen und fing in Sorge und Barmherzigkeit zu klagen und zu beten an, zu fluchen und hilflos zu weinen.

„Ja, Weibl! Krieg ist in der Welt!" sagte Malimmes hart. „Und übers Jahr ist das schöne Bayerland ein Wurmloch und Aschenhaufen. Da kannst du ein Menschenherz billiger haben als einen Hennendreck." Er ging zur Scheune. Die jammernde Bäuerin hinter ihm her. Von ihrem gnädigsten Herzog sprach sie noch immer ehrerbietig; doch dem Ingolstädter wünschte sie die übelsten Krankheiten an den Hals. „Sind Vettersleut, die zwei Herren! Sollten wie Brüder sein!"

„Brüder? So? Brüder speien einander ins Gesicht." Malimmes trat in den Stall, in dem die Laterne brannte. Der Burghausener Falbe und der Ingolstädter hatten sich leidlich erholt, standen auf steifgespreizten Beinen, lehnten sich mit den Schultern gegeneinander und kauten einträchtig ihr ungeteiltes Heu. „Sind Viecher nit gescheiter wie Menschen? Guck her

da! So sollt man die gnädigen Vettern aneinander halftern, bis sie friedsam fressen lernen aus der gleichen Kripp." Er tränkte die Gäule, wusch ihre Wunden und legte Spinnweben drauf, die ihm die Bäuerin aus den Winkeln des Stalles in reichlicher Menge herbeiholte. Dann nahm er die Laterne. „Hast du was Gutes im Haus? Jetzt muß ich für den Buben kochen." Die Bäuerin erbot sich gleich: das wäre doch Arbeit für eine Weiberhand. Er lachte. „Ungekostet, ich kann's besser wie du! Und mein feiner Gesell hat heut ein heikliges Mäglein. Mit dem Buben sei fürsichtig, Weibl! Sein Vater ist so reich, daß man an seinem Erbgut den Zaun nimmer sieht." Barfüßig trat Malimmes in die stille Stube und hängte über dem Herd die Laterne an einen Balkennagel. Lautlos ging er auf das Lager zu.

Jul schlief, wie Kinder schlafen, mit den Fäusten vor den Augen. Gleich einem dicken Mäntelchen lag das schwarze Haar um die heiße Wange her. Unter den Decken machten die Beine manchmal eine zuckende Bewegung. Und die nackte Schulter hatte sich ein bißchen herausgeschoben. Malimmes zog sein Wams herunter und hüllte das linde Leder achtsam über die rosige Blöße. Dann ging er zum Herd, legte dünnes Astwerk übereinander und entzündete am Laternenlicht einen Span. Das Feuerchen züngelte. Und Malimmes schürte die Flamme nur mit Reisig. Weil die Scheite krachen.

Auch die Bäuerin, als sie das Beste aus ihren Schränken brachte, mußte barfuß gehen. Kein Wort durfte sie reden. Aber während sie zuguckte, wie geschickt und reinlich Malimmes kochte, mußte sie doch in ihrem Staunen flüstern: „Von dir kann ein Weibsbild lernen. Nit ein einzigsmal hast du beim Kochen die Näs mit der Hand geputzt. Allweil mit dem Ärmel. Und den Kopf hast schön auf die Seit getan, daß kein Schweißtröpfel nit in die Supp fallt."

„Das hab ich dem Hofkoch des deutschen Königs abgeschaut. Der hat's allweil so gemacht, solang er nit allein in der Kuchl gewesen ist." Malimmes machte es aber auch so, nachdem er die Bäuerin aus der Stube geschickt hatte. Und als der Würzwein dampfte und die reichliche Mahlzeit fertig war, ging er zum Lager hin, ließ sich etwas sperrig auf den Lehmboden nieder und schob seinen Arm unter den Nacken des schlummernden Gesellen.

Jul tat die großen blauen Augen auf und fragte: „Ist er schon da?"

„Noch nit." Lächelnd verschluckte Malimmes einen Tag. „Ist ja noch allweil Nacht. Vor Abend kann der Bauer nit kommen. Der reitet im Hauf. Da geht's nit so geschwind wie bei uns. Auch mußt du dich richtig ausschlafen, eh du wieder in den Sattel kommst. Jetzt mußt du essen und trinken. Ist alles schon fertig. Und ich mein', nit schlecht. Ich selber hab aufgekocht."

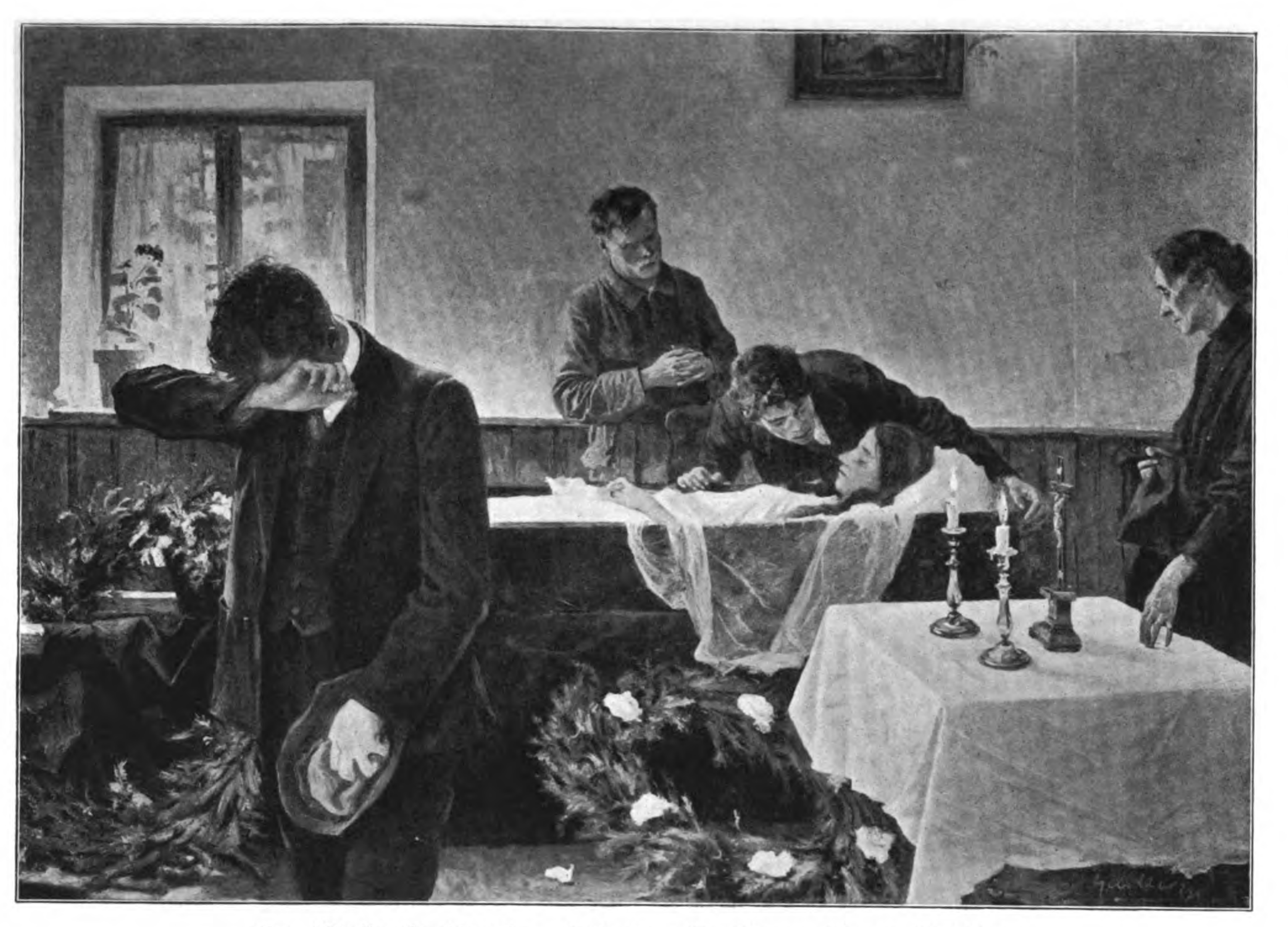
Erschrocken fragte Jul: „Hast du denn nit geschlafen?"

„Ein lützel freilich! Wenn wir gegessen haben, streck ich mich gleich wieder auf die Haut. Jetzt hab ich kochen müssen."

Da legte Jul den nackten Arm um den Hals des Malimmes und schmiegte die Wange an seine Schulter. „Wie ein Bruder bist du zu mir!"

Ein müdes Lächeln. „Nit ganz." Er wollte den halb noch Liegenden aufrichten und das lederne Wams fortschieben. Der Bub hielt es fest an seinem Hals. „Geh," sagte Malimmes, „das ist doch mein Kittel. Den mußt du wegtun. Ich sorg, er stinkt ein lützel nach —" Fast wäre ihm das herausgefahren: „Nach Schweiß und Blut." Doch er sagte: „Nach meiner Reitermüh."

(Fortsetzung folgt.)



Der Wirtin Töchterlein. Nach einem Gemälde von Franz Guillery



Terrasse der Villa Falconieri
Nach einem Ölgemälde im Besitz des Deutschen Kaisers

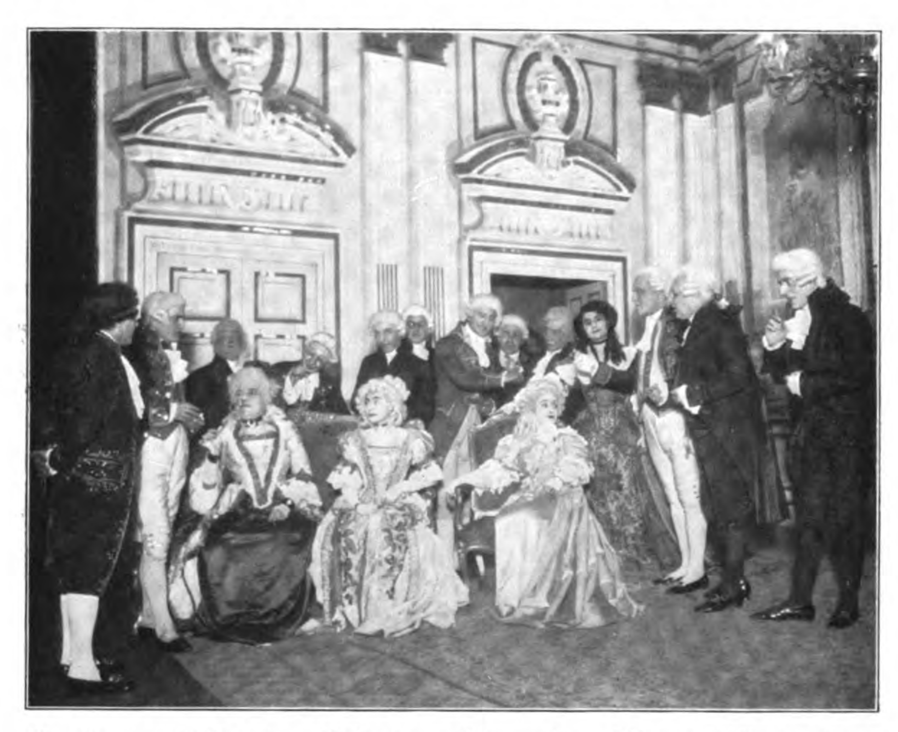
# Literarische Erinnerungsstätten Roms

Von

## Curt Bauer (Rom)

Kürzlich saßen wir auf der Terrasse der Villa Borghese zu Port' Anzio bei Rom und genossen fröhlich den lachenden Frühlingstag sowie den feurigen Rotwein von Nettuno: eine kleine Gesellschaft römischer Damen und Herren. Über grüne Hügel mit Palmen, Pinien und Zypressen hinweg, die der Landschaft den Ausdruck starrer Ruhe verleihen, erblickt das Auge die weite satte Farbenpracht des Tyrrhenischen Meeres, in dem die Sonne in warmem Glanze schimmert. Vom eingebuchteten Hafen ziehen sich links die Ausläufer der Volskerberge weit zwischen Meer und Himmel entlang. An ihrem Fuße bilden die Pontinischen Sümpfe einen hellen Streifen, über dem die Wälder in der Luft zu schweben scheinen. Obwohl der Augenblick hier unter wolkenlosem tiefblauem Himmel die Sinne stets lieblich in Anspruch zu nehmen weiß, eilen die Gedanken wie nirgend anderswo in die fernsten Zeiten zurück. Die Gründung der kleinen Stadt, des alten Antium, die wir unter uns am Meere liegen sehen, wird Ascanius zugeschrieben oder dem Sohn des Odysseus und der Circe, deren Fels einsam am Meereshorizont ragt.

Ringsum stoßen wir auch auf die Spuren glänzender Villeggiaturen der römischen Kaiserzeit, von den Tempeln des Augustus bis zu den Grotten des Nero. Führt uns doch die Sage der Gründung Roms in diesen Landstrich zurück. Virgil verband in seiner Äneide die Kunde jener starken Vorzeit durch die Wucht des Wortes für alle Zeiten mit diesen Gegenden — als sei das alles



Goethe im Gespräch mit Corinna Olympica. (Szenenbild aus dem Drama „Goethe“ von A. Jandolo im Teatro Argentino in Rom)

in Wirklichkeit gewesen. Nach Verlust seiner väterlichen Güter bei Mantua wurden dem Dichter große Besitzungen von Mäcenas und Augustus in der Gegend von Anzio verliehen. Zwischen Rom und Neapel einherstreifend, machte Virgil Vorstudien zur Äneide, die noch heute den Wanderer vom Monte Circeo, wo Äneas nach langen Irrfahrten zuerst Latium erreichte, bis zur Tibermündung, wo er in Italien landete, begleitet.

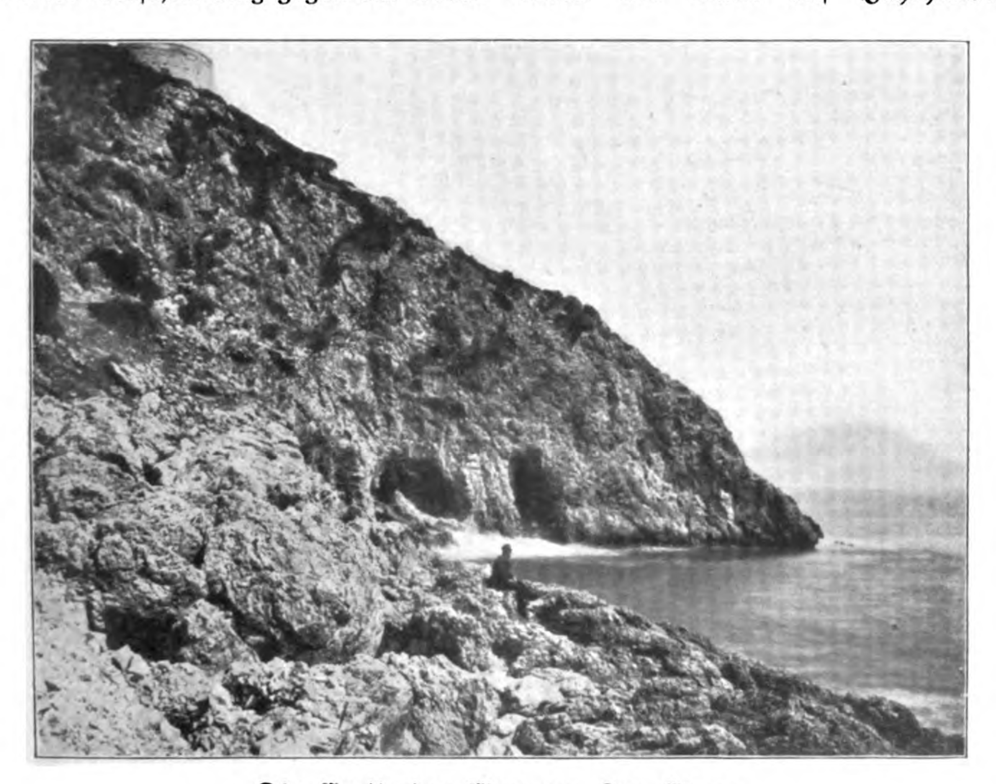
Abends, wenn die Sonne ins Meer sinkt und der Monte Circeo im roten, durchsichtig klaren Feuerschein erglüht, dringt aus den steilen Felsen ein sagenhafter Glanz zu uns herüber: wir treten lauschend mit Virgil in die ferne Vorzeit ein, die Geschichte und Poesie vereint dem Auge hier so nahe gerückt haben.

Auch Cicero lobte die glückliche Lage des alten Antium. Er besaß dort ebenfalls ein Haus, in das er sich über Tusculum hinweg nach Vollendung seiner Philippika, die ihm den Tod bringen sollten, zurückzog, ohne jedoch den Häschern des Antonius entfliehen zu können, die ihn einholten und töteten. Seinen Lieblingsaufenthalt hatte Cicero in Tusculum auf den Albanerbergen, das damals eine blühende Stadt war. Noch heute werden den Besuchern jener berühmten Trümmerstätte die Überreste seiner Villa gezeigt, wo er vom stürmischen und gefahrvollen Leben Roms zur Zeit der Catilina, Brutus, Pompejus und Cäsar auszuruhen pflegte. Er schrieb in Tusculum seine philosophischen Dialoge, vor allem die Tusculanae disputationes, in denen er die Verachtung des Todes, die Ertragung der Leiden, die Bezähmung der Leidenschaften lehrt und nur die Tugend als das wahre Glück des Menschen preist.

Den Albanerbergen schließen sich, die römische Campagna umgrenzend, die lieblichen Sabinerberge an, wie jene unzertrennlich vom Panorama der Ewigen Stadt. Etwas über Tivoli und Vico Varo hinaus, gegen den spitzen Monte Gennaro, gelangen wir in die Täler und Hügel, die Horaz nicht müde wurde zu besingen. Ähnlich wie Virgil hatte auch Horaz seine väterlichen Güter verloren. Durch Vermittlung des Mäcenas und Virgil wurden ihm dann von Augustus die schönen Besitzungen in den Sabinerbergen geschenkt, das „Sabinum“ des Horaz, dessen Ruinen man

neuerdings nahe bei dem Dorfe Rocca Giovane wiedergefunden zu haben meint. Während die Wegspuren dieser großen Geistesführer der römischen Blütezeit uns unverwischt aus der paradiesischen Natur entgegenwehen, veränderte Rom selbst schnell sein Bild unter dem Prunksinn und Bautriebe seiner Beherrscher, die von einer Generation zur andern neue Mauern auf die alten türmten. Schnell wie der Riesenbau des Neropalastes sich vom Palatin zum Kapitol errichtete, ward er auch niedergebrannt, von neuem erbaut und von neuem vernichtet. Sogar an den größten Philosophen und Dichter der Verfallzeit des römischen Altertums erinnert nur noch ein kleines Grabrelief neben dem Grabmal des Servilius Quartus an der Via Appia antica. Es stellt den Tod des Attis dar und soll vom Grabmal Senecas stammen, der hier nach Tacitus angesichts des herrlichen Campagnapanoramas mit den Albaner- und Sabinerbergen sein Landhaus besaß. Der ehemalige Lehrer des Nero vermochte den mißtrauischen Blutdurst seines grausamen Schülers nicht mehr zu zügeln. Schuldlos einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers angeklagt und von Nero zum freiwilligen Tod verurteilt, vollzog er in diesem Landhause den Befehl des Selbstmordes. Man nimmt an, daß er an derselben Stelle begraben wurde. Ebenso undankbar hatten sich die Cäsaren gegen den unglücklichen Dichter Ovid erwiesen. Weniger genial als Virgil und Horaz, sind uns seine Werke unentbehrliche Begleiter durch das Forum und die römische Kaiserstadt zur Zeit ihrer höchsten Blüte geworden, die unsern suchenden Augen jenes Trümmergewirr in beredter Sprache von neuem so erstehen lassen, wie es sich einst den Alten darbot. Eines unaufgeklärten Konfliktes wegen von Augustus unter dem Vorwande, durch seine „Ars amatoria“ das sittliche Gefühl des Volkes verletzt zu haben, aus der Heimat verbannt, suchte er vergeblich bei Augustus und später bei dessen Nachfolger Tiberius Gnade zu erhalten und starb nach fünfundzwanzigjährigem Exil fern vom geliebten und besungenen Vaterlande.

Die geschichtlichen Zerrüttungen des finsteren Mittelalters, die der römischen Kaiserzeit folgten, legten das geistige Leben der Stadt auf Jahrhunderte



Die Grotte der Circe am Kap Circeo




Albergo dell'Orso
An der Seitenfassade Reste mittelalterlicher Baukunst

hinaus brach. Der Aufschwung der Poesie, den im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die nördlichen Städte und Sizilien unter Friedrich II. seitens Frankreichs erfuhren, mochte Rom noch wenig berührt haben, als im Jahre 1300 Dante die Ewige Stadt aufsuchte. Es war in dem vom Papste Bonifazius VIII. gegründeten Jubeljahr Roms, das zwei Millionen Pilger anlockte. Und hier fühlte sich Dante während einer Nacht des März oder April in einen „finsteren Wald" verschlagen, „pien di sonno", voll von Schlaf, von dem er nicht zu sagen wußte, wie er hineingekommen, sobald er sich vom geraden Wege abgewandt. Da sehen wir im ersten Gesange der „Göttlichen Komödie" die öde Campagna, die Pontinischen Sümpfe mit den Volskerbergen. Vielleicht war es der Monte Circeo, den seine Phantasie ersteigen wollte. Drei wilde Tiere aus den sumpfigen Wäldern versperrten jedoch seinen Weg, als ihm Virgil begegnete und ihn durch die drei Reiche der Toten führte. Noch sind die ursprünglichen Mauern des Albergo dell'Orso erhalten, in dem Dante träumte und später Rabelais logierte. Die „Divina Commedia" erweckte wie ganz Italien so auch Rom aus mittelalterlichem Schlafe. Das Studium der Antike erwachte, und schon im Jahre 1341, also fünf Jahre bevor Cola di Rienzo — nach altrömischem Vorbilde — sich als Volkstribun und Diktator an die Spitze des Volkes stellte, wurde Petrarca eingeladen, um — nach altgriechischer Sitte — im Senatssaale des Kapitols die Dichterkrone zu empfangen, die er dann als guter Katholik auf den Altar von S. Pietro niederlegen ging. Diese in nachklassischer Zeit einzig dastehende Auszeichnung erfuhr am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine parodistische Wiederholung. Der römische Senat krönte an derselben Stelle die schöne, aber mittelmäßige Dichterin der Arcadia, Maddalena Morelli, genannt Corinna Olympica. Die Krönung Corinnas unter dem Jubel des römischen Volkes sowie die Abenteuer der Dichterin



Denkmal des Giachino Belli von Tripisciano

verherrlicht Madame de Staël ausführlich in ihrem sentimentalen Roman „Corinna oder Italien", der seinerzeit großes Aufsehen machte.

Die gleiche Ehre wie Petrarca — auf dem Kapitol den Lorbeer des Dichters zu erhalten — wurde am Ende des sechzehnten Jahrhunderts dem unglücklichen Torquato Tasso zugedacht. Schon während sein „Befreites Jerusalem" in den Druck ging und den Preis über den „Rasenden Roland" des Ariost davontrug, irrte der Dichter ruhelos, vom religiösen und Verfolgungswahn getrieben, durch die italienischen Städte. Die Einladung zur Dichterkrönung auf dem Kapitol erreichte ihn in Neapel. Als er daraufhin in Rom eintraf, verschlimmerte sich sein Zustand derart, daß man die Ehrung aufschieben und schließlich davon Abstand nehmen mußte. So wollte es die unermeßliche Tragik seines Schicksals, daß dieser Würdige, den Rom im prunkvollen Senatorenpalast als den leuchtendsten Geist jener Zeit zu feiern gedachte, anstatt dessen als Halbirrer in das stille, abgelegene Kloster S. Onofrio des Janiculum geführt wurde. Aber gerade diese Tragödie menschlicher Gebrechlichkeit bei so hohen Geistesgaben mochte es bewirken, daß die Mönche den Dichter zum Nationalheiligen erhoben und heute die Zelle, die ihn von unendlichen Qualen durch den Tod befreite, wie ein Reliquarium halten. Etwas weiter über das Kloster hinaus steht noch jetzt die alte Eiche, von Sturm und Blitz zersplittert und mehrfach gestützt, unter der Tasso die letzten lichten Augenblicke des Lebens zuzubringen pflegte. Nicht einer der Abertausenden Fremden aller Nationen, die über das Janiculum strömten, ging an dieser Stelle vorbei, ohne innezuhalten und auf das „neue Jerusalem" zu seinen Füßen zu blicken, das von keinem andern Punkte so mächtig und zugleich schwermütig mit seinen gewaltigen Ruinen und der Campagnaweite den Beobachter ergreift. Immer sprossen im Frühling noch einige grüne Zweige aus der Eiche, von ihren Wurzeln indes drangen neue Bäume, die den Verweilenden wie einst beschatten und einen dunklen Rahmen um die „letzten Eindrücke" Tassos schließen. — Ein andres Grab birgt die sterblichen Reste eines tragischen Dichterschicksals neben der alten Pyramide des Cestius: Percy Bysshe Shelley, einer der hervorragendsten englischen Romantiker nächst Byron. Er kam im Jahre 1817 nach Rom und schrieb hier die „Cenci", „Julien et Maddals", „Prométhée déchaîné". Ein Freund des Seefahrens wie Byron, ließ er sich auf dessen Anregung in Genua eine Schaluppe bauen. Leigh Hunt, mit Byron und Shelley zur Mitarbeiterschaft am „Liberal" aufgefordert, kam die beiden Dichter zu besuchen.



Die Cestiuspyramide auf dem protestantischen Friedhof

Shelley fuhr ihm mit M. William von Villa-Magni in seiner Barke nach Livorno entgegen, wurde aber auf der Rückfahrt vom Sturm überrascht, und beide ertranken. Ihre Leichen landeten, zur Unkenntlichkeit verwandelt, bei Viareggio. Nur an seinen Kleidern und einem Band von Keats, den er mit sich trug, ersah man, daß es Shelley war. Die Toten ließ Byron am Meer zwischen Spezia und Livorno verbrennen. Die Asche Shelleys jedoch überführte man nebst seinem angeblich bei der Verbrennung unversehrt gebliebenen Herzen nach dem Protestantenfriedhof in Rom. Alljährlich pilgern am Allerseelentage die in Rom weilenden englischen Damen zu der Cestiuspyramide, um die Gräber ihrer Dichter Keats und Shelley mit Chrysanthemen zu schmücken; eine schöne Huldigung, die den fern der Heimat unter dunklen Zypressen Ruhenden von ihren hellen, blondhaarigen Landsmänninnen jenseits des Meeres pietätvoll dargebracht wird.



Die Tasso-Eiche auf dem Gianicolo

Ein halbes Jahrhundert vorher schon war Rom das erstrebenswerte Ziel aller ausländischen Künstler und Schriftsteller, besonders der Deutschen geworden. Nicht nur die historischen Erinnerungen der Ewigen Stadt, sondern auch die der Romantik der damaligen Zeit günstigen Naturformen Italiens mochten die fremden Scharen herbeilocken. Das literarische Zentrum bildete damals die alte Arcadia, die neben wenigen ernsten Schriftstellern wie Abbate Casti und Graf Monti von Dichterlingen wimmelte. Das literarische Café, hauptsächlich der Deutschen, ist bis auf den heutigen Tag Café del Greco geblieben. Im Mittelpunkt des literarischen Interesses stand einst in jenem bunten Durcheinander Goethes Romreise, deren Milieu anschaulich im Teatro Argentino von dem römischen Dichter Agosto Jandolo in seinem Drama „Goethe in Rom“ vorgeführt wurde. Wir sehen Goethe in der Arcadia, die ihn zum Mitglied ernannte, bei einer Karnevalszene des Café del Greco, im Studio der Angelika Kauffmann, das sich seiner noch heute erhaltenen Wohnung gegenüber, am Palazzo Rondanini, befand. Zahlreiche Inschriften auch an andern Häusern zeigen dem Vorüberwandelnden überall die Wegspuren der Großen, die vor und nach Goethe Rom besuchten, bis auf Gogol, Björnson und Ibsen, der hier sein Hauptwerk „Kaiser und Galiläer“ schuf.

Jahrhundertelang schöpft die Novellistik aus den reizvollen Quellen des römischen Lebens: von den unterirdischen Kämpfen der ersten Christen in den Katakomben, die uns Sienkiewicz in „Quo vadis?“, Weißmann in „Fabiola“ schildern, bis zum letzten päpstlichen Rom, dessen getreuestes Bild Andersons „Improvisator“, Almers „Römische Schlendertage“ und Will. Alexis' „Bilder aus Rom“ bieten.

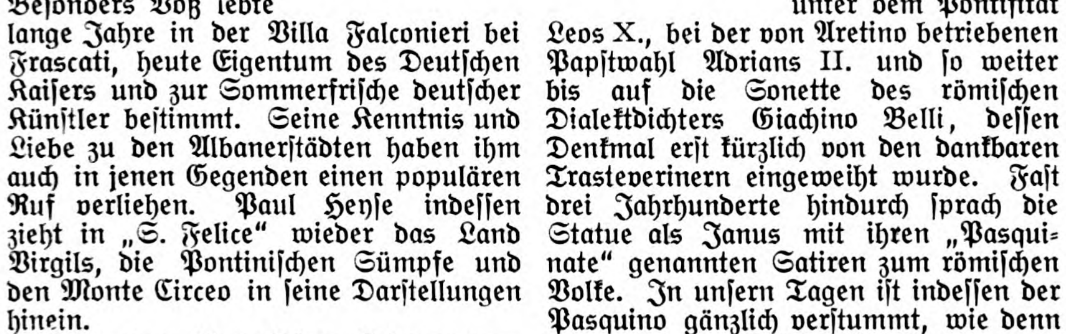


Vor allem Bourget, Dickens, Bulwer, Zola, dessen Roman „Rom“ vorwiegend in Trastevere und auf dem Gianicolo spielt, wußten Geschichte und Lage Roms künstlerisch zu verwerten. Unendlich ist die Zahl der Romane, die das römische Gesellschaftsleben, vom barocken Schäferidyll bis zum Raffinement der Verfallzeit, von geistreichen Prinzessinnen bis zu den berühmten Kurtisanen Tolla und Fiammetta, schildern (About, Rodokanachi, Hanthorne, Bovedon und so weiter). Am interessantesten dürfte in dieser Beziehung die Lebensbeschreibung Casanovas sein. Aufsehen erregte neuerdings der Roman „Piacere“ von G. d'Annun-

zio, eine krasse Sittenschilderung des modernen Rom, durch die der Palazzo Zuccari bei der Kirche S. Trinità dei Monti, den Annunzio zum Mittelpunkt seiner Ausführungen ersah, einen aktuellen Ruhm wiedererlangte. Den wirtschaftlichen Niedergang Roms finden wir in dem weniger künstlerisch als sachlich wertvollen Roman Cesare Castellis: Das dritte Rom (deutsch von Stefania Goldenring) dargestellt, der das Entstehen der neuen Stadtviertel der Prati beschreibt. Durch die lieblichen Albanerberge aber führen uns Paul Heyse und Richard Voß. Besonders Voß lebte lange Jahre in der Villa Falconieri bei Frascati, heute Eigentum des Deutschen Kaisers und zur Sommerfrische deutscher Künstler bestimmt. Seine Kenntnis und Liebe zu den Albanerstädten haben ihm auch in jenen Gegenden einen populären Ruf verliehen. Paul Heyse indessen zieht in „S. Felice“ wieder das Land Virgils, die Pontinischen Sümpfe und den Monte Circeo in seine Darstellungen hinein.



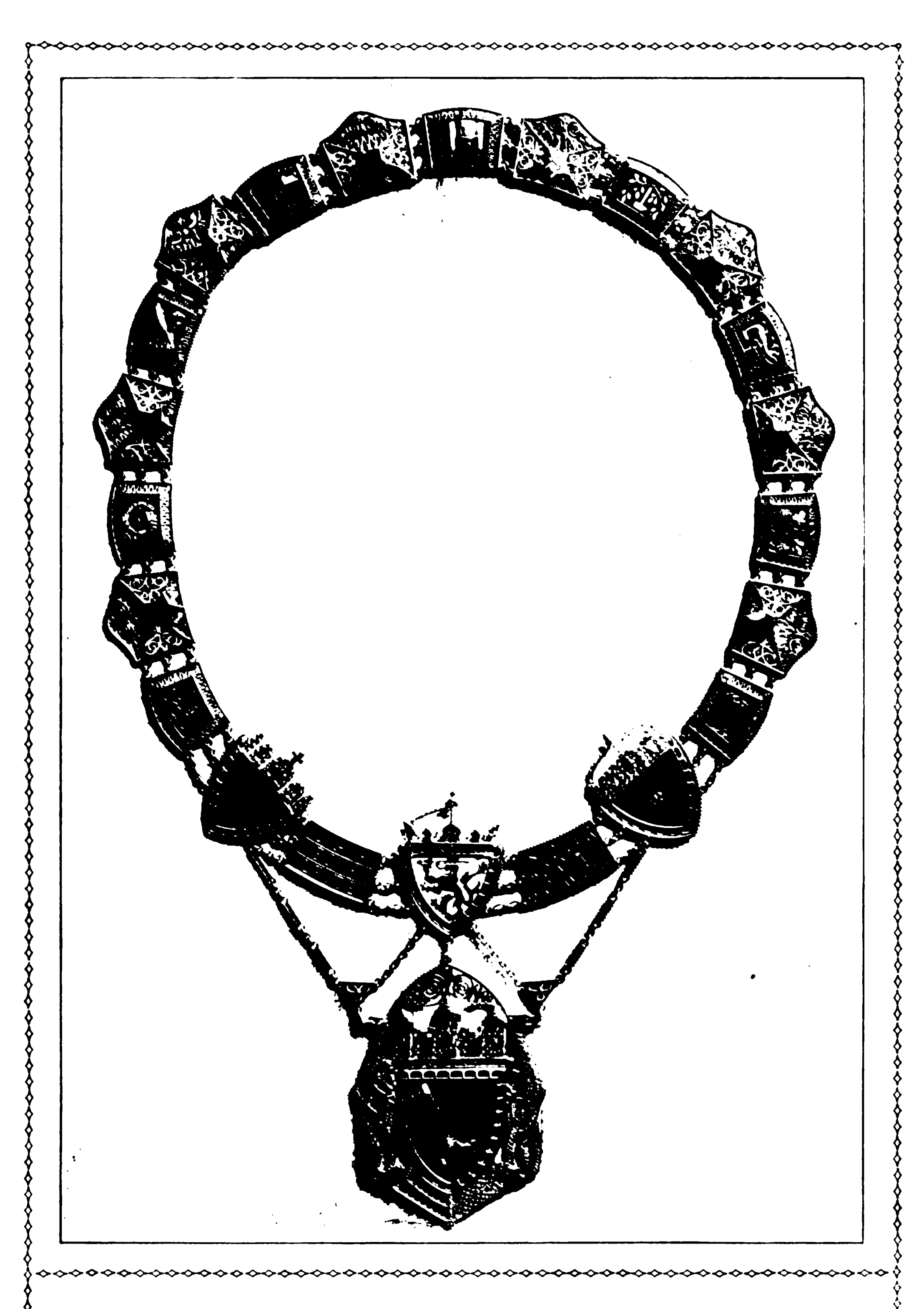
Die Pasquinostatue am Palazzo Braschi



Unter den literarischen Erinnerungsstätten Roms sei schließlich noch eine Kuriosität erwähnt, die sogenannte Pasquinostatue neben dem Palazzo Braschi an der Piazza Navona. Von einer schönen griechischen Marmorgruppe, „Menelaus mit dem Leichnam des Patroklus“, herrührend, erhielt sie ihren Spottnamen im fünfzehnten Jahrhundert nach dem Schneider Pasquino, der ihr gegenüber wohnte und durch seinen beißenden Witz berühmt war.

Bald hing man bei politischen Anlässen Spottgedichte an den Sockel der Statue, und zwar zunächst nach Brauch der römischen Gelehrten in lateinischer Sprache. Um aber das Volk eifriger in diese Zwistigkeiten und Federkämpfe hineinzuziehen, bediente man sich später des landläufigen Italienisch, und alljährlich wurde am Markustage die Statue mit zahllosen Epigrammen behängt, deren Inhalt starken Einfluß auf die Volksmeinung und die politischen Ereignisse gewann: so unter dem Pontifikat Leos X., bei der von Aretino betriebenen Papstwahl Adrians II. und so weiter bis auf die Sonette des römischen Dialektdichters Giachino Belli, dessen Denkmal erst kürzlich von den dankbaren Trasteverinern eingeweiht wurde. Fast drei Jahrhunderte hindurch sprach die Statue als Janus mit ihren „Pasquinate“ genannten Satiren zum römischen Volke. In unsern Tagen ist indessen der Pasquino gänzlich verstummt, wie denn überhaupt alle Originalität immer mehr in dem modernen Rom zu weichen beginnt. Und wo wir sie empfinden, geschieht es meist nur noch vermittelst der Erinnerung, die allerdings nirgend so lebendig aufzutauchen vermag als unter dem leuchtenden Abendhimmel, der sich unendlich wie einst über der Ewigen Stadt inmitten weiter Campagnaöde ausbreitet.





Oberbürgermeisterkette der Stadt Worms

(Zu dem nachfolgenden Aufsatz: „Ein Meister deutscher Handwerkskunst“)

# Ein Meister deutscher Handwerkskunst

Von

Otto Stockhausen

Auf der Mathildenhöhe in Darmstadt erhebt sich das Ernst-Ludwig-Haus. Es birgt die Ateliers der von Großherzog Ernst Ludwig zur Kolonie berufenen Künstler. Wir treten bei Professor Ernst Riegel ein, dem Gold- und Edelschmied der Kolonie. Zahlreich und mannigfaltig sind die Eindrücke, die wir empfangen. Fast zu vornehm, zu apart und zu köstlich für den täglichen Gebrauch dünken uns diese graziösen Schalen und edeln Pokale, die wir unter des Meisters Hand entstehen sehen. Denn das ist das Seltsame und Seltene bei Ernst Riegel: er gehört zu den wenigen Edelschmieden unsrer Zeit, die ihre Arbeiten selbst erfinden und selbst ausführen. Was sein Geist ersonnen hat, setzt die Fertigkeit der eignen Hand in die Tat um. Er sitzt am Zeichentisch, er steht am Amboß und Schmelzofen. Kunst und Handwerk haben bei Riegel ihre gegensätzliche Bedeutung verloren. Vom Handwerk zur Kunst hat den jetzt Vierzigjährigen sein Lebensweg geführt. Ernst Riegel hat bei einem kleinen Goldschmied in dem heimatlichen Städtchen Kempten die ersten Fertigkeiten des Ziselierens erlernt. München hat ihn weiter als Ziseleur und Zeichner ausgebildet, und hier, bei dem bekannten Metallkünstler Fritz von Miller, hat er sich jenes hervorragende technische Können erworben, das seine Arbeiten heute als außergewöhnliche Leistungen erscheinen läßt. Seit 1901 ist Ernst Riegel selbständig. Er hat zunächst als Lehrer an der Fachschule in München gewirkt. Im Oktober 1906 ist er einem Ruf an die Darmstädter Künstlerkolonie gefolgt, und mit dieser Berufung in den Kreis der Künstler, die in ständiger naher Beziehung zum hessischen Hof und seinem im persönlichen Verkehr ungemein anregend wirkenden Fürsten



Altarkreuz aus Wiesbaden. Ebenholz mit vergold. Silberplatten, Filigran, Amethyste



Silberbecher mit aufgelöteten Goldfiguren, Türkisen und Rauchtopasen (Eigentum des Herzogs von Braunschweig)

stehen, ist Riegels Entwicklung zweifelsohne in eine neue, bedeutsame Phase getreten.

Und nun wandern wir heute durch Meister Riegels Werkstatt auf der Darmstädter Mathildenhöhe, und unser Auge erblickt, so weit es schweift, Arbeiten der Hand in gediegener Einzelherstellung, Entwürfe, von dem Künstler in engem Verkehr mit dem Auftraggeber zur Ausführung gebracht.

Es ist natürlich in erster Linie der hessische Hof, der bei Meister Riegel arbeiten läßt. Aber auch für andre Höfe des Reiches sind erlesene Stücke aus seinem Atelier hervorgegangen. Und das Neue, Bedeutsame seiner Tätigkeit ist, daß sie in ausgedehntem Maße in den Bereich der kirchlichen Kunst gezogen wird. Die Anregung dazu gegeben zu haben, ist ein Verdienst, das dem Großherzog von Hessen zukommt. Er hat 1908 zum ersten Male für eine evangelische Kirche — für die neuerbaute Pauluskirche in Darmstadt — Abendmahlsgerätschaften und ein Altarkreuz von Ernst Riegel entwerfen und herstellen lassen. Riegel hat für diese Arbeiten, aus Vorbildern des romanischen, auch des gotischen Stils heraus, eine neue Stilart geschaffen, die in ihren Einzelheiten eine vollständig freie Behandlung bekundet und, ungeachtet des oft reichen Zierats, der gehaltenen Würde unsrer kirchlichen Gebräuche aufs glücklichste entspricht.

Von gleichem Erfolg ist Riegels Schaffen gekrönt worden, als sich zu Hof und Kirche eine dritte Gruppe der großen Auftraggeber — unsre deutschen Städte — gesellte. Die Stadt Aschersleben war es unsers Erinnerns zuerst, die eine Amtskette für ihren Bürgermeister durch Riegel herstellen ließ. Auch hier galt es, einen neuen, eignen Stil zu finden: das Monumentale mußte mit dem Zierlichen, der Gesamteindruck der pompösen, dekorativen Wirkung mit gefälligen, leichten Einzelheiten in Einklang gebracht werden. Und wiederum spricht der Erfolg für das Gelingen des Werkes. Die Ratsherren, Bürgermeister, auch Universitätsrektoren einer ganzen Anzahl deutscher Städte (Leipzig, Beuthen, Worms, Gießen) tragen in Ausübung ihres Amtes Schöpfungen Meister Riegels. Auch hier verläßt Riegel nicht

den Boden schlichter Handwerkstechnik. Mit diesen Arbeiten — mag ihre Einteilung in die drei aufgezählten Kategorien auch äußerlicher Natur sein — ist das Großartige, in die moderne Richtung Einschlagende und eigentlich Neue von Riegels Tätigkeit gegeben. Sie charakterisieren in ihren ornamentalen Formen und Motiven seine freie und selbständig-moderne Auffassung. Sie mahnen zuweilen an die unsterblichen Schöpfungen alter Zeiten. An ihnen kann naturgemäß Riegels eingehendes Studium alter Stilarten nicht vorübergegangen sein, ohne starke Eindrücke empfangen zu haben, die innerlich verarbeitet und mit einer persönlichen Note durchsetzt, des öfteren zum Ausdruck gelangen. Darum kann aber niemals von einem Kopieren historischer Ornamente die Rede sein. Es ist ja gerade das Verdienst Riegels, die Goldschmiedekunst von der gedankenlosen Stilnachahmung befreit zu haben. Gewiß, er ist ein Goldschmied mit der handwerklichen Gestaltungsfreudigkeit, wie sie die alten Meister geübt haben, er erinnert an sie in der unmittelbaren Frische seiner Arbeitsweise, in der Ursprünglichkeit seiner Empfindung, aber er ist kein Künstler, der seine eigne Sprache redet, der sich mit den praktischen Erfahrungen des vielgewandten Selbstarbeiters seinen eignen Stil geschaffen hat. Der starke Wille, ernst zu sein, jedes Material in klaren Formen aus seiner Eigenart heraus zu entwickeln und in seiner edeln Schöne zur Geltung zu bringen, das zeichnet diesen Stil vor allen andern aus, und darum darf man ihn mit Recht geschickt zu nutzen versteht. Ganz wundervolle Wirkungen gibt er zum Beispiel, wenn er Eisen auf Silbergrund einläßt oder gegen Messing stellt, wenn er Gold mit Eisen oder Silber mit Goldfiligran verarbeitet. Auch das Niello (Tula) verwendet er in sehr feiner und aparter Weise, das Email dient ihm in seiner lustigen Buntheit zur dekorativen Zier, und mit der Geste des Feinschmeckers spendet er die oft verblüffenden Effekte seiner Schmucksteine. Unsre Abbildungen können von diesen Reizen nur eine schwache Vorstellung geben, denn sie beruhen durchaus in der Farbe und in dem Leben



Silberkelch der Domkirche in Braunschweig. Filigran in Feingold und deutsch-ostafrikanischen Granaten



Kinderfigur
(Ausführung: Steingut-
fabrik Wächtersbach)



Bäuerin mit Kind. Keramik



Kinderfigur
(Ausführung: Steingut-
fabrik Wächtersbach)

einen national-deutschen Stil heißen.

In der Materialbehandlung feiert zugleich Riegels glänzende Technik ihre größten Triumphe. Es ist erstaunlich, über welchen Reichtum der technischen Mittel er verfügt, wie er die Kontraste der Metalle außerordentlich der Materiale. Man sieht wohl die schönen Umrisse, das sinnliche Wesen bleibt verborgen.

Nicht schließen dürfen wir diese Betrachtung, ohne Ernst Riegels bildhauerisch-plastische Tätigkeit besonders beachtet zu haben. Sie ist selten Selbstzweck, sie ist zumeist Kleinplastik, die in einer gewissen Proportion zu dem Ganzen steht, dem sie als Schmuck dienen soll. Es gehört viel Takt und viel Können dazu, sie in der scheinbar untergeordneten Stelle festzuhalten, die sie auszufüllen hat. Riegel besitzt beides und ist im Figürlichen ebenso gewandt wie im Ornamentalen. Auch hier ist ihm Pose und Prätension fremd. Eine anspruchslose heitere Frische und ein liebenswürdig-behaglicher, zuweilen kecker Humor zeichnen seine Plastiken aus, und daß sie auch für sich bestehen können, beweisen seine Wächtersbacher Steingutfiguren, die dank ihrer entzückenden, kinderhaftanmutigen Naivität allerdings beinahe bereits zum vielgeschmähten — Massenartikel geworden sind!

So entfaltet Ernst Riegel eine reiche, freibewegte und vielseitige Künstlertätigkeit, die in stetem Schaffen voranstrebt und ihren Meister in die ersten Reihen der führenden Kräfte stellt, deren Werke den Ruf deutscher Handwerkskunst neu begründet haben.

# Der Kachelofen

Von Fritz Müller (Cannero)

Richard Breitschmidt war Beamter an der Handelsbank. Schon an die zwanzig Jahre oder so. Dort führte er das Kontokorrent F bis H. Kunden, die mit F anfingen, Kunden, die mit G anfingen, und Kunden, die mit H anfingen, bildeten den Umriß seiner Lebensarbeit.

Das war nicht immer so. Richard Breitschmidt war vom Lande. Dort war sein Horizont erheblich weiter, als er noch ein Junge war. Dann bog sein Lebensweg, der Bildung halber, in die Großstadt ab.

In der Großstadt gibt es keine Horizonte. Nur kleine blaue oder wolkige Quadrate oder Dreiecke gibt es dort, die die Straßen aus dem Himmel schneiden. Und Richard Breitschmidts Dreieck war umgrenzt von F bis H.

War er traurig deshalb oder war er zufrieden? Wie kann ich es sagen, wo doch Richard Breitschmidt selber es nicht wußte. Wenn man zwanzig Jahre lang Kunden-Kontokorrente von F bis H einträgt, so ist man weder traurig noch zufrieden. Gemütszustände haben keinen Platz zwischen F und H.

Und außerhalb von F, G und H? Ach, Richard Breitschmidts Interessen wurden mit der Zeit auch draußen immer enger. Das kommt von selbst so, daß man die Schablone des Berufes auf die Straße, in die Wohnung mitnimmt. In Richard Breitschmidts Junggesellenwohnung. Ein kleiner Vogel im Käfig und ein alter Salamander in einem Aquarium waren dort die beiden einzigen Dinge, die sich nicht von F und G und H umgrenzen ließen.

Aber seine Freunde, sagt ihr, hatte er denn keine Freunde? Freilich waren da die Freunde, berufliche natürlich. Durch diese aber ward er sicher nicht aus seinem Trott geworfen. Ein I-bis-M-Mensch und ein R-bis-T-Mensch krempelt keinen F-bis-H-Mann um. Noch viel weniger ein Stammtischkrug beim „Weißen Bären“.

Gewiß, da waren noch die Bücher, das Theater. Aber Richard Breitschmidt hatte wenig Sinn dafür. Wenn man in seiner Jugend in dem großen Buche lesen durfte, das Natur heißt, wenn man, stundenlang im Gras liegend, dem ewig wechselnden Wolkentheater da droben zugeschaut hat und die Rehe aus den Waldkulissen treten sah, steht man nicht mehr lange Stunden vor der Kasse, um ein billiges Galeriebillett zu ergattern.

So kam es, daß des Richard Breitschmidts Leben immer mehr auf F bis H zusammenschnurrte. Das heißt, er selber wußte nichts davon. Allmählich wuchs er in das F bis H organisch ein und nahm es als ein Schicksal, welchem jedermann verfällt.

Nur wenn er Sonntag nachmittags dem alten Salamander zusah und den Vogel singen hörte, tauchten alte Bilder auf. Als Knabe lief er wieder durch das Dorf mit nackten Füßen. Als übermütiger Hosenlenz fuhr er mit seiner Haselgerte in die Gänse und die Enten und vermischte seine Feldherrnstimme mit dem jämmerlichen Wehgeschrei des Federviehs. Als Junge saß er wieder im Gebälk

des alten Kirchturms bei der Uhr und ließ sich wohlig gruseln, wenn es zwölf Uhr schlug am hellen Mittag. Als Abenteurer zog er durch das Waldmoos und war auf Du und Du mit allerlei Getier. Als braver Enkel saß er in den langen Winterabendstunden auf der Ofenbank und horchte seinem runzeligen Ahnel zu. Nein, was hatte auch die Großmutter für unerschöpflich viele Geschichten erzählen können!

Aber wenn er's recht bedachte — nicht was sie sagte, war es, was die braunen runden Jungenaugen leuchten machte, sondern wie sie's sagte. Diese Stimme war es, die sich in der heimeligen Ofennische fing und von dort aus wie ein raunendes Wassergeflüster auf den Richard eindrang.

Da war es, daß er nur die Stimme hörte und die Worte nicht. Zu der Stimme aber tat er selber das, was sein Auge während des Erzählens von den Ofenkacheln ablas. O diese Ofenkacheln! Bilder waren drauf gezeichnet und gemalt. Eine Fülle von Figuren schob sich dort herum. Und nur auf jeder fünften Ofenkachel wiederholte sich das Bild. Aber bis er die Bilder der vier Ofenkacheln mit der Stimme seines Ahnels zu Geschichten verwebt hatte, kam ihm das fünfte Kachelbild von neuem als ganz unerwartet vor. Ein Gewoge gab das und ein Durcheinanderschlingen. Ritter waren da und Heilige. Löwen spazierten auf den Kacheln wohlgemut herum. Ein Gockel saß auf einem Löwen und krähte. Ja, und dann war eine Riesenschlange da, die wand sich über drei große Kacheln hin, und auf der dritten züngelten drei feurige Zungen aus dem aufgesperrten Schlangenrachen. Dann war ein Sonnenaufgang da mit einer viereckigen Sonne. Jawohl, einer viereckigen Sonne. Er sah die vier Sonnenecken heute noch, wenn er die Augen zumachte. Das schönste aber waren die Blumen auf den Ofenkacheln.

Es war schon richtig: solche Blumen gab es nirgendwo auf Feldern und in Gärten. Wenigstens hatte er, der Richard Breitschmidt, noch niemals Blumen mit menschlichen Gesichtern gesehen — Mädchenblumen, Ritterblumen, Geizhalsblumen — aber das war ja doch das Feine, daß es solche Blumen nur auf seinem Kachelofen gab. Eine jede solche Blume war allein ein Märchen, das man freilich niemand erklären konnte. Nein, das man selbst ablesen mußte aus den wundersamen krausen Strichen.

Das alles fiel dem Kontokorrentbuchhalter F bis H bei der Handelsbank, dem Richard Breitschmidt, dann und wann ein, wenn er am Sonntagnachmittag ein wenig seinem alten Salamander zusah und wenn der gelbe Vogel sang.

Aber eines Tages starb der gelbe Vogel und eine Woche darauf der alte Salamander. Da fiel dem Richard Breitschmidt nichts mehr ein am Sonntagnachmittag, sondern er ging schon ein wenig früher zum Bier als sonst. Und beim Bier im „Weißen Bären" bei Berufsgenossen hat man wahrhaftig andres zu sagen, als von Bildern auf alten Kachelöfen zu berichten.

Und so wäre der alte Kachelofen tot gewesen, hätte er nicht eines Tages doch wieder unvermutet vor ihm gestanden. Und zwar nicht nur in der Erinnerung, sondern leibhaftig. Das kam aber so.

Die Handelsbank bekam mit einem Kunden einen schwierigen Prozeß. Da galt es, die Kontokorrente längstvergangener Jahre nachzuschlagen. Die lagen auf dem Speicher droben. Des Kunden Name aber fing mit G an. Also kam es, daß der Richard Breitschmidt selbst auf diesen Speicher gehen mußte. Er stöberte in alten Regalen, fand aber nicht das Rechte. Ob noch ein andrer Speicher da sei, fragte er den Hausverwalter.

Ja, sagte der, die ganz alten Sachen seien auf dem Speicher des Hauses nebenan, dem früheren Palais der Wolkensdorfer Freiherren. Und es führe

von dem Bankspeicher eine schmale Tür durch die Brandmauer. Hier sei der Schlüssel dazu.

Dort fand der Richard Breitschmidt, was er suchte. Aber noch was andres fand er dort, was er nie und nimmer dort gesucht hätte. Den Kachelofen fand er. Nicht einen beliebigen Kachelofen, sondern den Kachelofen, wenn auch zerlegt in seine Teile.

Daß es nicht der Kachelofen seiner Jugend in natura sein könne, sondern etwa ein zweiter Ofen von dem gleichen Ofenbauer, hätte er sich sagen müssen. Aber er sagte nur:

„Mein Kachelofen, mein lieber alter Kachelofen!“ Weiter sagte er nichts. Sondern er ging auf ihn zu und streichelte vorsichtig über die alten bunten Kacheln mit den sonderbaren Malereien. Seine Phantasie fügte die alten lieben Kacheln wieder zusammen. Die alte halbkreisrunde Nische sah er wieder. Des runzeligen Ahnels Stimme hörte er wie ein raunendes Wassergeflüster. Und zu der Stimme tat er das, was seine Augen auf den Ofenkacheln sahen, den Löwen und den Gockel drauf, die Riesenschlange und die viereckige Sonne und die Blumen mit dem Menschenantlitz — Mädchenblumen, Ritterblumen, Geizhalsblumen...

Es war schon Dämmer, als Richard Breitschmidt mit dem alten Kontokorrent in die Bureaus herunterkam. Das alte Kontokorrentbuch trug er unterm Arm. Unterm Herzen aber trug er seinen Kachelofen. So schwer der war, er trug an ihm nicht schwer. Im Gegenteil, es ward ihm leichter als seit langen Jahren.

Fröhlich wanderte er an diesem Tage nach Hause anstatt in den „Weißen Bären“. In einer Ecke seines großen Wohnzimmers saß er und schaute in die andre Ecke. Die war aber arg leer, dachte er. Da konnte man ganz gut etwas hinstellen, damit es nicht mehr gar so leer in seinem Zimmer aussah.

Aber was stellte man da wohl am besten hin? fragte er sich scheinheilig, als hätte er die Antwort nicht schon vor der Frage über den Bergen leuchten sehen. Ja, ja, der Kachelofen hätte dort wohl Platz gehabt.

Ein wenig fuhr er doch zusammen: welcher Kachelofen? Doch nicht der fremde Kachelofen auf dem Speicher im Palais der Freiherren von Wolkensdorf? I bewahre, sein Kachelofen selbstverständlich, nicht ein fremder...

Am andern Tage bei Geschäftsschluß trug der Kontokorrentbuchhalter F bis H das alte Kontokorrentbuch wieder an seinen Platz.

„Den Schlüssel, bitte,“ sagte er zum Hausverwalter. Dann ging er bei der Garderobe vorbei und blieb einen Augenblick stehen.

Eigentlich kann ich meinen Havelock schon jetzt gleich anziehen, sagte er sich, legte ihn eilig um und sprang die alte Treppe zum Speicher hinauf...

Als er wieder herunterkam, trat er mit dem linken Fuß etwas fester auf, und auf derselben Seite bauschte sich sein großer Havelock kaum merklich. Den Schlüssel reichte er dem Portier durch das Schiebefenster seiner Loge. Dabei lächelte er.

Ich werde den Schlüssel jetzt nicht mehr nötig haben, dachte er, zum Glück vergaß ich zuzusperren.

Und dann ging er fröhlich durch die dichtgefüllten Straßen. Unterwegs trat er auf einen Augenblick in einen offenen Hausgang ein und schlug ein wenig den linken Flügel seines Havelocks zurück. In dem ungewissen Schimmer einer Laterne gleißte es ihm entgegen — ein Löwe mit einem Hahn drauf, der krähte.

Feierlich stellte er sich diesen Abend in seinem Zimmer vor der großen leeren Ecke auf, warf mit einem Ruck den Havelock zurück und — legte den Grundstein zu einem späten Kachelglück.

„Was machen Sie da, Herr Breitschmidt?“ fragte seine gutmütige Wirtin.

„Es ist ein Andenken an meine Jugend," sagte er, „ich bitte um die Erlaubnis, Frau Rebendörfer, daß ich nach und nach auch die andern bringe."

„Aber Sie haben doch den Heizkörper dort von der Zentralheizung — ich kann doch unmöglich einen Kachelofen —"

„Beruhigen Sie sich, Frau Rebendörfer, er soll nicht zum Heizen sein, nur zur Zierde — hier, sehen Sie."

Und dann zeigte er ihr den sanften Löwen mit dem krähenden Hahn.

„Morgen bringe ich einen Ritter und dann Schlangen und dann Blumen — Blumen mit menschlichen Gesichtern, Frau Rebendörfer — können Sie sich das vorstellen — oh, es wird wunderschön!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und eines Sonntags war es wirklich wunderschön in seiner Stube. Andächtig saß er vor dem Kachelofen, ging liebevoll an ihm hin und her, setzte sich wieder, befühlte die Kacheln, streichelte den Löwen mit dem Hahn, fuhr mit dem Zeigefinger der langen Schlange über drei Kacheln nach, umrahmte mit demselben Finger die Konturen der Ritter und der Heiligen, vertiefte sich in die menschlichen Blumengesichter, setzte sich wieder hin und horchte einer eingebildeten Stimme zu, die aus der Nische kam.

Und als später noch Frau Rebendörfer hereinkam, hätte er sie auf ein Haar zu einem Tanz vor dem Kachelofen angegangen.

Bevor er diesen Abend schlafen ging, sah er nochmal an seinem Kachelofen hinauf.

„Hm," sagte er, „eigentlich ist die Feier ein wenig verfrüht, es fehlen noch zwei Kacheln — na, eine morgen und die andre Dienstag — oder soll ich sie morgen, weil es doch die letzten sind, gleich alle beide...?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Na, Herr Breitschmidt," sagte der Kontokorrentbuchhalter R bis T in der Garderobe, „Sie brauchten wahrhaftig keinen Havelock mehr anzuziehen, jetzt, wo's Frühling ist."

„Sie haben recht," sagte der Angeredete, „von morgen ab lasse ich ihn zu Hause."

Dann wartete er ein wenig, bis die Garderobe leer war, und huschte geschwind die leere Treppe zum Speicher hinauf.

Das letztemal! dachte er, während er immer zwei Stufen auf einmal nahm.

Als er herunterkam, bauschte sich sein Havelock nach beiden Seiten unmerklich. Die letzte Treppe stieg er herunter. So fröhlich wurde er dabei, daß er halblaut ein Liedchen pfiff. Eben wollte er an der Portiersloge vorbei, da ging die Tür rasch auf. Eine hohe Gestalt kam herein. Es war der Direktor, der etwas vergessen hatte.

Mechanisch wollte Herr Richard Breitschmidt mit der rechten Hand grüßen, wie er's immer tat —

Rumpum — klirr — da lag die eine Ofenkachel auf dem Steinboden in Scherben.

Starr vor Schrecken fiel auch Herrn Breitschmidts linker Arm herab —

Rumpum — klirr — da splitterte auch die zweite Kachel auf dem Boden.

Der Portier kam heraus. Der Direktor maß den schlotternden Beamten mit einem durchdringenden Blick, blickte auf eine große Scherbe am Boden, wo die Schlange eine dreifache Zunge aus dem Maule streckte, und hörte auf die erklärenden Worte des Hausverwalters.

„Nun, Herr Breitschmidt," sagte er, „was haben Sie darauf zu sagen?"

„Es ist meine Schlange," stotterte der, „meine Blumen, mein Kachelofen, Herr Direktor."



Auf der Mole von Concarneau

Nach einem Gemälde von Otto Marcus

„Kommen Sie mit!" donnerte der Direktor. „Und Sie zeigen uns den Weg," fügte er, zum Portier gewandt, hinzu.

Dann stiegen die drei Menschen über die Treppen, gingen durch einen Speicher, durch eine angelehnte Tür auf den Speicher des alten Palais derer von Wolkensdorf . . .

Und jetzt standen sie vor rohen Tonröhren und ein wenig Lehm und Stroh als elenden Überresten eines Kachelofens, der in einer großen Stube auf seine letzten beiden Kacheln wartete.

„Herr Breitschmidt, Sie sind entlassen," sagte der Direktor.

# Tannenwald im Lenz

Von

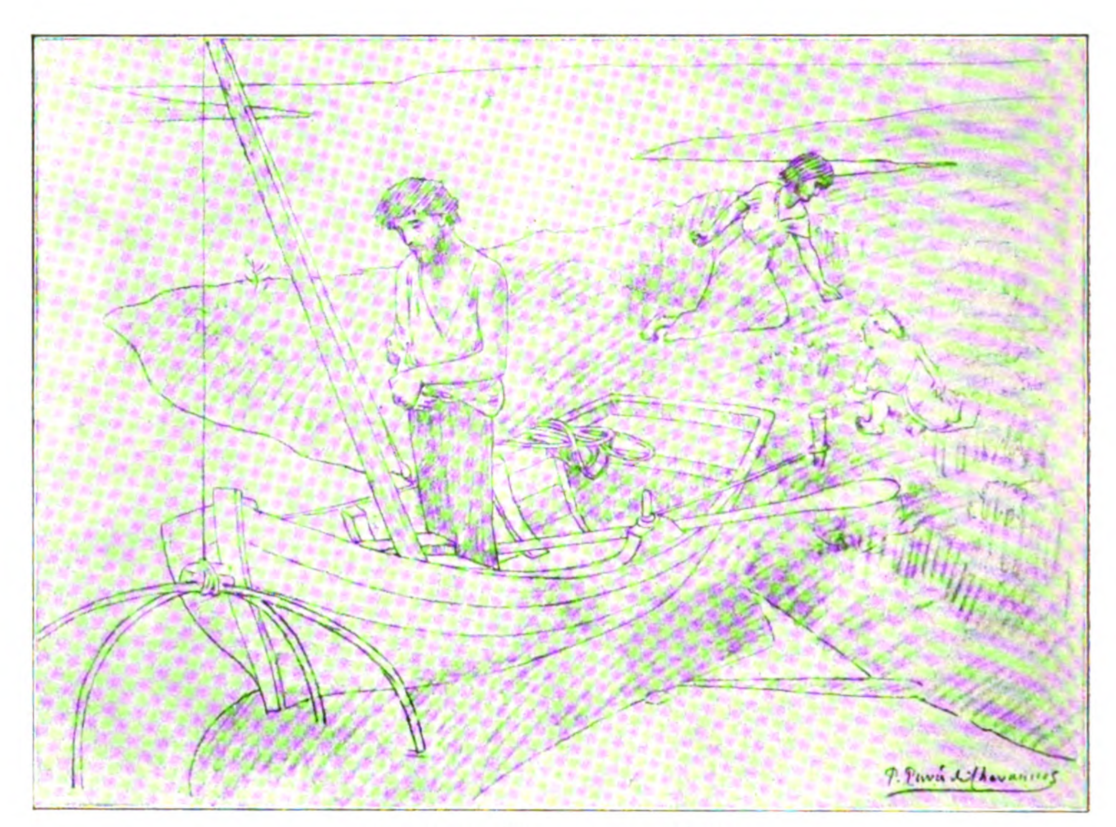
## Hugo Salus

Am Rand des Walds Jungbirken, Tannen drinnen.
Lenzsonne fädelt ihren Strahlenschein
In all die tausend Tannennadeln ein,
Den ganzen Wald mit Goldglanz zu umspinnen.

Ihr Tannen kennt das! Wundert ihr euch? Nein!
Den jungen Birken aber wird jetzunder
Das große, heilige Säuglingsmorgenwunder:
Die Nacht ist um, hell glänzt der Sonnenschein;

Der Säugling weiß von Tag noch nichts noch Nacht,
Ist noch ganz dumm. Doch heute beim Erwachen,
Die Sonne lacht, beginnt auch er zu lachen
Und weiß voll Glücks: der Morgen ist erwacht!

So in dem allgemeinen Goldgeglänz
Beginnt im Tann das Wunder heut zu wirken.
Die Tannen tun ganz ernst; jedoch die Birken,
Die schimmern, flimmern, leuchten: Lenz, Lenz, Lenz!



Puvis de Chavannes: Schiffer

# Die französische Originallithographie

Von

**Ernst Schur †**

Das neunzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der technischen Entdeckungen. Der naturwissenschaftlich-technische Charakter dieser Epoche, in deren Entwicklung wir noch stehen, kam den reproduzierenden Künsten wesentlich zugute; auf der andern Seite darf man allerdings auch nicht verkennen, daß diese Fortschritte ebensogut Gefahren bedeuten können, da die künstlerische Note leicht zurücktritt, sobald die technische Fertigkeit bis zu einem Grade verfeinert, erleichtert und bereichert wird, daß sie sich ungebührlich in den Vordergrund stellt.

Als 1796 Aloys Senefelder die Eigenschaft des Solnhofener Steins entdeckte, eine auf ihn übertragene Zeichnung auf Papier abzudrucken, trat neben die bisherigen graphischen Künste, den Kupferstich und den Holzschnitt, die vom fünfzehnten Jahrhundert an ihre selbständige und eigne Art betont hatten, eine neue Technik, die von vornherein auf wesentlich andern Grundsätzen beruhte. Zuerst primitiv gehandhabt — im wesentlichen Kreidezeichnungen ähnelnd — gestalteten die Künstler den Steindruck bald seinem eigentlichen Wesen getreu aus, und so konnte die Lithographie allmählich dem

Kupferstich Konkurrenz machen, indem sie die Bildniskunst der Zeit an sich riß.

Bald aber zeigte sich der vielseitige Charakter dieser neuen Erfindung darin, daß sie besonders geeignet erschien, der Dolmetsch der höheren Kunst zu sein, und man begann die Technik immer raffinierter zu gestalten, ihre Ausdrucksmittel immer geschmeidiger, anpassungsfähiger zu machen.

Die Lithographie diente daher, solange die Photographie noch fehlte, im wesentlichen dazu, Reproduktionszwecken zu genügen. Sie war in einer Zeit, der die Vervielfältigungsmöglichkeiten fehlten, ein willkommenes Mittel, Kunst in die breiteren Massen zu bringen, und manchem vorsichtigen Gemüt mögen sich damals, wie jetzt in bezug auf die Photographie, ängstliche Perspektiven eröffnet haben, und die Zukunft der Kunst mag gefährdet erschienen sein durch die Erfindung Senefelders, die es ermöglichte, die Kunstwerke beliebig oft zu reproduzieren und ihnen dadurch den Reiz der Seltenheit zu nehmen. Die Art und Weise, wie man sich anfangs dieser Technik bediente, wurde auf lange hinaus feststehend. Es bildete eine Manier sich heraus, die unzweideutig betonte, daß der reproduktive Charakter der vorherrschende war, und erst nach längerer Entwicklung erweiterten sich die Möglichkeiten, und aus dem rein Nachbildenden erwuchs der eigne, selbständige Stil, wie die Geschichte des Steindrucks uns zeigen wird. Sehr viel trug dazu bei die Vervollkommnung der photographischen Technik, die dem Steindruck die Aufgabe, der Reproduktion zu dienen, abnahm; es ist eines der Verdienste der Photographie, daß sie eine zu Höherem berufene Technik von alltäglicher Benutzung befreite, indem sie selbst sich als dazu geeigneter erwies. Die mechanisch arbeitende Photographie ebnete so dem künstlerischen Moment, das in der Lithographie sich erst nach und nach durchrang, die Wege. Diese Entwicklung vollzog sich im neunzehnten Jahrhundert.

Die französische Originallithographie zeigt in ihrer Aufeinanderfolge der Künstler, die sich dem Steindruck widmen, typisch den Verlauf einer Entwicklung, die für uns besonders interessant ist, insofern die Erfindung der Lithographie einem Deutschen zu danken ist und die französische Kunst, die in der



Denon: Lithographie nach Münchner Art

Folgezeit die Technik so vielseitig ausbildete, an Deutschland anknüpfen mußte. Ein Zufall fügte es, daß ein französischer Künstler in der Werkstatt des Erfinders Senefelder tätig war und die Technik nach Frankreich verpflanzte. Die weiteren Etappen sind lehrreich genug, um als allgemeingültige Entwicklungsstadien aufgenommen zu werden; es handelt sich hier um die Fragen, inwieweit die Künstler mit dieser Technik fertig wurden, sie bereicherten, sie zum Ausdrucksmittel ihrer ganz persönlichen Absichten machten und so allmählich aus dem Reproduzieren zum Gestalten kamen. Denn in den graphischen Künsten, wo der Künstler mit bestimmten Mitteln rechnen muß, die er aus langer Praxis heraus kennen, bezwingen und handhaben lernen muß, ist die Tätigkeit für ihn keine freie; es ist eine Art Kampf, er steht der Materie gegenüber.



Diaz: Im Park

Wie der Stein präpariert wird, wie die Tusche auf den Stein übertragen wird, das Ätzen und Drucken, das Schabverfahren, die Nadelradierung auf Stein, die Kreidezeichnung auf Aluminium, die Lithographien auf Kreidepapieren, die Herstellung farbiger Steindrucke — das alles kommt in Betracht und will wohlerwogen und bedacht sein.

Auch der Laie wird von solchen Erläuterungen mit Erfolg Notiz nehmen. Denn es spricht sich darin ein echt handwerklicher Geist wieder aus, der in unsrer Zeit verloren zu gehen droht; unwillkürlich denkt man an die alten Zeiten, die längst dahin sind, wo der Künstler aus dem Handwerklichen eine Tradition schöpfte, die er willig weitergab. Man lernt dadurch erst die künstlerische Schöpfung verstehen und eine Zeit lieben, die durch die Verwirrungen allzu raffinierter maschineller Techniken sich allmählich hindurchringt, um immer stärker das künstlerische, das persönliche Element wiederzugewinnen.

Denn es ersteht in diesen technischen Verfahren der künstlerischen Handhabung bald und leicht eine Gefahr: die Industrie. Sie nimmt die Herstellung in Beschlag und eliminiert den Künstler. Sie vervielfältigt, differenziert die Mittel, und indem ihr technisch nichts mehr unmöglich scheint, vertreibt sie das Wesentliche, die Kunst. Sie betont den Reproduktionscharakter und drückt die künstlerischen Möglichkeiten zum rein technischen Mittel herab.

So ist die Geschichte der Entwicklung des Steindrucks ein Auf und Ab mannigfaltiger Versuche, die darauf abzielen, einmal die Technik zu vervollkommnen, dann wieder sie gegen allzu raffinierte Routine zu verteidigen, und beides geschieht im Hinblick darauf, ihr die eigne



Gavarni: Der Besuch

Sprache, ihren Stil zu wahren. Da taucht zuerst Denon auf (1747 bis 1825), dem in Paris die Kunstsammlungen unterstanden. 1809 weilte er in München, besuchte die Werkstatt des Erfinders des Steindrucks, Senefelder, und diese neue Technik schien ihm, wie eine Reihe von Blättern zeigen, geeignet, eine Publikation über die von ihm verwalteten Kunstschätze mit Illustrationen zu versehen.

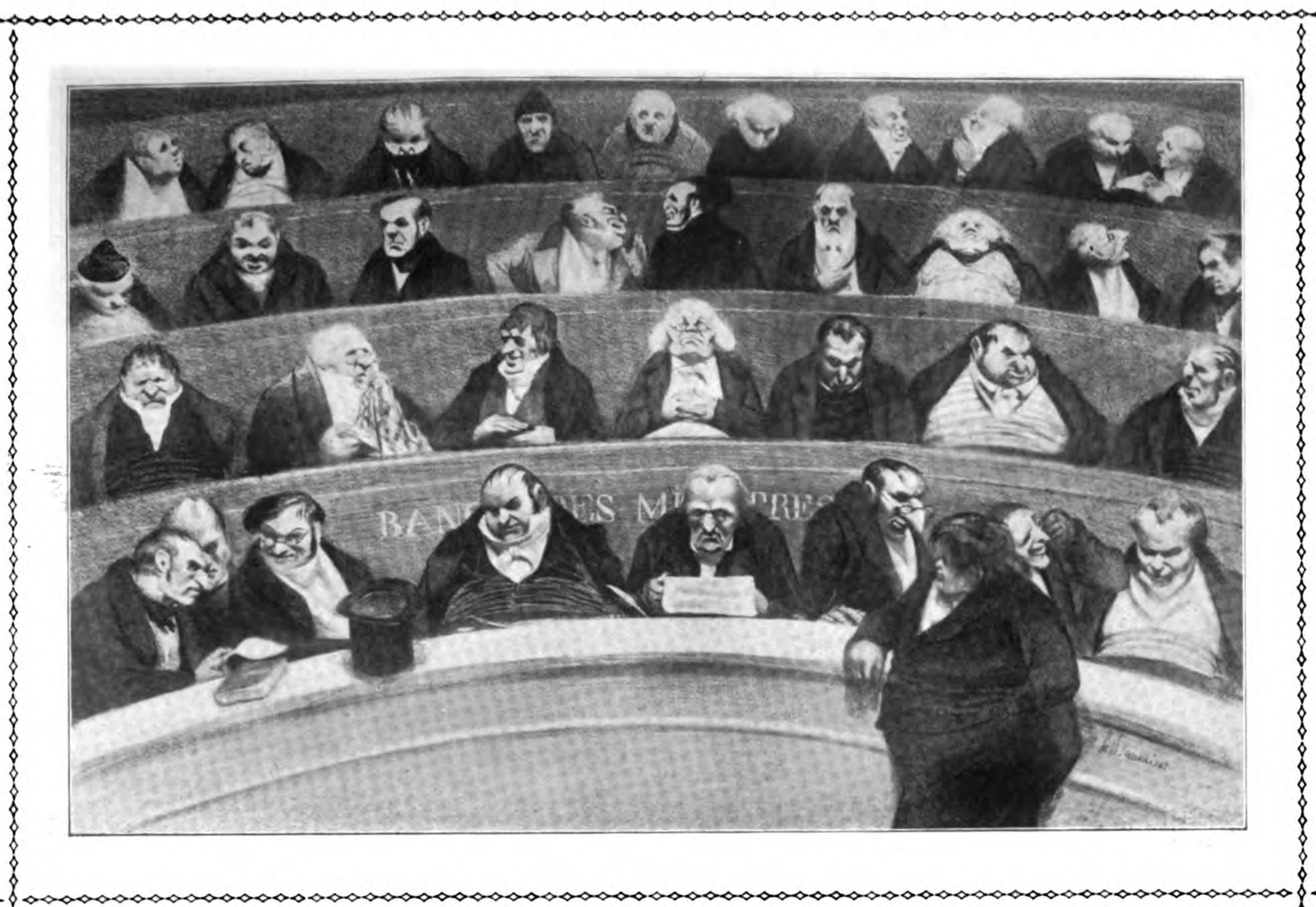
Der illustrative Charakter wurde auch noch in der Folgezeit beibehalten, als verschiedene lithographische Anstalten in Paris gegründet wurden. Reisebeschreibungen wurden illustriert; Biographien wurden Bildnisse beigegeben. Kurz, die Lithographie ersetzte das, was uns heute die Photographie ist. Das Reproduktionsmäßige war vorherrschend. Dennoch aber sieht man schon von Anfang an, dem französischen Kunstcharakter entsprechend, hier eine eigne Grazie durch all die trockene Sachlichkeit hindurchschimmern. Die beiden Vernets vervielfältigten auf diese Weise Szenen aus dem Soldaten- und Volksleben. Aber schon Charlet gibt seinen Bildnissen aus der napoleonischen Zeit einen stark betonten dokumentarischen Charakter, der seine Werke zu eignen künstlerischen Schöpfungen erhebt. Noch temperamentvoller weiß Géricault Kriegsszenen wiederzugeben, die unter seiner Hand zu hinreißenden Bekenntnissen werden, denen sichtbar etwas von der hervorragenden Größe ihres Schöpfers anhaftet.



Manet: Knabe mit Hund

Ein besonders dankbares Gebiet bildete für die Lithographie die Gesellschaftssatire; sie gestattete die momentane Erfassung einer Situation, die prägnante Formung der Karikatur. Gavarni steht hier an erster Stelle. Noch heute fesselt uns sein Werk, das das Leben und Treiben in dem damaligen Paris enthält. Schon dieses Werk würde genügen, ihm die Bedeutung zu sichern über seine Zeit hinaus. Aber was uns noch stärker fesselt, das ist die künstlerische Handschrift, mit der er die Chronik seiner Zeit schrieb. Die interessante, geistreich pointierte Darstellung, die überaus weiche Behandlung von Licht und Schatten sichern seinen Blättern unsern Beifall. Neben ihm steht, ihn noch überragend, Daumier, der mit unvergleichlicher Gewalt aus den alltäglichsten Szenen des Gerichts, der Straße, der Politik Werke von dokumentarischem Charakter schuf; seine Anklagen haben ein Pathos von tiefster sozialer Resonanz; dem Augenblick verleiht er durch die Wucht seiner gestaltenden Kraft Ewigkeit. Ein Blatt wie die „Deputiertenkammer“ mit den rücksichtslos bis zum Äußersten der Karikatur verschärften Bildnissen hat unvergänglichen Wert.

Daneben gehen her eine Reihe von Künstlern, denen der Steindruck ein neues Mittel ist, ihre Art, die schon von



H. Daumier: Deputiertenkammer

Gemälden her bekannt ist, vielseitiger zu betonen. Delacroix gibt romantische Szenen und illustriert den „Faust“. Ingres betont in einer „Odaliske“ die streng klassizistische Note seiner Kunst. Wieder eine andre Spezialrichtung finden wir in des Engländers Bonington, der in Paris entscheidend wirkte, Architekturbildern vertreten, der aus Häusern, Straßen und Menschen ein pikantes Leben hervorzauberte, lichtflimmernd, bewegt, so daß wir fast spüren, wie dieser Künstler der neuen Großstadtschönheit auf der Spur ist; er bereichert, verfeinert dadurch erheblich die technischen Ausdrucksmittel; aus der Reproduktion wird die geistreiche Skizze. Isabey überträgt diese neue Landschaftsschilderung auf das Meer; seine Seestücke fesseln durch den breiten, flüssigen Vortrag, der der Lithographie einen ganz selbständigen Wert verleiht, indem er die sachliche Schilderung hinüberleitet in die reizvollere Stimmung.



Millet: Der Sämann

So vorbereitet, konnte die Lithographie neuen großen Aufgaben gerecht werden. Sie tat es in den Blättern, die wir von den großen Meistern der neuen französischen Malerei besitzen. Da sehen wir Puvis de Chavannes' großzügige, feierliche Kunst, die auch in diesen strengen und doch weichen Studien ihren monumentalen Charakter betont, und doch haben diese Figuren und Köpfe eine wundervolle Lyrik der Linie; mit der raffinierten Technik verbindet sich der ganz eigne Ausdruck, und der scheinbar flüchtige, feine Reiz ist ebenso aus dem Geist und Willen des Schöpfers wie aus dem Material heraus geboren.

Auf dem gleichen Wege — der Lithographie immer mehr künstlerischen Ausdruck und eigne Erscheinung zu geben — gehen auch Carrière und Fantin-Latour. Beide lösen die Konturen auf und streben zu einem malerischen Ton. Speziell Carrière fand hier die Mittel, in Porträtköpfen jene Zartheit der Massen zu erreichen, die er auch in seinen großen Bildnissen anstrebte, die von einer weichen, zitternden Luft umspielt erscheinen und doch den Charakter der Dargestellten fest und bestimmt hinschreiben. Außerordentlich geistreich weiß Manet die Linie zu benutzen; aus einigen markanten Strichen bauen sich Szenen (Straßenkämpfe) auf, die mit Eleganz und Verve den Augenblick einer Situation genial erfassen und Luft und Licht bestimmend wiedergeben. Millets ernste, große Kunst dokumentiert sich in kleinen Figurenbildern, die den gleichen, fast symbolischen Wert besitzen wie seine Ölbilder: zum Beispiel ein Sämann auf dem Felde, dessen Gestalt sich dunkel in Massen aufrichtet vor dem hellen Hintergrund. Die Blätter von Diaz dagegen haben wiederum einen ganz andern Charakter; etwas vom Rokokocharakter ist ihnen eigen, nur ist die malerische Behandlung breiter; aus dichtem Laub, in das Sonnenlicht breit flutet, leuchten



Géricault: Dudelsackpfeifer

helle Gestalten mit einem Glanz, als wenn Juwelen aufschimmern.

Ein besonderes Gebiet war der Lithographie im Plakat vorbehalten, das nach den siebziger Jahren seinen Triumphzug antrat. Das moderne Leben befruchtete die Technik. Chérét und Steinlen sind die ersten Meister, die mit keckem Griff neue Motive aus der Gegenwart holten und die Lithographie plötzlich in den unmittelbaren Dienst der Gegenwart stellten. Toulouse Lautrec übertrug diese neue, kecke Sprache auf satirische Schilderungen auf das Leben der Großstadt, auf Szenen vom Theater und von der Straße; seine Kunst ist angeregt von Japan; die japanischen Holzschnitte wurden damals bekannt, und ihren Einfluß spürt man in dem eigenartigen Ausschnitt der Szenen wie in der bizarren Farbenwahl. Hier ist nichts mehr von der starren Formelsprache des Anfangs, nichts von trockener Sachlichkeit, alles ist Geist, Laune, sprühendes Temperament geworden, und die tote Technik hat ganz den Ausdruck des nationalen Rassetemperaments angenommen.

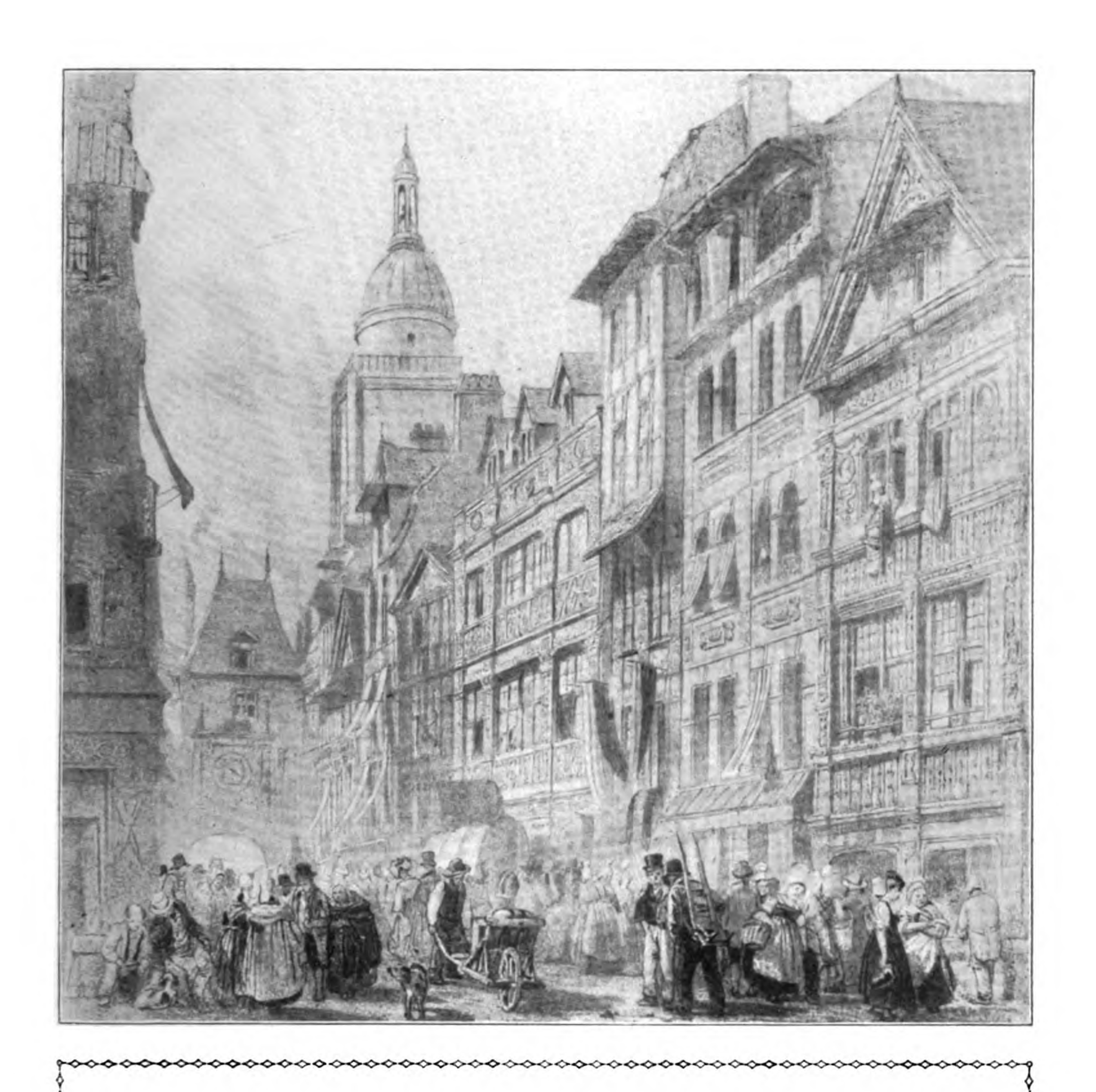
Den neuen Reiz der Farbe nutzten dann eine Reihe von Künstlern zu besonderen Effekten aus; die farbige Originallithographie nahm von hier aus ihren Anfang. Signac schuf in der von ihm gepflegten neoimpressionistischen Manier lichtflimmernde Blätter von außerordentlich dekorativem Charakter, und Lunois wußte die farbigen Nuancen in einem Blatt, das spanische Tänzerinnen in bunten Kostümen darstellt, breiter, malerischer auszunutzen als bisher. Die farbigen Ansichten von Paris, die Rivière herstellte, haben einen ganz besonders eignen zarten Reiz, sie haben die duftige Erscheinung der Seineatmosphäre.

Der moderne Buchdruck erfuhr durch diese ganz neue Umprägung eine ungeahnte Bereicherung. Es läßt sich kein größerer Gegensatz denken, als wenn man die ersten lithographischen Illustrationen mit den Schöpfungen vergleicht, die nun gegeben werden. Dort photographiemäßige Reproduktion, hier selbständiger, geistreicher Ausdruck. Die Technik ist zum Mittel geworden, mit dem sich eine künstlerische Persönlichkeit ausspricht. Eine ganz neue Richtung, die auch mit dem dekorativen neuen Buchcharakter nichts gemein hat, die die Unterordnung des Künstlers unter die Gesetze der Drucktechnik verlangt. Damit kennzeichnet diese Richtung, die den Künstler unumschränkt herrschen lassen will, ihren Ursprung und ihren Zusammenhang mit der ehemaligen Illustration, nur ist sie künstlerisch, wo jene schildernd, stofflich, reproduzierend war.

Es entstehen Werke, die durch ihren einzigartigen Charakter, durch den Rang des Künstlers, der sich dieser Sprache bedient, außerhalb der gewöhnlichen Schätzung stehen. Dahin gehören Manets wundervolle Blätter zu E. A. Poes Dichtung „Der Rabe“ mit den herrlichen, massigen Tönen des Schwarz auf dem gelblichen Papier; ebenso die ganz in Licht aufgelösten Schilderungen von Bonnard, die, trotzdem sie ganz auf Farbe verzichten, so farbig sind; dahin gehört auch das geistvolle Werk von Toulouse Lautrec, das der Diseuse Yvette Guilbert gewidmet ist.

Damit sind wir bei der Gegenwart angelangt, deren Aufgabe es ist, dem Steindruck das künstlerische Ansehen zu erhalten, das in seinem Wesen, in seinem Stil liegt. Dieser künstlerische Steindruck unterscheidet sich in allem, was Ausdruck und Erscheinung anlangt, wesentlich von der früheren Art, wie sie zuerst gepflegt wurde, aber auch von der, die späterhin üblich wurde, als die maschinelle und industrielle Ausnutzung einsetzte, der diese Technik gerade bequem war.

Dieser Steindruck hat wieder die persönliche Sprache des Kunstwerks; er hat das Primitive der ersten stammelnden Sprache wie die Routine der Materie überwunden, er hat das Technische einem Geistigen dienstbar gemacht. Und so, wie er uns jetzt vorliegt, ist er eine ganz individuelle Schöpfung, und jedes künstlerische Temperament kann mit ihm seine Art zum Ausdruck bringen, so daß der lange Weg der Entwicklung, der zurückgelegt werden mußte, nicht umsonst war, sondern zu einer dauernden Bereicherung führte, die, wie die Arbeiten der modernen Künstler auf diesem Gebiet beweisen, jetzt erst die Früchte zeitigt, die im Keim von Anfang an wohl vorhanden waren, aber erst nach und nach zutage traten.



Bonington (1824): Rue du gros Horloge in Rouen




Zu dem nebenstehenden Gedicht „Da droben auf jenem Berge“.

# Da droben auf jenem Berge

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein schönes Haus,
Da schauen alle Morgen und Abend
Drei schöne Jungfern heraus.
Die eine, die heißet Susanne,
Die andere Anne-Marei;
Die dritte, die darf ich nicht nennen,
Die soll mein eigen sein.

Da drunten in jenem Tale
Da treibt das Wasser ein Rad,
Mich treibet nur die Liebe
Von morgens bis abends spat.
Das Mühlrad ist nun zerbrochen,
Die Liebe hat doch kein End;
Und wenn sich zwei Liebende scheiden,
So reichens einander die Händ.

Und sollt ich einsmals scheiden,
Wo begräbt man mich denn hin?
In meines Liebchens Garten,
Wo rote Röslein blühn.
Und sind es keine Röselein,
So ist's Muskatenkraut;
Du hast mir die Treu versprochen,
Du bist nun meine Braut.

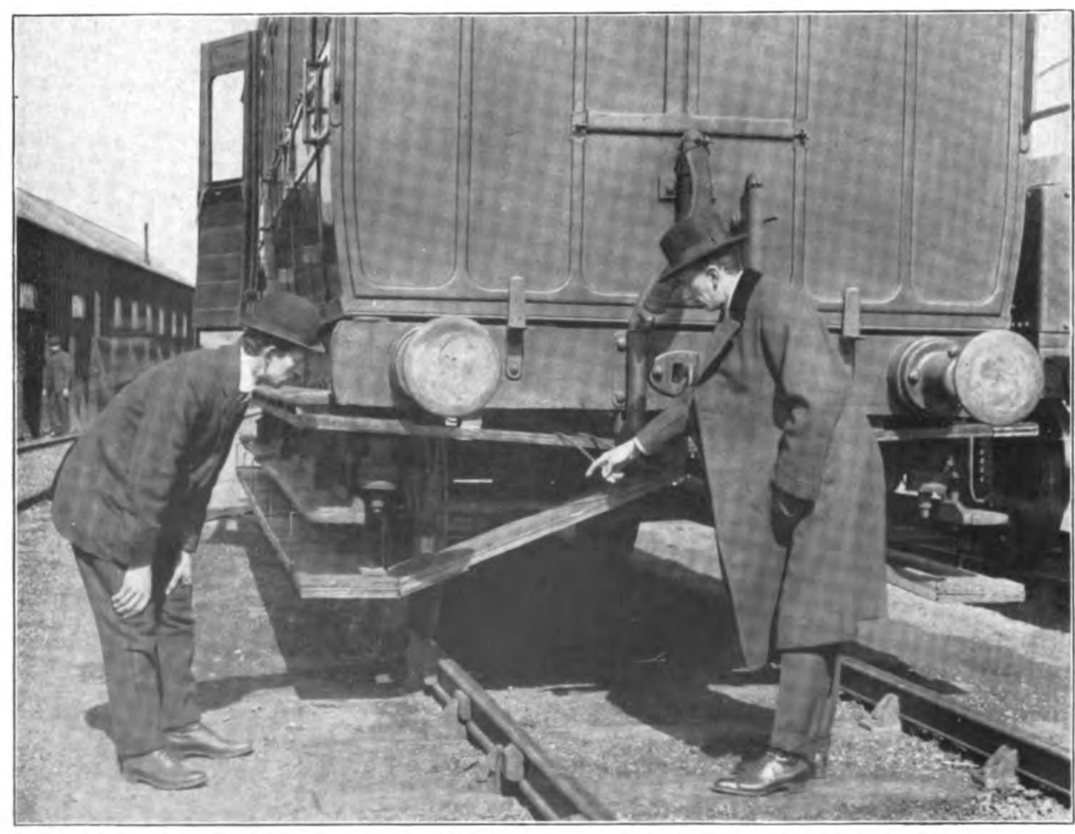
Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Es hat ja das leidige Scheiden
Mein Herze so traurig gemacht.
Das Liedlein hat hier ein Ende,
Es hat's wohl ein Müller erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.

Aus „Rosen und Rosmarin". Auswahl deutscher Volkslieder mit Bildern
von Rudolf Schäfer.
(Verlag von Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung [Gustav Fick], Leipzig und Hamburg).

# Eisenbahnzüge mit Telephonanschluß

Von **Fritz Kerns**

Wahrhaftig, dieses Letzte hat uns noch gefehlt! Dieses Äußerste mußte kommen, weil es im Rhythmus unsrer Zeit liegt. O ihr armen Nerven! Dieser widerwärtige, alles durchdringende Äther! Die Ruhe auf dem Meer hat er uns schon geraubt. Früher, wenn das Schiff vom Land losgeworfen hatte, war es bar aller Verbindungen. Der Tod unsrer Urgroßtante, um dessentwillen wir die eben begonnene Lustfahrt sofort hätten unterbrechen müssen, konnte uns nicht mitgeteilt werden, weder Nachrichten aus der kleinen noch aus der großen Welt konnten uns erreichen, die geistige Maschine ward zu ihrem nicht geringen Vorteil gezwungen, für einige Zeit beinahe stillzustehen. Man konnte vor allen Dingen auch selbst keine Mitteilungen nach der Welt dort hinten wo zurücksenden. Und heute! Da zwischen den Masten hoch oben ist die Antenne ausgespannt, und es zirpt und knirscht unausgesetzt dort in der Höhe, der Äther spannt eine unsichtbare, aber sehr feste Brücke über die See. Oh, wie hat diese herrliche Erfindung der Funkentelegraphie, vor der ich wahrlich voller Ehrfurcht stehe, mich verdrossen, als ich die erste Fahrt des „Imperator" bis South-



Sendeeinrichtung für drahtlose Telephonie am Eisenbahnwagen. Die Antenne ist am Trittbrett untergebracht

ampton mitmachte! Statt daß ich mir das herrliche Schiff in Ruhe betrachten und auch einmal ein paar Stunden im Liegestuhl träumen konnte, mußte ich unausgesetzt Depeschen für meine Zeitung kritzeln.

Früher gab es so etwas nicht. Während der Fahrten, die man machte, wenigstens hatte man Ruhe. Im Eisenbahncoupé sind wir hier in Europa immerhin auch heute noch nicht erreichbar. Und da kommen nun die Amerikaner und stellen solch ein verabscheuungswürdiges, großartiges Ding wie das Eisenbahntelephon fertig. Nun ist unsre Ruhe für immer hin! Man kann nicht mehr selbstvergessen die Landschaft betrachten, die am Fenster vorbeifliegt. Jeden Augenblick kann die Abteiltür des D-Zuges sich öffnen und ein Junge erscheinen, der im liebenswürdigsten Ton sagt: „Sie werden am Telephon verlangt!" Und das, während man mit einer Geschwindigkeit von 110 Kilometern über die Erde dahinfliegt. Weh dir, zwanzigstes Jahrhundert!

Das Problem der Eisenbahntelephonie war nur auf drahtlosem Wege lösbar. Denn etwa mit Kontaktbügeln, die auf Drähten schleifen, eine ständige elektrische Verbindung des fahrenden Zuges mit der Außenwelt herzustellen, ist aus mechanisch-technischen Gründen unmöglich. Bei so großen Geschwindigkeiten, wie sie unsre Schnellzüge heute haben, würden die Drähte in kürzester Zeit zerstört werden. Der Äther aber bildet eine überall vorhandene unzerstörbare Brücke. Freilich ist die Apparatur, die die Telephonie ohne Draht erfordert, heute noch nicht ganz einfach, und darum ist es kein Wunder, wenn man in Europa noch nicht daran gedacht hat, Eisenbahnzüge mit einer solchen maschinellen Einrichtung zu versehen. In Amerika ist man ja in diesen Dingen kühner. Dennoch ist wohl ein Zweifel daran erlaubt, ob die Apparatur, mit der der hier abgebildete Eisenbahnwagen versehen ist, wirklich schon zuverlässig funktioniert. Denn das drahtlose Telephon, auch das stationäre, ist noch sehr jung.

Es wird wohl niemand wundernehmen, daß die drahtlose Telephonie später geboren wurde als die Telegraphie ohne Draht. Denn ohne weiteres leuchtet es ein, daß es leichter ist, bestimmte grobe Rhythmen, wie das Morsealphabet sie hat, zu übermitteln, als die äußerst feinen und differenzierten Schwingungen der Sprache. Zwar die Bemühungen um eine Übertragung der Sprache ohne Draht sind nicht neu. Schon vor einem Jahr-



Die Telephonzelle im Eisenbahnwagen

fünft, als die Funkentelegraphie noch recht jung und unentwickelt war, hat man sich mit diesem Problem beschäftigt. Das technische Mittel aber, dem man nun die Vollendung zu verdanken hat, ist ein andres als das, mit dem die Versuche begonnen wurden. Die drahtlose Übermittlung von Tönen geschah, in Anlehnung an eine Beobachtung von

Poulsen, zum erstenmal mit Hilfe des Lichtbogens der elektrischen Bogenlampe. Durch eine geeignete Anordnung gewann man aus den Kohlenenden der mit Gleichstrom brennenden Lampe einen rasch pulsierenden Wechselstrom, der imstande ist, Äthererschütterungen zu erzeugen, also einen hierfür passenden Empfangsapparat auf drahtlosem Wege zu beeinflussen. Durch ein zwischengeschaltetes Mikrophon prägt man diesem Wechselstrom die Rhythmen der Töne auf, die von ihm gewissermaßen wie mit einer Fahrgelegenheit mitgenommen und am Empfangsort abgeliefert werden.

Für die tragenden Schwingungen des Wechselstroms ist unser Ohr unempfindlich, da dessen Frequenz mehrere tausend Schwingungen in der Sekunde beträgt, unser Hörorgan jedoch nur auf eine Frequenz unter tausend reagiert. Auf diese Weise hört man am Empfangsapparat nur die Tonrhythmen und diese in voller Klarheit

Obgleich die theoretische Grundlage sehr gut und sehr richtig war, konnte man doch mit Hilfe der Bogenlampe keine besonders günstigen Resultate erreichen, denn die Wechselstromschwingungen, die von dem Lichtbogen ausgehen, sind unregelmäßig und nicht rasch genug. Dabei ist es bei der drahtlosen Telephonie von höchster Wichtigkeit, daß die tragenden Grundschwingungen von hoher Gleichmäßigkeit sind. Aus diesem Grunde war auch das Arbeiten mit Funkenstrecken, das der drahtlosen Telegraphie so glänzende Erfolge gebracht hat, unmöglich, da die von dem Funken ausgehenden Wellen gedämpfte Wellen sind, das heißt solche, die in einer einzigen Sekunde viele tausendmal abklingen und nach einer Pause wieder zu einem Maximalwert ansteigen. Erst in der letzten Zeit gelang es, Wellen von sehr hoher Gleichmäßigkeit mit Hilfe der Hochfrequenzmaschine zu erzeugen. Diese sendet einen Wechselstrom, der eine Frequenz von annähernd 180000 Schwingungen in der Sekunde hat, in die Antenne, und die von dieser ausgehenden Wellenzüge sind nun von einer so hohen Gleichmäßigkeit und Durchdringungsfähigkeit, daß sie die ihnen aufgeprägten Sprachrhythmen tausend Kilometer weit klar und scharf übertragen.

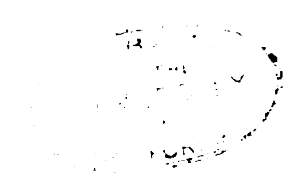
Die sendende Antenne, die man sonst auf hohen Türmen aufhängt, ist an dem amerikanischen Eisenbahnwagen offenbar an dem linken Trittbrett und weiter unter dem Wagenboden untergebracht. Da man gewiß Wert darauf gelegt haben wird, keine allzu große Hochfrequenzmaschine im Zug aufzustellen, so ist es wahrscheinlich, daß man die Schienen zur Übermittlung der Wellenrhythmen nach der Außenwelt benützt. In Leitern für den elektrischen Strom pflanzen sich die Ätherschwingungen leichter und deutlicher fort als durch die Luft, die ja ein schlechter Stromleiter ist. Im technischen Sinne drahtlos ist dann nur der Weg von der sendenden Antenne unter dem Wagen bis zum Gleis zurückzulegen. Notwendig freilich für eine deutliche Verständigung wird sein, daß die Schienen an allen Stellen, wo die einzelnen Teile des Gleises mit Laschen verschraubt sind, an den Schienenstößen also, in elektrisch einwandfreier Weise miteinander verbunden sind. Es müssen an diesen Stellen starke Kupferdrähte von einem Gleisteil zum andern geführt werden, wie das ja schon überall da geschieht, wo die Gleise zur Rückleitung des Fahrstroms elektrisch angetriebener Bahnen verwendet werden. Die Hör- und Sprechapparatur ist ähnlich wie beim Drahttelephon, obgleich immerhin gesagt werden muß, daß es uns in Europa bis zum heutigen Tage noch nicht gelungen ist, das drahtlose Telephon so weit zu vereinfachen, daß man gleichzeitig hören und sprechen kann, wie es der Boy in der Zelle des Zuges hier tut. Der Sprechapparat, den er auf der Brust trägt, hat mehrere Mikrophone. Und das ist eine für die drahtlose Telephonie typische Einrichtung, weil man mit mehreren Aufnahmemikrophonen dem tragenden Wechselstrom die Sprachrhythmen deutlicher und gründlicher aufprägen kann.

Nachdem die Amerikaner offenbar das Ziel erreicht haben, wird wohl auch in Europa die neue Landplage des technisch so bewundernswerten Eisenbahntelephons nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.



Schloß Kronborg in Helsingoer

Nach einem Gemälde von Arthur Bendrat



# Grausamkeiten in der Tierwelt

Von

Dr. Th. Zell

Noch heute nennen wir eine besonders grausame Handlungsweise „bestialisch“. Da bestia das wilde Tier bezeichnet, so gilt uns dieses als Ausbund der Grausamkeit.

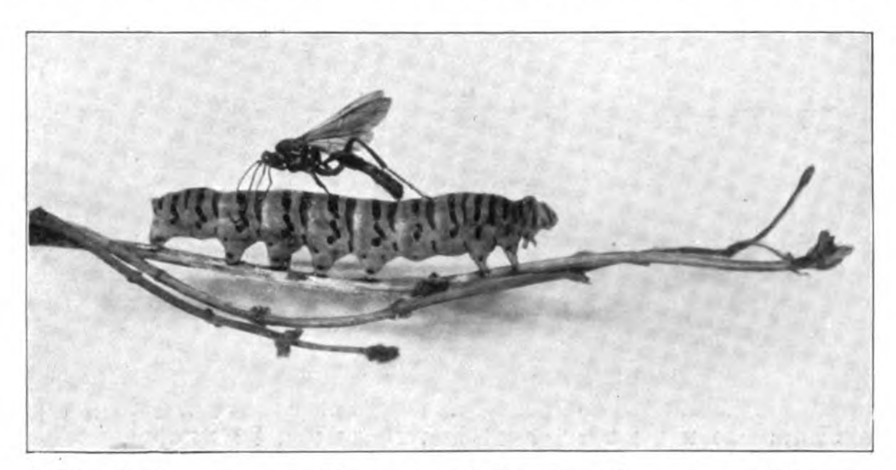
Diese Vorstellung ist uralt und ganz naturgemäß. Denn von den Tieren lebt ein großer Teil, nämlich die sogenannten Raubtiere, nur von Fleisch, und zwar vielfach nur von dem Fleisch lebender Wesen. Ihr ganzes Leben besteht also aus einer Kette von Mordtaten.

Besonders grausame Menschen hat man daher mit großen Raubtieren verglichen, und zwar mit Tigern und Panthern, da der Löwe im Geruche eines besonderen Edelmutes stand. Wollte man den Vorwurf der Grau-




Der Neuntöter spießt einen Käfer auf

(Aus: Müller, Tiere der Heimat)


Schlupfwespe, die eine Raupe des Schwalbenschwanzes ansticht, um ihre Brut darin abzulegen

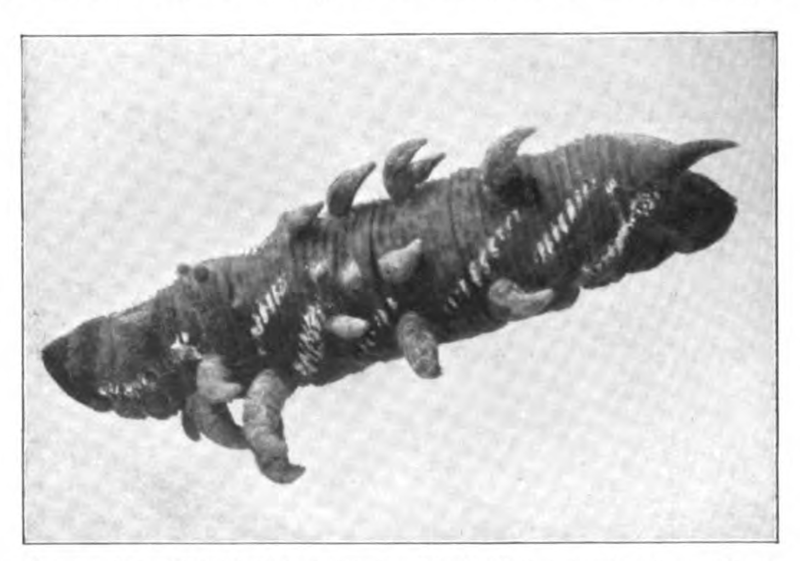
samkeit noch steigern, so ließ man sie von Tigermüttern genährt sein, wie wir häufig bei den Dichtern des Altertums lesen können. Schiller läßt die wütenden Weiber zu „Hyänen" werden, was vom zoologischen Standpunkt aus ein wenig glücklicher Vergleich ist.

So unzweifelhaft richtig es ist, daß das Morden in der Tierwelt auf der Tagesordnung steht, so ist damit noch nicht gesagt, daß man den Tieren aus dieser Grausamkeit einen Vorwurf machen kann. Unser heutiges Strafrecht verlangt ausdrücklich eine Schuld, das heißt ein Anderskönnen des Verbrechers. Die Gerechtigkeit gebietet also, daß wir sachlich die Handlungen der Tiere betrachten und sie daraufhin prüfen, ob sie bewußte oder nutzlose Grausamkeiten begehen.

Der Tierfeind wird über diesen Zweifel bereits entrüstet sein. Für die bewußte Grausamkeit der Tiere wird er folgendes anführen: Die Raubtiere lassen sich weder durch die Todesangst noch durch das Geschrei ihres Opfers irgendwie von ihrem Vorhaben abhalten. Sie töten vielfach nur aus Mordlust und zum Vergnügen. Manche quälen vorher ihre Opfer in abscheulicher Weise. Viele Tiere sind Kannibalen, die vorzüglich ihre eigne Nachkommenschaft fressen. Die Pflanzenfresser selbst töten kranke und alte Genossen, anstatt sie zu pflegen und ihnen Beistand zu leisten.

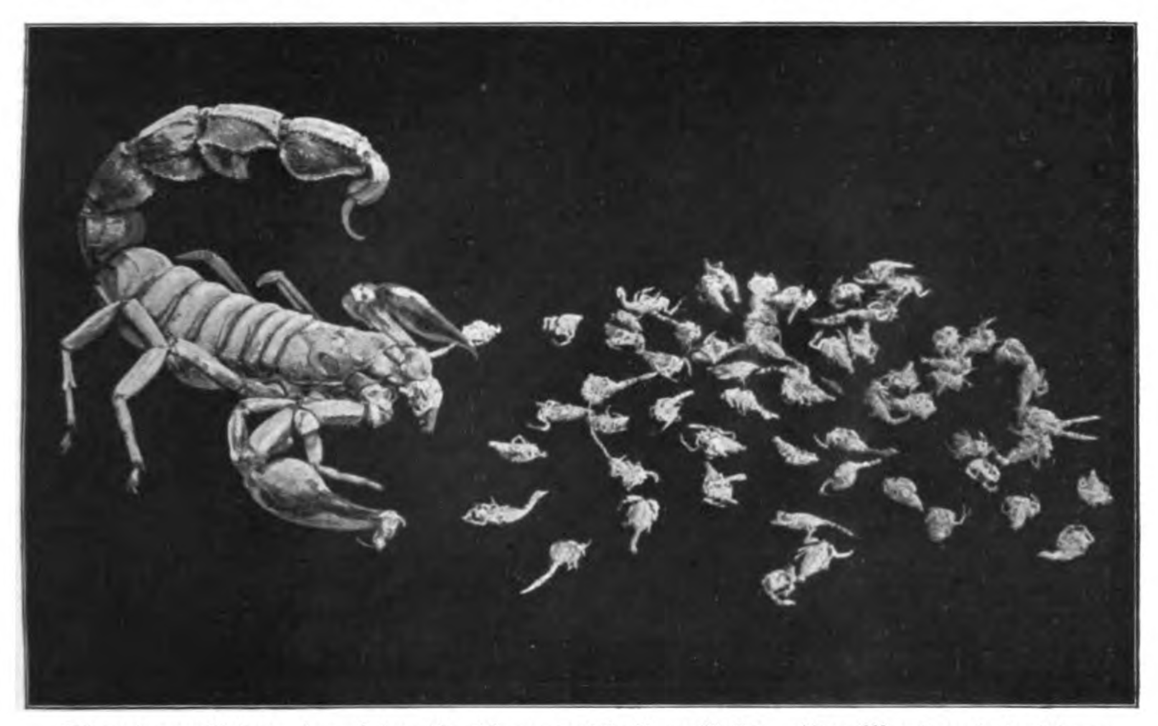
Sind diese Vorwürfe begründet? Und bejahendenfalls, muß man daraus auf bewußte Grausamkeit schließen?

Jedenfalls ist darüber nicht gut zu streiten, daß man den Raubtieren, die nach dem Bau ihres Körpers und ihrer Zähne auf Fleischnahrung angewiesen sind, keinen Vorwurf daraus machen kann, daß sie vom Töten andrer Tiere leben. Was soll denn eigentlich ein hungriger Tiger oder Wolf machen? Hunger tut weh, was manche Groß-


Raupe des Abendpfauenauges, die früher von einer Schlupfwespe angestochen wurde, deren Larven jetzt die Haut ihres Wirtes durchbrechen

städter gar nicht mehr wissen. Wenn gesittete Europäer, überwältigt von der Pein des Hungers, zu Kannibalen geworden sind, wie das bei Schiffbrüchigen, die im Boote herumirren, wiederholt vorgekommen ist, dann ist es lächerlich, dem Raubtier zu verargen, daß es von seinen Gaben und Kräften Gebrauch macht. Tiger und Löwen können keine Kohlköpfe oder andre Pflanzennahrung zu sich nehmen, und da die Tiere, auf deren Fleisch sie angewiesen sind, nicht feinde der Gemsen, Luchs, Wolf und Bär, ferner Adler und Lämmergeier verschwunden — und was ist die Folge? Niemals hat die Räude grauenvoller geherrscht wie in den letzten Jahren!

Leider ist der ahnungslose und sofortige Tod durch ein Raubtier die Ausnahme. In der Regel wird der flüchtige Pflanzenfresser erst zu Tode gehetzt, so der Hase oder das Reh vom Wolf, oder der wehrhafte Pflanzenfresser wird erst nach hartem Kampf besiegt.



Skorpionweibchen, das seine Nachkommenschaft auffrißt. (Im Maul und in seinen Scheren hat es ein Kleines)

freiwillig kommen, so müssen sie auf dem Wege der Gewalt oder List ihren Hunger zu stillen suchen. Da die Katzen keine Dauerläufer sind, so betreiben sie ihr Handwerk fast ausnahmslos in der Weise, daß sie ihr Opfer hinterrücks überfallen. In der Ahnungslosigkeit kann es gewöhnlich von seinen Waffen keinen Gebrauch machen, und zur Flucht ist es zu spät.

Der beste Beweis für den Nutzen der Raubtiere besteht darin, daß in Deutschland seit der Ausrottung der Raubtiere weit mehr Seuchen unter dem Wilde herrschen als früher. In den Alpenländern sind zum Beispiel die Haupt-

Natürlich können sich beide Möglichkeiten auch vereinigen. Das ist beispielsweise der Fall, wenn die Hyänenhunde eine wehrhafte Antilope hetzen. Mit der feigen Hyäne, die keine Läuferin ist, dürfen diese ebenfalls in Afrika lebenden mutigen und gewandten Tiere nicht verwechselt werden. Es ist für den Jäger höchst belehrend, schreibt einer unsrer besten Tierkenner, diese schönen, behenden und lauten Tiere jagen zu sehen! Eine der großen, wehrhaften Säbelantilopen ist von ihnen aufgeschreckt worden. Sie kennt ihre Verfolger und eilt mit Aufbietung aller Kräfte der federnden Läufe durch den Graswald der

Steppe dahin. Ihr nach stürmt die Meute, kläffend, heulend, winselnd und in unbeschreiblicher Weise Laut gebend. Ihr Lauf ist ein niemals ermüdender, langgestreckter Galopp, ihre Ordnung eine wohlberechnete. Sind die vordersten ermattet, so nehmen die hinteren, welche durch Abschneiden der Bogen ihre Kräfte mehr geschont haben, die Spitze, und so lösen sie sich ab, solange die Jagd währt. Endlich ermattet das Wild, die Jagd kommt zum Stehen. Ihrer Stärke sich bewußt, bietet die Antilope den mordgierigen Feinden die Stirn. In weiten Bogen fegen die schlanken, spitzigen Hörner über den Boden. Ein und der andre Verfolger wird vielleicht tödlich getroffen, dieser und jener empfängt einen Schlag mit den scharfen Schalen, welcher ihn taumelnd dahinsinken läßt: aber nach wenigen Sekunden bereits hat eines der älteren, erfahreneren Raubtiere das Wild an der Kehle gepackt, und im nächsten Augenblick hängen ihm so viele am Nacken, als Platz finden können.

Das Zutodehetzen kann man bei ruhiger Überlegung dem Raubtiere keineswegs verdenken. Wie soll es denn bei einem flüchtigen Tiere anders verfahren?

Auch gewisse andre Methoden der Raubtiere, die uns besonders grausam erscheinen, sind in Wirklichkeit durchaus zu verstehen. So ist es bekannt, daß Raubvögel ihrer Beute die Klauen in die Seiten schlagen und den im Todeskampfe flatternden Vogel zu ihrem Horste tragen. Vergegenwärtigt man sich die Lage des „geschlagenen" Vogels, so erscheint sie entsetzlich. Von furchtbaren Schmerzen gepeinigt, wird er bei voller Besinnung zur Schlachtbank geschleppt.

Aber handelt der Falk oder Adler in Wahrheit aus Grausamkeit so? Keineswegs. Unsre Flieger wissen heute ganz genau, was ein Gramm Mehrgewicht ausmacht. Es ist für den Wanderfalk oder Habicht ein gewaltiger Unterschied, ob er eine tote oder flatternde Taube tragen muß. Man kann sich vorstellen, was der Unterschied zu bedeuten hat, wenn der Horst sehr weit entfernt ist. Schleppt doch der Adler geschlagene Reiher zwanzig Kilometer weit.

Eine entsetzliche Grausamkeit scheint es auch für den gefühlvollen Menschen zu sein, daß Raubtiermütter ihren Jungen lebende Beute zur Unterweisung bringen. Und wenn wir uns vorstellen, daß uns eine Tigermutter zu diesem Zwecke zu ihrem Lager schleppt, dann kann es einem ordentlich kalt über den Rücken laufen. Schön ist sicherlich anders! Aber wiederum — wie soll die Unterweisung geschehen? Am Leichnam kann sie nicht stattfinden, denn nur der Lebende ist hierzu geeignet. In derselben Weise wird bekanntlich von uns Kulturmenschen auch die Vivisektion gerechtfertigt, bei der die Tiere qualvolle Leiden erdulden müssen.

Also auch diese Anklagen zerfallen in nichts. Hören wir weiter, was man sonst den Tieren an Grausamkeit vorwirft. „Ist es nicht empörend," habe ich oft äußern hören, „daß der Kuckuck, anstatt selbst zu brüten, seine Eier in fremde Nester legt? Da der junge Kuckuck gewöhnlich die rechtmäßige Nachkommenschaft aus dem Neste wirft, so entwickelt er sich auf Kosten der gesamten Kinder. Dabei ist er nicht einmal ein Raubvogel, dem man eine solche Handlungsweise noch eher verzeihen würde."

Unsre herrschende Ansicht, daß der Kuckuck nach Art der Lebemänner handelt: uns das Vergnügen, andern die Arbeit, dürfte durchaus unhaltbar sein. Wie ich in früheren Arbeiten näher nachgewiesen habe, ist der Kuckuck wahrscheinlich zur Aufzucht der Jungen ganz unfähig. Wenn schon ein Paar Bachstelzen, die gewandt und schnell sind, Mühe haben, einen einzigen Kuckuck großzufüttern, wie soll da ein Kuckuckspaar, das viel schwerfälliger und ungeschickter ist, mehrere Jungen großziehen? Auch die nach unsern Begriffen entsetzlichen Quälereien, die mancher Überwältigung vorangehen, dürften sich in ähnlicher Weise erklären lassen. Besonders schlimm haben es zum Beispiel die großen Schildkröten, da sie nicht nur gepanzert, sondern auch sehr zählebig sind. Trotzdem wissen ihre Feinde, nämlich die großen Katzen und die Wildhunde, zum Beispiel die Adjags auf Sumatra, sie zu überwältigen. Nach Junghuhn kommen die Adjags in Trupps von zwanzig bis dreißig Stück, packen die Schildkröte an allen zugänglichen Teilen ihres umpanzerten Leibes,

zerren an den Füßen, am Kopfe, am After, und wissen durch ihre vereinigte Kraft das Tier, ungeachtet seiner ungeheuren Größe, umzuwälzen, so daß es auf den Rücken zu liegen kommt. Dann fangen sie an allen Enden an zu nagen, reißen die Bauchschilder auf und halten an den Eingeweiden, dem Fleische und den Eiern ihr blutiges Mahl. Viele Schildkröten entfliehen ihrer Wut und erreichen, oft die zerrenden Hunde hinter sich herschleppend, glücklich das Meer.

In der Natur herrscht eben Krieg, und der Krieg ist ein rauhes Handwerk, bei dem alle Listen gelten. Krähen stechen dem jungen Hasen die Seher (Augen) aus, damit er ihnen zur sicheren Beute wird, Kondore achten genau auf die kreißenden Schafmütter, um sogleich bei der Hand zu sein.

Besonders schrecklich ist diese Kampfesweise bei den Fischen und Kriechtieren. Schlangen zerbrechen erst ihren Opfern die Knochen oder verschlingen sie bei lebendigem Leibe so langsam, daß das Opfer, zum Beispiel der Frosch, noch längere Zeit aus dem Rachen schaut.



Ein Skorpion verschlingt einen andern. (Von dem Verzehrten ist nichts mehr zu sehen als das Schwanzende und der Stachel)

Bei den Insekten ist diese grausame Kampfesweise allgemein üblich, nur fällt sie nicht so sehr auf. Bekannt ist es, daß Spinnen ihr hinterlistig im Netze gefangenes Opfer häufig erst einspinnen, ehe sie es aussaugen. Ameisen greifen mit Vorliebe große Tiere an, wobei es einen entsetzlichen Kampf gibt. Große Raupen wehren sich, wie ich vielfach beobachtet habe, wohl eine Viertelstunde lang, ehe sie überwältigt sind. Bei Schlangen, an die sie sich unter Umständen auch heranwagen, dauert der Kampf natürlich noch länger. Daß Bienen im August die Drohnen töten, ist allgemein bekannt. Natürlich geschieht das nicht aus Mordlust, sondern aus Besorgnis, weil sonst die Vorräte nicht reichen würden.

Besonders grausam scheint uns die Art zu sein, wie viele Tiere sich eine Vorratskammer verschaffen. Der Würger spießt gefangene Insekten, Fische, Eidechsen und Vögel auf Dornen auf, der Iltis lähmt Frösche, und der Maulwurf macht es mit Regenwürmern ebenso. In der Insektenwelt ist diese Methode sehr verbreitet. Die Schlupfwespe legt ihre Eier in Raupen, die von der jungen Brut bei lebendigem Leibe aufgefressen werden, andre betäuben ihre Opfer und schleppen sie ihrer Nachkommenschaft als Nahrung zu.

Für einen mitfühlenden Menschen ist diese Konservierungsmethode einfach scheußlich. Aber trotzdem muß er zugeben, daß sie unvermeidbar ist. Getötet verwesen die Opfer und sind zur Nahrung ungeeignet.

Daß wir lieblose Eltern „Rabeneltern" nennen, erklärt sich, wie ich in meinen „Tierfabeln" nachgewiesen habe, nur aus der Unkenntnis des Tierlebens. Wie fast alle Vögel, sind auch die Raben prachtvolle, zur Aufopferung bereite

Eltern. Das gilt aber nur für die Zeit, solange die Jungen die elterliche Hilfe brauchen. Sind sie erwachsen, so machen es die Eltern wie die Raubvögel, Störche und so weiter und verjagen sie. Der Grund ist höchst einfach. Ein bestimmtes Gebiet kann immer nur ein Paar ernähren. Jeder Artgenosse wird deshalb als Konkurrent aus dem Gebiet verjagt. Sobald die Jungen erwachsen sind, sind sie Konkurrenten und werden dementsprechend behandelt.

In der Gefangenschaft oder als Haustiere zeigen sich Tiermütter oft von einer abscheulichen Seite. So fressen Sauen häufig ihre Jungen auf. Hier handelt es sich aber um unnatürliche Verhältnisse, in die der Mensch die Tiere gebracht hat. Deshalb kann man ihnen ihr Benehmen nicht zum Vorwurf machen, da beispielsweise bei Wildschweinen noch niemals ähnliches beobachtet wurde.

Bei Fischen, Kriechtieren und Insekten ist dagegen der Kannibalismus nur etwas ganz Gewöhnliches. Hechte, Krokodile fressen mit Vorliebe die junge Brut. Das Skorpionweibchen verzehrt wie viele Spinnen nach der Paarung seine Ehehälfte, auch die eignen Kinder müssen vielfach daran glauben.

Selbstverständlich dürfen wir diese Handlungsweise nicht von dem kleinen Schiebefenster des Kulturmenschen aus betrachten. Der Kannibalismus ist in Anbetracht der riesigen Vermehrung der gedachten Tierklassen geradezu eine Wohltat. Trotz des Kannibalismus bleiben immer noch genügend Exemplare übrig.

Bei Säugetieren und Vögeln, wo die Nachkommenschaft nicht übermäßig ist, kommt Kannibalismus so gut wie gar nicht vor. Man sagt ihn Bären, Wölfen, Füchsen und Habichten nach. Scheidet man aber die Fälle der Gefangenschaft aus, so bleibt nur übrig, daß der Wolf bei riesigem Hunger seinen schwächeren Kameraden frißt. Viele Menschen würden unter solchen Umständen auch nicht anders handeln.

Zu den Fällen von unnützer Grausamkeit wird gewöhnlich das Benehmen der Marderarten gerechnet, die weit mehr Tiere töten, als sie verzehren können. Ähnlich handeln Puma, Jaguar, Leopard, Hyänenhunde und so weiter.

Da die Räuber nach dem Blutgenuß ganz berauscht sind und sich schlafenlegen müssen, so handelt es sich hier um eine sehr bedauerliche Grausamkeit, aber eigentlich doch um keine unnütze Grausamkeit. Denn sie wollen sich immerhin einen Genuß verschaffen, mag dieser Genuß auch nach unsrer Anschauung mehr als seltsam sein.

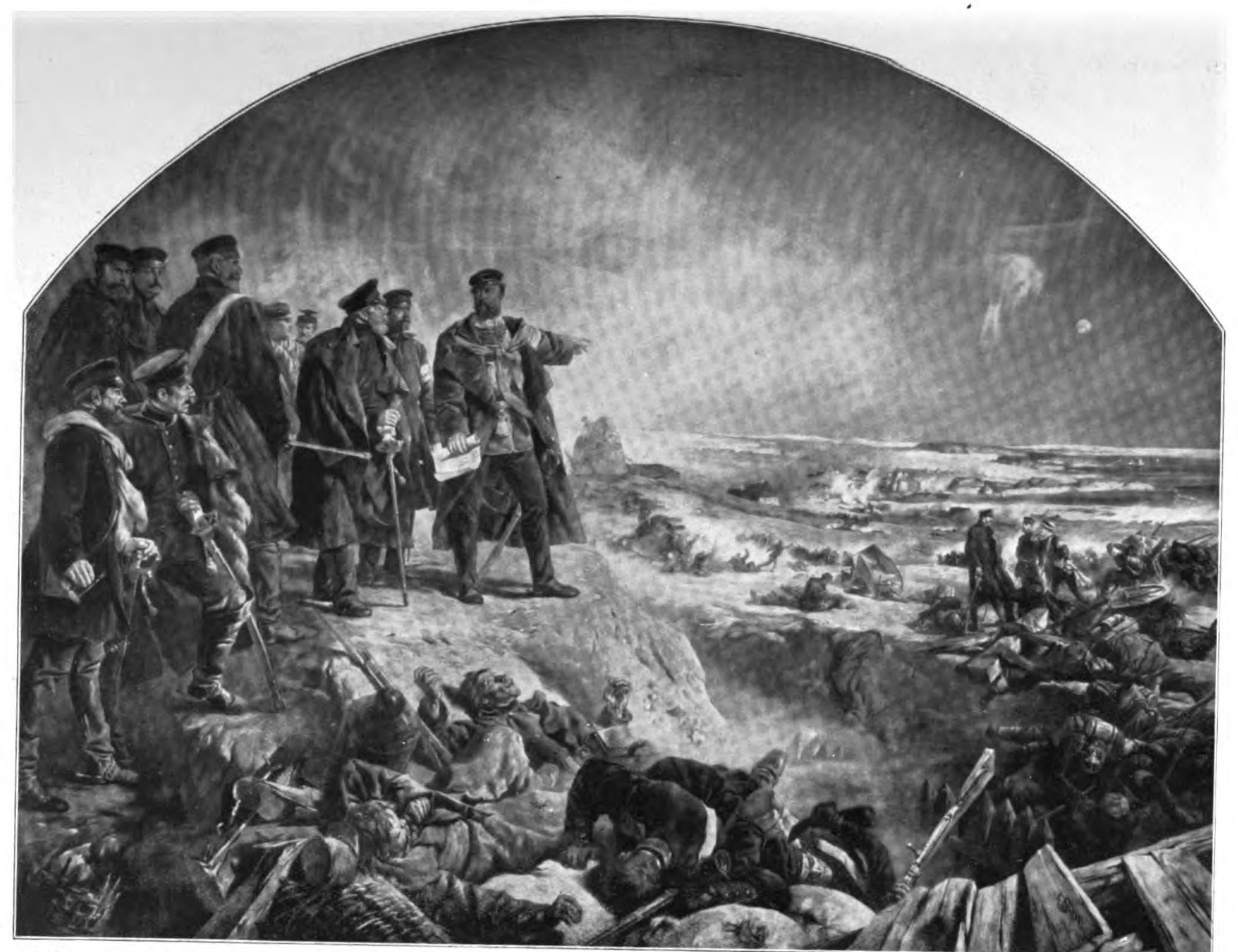
An bewußte Grausamkeiten in der Tierwelt glaube ich nicht recht. Ich traue sie nur den Tieren zu, die zur Necklust neigen. Das sind nur wenige Tiere, und zwar ausgerechnet die allerklügsten Tiere, nämlich Affen, Katzen, Papageien, Rabenvögel und einige Raubvögel. Elstern sollen Wachteln aus reiner Grausamkeit zu Tode ängstigen. Affen haben ein solches Wohlgefallen an Neckereien der schlimmsten Art, daß ich ihnen bewußte Grausamkeiten ohne weiteres zutraue.

Doch solche Ausnahmen können nur die Regel bestätigen. Und die Regel lautet, daß das Tier, so grausam es handelt, bewußte Grausamkeiten nicht kennt. Das geschieht aber nicht, wie Tierfreunde annehmen, aus dem einen Grunde, weil das Tier besser ist als der Mensch.

Vielmehr ist das Tier deshalb nicht bewußt grausam, weil es zu dumm dazu ist. Daß nur die klügsten Tiere eine Ausnahme bilden, beweist die Richtigkeit der Behauptung.

Weil der Mensch klüger ist als das Tier, deshalb ist auch seine Grausamkeit schlimmer. Nur er bekommt es fertig, wahllos alles niederzuknallen, was ihm vor die Flinte kommt. Nur bei ihm sind Schauspiele aus reiner Mordlust wie Gladiatorenkämpfe, Stierkämpfe und dergleichen möglich.







Prinz Friedrich Karl bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen. Zur Erinnerung an den 18. April 1864
Nach einem Gemälde von Professor Röber

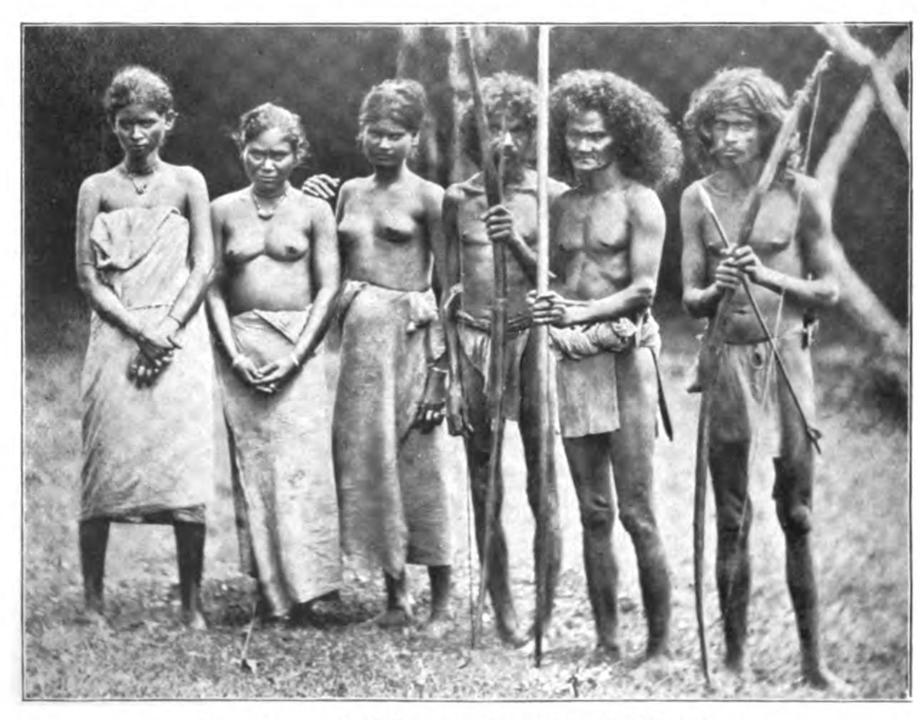
# Die Wedda

Von

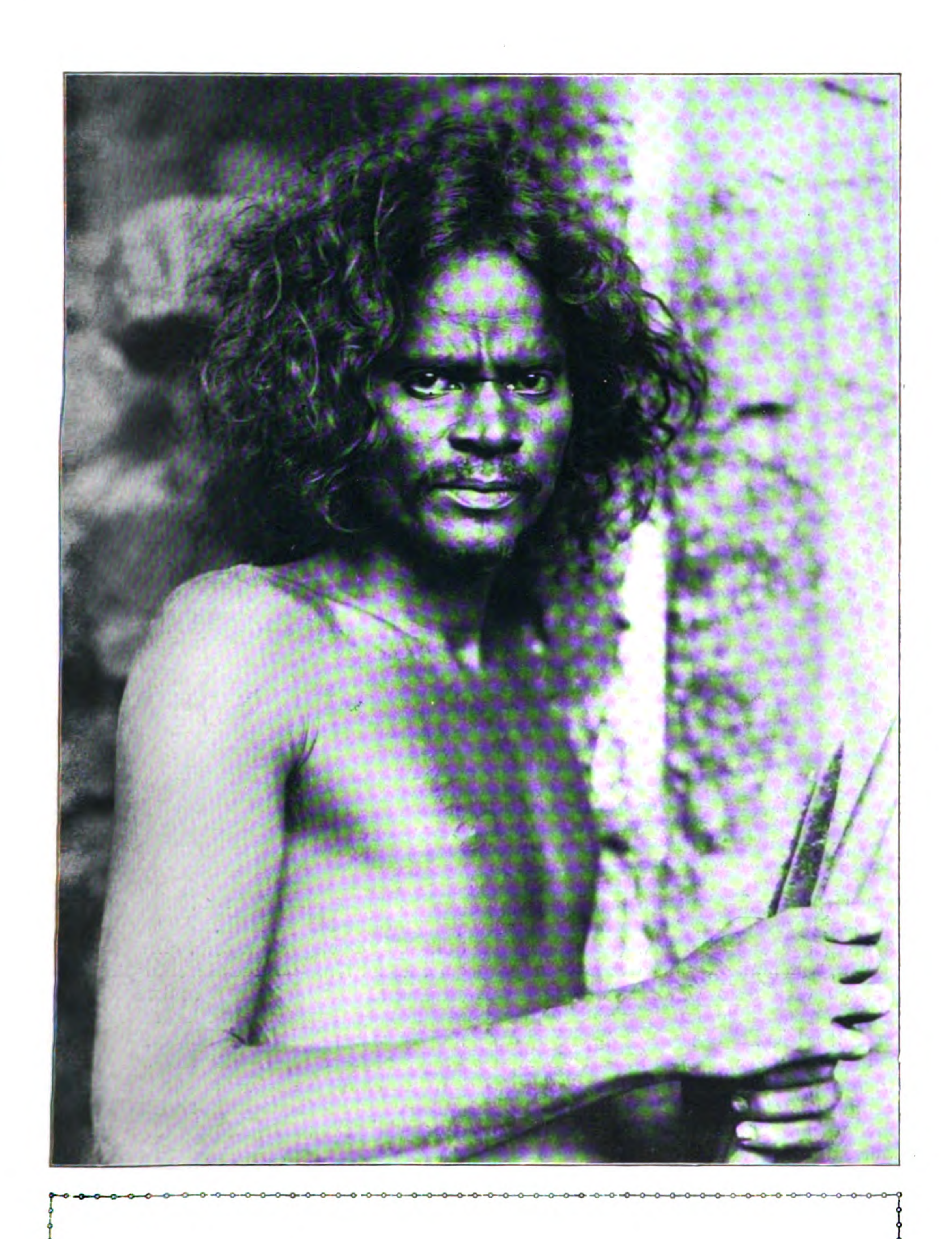
## Hanns Heinz Ewers

Ceylon bietet eine hübsche Musterkarte von allen möglichen Rassen, bunt genug schillernd in Weiß, Gelb und Schwarz und allen Farben, die dazwischen sind. Singhalesen und Tamilen bilden die Hauptbevölkerung, neben ihnen nimmt der Maure noch einen breiten Raum ein. Dann folgen Malaien und Kaffern, weiter die Euresier, die sich hier Burgher nennen, Mischlinge von Europäern und Eingeborenen. Und endlich die Europäer selbst, die herrschende Rasse, selbst aus einem guten Dutzend verschiedener Länder stammend. Aber interessanter als alle scheinen mir doch die Ureinwohner Ceylons, die auch heute noch wilden Wedda, zu sein.

Als die Singhalesen, vermutlich ein nordindischer Stamm, nach der Insel Ceylon — die damals den Namen Lanka führte — kamen, fanden sie dort eine Bevölkerung, die sich Yakkhes nannten; der Name Wedda — Jäger — wurde ihnen erst viel später beigelegt. Es mögen im Anfang vielleicht einige Kämpfe stattgefunden haben, doch vertrugen sich die beiden Völker sehr bald miteinander. Die singhalesischen Könige räumten den Waldmenschen in ihrem hochkultivierten Kastenstaate eine sehr hohe Stellung ein, gleich neben den Edeln. Auch erwähnt das Mahewansa, Ceylons ältestes Geschichtsbuch, daß König Tandukabhaya sie damit geehrt habe, ihnen die Bewachung des Südtores der Königsstadt Anuradhapura an-



Frauen und Männer der Nilgela Wedda



Nilgela Wedda



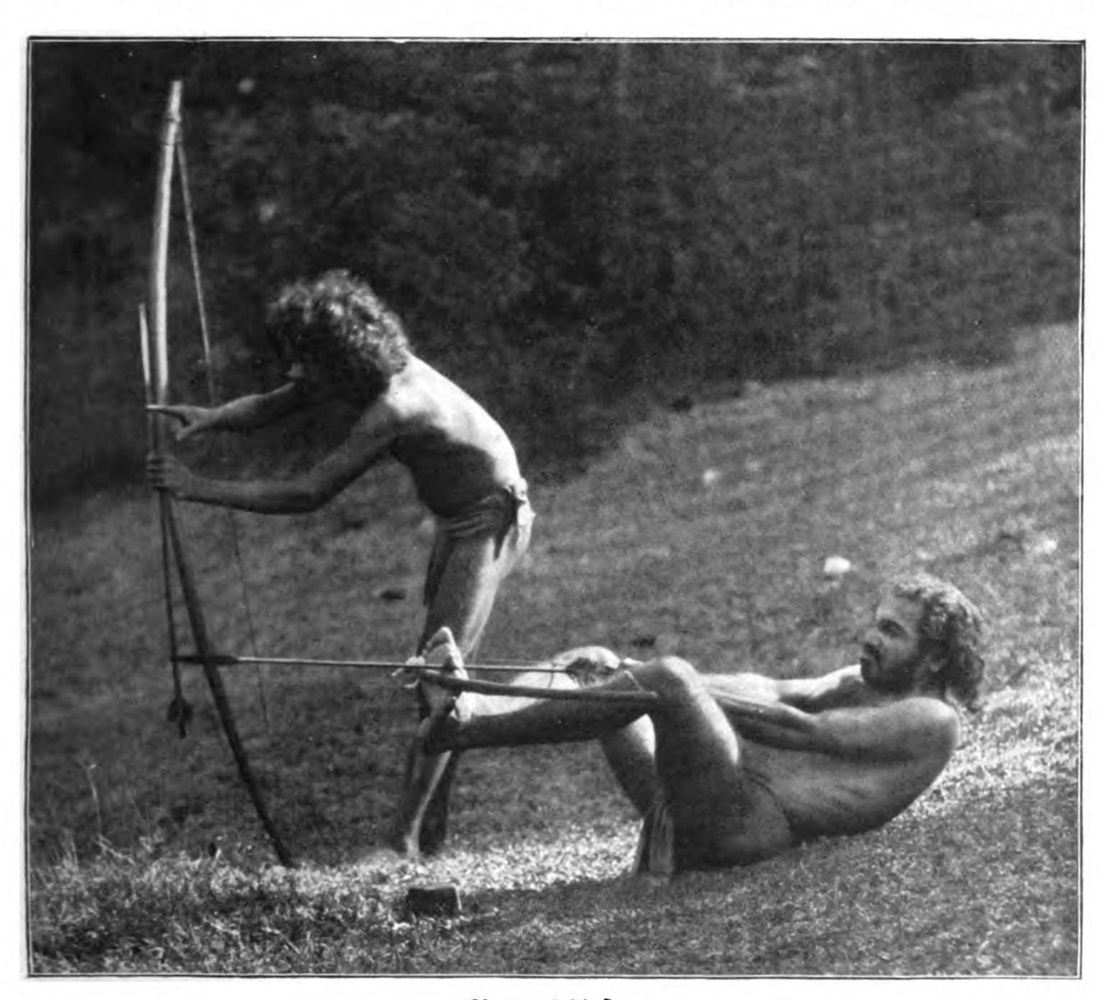
Auf der Jagd

zuvertrauen. Doch scheinen die scheuen Waldvölker all diese Ehren gar nicht begriffen oder doch wenig geschätzt zu haben, wenigstens wird ihrer in der ganzen Geschichte Ceylons nur wenige Male Erwähnung getan, wenn nämlich erzählt wird, daß sie Seite an Seite mit den Singhalesen gegen die von Südindien hereinbrechenden Tamilen gekämpft hatten. Diese Waffenbrüderschaft hielten die Waldleute den Singhalesen auch in späterer Zeit; sie kämpften mit ihnen sowohl gegen Portugiesen wie gegen Holländer und Engländer. Freilich scheint bei ihnen das Kriegführen nicht gerade besonders beliebt gewesen zu sein, wenigstens erzählt Knox, der im siebzehnten Jahrhundert durch zwanzig Jahre Gefangener des Königs von Kandy war, in seiner köstlichen „Ceylonischen Reisebeschreibung", daß die Wedda zwar mit dem König in den Krieg gegen die Holländer gezogen seien, auch als Bogenschützen recht gute Dienste geleistet hätten, sich nach Beendigung des Feldzuges aber noch tiefer in ihre Wälder zurückgezogen hätten, um nicht noch einmal wieder mit solchen Dingen belästigt zu werden. Danach scheinen die guten Kriegsdienste der Wedda für die Singhalesen stets eher einem mehr oder minder sanften Drucke als eigentlicher Freundschaft oder Kriegsbegeisterung ihren Ursprung zu verdanken.

Das kleine Volk der Wedda verdient aus dem Grunde ein ganz andres Interesse als alle möglichen andern primitiven Völker, an denen wir ja auf unsrer Erde durchaus keinen Mangel haben, weil es mitten unter ziemlich hochzivilisierten Völkern lebt und mit ihnen in einem gewissen Verkehr steht — und

das seit Jahrtausenden — ohne doch auch nur einen kleinen Schritt voran getan zu haben. Die Wedda sind heute noch genau so Waldmenschen, wie sie es waren, als einst die Singhalesen ins Land brachen; spurlos zogen die Jahrhunderte an ihnen vorbei. Ihre Nahrung besteht in dem Fleisch, das ihnen ihr Pfeil verschafft, dazu in ein paar Wurzeln und dem Honig der wilden Bienen. Über die Kunst, Feuer zu machen, sind sie nie hinausgekommen — und auch diese Kunst verstehen sie nur höchst unvollkommen. Sie sind im höchsten Maße scheu, hausen in den Dschungeln in Höhlen oder Baumlöchern und meiden streng jede Annäherung. Ihr „Verkehr" mit den Singhalesen oder Tamilen besteht darin, daß sie nachts in die Dörfer kommen und vor die Hütte des Schmieds kleine Blätter, die sie in Pfeilspitzenform zerschnitten haben, niederlegen: als Muster für die eisernen Pfeilspitzen, die sie wünschen. Als Bezahlung legen sie daneben etwas Wildbret, Wachs oder Honig. Der Schmied arbeitet ihnen die gewünschten Spitzen und legt sie seinerseits vor die Hütte; in einer der nächsten Nächte holt sie dann der Wedda ab. Wie tief die Wedda stehen, mag daraus hervorgehen, daß sie sogar Affen schießen und verzehren, was kein Naturvolk, das nur ein wenig aus dem allerniedrigsten Zustande heraus ist, mehr tut. Es gilt bei vielen Stämmen — sowohl in der Südsee, wie in Gran-Chaco Boliviens, wie auch im Innern Afrikas — geradezu als der äußerste Ausdruck der Verachtung, wenn ein Volk von dem andern sagt: „Sie essen Affen."

Der einzige Zusammenhang, den die



Bogenschießen

Wedda haben, ist die Familie; den Begriff der Horde kennen sie nur insoweit, als eine Anzahl verwandter Familien ein bestimmtes Waldgebiet als ihr Jagd- und Honigsammelgebiet betrachtet. Eine eigentliche Religion kennen die Wedda nicht, doch glauben sie an Teufel und Dämonen, die nachts durch die Wälder streichen und vor denen sie eine mächtige Furcht haben. Ihre Sitten und Gebräuche sind ebenso tiefstehend, doch scheinen sie auf ihre Frauen sehr eifersüchtig zu sein — im Gegensatz zu den Singhalesen, denen das Gefühl der Eifersucht völlig fremd ist. Warum sie freilich ihre Frauen stets verstecken, ist recht rätselhaft, denn häßlichere Geschöpfe als sie mag man auf der ganzen Insel kaum finden.

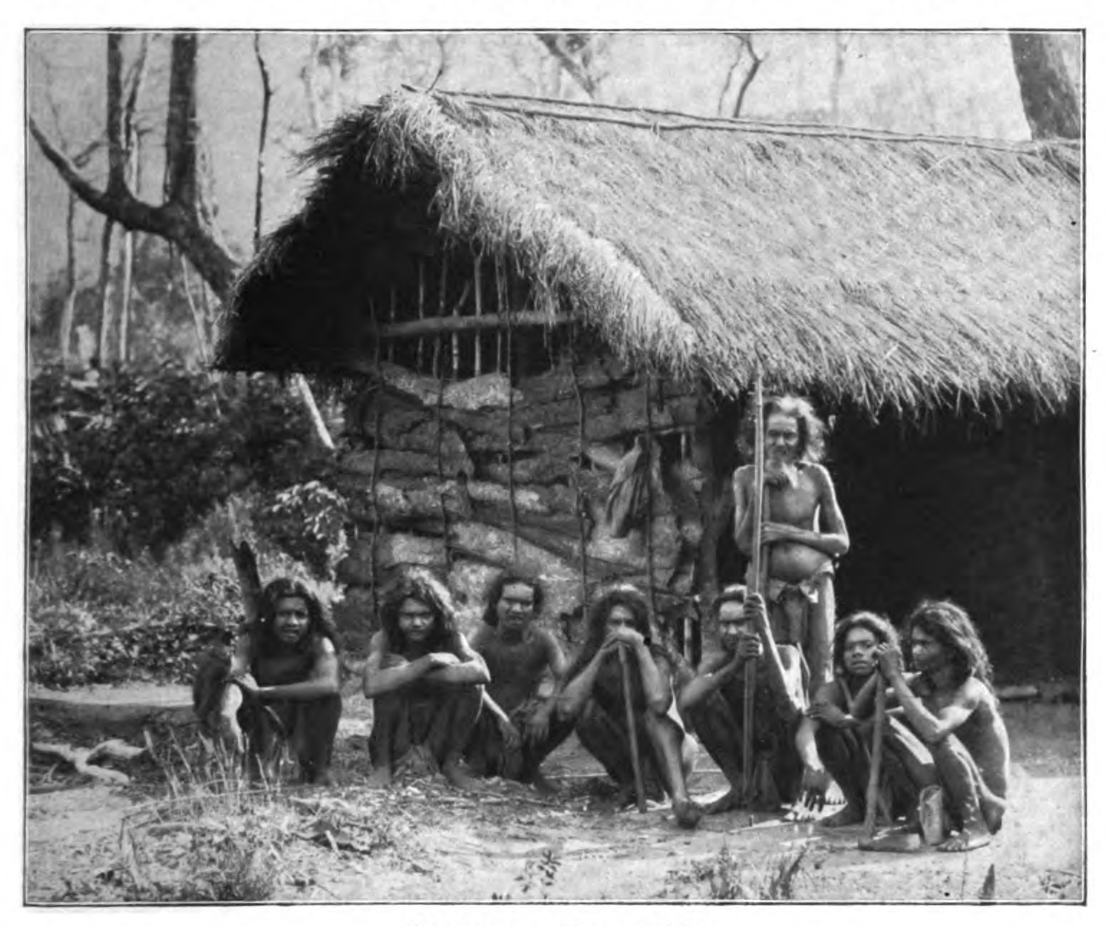
Ein größeres Interesse mögen ihre Tänze beanspruchen. Eine primitivere Musik als die ihre gibt es nicht: sie schlagen mit den flachen Händen auf den Bauch. Dazu gehen sie sehr langsam vorwärts, dann wieder zurück und drehen sich ebenso langsam einmal herum; das ist alles. Nur der sogenannte „Teufelstanz" zeigt ein andres Bild. Während die „Musikanten" im Kreise herumstehen, macht der Tänzer erst langsame, dann schnelle und immer schnellere Bewegungen, schließlich dreht er sich sehr rasch im Kreise herum. Plötzlich stürzt er wie ohnmächtig hintenüber, wird aber von einem andern aufgefangen und tanzt weiter. Das geht so einige Male, bis der Tänzer wirklich steif und starr auf den Rücken fällt. Nun heben ihn die andern am Kopfe wie einen Stock hoch und stellen ihn wieder auf die Füße; nach einer kleinen Weile löst sich die Starre — der Tanz ist vorbei. Die Hauptsache ist natürlich die Herbeiführung des kataleptischen Zustandes; es ist eigentümlich, daß während desselben die sonst tiefdunkle Hautfarbe des Tänzers eine viel hellere, beinahe gelblichfahle Färbung annimmt.

Eine weitere Eigentümlichkeit dieser Waldmenschen ist die Art und Weise, wie sie Pfeil und Bogen handhaben. Sie legen sich dabei gern auf den Rücken, spannen den Bogen mit den Füßen und legen den Pfeil zwischen die Zehen. Sie glauben so Außerordentliches leisten zu können, doch sind ihre Schießkünste durchaus nicht so hervorragend. Die wirklich guten Dienste, die sie hier und da einem Jäger im Dschungel leisten, bestehen eigentlich in den Tugenden eines guten Jagdhundes.

Natürlich hat die englische Regierung alles mögliche versucht, um die Weddas zu heben, um sie seßhaft zu machen und ein wenig zu erziehen; namentlich interessierte sich der Gouverneur Mackenzie in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sehr für sie. In Verbindung mit der Wesleyanischen Mission gründete er in den verschiedenen Provinzen Dörfer für sie, so Wippammadu in Battikaloa und Umeng und Willengelawelly in Uwa. Man baute ihnen Hütten, gab ihnen Vieh und Gerät, Reisfelder und Kokoswaldungen. Man grub ihnen Brunnen, gab ihnen Kleider und Arbeitszeug, errichtete ihnen Kirchen und Schulen. Die Waldmenschen zogen auch in die Dörfer und ließen sich die Wohltaten der Zivilisation scheinbar gerne gefallen. Sie wurden sehr gute Christen und schickten ihre Kinder zur Schule; natürlich nur, wenn sie jedesmal etwas dafür bekamen. Aber nach wenigen Jahren hatten sie das Leben wieder satt. Zuerst verließen sie die Kirchen und Schulen — die Arbeit war zu groß; und da sie ja nun alles schon hatten, so schien ihnen die jemalige Belohnung für den Besuch zu gering. Sie ließen die Brunnen verfallen, die Felder veröden; nach wenigen Jahren verließen sie dann wieder die Dörfer und zogen in das Dschungel zurück. Der Versuch der Regierung und der Mission war kläglich gescheitert; andern erging es nicht besser.

Trotzdem hat sich im Laufe der Jahrhunderte doch ein gewisser Teil der Wedda in den Singhalesen- und Tamilendörfern angesiedelt. Man nennt sie Dorfwedda, sie gehen langsam in der übrigen Bevölkerung auf. Die eigentlichen Wedda aber, die Waldwedda, halten sich nach wie vor im Dschungel und den unwegsamen Bergabhängen verborgen; sie gehen alle einer sicheren Vernichtung entgegen — gewiß nicht durch die „Zivilisation", wie man so oft — und so falsch — stets von allen absterbenden primitiven Völkern liest.

Es ist natürlich außerordentlich schwer, ihre Zahl festzustellen. Zur Zeit der singhalesischen Könige müssen sie sehr be-



Wedda vor ihrer Hütte

trächtlich gewesen sein, sonst würden diese gewiß nicht so ihre Freundschaft gesucht und sie so geehrt haben. Noch Knox erwähnt (1689), daß er auf seiner Flucht aus den Ländern des Königs von Kandy das Dschungel „ganz voll“ von solchen Waldwedda gefunden habe. Dagegen schätzt sie die Volkszählung von 1881 nur auf etwa 2200 Köpfe, die von 1891 auf 1200, die heute schon wieder auf die Hälfte zusammengeschmolzen sein mögen. Der Tag ist nicht fern, an dem der letzte Wedda zugrunde geht, um vielleicht — wie der letzte Tasmanier vor zwanzig Jahren — in irgendeinem Museum ausgestopft Kunde zu geben von dem seltsamen Stamme, der einst eine große Insel beherrschte!

## Leben. Von Carl Busse

Liebes Leben, manches Jahr
Trag' ich dich als Lehn und Erbe,
Und schon frag' ich, wann mein Haar
Wohl ergraun wird und ich sterbe.

Rissig ward mein Wanderschuh,
Aber strahlend blieb mein Hoffen.
Meine Seele schwillt dir zu,
Jubelnd noch und kindlich offen.

Stürmer bis zur letzten Frist,
Fühl' ich einst noch im Erbleichen:
Leben, wie du warst und bist,
Bist du schön und ohnegleichen!

# Der erste Mißton

Von

## Hans von Wentzel

Willy von Schöning galt im Husarenregiment als eine unverbesserliche Jeuratte.

Wo immer bei besonderen Anlässen, Liebesmahlen und so weiter, im Kasino oder in verschwiegenen Leutnantsbuden ein Spielchen entriert wurde, war er unfehlbar der Spiritus regens des Unternehmens.

Willy war niemals einseitig gewesen. Er kannte die Technik aller Spiele aus dem Effeff und spielte mit gleicher Unerschrockenheit Skat, Poker, Lustige Sieben, Rauhe Elf, Schafskopf, Roulette, Trente et quarante und wie die schönen Spiele alle heißen, bei denen Geld zu gewinnen oder auch zu verlieren ist.

An seinem letzten Geburtstag hatten ihm die jüngeren Schwertgenossen einen alten französischen Kupferstich geschenkt, der einen ruinierten Spieler darstellte und die Unterschrift trug:

Prodigue meurtrier de ton bien,
Actif à changer tout en rien,
Tu n'as de forces, ton courage,
Le jeu, la femme avec le vin
Te montrent le plus court chemin
Pour voir la fin de ton ouvrage.

Das war bezeichnend. Aber das maliziöse Präsent vermochte keineswegs Willys sechsten Sinn zu lähmen und dem Dämon seiner Spielwut Halt zu gebieten. Er war nach wie vor der erste, wenn sich Gelegenheit zu „Makao" oder „Meiner Tante, deiner Tante" bot, und behauptete, der richtige Landsknechtgeist käme erst über den Reiter, wenn er, wie in Wallensteins Lager, den Würfelbecher über der großen Kesselpauke schwingen könne. Mit dem Würfel, mit dem Becher sei auch das Schönste aus dem Metier geschwunden: die hehre Poesie der Soldaterei — sehr zum Nachteil der modernen Heere, wie er mit Kassandramiene hinzufügte.

Nun hatte dieser verteufelte Willy Lilly von Hohensee geheiratet. Aber dieses elegante Mädchen hatte sich zuvor heilig von ihm versprechen lassen, daß er als Ehemann nie mehr eine Karte biegen, einen Würfel berühren oder Geld der Roulettekugel anvertrauen wolle.

Das hatte Willy auch mit heiligem Eid beteuert und Lilly versichert, daß er überhaupt nie zu seinem Vergnügen gespielt habe, sondern stets der Not gehorchend, nur um seine traurige Lage aufzubessern. Sein Monatswechsel sei immer so minimal gewesen, daß er damit absolut nicht habe auskommen können.

Lilly hatte es ihm beinahe geglaubt und ihn sogar noch bedauert. Na, das lag ja jetzt alles weit hinter ihm, denn Lilly von Hohensee war eine recht gute Partie, sowohl ideell als auch besonders materiell.

Der alte Hohensee hatte Willy zweitausend Mark für die Hochzeitsreise ausgehändigt und seinem lieben Kinde beim Abschied heimlich noch ebensoviel in ihr

Täschchen gesteckt. Lilly beschloß nach reiflicher Erwägung, ihrem Willy mit diesem Gelde bei der Heimkehr in die Garnison eine Freude zu machen. Sie wollte ihm ein Pferd kaufen, einen Goldfuchswallach mit langer Blesse und weißen Strümpfen, in den er ganz vernarrt war. Es sollte eine Überraschung werden. Daher hatte sie ihm den Besitz des Geldes verschwiegen.

Die Hochzeitsreise des Paares war nach Palermo geplant, mit einem kurzen Abstecher über die Riviera. Daß dabei drei Tage auf Monte Carlo gerechnet waren, daran war eigentlich der alte Hohensee schuld, der das junge Paar mit seinem Panegyrikus über diesen Ort dazu bestimmt hatte.

„Monte Carlo," hatte er gesagt, „wäre das Paradies der Erde ohne dieses korrumpierte Kasino, diese abscheuliche Spielhölle, diesen Schandfleck der Menschheit. Die Natur hat diesen Ort in ihrer verschwenderischsten Laune geschaffen. Die Halbinsel Monako bildet mit ihrem unter See forschenden Fürsten ein trotziges Vorgebirge von jähen Felsabstürzen, deren Fuß von dem Gischt der schäumenden Brandung gepeitscht wird. Darüber wölbt sich in Meteorenschöne der ewig blaue Himmel. Ausgedehnte Olivenwälder bieten Hochzeitsreisenden herrliche Spaziergänge und lauschige Schmollwinkel. Oben in Monte Carlo und längs der ganzen Côte d'Azur entfaltet sich eine märchenhaft südliche Pflanzenwelt. Oleander, Myrten, Feigen, Zitronen, Orangen und Wein wachsen hier in erdrückender Fülle; auch blühende Mandelbäume sieht man, Katteen, wahnwitzige Orchideen, Agaven, Karuben und weiß Gott was alles.

Hoch oben von der Terrasse — auf der ich auch mit deiner lieben Mutter während meiner Hochzeitsreise verweilte — erblickt man das unermeßliche Meer, das sich in den prächtigsten Farbenspielen vor dem entzückten Auge entfaltet: hier blitzende Sonnenlichter, dort alizaringrünes Blau mit schneeigen, sich überstürzenden Schaumwellen, dort dunkle Purpurfarben, violette, rote, weiße, und drunten in der Tiefe, durch rosa Wasserschleier gedämpft, durchschneidet der Kiel stolzer Schiffe pfeilschnell —"

„Hör auf, hör auf, Schwiegerpapa!" hatte Willy ängstlich unterbrochen, „sonst sagst du am Ende noch Spickaal!" — Und dann hatte er zu Hause im Bädeker nachgeschlagen und konstatiert, daß der Schwiegervater seinen poetischen Erguß aus diesem Reisehandbuch — schlecht auswendig gelernt hatte.

Ja, so war es gekommen, und nun saßen Willy und Lilly hier auf dem Balkon des Hotel de la Condamine in Monako. Sie blickten durch die „rosa Wasserschleier" auf die „Kiele pfeilschneller Schiffe" und landwärts auf die „wahnwitzigen Orchideen".

Lilly war ganz beseligt, aber Willy war sichtlich nervös. Er befand sich in einer schrecklichen Gemütsverfassung. Da drüben lag das Kasino, kaum fünf Minuten entfernt, und in den Sälen rollte das rote Gold. Ihm wurde ganz schwindlig, wenn er daran dachte.

Nein, wie borniert, daß er Lilly geschworen hatte, das Kasino nicht zu betreten! Sie hätte ihm sein Versprechen auch nie zurückgegeben, wenn er sie darum gebeten hätte. Aber vielleicht fand sich doch noch eine Gelegenheit, heimlich auf eine Stunde durchzubrennen. Abwarten! Abwarten! Am Ende fand er noch den Anschluß.

Und er fand ihn wirklich.

Lilly ging nämlich an den Strand. Sie wollte ein warmes Seebad nehmen. Willy redete natürlich zu.

Das war der Augenblick! Zehn Minuten später saß er oben am grünen Tisch der Trente et quarante und ließ die Goldstücke rollen.

Anfangs gewann er großartig! Dann ging es ekelhaft hin und her, und schließlich verlor er empfindlich.

Fortuna schien heute sehr schlechter Laune zu sein. Aber Willy besaß kaltes Blut. Nun er im Verlust war, konnte er doch unmöglich aufhören. Nein, nein! Er mußte nur zähe durchhalten, mußte die Dame zwingen. Das Beispiel hatte er unmittelbar vor Augen. Da drüben saß seit kurzem der gräßliche Doktor aus seinem Hotel, der an der Table d'hote Lillys Tischnachbar war. Dieser Mensch gewann in einem fort, gewann märchenhaft. War Willy im Verlust, so zog er ganz sicher eine Stange Gold ein. Und Willys Barschaft schmolz immer mehr zusammen. Es war zum Auswachsen!

Dann dachte Willy an Lilly! Nein, er wollte jetzt nicht an Lilly denken. Er wollte gewinnen, die Scharte auswetzen. Dem Kühnen hilft ja das Glück!

So tat er denn das Törichtste, was man beim Spiel tun kann: er doublierte, doublierte, doublierte immerzu. Endlich mußte Fortuna doch ein Einsehen haben. Endlich mußten die Karten doch einmal zu seinen Gunsten schlagen!

Aber er mußte erkennen, daß es nicht gut tut, die Göttin herauszufordern. Sie versagte ihm immer aufs neue ihre Gunst. Und auf einmal war er mit seinem Gelde fertig. Er hatte alles verspielt, alles bis auf den letzten Louis. Sogar das Reisegeld war fort. Fortuna war entschieden verrückt geworden!

Was sollte nun werden! Lilly! Die Hochzeitsreise! Der Schwiegeralte, der diesen Ort einen Schandfleck der Menschheit genannt hatte. Sie tanzten alle vor seinen Augen Tango. Und dann erhob er sich bockſteif von seinem Stuhl, um ins Hotel zu gehen.

Aber als er sich umwandte — narrte ihn seine Phantasie oder war es Wirklichkeit? — da stand Lilly hinter seinem Stuhl, und es war ihm, als gäbe sie dem Doktor drüben ein Zeichen.

Also Lilly hatte ihn beobachtet, während er spielte!

Ihm stockte der Atem. Er hätte in die Erde sinken mögen vor Scham. Er wollte flüchten, an ihr vorbeihuschen, aber sie hatte ihn schon beim Rockknopf und hielt ihn fest.

„Nun, hast du gewonnen?" fragte sie kühl. „Du hast doch gewonnen, nicht wahr?"

Warum sie nur fragte! Sein verstörtes Gesicht mußte ihr doch alles sagen. Und die Leute beobachteten ihn. Sie hatten die Frage gehört.

„Lilly!" stöhnte er jetzt. „Denke dir nur, ich habe alles verspielt, sogar das Reisegeld, das mir dein Vater gab. Es ist wahrhaft entsetzlich!"

„Das Reisegeld auch? — Ja, das ist schlimm. Wie werden wir nun nach Palermo kommen?"

„Von Palermo ist nicht mehr die Rede. Hätten wir nur das Billett nach Hause! Ich habe nicht mehr fünf Franken in der Tasche!"

„Also eine vollkommene Pleite! — Na, dafür habe ich jetzt um so mehr Geld," lächelte Lilly. „Ich habe nämlich auch gespielt und — gewonnen."

Willy traute seinen Ohren nicht. Er sperrte nur den Mund auf und faßte nach seiner Stirn, auf der kalter Schweiß perlte.

„Ja, glaube es nur. Ich habe einen ganzen Haufen Gold gewonnen, mindestens soviel als du verloren hast."

„Aber das ist ja grandios! Wo hast du denn den Mammon?"

In diesem Augenblick erschien der „gräßliche Doktor" auf der Bildfläche.

„Gnädige Frau," rief er freudestrahlend schon von weitem, „wir haben ihn ordentlich herausgehauen, nicht wahr? Hier sind zunächst die zweitausend Mark, die Sie mir anvertrauten." Er händigte Lilly zwei Banknoten à tausend Franken und eine zu fünfhundert aus. „So — und jetzt kommt der Gewinn: es sind dreitausend Franken, sogar noch etwas mehr, glaube ich. Bedanken Sie sich bei Ihrer Gattin, Herr von Schöning. Sie haben eine tapfere Frau — wahrhaftig!"

„Aber ich verstehe nicht," stammelte Willy.

„Das ist auch vorläufig nicht nötig," lachte Lilly und verstaute die Banknoten in ihr Täschchen. „Haben Sie tausend Dank, lieber Doktor, für den Freundesdienst. So! Und nun lade ich beide Herren zu einem opulenten Frühstück ins Café de Paris."

Lilly hakte ihren kleinen Finger in den des Gatten. So zog sie ihn aus dem Spielsaal hinüber ins Café de Paris.

Bei der Languste und köstlichem Chablis erzählte der Doktor dann Willy den Zusammenhang.

Er hatte Frau von Schöning getroffen, als sie vom Baden kam, und hatte ihr nichtsahnend erzählt, daß er ihren Gatten ins Kasino habe eintreten sehen. Sie sei scheinbar sehr betreten gewesen, habe wohl befürchtet, daß er verlieren würde.

Nach einem Moment der Überlegung hatte sie ihn gebeten, mit ihr ins Kasino zu fahren und mit zweitausend Mark, die sie ihm gegeben, gegen ihren Gatten zu setzen, das heißt immer entgegengesetzt. Wenn Schöning auf Rouge setzte, habe er einen ähnlichen Betrag auf Noir schieben müssen und umgekehrt. So habe er Willys Verluste beständig ausgeglichen, ja sogar noch etwas mehr gewonnen, als dieser verloren hatte.

Willy hörte der amüsanten Geschichte mit äußerst gemischten Gefühlen zu. Einerseits fühlte er sich durch die Hilfeleistung der beiden von schwerem Druck befreit, anderseits verdroß es ihn stark, daß Lilly mit diesem wildfremden Menschen gemeinsam wider seinen Leichtsinn zu Felde gezogen war.

Das verwünschte Jeu! Mochte es der Teufel holen! — Na, aber die Hauptsache: er hatte sein Geld wieder, und sie konnten nun nach Palermo.

*

„Ich schlage vor, daß wir sobald als möglich diesen Prachtort verlassen," sagte Willy am Abend, als beide, Willy und Lilly, sich eben zur Ruhe gelegt hatten. „Das Erlebnis von heute morgen ist mir in die Knochen gefahren."

„Auch für mich war dieser Tag ein Erlebnis," entgegnete Lilly, „denn ich habe dich heute von einer ganz neuen Seite kennen gelernt."

Aha! Jetzt kriegte er seine Gardinenpredigt!

„Ja, siehst du," versuchte Willy scherzend abzuwehren, „seit ich dich besitze, habe ich eben zu viel Glück in der Liebe. Daraus erklärt sich allein mein ausgesprochenes Pech im Jeu."

„Hüte dich, Willy, daß es nicht wieder umgekehrt wird," sagte Lilly in einem eigentümlich warnenden Ton, den er noch nie bei ihr gehört hatte. „Diesmal vergebe ich dir deinen Frevel, aber nun keine Sünde mehr wider den heiligen Geist unsrer Gemeinschaft! Denn sonst müßte ich dich für einen charakterlosen Mann halten, und ein charakterloser Mann — na, das ist für mich überhaupt kein Mann. Jedenfalls könnte der nie im Leben — mein Mann bleiben!"

Willy glaubte nicht recht zu hören, aber sie hatte die Worte wirklich gesprochen. Und jetzt löschte sie die Flamme, drehte sich auf die Abkehrseite und war im Handumdrehen eingeschlafen.

Willy lag total verblüfft in seinen Kissen. Er machte ein verboten törichtes Gesicht. Zum Glück konnte man es im Dunkeln nicht sehen.





Ein praktischer Verpflanzungswagen

# Von der Verpflanzungspraxis größerer Laub- und Nadelhölzer

Von

Emil Gienapp, Hamburg

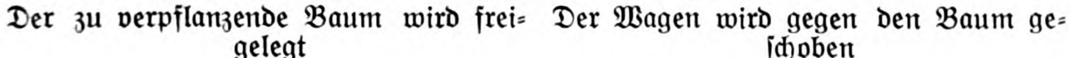
Mit Naturaufnahmen des Verfassers

Die naturgemäße Verpflanzzeit aller Laub- und Nadelhölzer wird durch ihre Vegetationsruhe begrenzt; sie kann also im Herbst mit dem Abschluß der Saftzirkulation und bei frostfreiem Wetter den ganzen Winter hindurch fortgesetzt werden, muß aber spätestens mit dem Wiederbeginn der im Frühling je nach Baumart zeitlich verschieden einsetzenden Triebkraft beendet sein. Außerdem haben nun aber praktische Erfahrungen gelehrt, daß viele Baumarten in dem individuellen Vorhandensein dieser oder jener organischen Wachstumseigentümlichkeit für den zweckmäßigen Zeitpunkt ihrer Verpflanzung ein gewisses Entgegenkommen zeigen, und daß in Ausnahmefällen einige Arten selbst dann noch mit sicherem Erfolg verpflanzt werden können, wenn dieses außerhalb der Vegetationsruhe und noch mit Baumgrößen vorgenommen wird, die den sonst hierfür geltenden normalen Praxisregeln strikte entgegenstehen. Hieraus erklärt sich denn auch die vielfach erprobte Möglichkeit, größere Laub- und Nadelhölzer — letztere jedoch nur, soweit sie ballenhaltend sind — selbst im sommerlichen Triebzustande zu verpflanzen, wobei natürlich als selbstverständliche Voraussetzung angenommen wird, daß die pflanzungstechnischen Arbeiten mit der nötigen Sachkenntnis ausgeführt werden, daß ferner die verpflanzten Bäume die nötigen Vorkehrungen zum Schutze gegen

Witterungsverhältnisse erhalten und ihnen schließlich in den ersten Jahren nach der Verpflanzung eine ganz besonders sorgsame Baumpflege zuteil wird. Als Verpflanzzeit unter allen Umständen ausgeschlossen ist indessen die Zeit im Frühling beziehungsweise Frühsommer, in welcher die Jungtriebe sich bereits ausgebildet, aber noch nicht im Holze verhärtet haben. Soll nun eine Verpflanzung zur Sommerzeit in der Regel auch nur ein Notbehelf sein, so ist doch in der praktischen Nutzung dieser außerzeitlichen Verpflanzungsmöglichkeit ein wertvolles Mittel dafür vorhanden, das im Innern der Groß- und Industriestädte durch die stetig zunehmende Baudichtigkeit immer ärmlicher sich gestaltende Vegetationsbild wenigstens in seinen baumkronigen Stützpunkten vor gänzlicher Vernichtung dadurch zu schützen, daß man diese noch in den höchstzulässigen Grenzen der Möglichkeit und ohne Unterschied des Vegetationszustandes im Standplatz auswechselt. — Die äußerste Grenze der Verpflanzungsmöglichkeit wird hierbei im allgemeinen bei Laubhölzern mit einem Stammdurchmesser bis zu 40 Zentimeter und bei Nadelhölzern mit einem solchen bis zu höchstens 20 Zentimeter angenommen. Natürlich ist die Verpflanzung von Bäumen in so außergewöhnlichen Größen mit erheblichen Arbeitskosten verbunden. — Aus diesem Grunde ist die Kenntnis des Verhaltens der verschiedenen Baumarten zu dem Zeitpunkte, an dem sie eine Verpflanzung am besten und in noch großen Exemplaren gefahrlos vertragen, für die allgemeine Verpflanzungspraxis, insbesondere aber für den Landschaftsgärtner, Garteningenieur und Bauarchitekten ungemein wichtig. — Am wachstumsfreudigsten und noch in besonders großen Exemplaren gut verpflanzbar sind die Linden







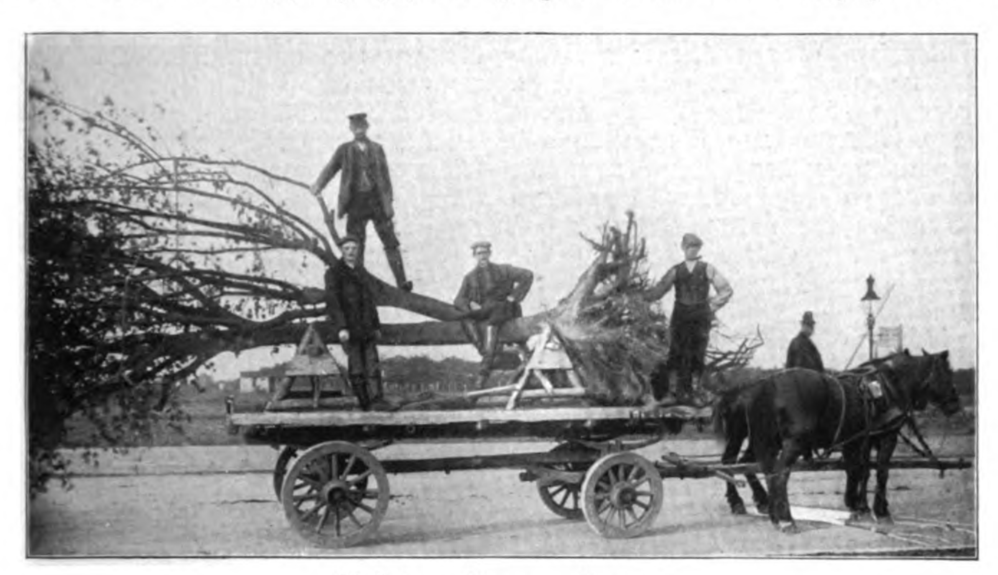
Der zu verpflanzende Baum wird freigelegt

Der Wagen wird gegen den Baum geschoben



Der ausgegrabene Baum

(Tilia) aller Arten und Formen. Ein ähnliches gilt auch von den Ulmen (Ulmus) oder Rüstern. Bei diesen beiden Baumarten wachsen die großblättrigen, vollbelaubten Arten williger nach einem Umpflanzen weiter als die kleinblättrigen und leichtbelaubten. Dagegen haben letztere nicht so sehr als die ersteren unter der gefahrbringenden Erscheinung zu leiden, daß sich infolge des Verpflanzens an der Ast- und Stammrinde Brand- und Krebsstellen bilden, die mit ihrer fortschreitenden Ausdehnung selbst große Exemplare nach wenigen Jahren zum Absterben zwingen. Im Anwachsen schwierig sind große Pyramidenulmen (Ulmus monumentalis und Wredei), und fast die gleichen Schwierigkeiten bildet die zur Familie der Rüstern gehörende Planera. Die sicherste Aussicht auf Erfolg bietet bei ihnen noch die Frühjahrspflanzung, und zwar zu der Zeit, wo die Anschwellung der Knospen beginnt und damit auch die Neubildung von Wurzeln vor sich geht. — Dieselbe Vorsicht in der Verpflanzzeit gilt vom Eschenahorn (Acer Negundo) und allen seinen mehr oder weniger buntblättrigen Varietäten. Auch die Erlen oder Ellern (Alnus) aller Formen und Arten wachsen in Stärken von über 15 Zentimeter Stammdurchmesser schlecht weiter; am besten noch im Frühling und in solchen Exemplaren, die mehrstämmig aus der Wurzelkrone sich aufbauen und nicht kronenstämmig gegliedert sind. Große Verpflanzungsvorsicht beanspruchen ferner die Pappeln (Gopulus) und die Birken (Betulus); insbesondere gilt dies von den Silberpappeln und allen Hängebirken, die schon im Weiterwachsen Risiko laufen, wenn sie eine Stammstärke von über 12 bis 15 Zentimeter erreicht haben. — In der Zeit kurz vor dem Austrieb ertragen auch die Ebereschen (Sorbus aucuparia) und der echte Geweihbaum (Gymnoclades canadensis) am besten ein Versetzen, in besonders starken Bäumen bieten sie aber auch dann keine Gewähr mehr für ein gutes Resultat. Noch größer ist das Risiko beim Verpflanzen größerer Eichen (Quercus), Buchen (Fagus) und Nüsse (Juglans); selbst schon Stämme bis zu 10 Zentimeter Dicke gehen nicht selten dadurch ein. Jedenfalls sollte als Verpflanzzeit dieser Baumarten immer der Beginn der Saftzirkulation gewählt werden. — Von einem Versetzen in größeren Exemplaren gänzlich ausgeschlossen ist der Tulpenbaum (Liriodendron tulipefera). Mit den Birken, Pappeln, Buchen und Eichen können seine Wurzeln ein längeres Unbedecktsein mit Erde absolut nicht vertragen, und je größer diese mit der Stärke des Baumes werden, um so weniger ist er auf weiten Wegen transportfähig. Wenig wählerisch in bezug auf ihre zeitliche Verpflanzung sind dagegen die Spitz- und Bergahorne (Acer platanus und (Pseudoplatanus), die Silberahorn (Acer dasycarbum und heterophyllum), der Feldahorn (Acer campestra), fast alle Weidenarten (Salix), die dornige Gle-



Auf dem Transportwagen

ditschie (Gleditschia triacanthos), die Akazien (Robinien), alle Kastanienarten (Aesculus), der drüsige Götterbaum (Ailanthus glandulosa), die morgenländische Platane (Platanus orientalis) und die verschiedenen Arten der Flügelnüsse (Pterocarya caucasica, sorbifolia und stenoptera). Mit Ausnahme der Weiden, die als Stammbäume über 20 Zentimeter Dicke keine Garantie für ein Weiterwachsen bieten, sind die genannten auch diejenigen Baumarten, die sich noch in ganz außergewöhnlichen Größen und zu jeder Zeit der Vegetationsruhe gefahrlos versetzen lassen, und im Notfalle gleich den Linden und Ulmen eine Verpflanzung mit voller Belaubung am willigsten vertragen. — Ausgeschlossen ist dies bei den Eschen (Fraxinus excelsior) in allen Arten und Formen, bei den verschiedenen Dornen (Crataegus), beim Goldregen (Laburnum vulgare) und den meisten als Park- oder Alleebäume angepflanzten Prunusarten.

Bei den Nadelhölzern (Koniferen) sind die ballenhaltenden Arten der Thuya, Chamaecyparis (Lebensbaumzypressen), Juniperus und ähnliche natürlich weit zuversichtlicher und ohne besondere Schwierigkeiten verpflanzbar als die ballenlosen und in den Wurzeln sperrigen Tannen- und Fichtenarten (Abies, Pinus und Piceen) sowie die im Winter sich entlaubenden Lärchen (Larix) und Sumpfzypressen (Taxodium). Sie alle sind aber nicht mehr in solchen Größen gefahrlos zu verpflanzen, wie wir dies bei den Laubhölzern risikolos vornehmen. Das Sicherste ist noch, sie in großem Ballen freizulegen, diesen durch Bretterverschlag transportsicher zu machen und dadurch die Verpflanzung ohne besondere Störung des pflanzlichen Organismus auszuführen. Ein ähnliches Verfahren ist dem Grunde nach die Verpflanzung mit Frostballen. Die praktische Ausführung solcher Arbeiten wird derart gehandhabt, daß man ein oder zwei Jahre vor dem beabsichtigten Verpflanztermin rings um den betreffenden Baum einen in seiner Größe nach dem Umfange der Krone vom Stamm abgemessenen Graben auswirft, diesen mit nährkräftiger Kompost- und Humuserde ausfüllt und ihn im Laufe der Vegetationsperiode wiederholt gründlich durchwässert. Hierdurch soll bezweckt werden, daß sich innerhalb und namentlich an den abgestochenen Grenzen der Wurzelkrone viele Jung- und Saugwurzeln bilden, die den Ballen für den späteren Transport besser zusammenhalten und das Weiterwachsen des Baumes nach der Verpflanzung wesentlich fördern. Mit dem Einsetzen des Frostes wird dann der vorbereitete Wurzelballen von allen Seiten und von unten so weit freigelegt, daß er innerhalb der eigentlichen Wurzelkrone fest zusammenfriert, um auf entsprechenden Transportmitteln ohne Gefahr des Auseinanderfallens im Standplatz gewechselt werden zu können. Solche Transportmittel sind natürlich im praktischen Gebrauch um so billiger und

zweckdienlicher, je einfacher ihre Handhabung und ihre Herstellung möglich ist. Denn wenn auch die Industrie für diese Zwecke besondere Fahrmittel herstellt und Transportwagen baut, bei denen die Räder entsprechend breit und das Traggerüst nach Höhe und Tiefe über den Rädern verstellbar angeordnet ist, sowie an deichselartiger Zunge ein auslenkbares Spurrad und Vorrichtungen zum Schonen und Befestigen der Baumlast besitzen, so sind sie für den nichtgewerblichen oder den städtischen Gärtnerbetrieb gemeinhin doch zu teuer, als daß sich ihre Beschaffung auch für den Einzelfall ihres Gebrauches rechtfertigt. Hier genügt in den meisten Fällen das Hinterteil eines Lastwagens für größere Laubholzbäume und ein niederer Handwagen für nur zentnerschwere Nadelhölzer, um die Verpflanzungsarbeiten mit gleich sicherem Erfolg vorzunehmen.



Einpflanzen

Nach erfolgtem Umpflanzen ist es erforderlich, daß alle Bäume gründlich bewässert werden, damit sich die Erde ordentlich zwischen den Wurzeln einschlämmt. Die Nadelhölzer sind außerdem bis zum völligen Austrieb morgens und abends tüchtig unter den Schlauch zu nehmen oder mit der Brause abzuspritzen, um ihren Triebgliederungen, die mit ihrer dichten Benadelung große Wassermengen verdunsten, hierfür einen notwendigen Ersatz zu schaffen. Ferner ist bei der Standplatzwahl zu berücksichtigen, daß der verpflanzte Baum möglichst seine frühere Richtung im Wetterwechsel beibehält, da andernfalls zu befürchten ist, daß der Stamm sich in seine frühere Stellung zurückdreht, wobei er durch Aufreißen beziehungsweise Abplatzen der Rinde organischen Schaden leidet. Aus diesem Grunde sind auch die Bäume, die aus geschützten in freie Lagen verpflanzt werden, durch Einbinden der Stämme mit Rohr- oder andern Matten gegen direkte Sonnenbestrahlung in den ersten Jahren zu schützen, gleichzeitig wird durch diesen Schutz der Vorteil erreicht, daß die Stämme in der Rinde gut feucht bleiben und der Saftumlauf gefördert wird. Als weitere kulturelle Notwendigkeit ist dann noch das Bedecken des neuen Standplatzes mit Dünger oder Laub erforderlich, sowie daß entsprechende Stützvorrichtungen gegen Wind- und Wettereinflüsse in Gestalt von kräftigen Baumpfählen vorgesehen werden. Bei allen Verpflanzungen größerer Bäume hat sich immer die Erfahrung bestätigt, daß aus mageren in fruchtbare Bodenarten versetzte Exemplare weit williger anwachsen als im umgekehrten Verhältnis, obschon die Bewurzelung dieser Bäume nicht immer eine vollkommene ist.



Das Aufpflanzen großer Bäume zu einer Allee



In der neuen Pflanzgrube

Über die Praxis des Schnittes bei verpflanzten großen Laubholzbäumen begegnet man vielfach widerstreitenden Ansichten. Während einerseits ein kräftiger Rückschnitt der ganzen Krone vorgenommen wird, wird anderseits auf jeden Schnitt verzichtet, und beide Methoden sind von Erfolgen und Mißerfolgen begleitet. Die empfehlenswerte Praxis ist hierbei jedenfalls die, bei der Verpflanzung die Krone mehr oder weniger in allen Teilen auszulichten und sie erst dann ordentlich zu beschneiden, wenn nach dem Verlauf der ersten Vegetationsperiode ein Anwachsen des Baumes außer allem Zweifel steht. Der dann unter Berücksichtigung der natürlichen Kronengestaltung vorgenommene Rückschnitt wird immer eine kraftvolle Triebbildung herbeiführen und in wenigen Jahren die Neubildung einer baumeigentümlichen Krone gestatten.

# Ehen und Ehescheidungen

Von Hermann Friedemann

Politik und Statistik haben sich in den letzten Jahren so ausschließlich mit der Frage der sinkenden Geburtenzahlen befaßt, daß ein mindestens gleichwichtiges Element der Bevölkerungsbewegung dabei schier in Vergessenheit geriet: die Ehen. Es soll deshalb hier auch nicht von den eigentlichen Problemen des Völkerwachstums die Rede sein, etwa der ehelichen Fruchtbarkeit, sondern von der Ehe, wie sie sich, ein Lebensausschnitt eigner Entwicklung und eignen Rechts, im Zahlenbild einer Volksgesamtheit abspiegelt.

Eine übliche Meinung geht dahin, die Institution der Ehe sei bei den Kulturvölkern unsrer Tage gefährdet, da die Ehelosigkeit immer mehr zunehme und außerdem das durchschnittliche Alter der Eheschließenden ein immer höheres werde. Trifft dies zu? Für Deutschland jedenfalls nicht. Eine genaue Vergleichung der Zahlen ist aus Gründen, die noch anzugeben sind, schwer durchzuführen. Sicher aber ist folgendes: Unter den weiblichen Personen in mittleren Jahren sind mindestens 88 vom Hundert „eheversorgt“, das heißt verheiratet oder verheiratet gewesen. Als man vor einiger Zeit in Preußen bei der Frage der Junggesellensteuer der Zahl der unverheirateten Beamten (über 30 Jahre) nachforschte, fand sich, daß es sich um nur sieben Prozent der Gesamtzahl handelt. Die Ehelosigkeit liegt also in weitem Felde und ist sehr wahrscheinlich heute seltener als in früheren Zeiten. Ähnliches gilt von der Spätehe. Sie mag in einzelnen Gesellschaftsschichten, die für die Gesamtzahl aber wenig bedeuten, zunehmen, im übrigen aber ist das Durchschnittsalter der Eheschließenden gerade in den letzten Jahrzehnten gesunken. Abgesehen von den günstigeren wirtschaftlichen Verhältnissen und der in den Großstädten leicht gebotenen Möglichkeit, sich auf Abzahlung einzurichten, liegt das wohl an der Einführung der zweijährigen Dienstzeit. Vergleicht man durch die letzten fünfzig Jahre die relative Zahl der Eheschließungen, aufs Tausend der Bevölkerung berechnet, so findet man einen Quotienten, der zwischen 10,3 und 7,5 schwankt. Doch finden sich die höchsten Ziffern, 10 und darüber, nur in den beiden Jahren nach dem großen Kriege: 1872 und 1873. Sonst bewegt sich die Zahl mit nicht allzugroßen Schwankungen um 8 vom Tausend. Es muß freilich berücksichtigt werden, daß in verschiedenen Zeiten und Gegenden der Altersaufbau der Bevölkerung ein sehr ungleicher ist, der Prozentsatz der Eheschließungen also nicht unmittelbar verglichen werden kann; beispielsweise hat das kinderarme Berlin einen Durchschnitt von 11 Eheschließungen aufs Tausend seiner Bevölkerung, gegen 8 des

Reichsdurchschnitts. Die absolute Zahl der Eheschließungen in Deutschland ging vor einigen Jahren zum ersten Male seit längerer Zeit etwas zurück, nämlich von 504 000 im Jahre 1907 auf 500 600 und 494 000 in den beiden folgenden Jahren. Seitdem hat sie sich aber rasch wieder gehoben und betrug im Jahre 1912 schon 526 000.

Die äußere Entwicklung der Ehe, wie die Statistik sie nachweist, verläuft demnach ziemlich gleichmäßig und ohne bedeutsame Wandlungen. Das Problematische beginnt erst bei der Geschichte der Ehescheidungen. Wie die übrigen, die Ehe als Institution bedrohenden Einflüsse, Neigung zur Ehelosigkeit oder Spätehe, durchweg überschätzt werden, so wird das Fortschreiten der Ehescheidungen unterschätzt. Im Jahre 1911 hatten wir in Deutschland 15 780 rechtsgültige Ehescheidungen, im Jahre 1912, nach der preußischen Statistik zu urteilen, wahrscheinlich 17 400. Das Bürgerliche Gesetzbuch, das die Ehescheidung erschwert, brachte zunächst natürlich einen beträchtlichen Rückgang; seitdem aber — also seit dem Jahre 1901 — ist die Zahl der Ehescheidungen ständig und mit rapider Schnelligkeit gestiegen. Zählte der preußische Staat im Jahre 1901 noch 4675 Ehescheidungen oder 77 auf je 100 000 bestehende Ehen, so waren es im Jahre 1912 nicht weniger als 10 797 oder 145 von 100 000 bestehenden Ehen. Absolut also fast das Zweieinhalbfache, relativ fast das Doppelte binnen elf Jahren. Die durchschnittliche Zunahme der relativen Zahl beträgt etwa sechs vom Hundert.

Auf das Staatsgebiet verteilen sich die Ehescheidungen sehr ungleich. Folgendes läßt sich feststellen: Es gibt in den Städten verhältnismäßig weit mehr Ehescheidungen als auf dem Lande; unter den Städten wieder die meisten in den Großstädten, und zwar um so mehr, je größer der Ort ist. So hat, nach der Einwohnerzahl berechnet, die Stadt Berlin das Vierfache des preußischen Durchschnitts, die Provinz Posen dagegen nur den dritten Teil. Bayern bleibt weit unter dem Reichsdurchschnitt, ebenso Württemberg, das industrielle und städtereiche Sachsen übertrifft ihn. Unter den übrigen stehen Bremen und Lübeck erheblich über dem Durchschnitt aller sonstigen staatlichen oder provinziellen Einheiten außer Hamburg (weil sie Stadtgebiete sind); Hamburg selbst erreicht nahezu Berlin. Nach der Zahl der bestehenden Ehen berechnet, wurde in Preußen (1912) auf dem Lande von je 1800 eine geschieden, im Staatsdurchschnitt dagegen von 689, in den Stadtgebieten von 400, in den Großstädten von 300, in Berlin von 180.

Was haben diese Ziffern zu bedeuten? Die übliche Berechnung nach der Zahl der bestehenden Ehen gibt noch kein Bild. Zur Veranschaulichung ist es notwendig, die Zahl der Ehescheidungen mit der Zahl der Eheschließungen, einige Jahre vorher, zu vergleichen. Nur auf diese Weise läßt sich die Frage beantworten, die wievielte Ehe wieder geschieden wird. Da der Scheidung durchschnittlich eine Ehedauer von etwa acht Jahren vorausgeht, sind die im Jahre 1912 geschiedenen Ehen um etwa 1904 geschlossen. Das waren in Deutschland 478 000 Eheschließungen, bei 17 400 Scheidungen im vergangenen Jahre. Im deutschen Durchschnitt wurde demnach jede siebenundzwanzigste bis achtundzwanzigste Ehe geschieden. In den preußischen Städten aber wurde geschieden jede achtzehnte Ehe, in den Großstädten jede dreizehnte, in Berlin jede zehnte.

Sicher ist diese Zahl überraschend, es läßt sich um ihre Eindringlichkeit nicht herumreden. Ein Zustand, der eine Bevölkerung veranlaßt, jede zehnte Ehe wieder zu lösen, kann kein Dauerzustand sein. Zumal die Zunahme der Scheidungen mit wachsender Schnelligkeit fortdauert. Eine Steigerung um sechs vom Hundert jährlich bedeutet Verdoppelung in durchschnittlich zwölf Jahren. Bliebe also der Fortgang wie bisher, dann gäbe es in Berlin nach etwa 40 Jahren, in Deutschland nach höchstens 60 Jahren keine Ehe mehr, die nicht früher oder später geschieden würde. Der Hinweis auf die Gesetzgebung wäre irreführend und träfe an der Sache vorbei: das Bürgerliche Gesetzbuch hat, wie sich zeigt, nur die Technik des Prozeßverfahrens verändert, die Zunahme der Scheidungen selbst aber nicht aufhalten können.

Ebenso voreilig, wie an vorübergehende Zufallserscheinungen zu glauben, wäre

es natürlich, wollte man auf Grund der rohen Ziffern die Städte anklagen und, wie üblich geworden, besonders auf die Großstadt als den Sitz aller Verderbnis hindeuten.

All diese Betrachtungen aber ändern nichts daran, daß wir genötigt sind, heute schon von einer *Ehekrise* zu sprechen. Die Zahl der Scheidungen nimmt zu und wird weiter zunehmen. Die gesetzlichen Erschwerungen komplizieren (und vergiften) nur die Mittel des Verfahrens; anstatt daß der Grund, wie er im Gerichtsurteil und demzufolge in der Statistik erscheint, die Scheidung verursacht, steht in unzähligen Fällen umgekehrt am Anfang der Scheidungswille, und der angegebene Grund ist seine Folge. Jede dieser vielen Tausende von Scheidungen wird aber zur Tragödie, wenn Kinder vorhanden sind. Solcher Scheidungsverwaisten gibt es in jedem Jahre etwa 10000, die meisten von ihnen ein bis zwei Jahre alt.

Rechnet man die Kinderzeit nur bis zum fünfzehnten Lebensjahre, so gibt es nach dem gegenwärtigen Stande der Scheidungsziffer in Deutschland mindestens 120000 bis 130000 scheidungsverwaiste Kinder, deren Zahl aber in den nächsten Jahren ganz erheblich, vielleicht bis auf eine halbe Million und darüber, zunehmen wird.

Wo aber ist die Lösung? Es ist natürlich möglich, durch drakonische Gesetze die Scheidung ganz zu verbieten oder bis zur Unausführbarkeit zu erschweren. Das wäre jedoch ein Heilungsverfahren am Merkmal, das nur das Unheil verschlimmern würde. — Oder das Gefühl der Menschen für die Ehe wird in der nächsten Generation wieder strenger, oder die Empfindlichkeit gegen Störungen des Zusammenlebens stumpft sich ab: das ist wenig wahrscheinlich. Oder aber — die Form der ehelichen Bindung selbst verändert sich, sie wird elastischer, der Vielgestaltigkeit des modernen Daseins angepaßter. Daß die Ehe in ihrem Gesamtbestande gefährdet sei, wird man nach den Erfahrungen der Jahrtausende nicht glauben, die Menschheit hat noch immer ein Mittel der Anpassung gefunden. Aber so oder so: gesucht wird die Lösung werden müssen. Denn eine Normalehe, die nur noch durch die Möglichkeit der Scheidung leidlich zu erhalten ist, kann nicht unsre Zukunft sein.




# Die neuen türkischen Briefmarken

(Durch freundliche Vermittlung der Markenhandlung Ph. Kosack & Co. in Berlin)




Die neuen Briefmarken des türkischen Reichs sind besonders durch die Tatsache bemerkenswert, daß zum ersten Male das Bild des Sultans, das öffentlich auszustellen bisher ungebräuchlich war, auf einer, der 200-Piaster-Marke, erscheint. Auch durch ihren enorm hohen Wert (etwa 38 Mark) ist diese Marke interessant. Im übrigen sind, wohl in Anlehnung an die vor wenigen Jahren ausgegebenen bosnischen Werte, in geschmackvoller Darstellung Landschaften vom Bosporus zur Ausschmückung verwandt, und zwar im einzelnen: 2 Paras: der Hippodromobelisk; 4 Paras: die Konstantinsäule; 5 Paras: der Leanderturm; 6 Paras: die sieben Türme; 10 und 20 Paras: Leuchtturm und Schloß am Bosporus; 1 Piaster: die Achmedmoschee; 1½ Piaster: Denkmal der Freiheitskämpfer; 1¾ Piaster: Solimanbrunnen; 2 Piaster: der Kreuzer „Hamidieh"; 2½ Piaster: der Bosporus; 5 Piaster: Straße in Stambul; 10 Piaster: die „süßen Wasser"; 25 Piaster: die Solimanmoschee; 50 Piaster: der Bosporus; 100 Piaster: der Achmedbrunnen; 200 Piaster: Sultan Mohammed V.


POSTES OTTOMANES
5
PIASTRES


POSTES OTTOMANES
10
PIASTRES


5
PARAS
POSTES OTTOMANES


200


POSTES OTTOMANES
10
PARAS




POSTES OTTOMANES
50
PIASTRES


POSTES OTTOMANES


PIASTRES
25
POSTES OTTOMANES

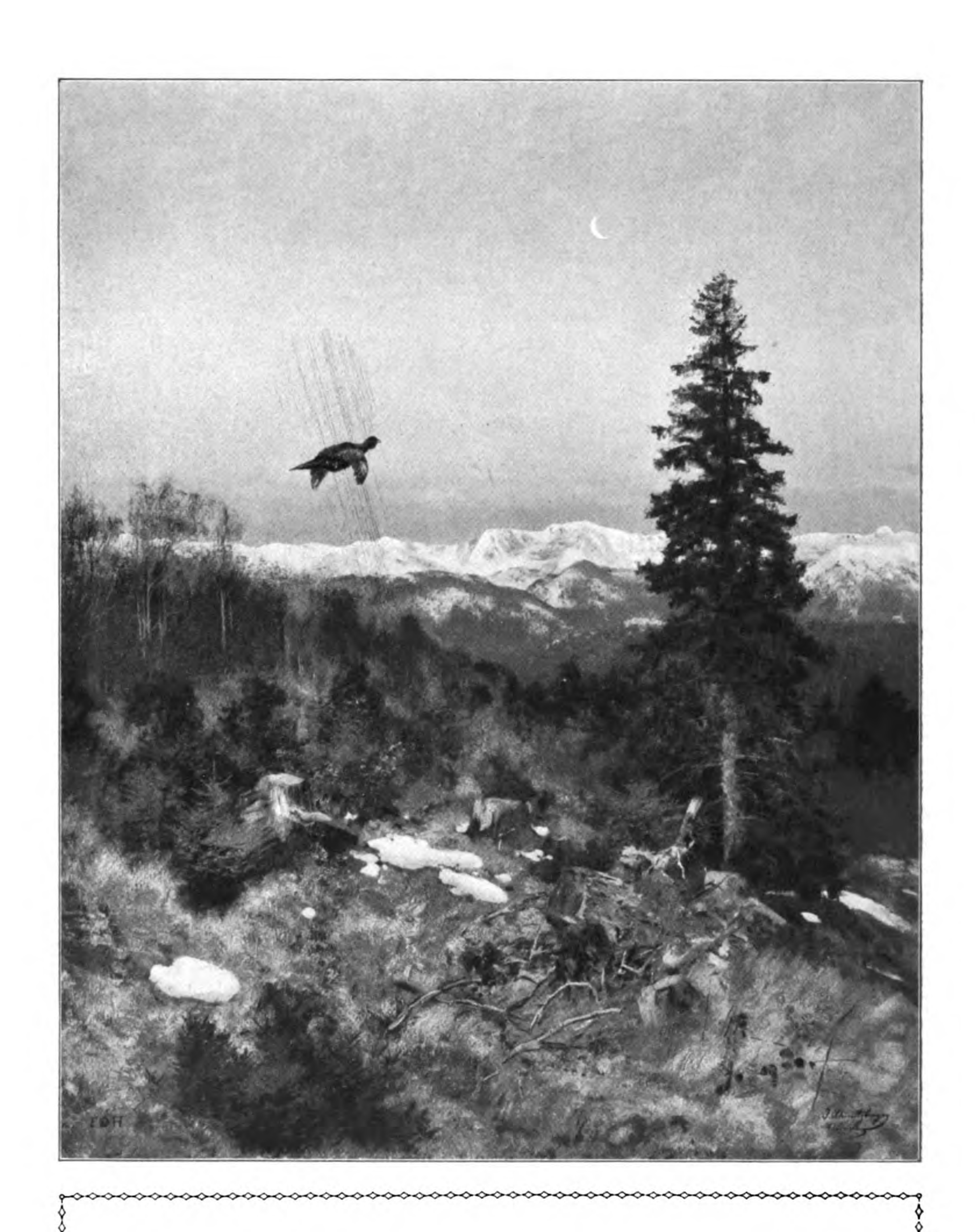

POSTES OTTOMANES
1¾
PIASTRE


6
POSTES OTTOMANES


1¼
PIASTRE
POSTES OTTOMANES


20
PARAS
POSTES OTTOMANES


POSTES
OTTOMANES
1
PIASTRE



Am Balzplatz

Nach einem Gemälde von J. Schmitzberger

# Der Herr Polizeimeister

Erzählung von

## P. J. Melnikow

Die Gewitterwolke kam immer näher; hin und wieder zuckten schon Blitze, von Zeit zu Zeit rollte der Donner... Als ich die Poststation erreichte, fielen die ersten Tropfen... Das Postgebäude war vor drei Jahren niedergebrannt; der Kostenanschlag für den Neubau war noch immer nicht fertig, und mir blieb nichts übrig, als in der ersten besten Bauernhütte Schutz vor dem Gewitter zu suchen.

Die Bauern sind auf dem Feld. In der Hütte schaukelt ein achtjähriges Mädchen die Wiege, und ein weißhaariger Greis repariert ein Kumt.

„Gott zur Hilfe, Alter!"

„Schönen Dank, Herr!"

„Was schaffst du da?"

„Ein Kumt, siehst du, repariere ich. Mikéschka, der Schuft, hat neulich den Herrn Polizeimeister gefahren, und der Teufel mag wissen, wie das zuging: das Kumt war zerschnitten. Einen Possen wird ihm wohl einer gespielt haben... Er trinkt zu viel, dieser Mikéschka, viel zu viel! Es ist gar nicht mehr auszukommen mit dem Burschen."

„Was ist er dir denn?... Sohn oder Enkel?"

„Woher denn — Sohn! Knecht ist er auf dem Hofe."

„Warum hältst du denn einen Trinker als Knecht?"

„Ja, wie denn...? Er ist doch vaterlos, kann doch in schlechte Hände geraten... Und bei mir im Hause ist er doch immerhin unter Aufsicht. Eine alte Mutter hat er, da hinten in der kleinen Kammer haust sie... Was soll denn aus der werden, wenn ich ihn davonjage?... Die Arme lebt doch nur noch für ihren Sohn..."

Während das Gewitter draußen tobte, plauderte ich lange mit dem Alten. Wir kamen auf den Polizeimeister zu sprechen. Der Alte lobte ihn.

„Unser Polizeimeister ist ein guter Herr," erzählte der Alte. „Von Prügeln ist gar keine Rede mehr, wie das früher war, nicht einmal schimpfen tut er, straft immer nur nach dem Gesetz. — Gott schenke ihm ein langes Leben! Ein guter Herr, ein stiller und gottesfürchtiger Herr... Bald drei Jahre haben wir ihn, und keinem hat er noch ein Haar gekrümmt. Und hat doch die Brust voller Orden, und zwei Finger fehlen ihm an der rechten Hand; im Kriege, weißt du, hat er die verloren... Ja, seit drei Jahren ist er schon Polizeimeister bei uns und hält sich immer nur an das Gesetz. Hat immer das Gesetzbuch in der Tasche. Entdeckt er irgendein Vergehen, gleich schlägt er die Stelle im Gesetzbuch auf, und der Bauer muß sie selbst lesen. Und kann das der Bauer nicht, so wird ein Kundiger geholt, und den läßt er die Stelle laut vorlesen, erklärt sie auch, und was das Gesetz bestimmt, das verordnet er denn auch und sucht immer noch die niedrigste Strafe aus. Denn in jedem Gesetz gibt es ja eine große Strafe und eine kleine, und unser Polizeimeister — Gott schenke ihm ein langes Leben! — wählt da immer die kleine... Und immer richtet er öffentlich, das ganze Dorf wird zusammen-

getrommelt, damit alle sehen und hören, wie er Recht und Gesetz hält. ‚Ich kann,' sagt er, ‚geheime Gerichte nicht leiden. Möge,' sagt er, ‚die ganze Welt wissen, daß ich nach der Gerechtigkeit, nach dem Gesetze, nach dem Gewissen richte.' Und wahrhaftig ... Immer straft er uns nur so, wie es Väterchen Zar selber in das Gesetzbuch hineingeschrieben hat ... Und jedesmal sucht er noch die kleine Strafe aus ... Wie ein leiblicher Vater ist er, nicht wie ein Herr ... Alle danken Gott, daß er uns einen so guten Polizeimeister geschenkt hat.

Als er bei uns ankam, haben sich die Bäuerlein natürlich, wie das so Brauch ist, zusammengetan und überreichten ihm Salz und Brot und den Gruß: hundert Rubel. Brot und Salz nahm er an: ‚Brot und Salz auszuschlagen,' sagt er, ‚wäre eine Sünde, und deshalb nehme ich es auf Gottes Befehl entgegen, aber beschenken oder bestechen lasse ich mich nicht. So bin ich nicht,' sagt er, ‚ich habe,' sagt er, ‚Gott und meinem Kaiser treu und ehrlich gedient und für ihn im Kriege mein Blut vergossen. Auf Bestechungen,' sagt er, ‚kann ich mich also nicht einlassen, darf meines Kaisers Rock nicht besudeln. Sein Gesetz aber,' sagt er, ‚will ich streng bei euch halten: alles muß von nun ab,' sagt er, ‚wie nach dem Schnürchen gehen. Gleich hier befehle ich, daß mir ein jeder das ganze Gesetz erfüllt! Sonst,' sagt er, ‚gibt's was! Ich werde streng strafen, aber gerecht und nach dem Gesetz!'

Nach solchen Worten wagten die Bäuerlein ihn zu fragen, von welchen Gesetzen er denn zu sprechen geruhe. — ‚Von allen,' sagt er, ‚von allen, die es gibt; alle müssen sie bis auf das letzte erfüllt werden!'

Die Bauern kratzten sich die Köpfe. ‚Wir sind,' meinten sie, ‚ungelehrte Leute, kennen die Gesetze nicht, haben sie nicht gelesen, und im Gefängnisse,' meinten sie, ‚waren nur wenige von uns ... Dort, heißt es, belehren die alten Sträflinge einen jeden ...'

‚Meine lieben Bäuerlein,' sagte der Polizeimeister, ‚es gibt in unserm russischen Reiche ein Gesetz, wonach die Unkenntnis der Gesetze nicht vor Strafe schützt: folglich habt ihr schon jetzt gegen das Gesetz verstoßen, wenn ihr mir hier erklärt, daß ihr die Gesetze nicht kennt. Diesmal will ich es noch verzeihen, aber in Zukunft seid auf der Hut! Und das sage ich euch noch einmal: wagt es einer, mir mit Geschenken oder Bestechungen zu kommen, dann gibt es Prügel! Verstanden?'

Die Bäuerlein wußten sich keinen Rat. Kränkend, weißt du, war das. Erstens nahm er den Gruß nicht an, und sie hatten doch mit großer Mühe hundert Rubel zusammengebracht; und zweitens waren seine Reden gar zu dunkel. Man konnte aus seinen klugen Worten gar nicht so recht klug werden ... Bald darauf schickt er nach allen Dörfern Boten aus und läßt melden, daß also der neue Polizeimeister unterwegs ist und daß in jedem Hause alles genau nach dem Gesetze sein muß. Wie das aber ist, nach dem Gesetze, das sagt er nicht ... In unser Dorf kam er auch ... Im Winter war es. Jedes Haus suchte er auf, keine Hütte ließ er aus. Und in der Hand hält er das Gesetzbuch. Zuerst kam er zum alten Sachár, dessen Hütte ganz am Rande steht. Trat ein, wie es sich gehört, nur die Mütze hatte er auf dem Kopf, und als er sie abnahm, legte er sie auf den Tisch. Nach unsrer Bauernart ist das sündhaft; bei euch Herren mag das so Brauch sein. Sachár hat einen alten Vater, ganz blind ist er schon, über neunzig Jahre alt. Der saß auf einer Bank damals. Auch mit ihm sprach der Polizeimeister, fragte ihn über die alten Zeiten aus und darüber, ob ihn seine Kinder auch in Ehren halten und ob er mit ihnen zufrieden ist. Auch mit der Bäuerin sprach er, lobte sie für die Sauberkeit im Hause und fand alles nach Gesetz und in Ordnung. Doch als er die Hütte schon verlassen wollte, trat er an die Ofenbank und sah hinauf. — ‚Was soll die Matte dort oben?' sagt er zum Sachár. — ‚Der blinde Vater schläft hier auf der Ofenbank,' sagt Sachár. ‚Für den also sind die Matten hingelegt.' — ‚Das

geht nicht,' sagt der Polizeimeister. ‚Das läßt das Gesetz nicht zu.' — ‚Ja, aber ... Auf dem Ofen ist es doch heiß ... ohne Matten verbrennt sich doch der Alte den Rücken. Es geht ja gar nicht ohne Matten!' — ‚Dann laß ihn auf der Bank schlafen. Matten darfst du auf dem Ofen nicht haben. Das erlaubt das Gesetz nicht.' — ‚Aber wie ist denn das möglich,' sagt Sachár, ‚wo hat man denn so was gehört? Wenn ich meinen alten Vater auf der kalten Bank schlafen lasse, lachen mich doch alle Leute aus, und Gott straft mich dafür!' — ‚Dann lege ihm eine Matratze auf den Ofen, nur darf sie nicht mit Stroh oder mit Heu gefüllt sein. Das erlaubt das Gesetz nicht. Fülle sie mit Roßhaar oder mit Daunen.' — ‚Bei unsern Mitteln?' sagt Sachár. ‚Wie sollen wir denn zu solchen Matratzen kommen? Ehe wir Daunenbetten anschaffen, kaufen wir uns doch lieber noch ein Pferdchen für die Wirtschaft.' — ‚Wie du willst,' sagt der Polizeimeister. ‚Ich zwinge dich ja nicht. Nur sieh zu, daß mir das nicht wieder vorkommt ... Für diesmal,' sagt er, ‚will ich dir nach dem Gesetze eine kleine Strafe auferlegen, finde ich aber wieder Matten auf dem Ofen, dann,' sagt er, ‚wird die Strafe höher ... Kannst du lesen?' — ‚Mit Gottes Hilfe,' sagt Sachár. Nun gibt ihm, verstehst du, der Polizeimeister das Gesetzbuch in die Hand. ‚Hier, lies diese Stelle,' sagt er. ‚Lies sie laut.' Und Sachár liest: ‚Wer Pulver oder Schwefel, Salpeter oder Stroh, oder auch Strohmatten auf dem Ofen hält, unterliegt einer Geldstrafe von einem Rubel bis hundert Rubel.' — Ganz den Kopf verlor mein Sachár, als er ein solches Gesetz erblickte. Sieht nun klar, daß er ruiniert ist. Wenn er die ganze Einrichtung verkauft und das Haus dazu, bringt er keine hundert Rubel zusammen. Und das alles wegen der Matten! — ‚Haben Sie Erbarmen!' jammert Sachár. ‚Seien Sie gnädig! Wir haben, das weiß Gott, von einem solchen Gesetze noch nie etwas gehört.' Und der Polizeimeister darauf so milde, weißt du, so liebevoll: ‚Die Unkenntnis des Gesetzes, mein Lieber,' sagt er, ‚darf nicht vorgeschützt werden. Dafür gibt es auch ein Gesetz.' — ‚Ja, wo soll ich denn,' stöhnt Sachár, ‚die hundert Rubel hernehmen? Wir haben doch nichts, und wenn ich hier gleich auf der Stelle sterben soll.' — Und da zeigte sich, was für ein guter Herr der neue Polizeimeister ist. Gott schenke ihm ein langes Leben! Ein andrer hätte kein Erbarmen gehabt, hätte gesagt: ‚Her mit den hundert Rubel!' und würde sich gar nicht erst in eine lange Unterredung einlassen; er aber hat sich mit zehn Rubel zufriedengegeben ... so ein guter Herr ist das, so ein gutes Herz hat er. Ja ... Dann ging er zu Ignatius. Gleich die Hütte nebenan. Da machte er es ebenso. War freundlich, milde, kränkte keinen ... Zwar hatte Ignatius auch Matten auf dem Ofen, aber als er hörte, wie es Sachár erging, schmiß er sie schnell auf den Hof hinaus.

Der Polizeimeister fand nichts Widriges in der Hütte und begab sich auf den Boden. ‚Wo hast du denn den Wasserbottich und den Schlauch?' fragte er auf einmal. — ‚Was denn für einen Bottich?' fragt Ignatius. — ‚Der gesetzlich vorgeschrieben ist für den Fall eines Brandes. Wo ist er denn?' Darauf Ignatius: ‚Ich habe,' sagt er, ‚wenn es brennt, mit einem Eimer anzutreten. Auf dem Brett am Tore ist auch ein Eimer aufgemalt. Von einem Bottich,' sagt er, ‚weiß ich nichts.' — ‚Wieso denn? Einen Bottich mit Wasser mußt du doch auf dem Boden haben?' — ‚Was soll denn jetzt ein Bottich im Winter? Das Wasser friert doch ein und dann, wenn es einmal wirklich brennt, so hat man doch an andres zu denken als an den Bottich auf dem Dache.' — ‚Halte mal den Mund zu,' sagt da der Polizeimeister. ‚Nicht ich habe das erfunden, es ist ein Befehl des Zaren und steht hier im Gesetz. Hier, lies das!' — ‚Ich kann nicht lesen,' sagt Ignatius, ‚hab's nicht gelernt.' Da mußte der arme Sachár wieder heran und mußte laut vorlesen, daß jeder Bauer verpflichtet ist, für den Fall eines Brandes einen Bottich mit Wasser und einen Schlauch auf dem Boden zu halten ... Teufel noch einmal!

Und wir alle wußten nichts davon! Dann heißt es weiter: ‚Wer in seinem Hause für den Fall eines Brandes keine Gefäße mit Wasser bereithält, unterliegt einer Geldstrafe von fünfzig Kopeken bis zu fünf Rubel.' Da waren alle wie vom Donner gerührt, denn keiner hatte Bottiche mit Wasser oder Schläuche oder das Gefäß, von dem Sachár gelesen hatte, auf seinem Dache, denn so etwas hatte es noch nie gegeben ... Und auf jeden einzelnen Boden hat sich der Herr Polizeimeister selbst bemüht, und jeder einzelne war vor dem Gesetze schuldig ...

Was meinst du aber, Herr? So ein guter Mensch ist das! Das Gesetz schreibt ihm vor, für dieses Vergehen von jedem Hof fünf Rubel zu erheben, er aber hat sich — Gott schenke ihm ein langes Leben! — schon mit drei Rubel von jedem Bauer begnügt, und das macht schon bei den hundert Höfen was aus. An die zweihundert Rubel hat durch seine Güte das Dorf gespart ... Ja, ja, ist halt ein guter Mensch, hat ein Herz für den armen Bauer."

Das Gewitter verzog sich. Die Pferde waren wieder angespannt.

„Leb wohl, Alter!"

„Leb wohl, Herr! Möge es dir gut ergehen!"

„Ihr seid also mit euerm Polizeimeister zufrieden?" fragte ich ihn nochmals in der Tür.

„Ach, wie zufrieden!" sagte der Alte. „Wenn doch überall in Rußland so gute Polizeimeister wären, dann hätten wir ein Leben wie im Paradiese!"

(Freie Übertragung von Friedrich Krantz)

# Dein Glück

Von Siegfried Trebitsch

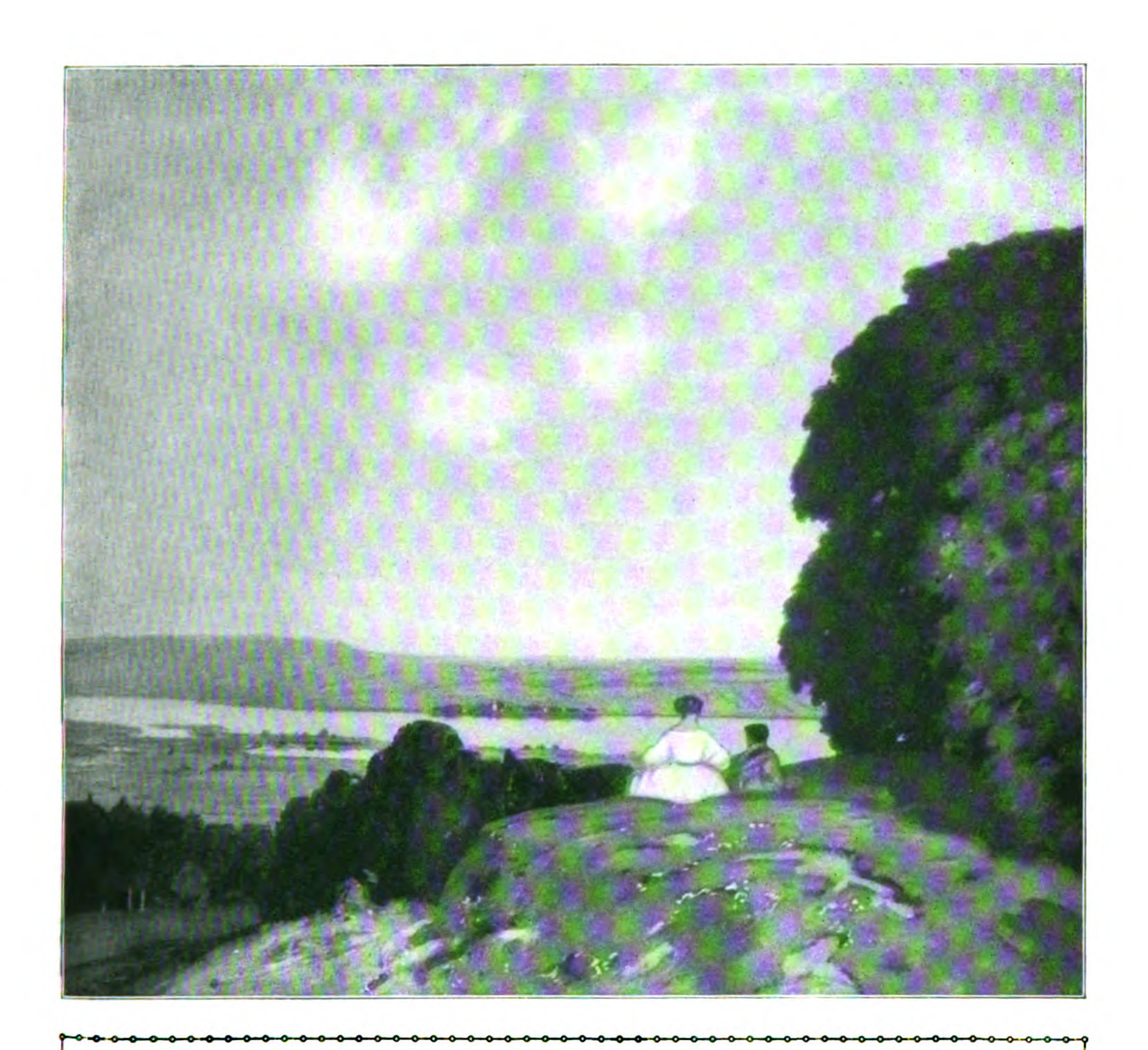
Du hältst dein Glück mit beiden Händen
Und siehst es nicht, beugst dich hinaus,
Das Glück zu locken in dein Haus,
Denn nur sein Schein vermag zu blenden.

Du möchtest deine Arme heben,
Um einst, wenn es vorüberzieht,
Heiß zu beschwören, eh' es flieht:
Verweile, Glück, in meinem Leben.

Und ungeduldig ob der Schwere,
Die drohend Wunsch und Kraft dir lähmt,
Rufst du ins All: Ihr Götter nehmt
Die Last mir, die ich gern entbehre!

Ins Leere gleiten die Gewichte,
Zu schnell wird solch Gebet erhört.
Die Hände breitest du zum Lichte —
Und wirst vom Glück nicht mehr gestört.

Ein Bettler, läßt du gern dich narren
Von Qual und Lust, von Rausch und Trug,
Nennst Freundschaft, Lieb', was Hohn und Lug —
Nur sehnen magst du dich und harren.



**Am Ringsee**

**Nach einem Gemälde von A. Hengeler**

# Kinematographische Kunststücke und Tricks

(Ateliergeheimnisse einer Kinofabrik)

Von Ernst Schmidt

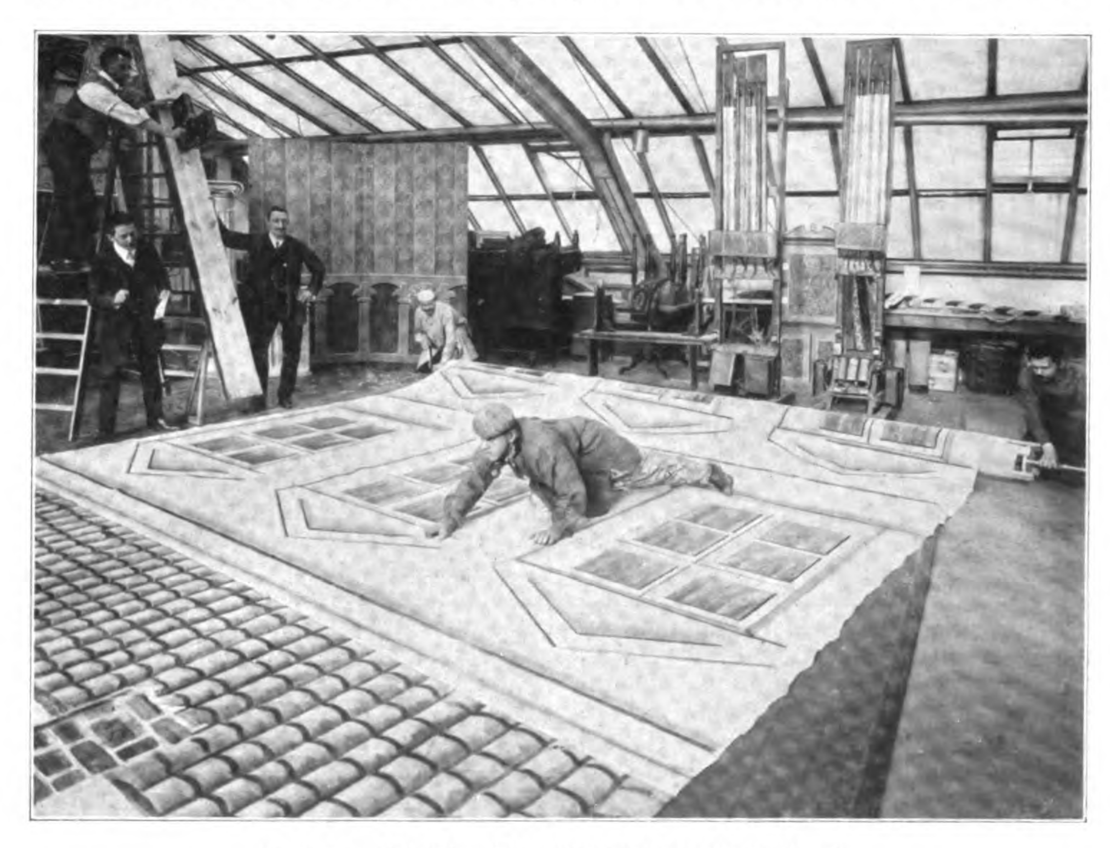
Im Kinematographentheater werden häufig Aufnahmen vorgeführt, über die man nur ins höchste Erstaunen geraten kann.

In jüngster Zeit, wo in allen Städten der Welt zahlreiche Kinematographentheater entstanden sind, die dem schaulustigen Publikum immer wieder Neues und abermals Neues bieten müssen, ist man darauf verfallen, auch die merkwürdigsten Dinge vorzuführen, die natürlich nur unter Zuhilfenahme besonderer Tricks aufgenommen werden können und ganz unwahrscheinliche Vorgänge zeigen, so zum Beispiel der Film „Die verzauberte Tischlerwerkstatt". Er zeigt eine Tischlerwerkstatt. Man sieht da Werkzeuge von selbst arbeiten. Diese Wirkung wird folgendermaßen erzielt: Der Operateur regelt den Gang seines Apparates durch ein elektrisches System von solcher Genauigkeit, daß er ein Bild allein bei jeder Drehung aufnehmen kann. Der Inszeneur zieht die Säge, den Hobel und so weiter um einen oder mehrere Millimeter zurück, er selbst entfernt sich, und der Apparat nimmt das Bild auf. So geht es weiter, so daß der Apparat am Schlusse der Aufnahme fortlaufend die einzelnen Lagen der einzelnen Gegenstände aufgenommen hat, und zwar genau so, als ob dieselben durch die Hand des Arbeiters in Bewegung gesetzt worden wären. Projektiert man dann mit normaler Schnelligkeit, dann erscheinen alle Lagen der Werkzeuge ohne Unterbrechungen, und man erzielt die Täuschung, daß alle Werkzeuge von selbst arbeiten.



Die selbsttätige Kaffeekanne

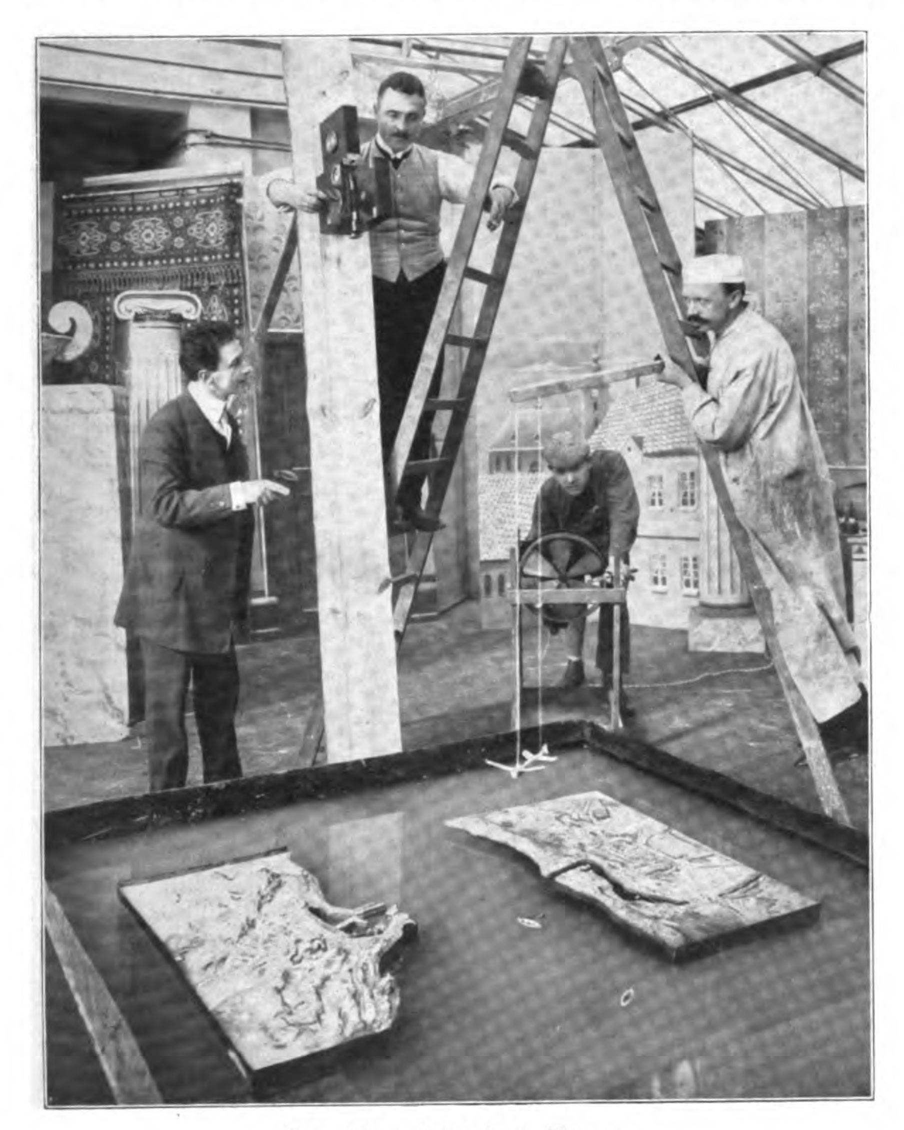
Ähnlich und sehr wirkungsvoll ist auch die magische Kaffeekanne, die wie durch Zauberwort, ohne daß eine Hand sie berührt hätte, plötzlich sich vom Tische erhebt, über die Tasse schwebt und diese mit Kaffee füllt. Bei der Aufnahme wird der Griff der Kanne an einem Faden befestigt und die Kanne mittels desselben in die Höhe gehoben und schwebt so über der Tasse. Auf der Photographie



Auf der Flucht. Der Gipfel der Kletterkunst

wird der Faden wegretuschiert, so daß man ihn nicht sieht. In einem andern Film sieht man eine Henne, die ein Ei legt. Aus dem Ei schlüpft ein Küken heraus; zusehends rasch wächst dasselbe, legt ein Ei, und so entstehen vor uns in rascher Folge Dutzende von Küken und Eiern. Als der Besitzer des Hühnerhofes erscheint, schlägt er die Hände über dem Kopf zusammen. Schnell greift er mit den Händen die Küken, preßt sie zu einem einzigen zusammen, steckt dieses wieder in das Ei und das Ei in die Henne hinein. Wie kommt eine solche Aufnahme zustande? Keine Henne läßt sich beim Eierlegen zusehen. Es wird deshalb zunächst eine Henne aufgenommen und das Ei an einem Bindfaden so hinter ihr hervorgezogen, daß es aussieht, als ob die Henne das Ei gelegt habe. Dann wird in einem künstlichen Brutapparat das Ausschlüpfen eines Kückens aufgenommen. Dann werden sich bewegende Küken in verschiedenen Altersstadien aufgenommen. Die einzelnen Filmaufnahmen werden so aneinandergeklebt, daß es aussieht, als ob eine ununterbrochene Folge von Vorgängen sich abspiele. Nun legt die herangewachsene Henne auf die schon genannte Weise ein oder mehrere Eier, und da in einem Brutapparat immer gleich fünfzig und mehr Eier vorhanden sind, aus denen fast ununterbrochen Küken ausschlüpfen, so ist es leicht, das Ausschlüpfen beliebig vieler Küken auf einmal aufzunehmen. Das Zusammenraffen der Küken beruht auf einem Taschenspielertrick, indem dieselben einfach in eine nicht sichtbare Vertiefung hineingeschoben werden, so daß der Besitzer des Hühnerhofes zuletzt nur noch ein einziges in den Händen behält. Dieses steckt er in ein künstliches Ei aus Papiermaché, das dann wieder hinter der Henne verschwindet. — Will man das Erblühen einer Rose zeigen, so stellt man vor die Rosenknospe einen Kinophotoapparat, den man jeden Morgen gegen acht Uhr in Bewegung setzt. Man nimmt jedesmal nur eine kleine Anzahl Photos auf, bis die Blume sich

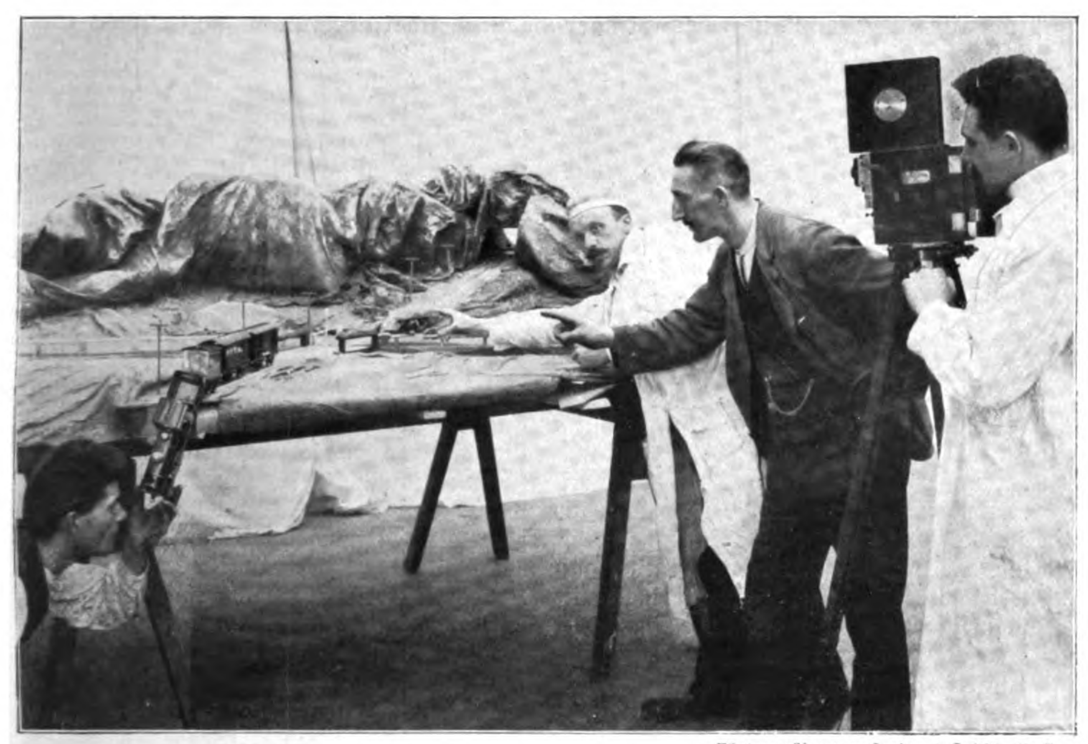
geöffnet hat und verwelkt. — Dasselbe gilt für eine Statue, die vor den Augen des Publikums ganz allein entsteht. Eine in Ton modellierte Figur wird durch Daumendruck nach und nach entformt, bis eine formlose Masse übrigbleibt. Nach jedem Daumendruck wird ein Bild aufgenommen. Bei umgekehrter Vorführung des Films sieht man die Figur sich selber modellieren. — Durch entgegengesetzte Projektion lassen sich überhaupt sehr schöne Tricks erzielen. Nimmt man einen Mann, der auf uns zuläuft, kinematographisch auf, so wird er immer größer, rollt man den Film umgekehrt ab, so wird der Mann immer kleiner. Auf diese Art des Umkehrens von Vorgängen sieht man, wie Greise wieder zu Kindern werden, und dergleichen. — Hervorragendes bietet die Kinematographie in Erscheinungen und Entschwindungen. Vielen wird das allmähliche Verschwinden, Erscheinen oder Umwandeln einer Person unerklärlich sein. Dies beruht auf langsamem Schließen des Objektivs, während man die Person kommen, gehen oder durch eine andre ersetzen läßt, und dann das



Der Flug über den Ozean

Objektiv wieder öffnet. — Heute werden sensationelle Dramen und Schauerstücke vom Publikum am liebsten gesehen. Ich möchte daher auch auf die Aufnahmen aufregender Szenen zurückkommen. Dieselben sind nicht immer so schwer, wie man vermuten sollte. Insbesondere leisten amerikanische und englische Gesellschaften zur Herstellung kinematographischer Films darin Erstaunliches. So mietete zum Beispiel eine Gesellschaft einmal einen ganzen Eisenbahnzug, der durch die Prärie dahinsauste. Plötzlich erscheinen in der Ferne auf sattellosen Pferden wilde Räuber, während gleichzeitig im Innern des Zuges mitfahrende Komplizen Revolver herausziehen und die andern Passagiere zwingen, die Hände hochzuhalten. Der Lokomotivführer muß den Zug zum Stehen bringen, und nun geht es ans Ausplündern. Wenn den Reisenden alle Gegenstände und der letzte Pfennig abgenommen sind, so schwingen sich die Räuber wieder auf ihre Pferde und verschwinden in rasendem Galopp. Nur einige bleiben auf der Lokomotive, die abgekuppelt wird und weiterfahren muß, während die hilflosen Reisenden mit dem Rest des Zuges zurückbleiben. Der Lokomotivführer will an der Stelle, wo die übrigen Räuber absteigen wollen, nicht halten und beabsichtigt, sie auf der nächsten Station der Gerechtigkeit auszuliefern. Sobald aber die Räuber seine Absicht merken, beginnt auf der Lokomotive ein heftiger Kampf, bei dem einzelne gepackt und hoch im Bogen aus der dahinsausenden Maschine hinausgeworfen werden. Natürlich sind dies Puppen, die vorher im Tender verborgen waren. Endlich verlassen die Räuber die Lokomotive, der Heizer fährt allein weiter und meldet auf der Station das Vorgefallene. Hier sieht man, wie sofort an die nächste Station telegraphiert wird, man sieht im Zimmer des Telegraphenamts, wie die Depesche dort ankommt und so weiter, bis die Truppen zur Verfolgung alarmiert werden. In vollster Karriere sprengen sie in die Prärie hinaus, in der man ganz in der Ferne die Räuber fliehen sieht. Immer kleiner wird zuletzt der Zwischenraum (diese Stelle ist besonders aufregend und spannend), es entspinnt sich ein Kampf, der für die Räuber ungünstig ausfällt, und so weiter. Es gehören ungeheure Mittel dazu, um derartiges darstellen und bieten zu können, und oft werden Kilometer von Films für die Aufnahme einer einzigen derartigen Begebenheit benutzt. Manchmal gibt es jedoch einfachere Verfahren. Gewisse tragische Vorkommnisse, die den Zuschauer in Schrecken versetzen, sind verhältnismäßig leicht wiederzugeben. Soll zum Beispiel eine Person von einem Auto überfahren werden, so benötigt man dazu zwei einander ähnlich gemachte Personen: einen Mann mit und ohne Beine. Dem Krüppel werden hölzerne, umkleidete Schenkel angebunden. Scheinbar betrunken legt sich der Gesunde mitten auf die Straße. Das Auto rast heran und hält dicht vor dem Daliegenden. Bei geschlossenem Objektiv wird der Gesunde durch den Krüppel ersetzt. Nachdem das Objektiv wieder geöffnet ist, geht das Auto über die Holzschenkel hinweg und hält wieder. Man reicht dem Überfahrenen die Hand zum Aufstehen. Indessen wird bei geschlossenem Objektiv der Krüppel durch den Gesunden ersetzt. Der Gesunde steht auf und geht zum Erstaunen des Publikums davon. — Wenn ein Omnibus ein Gerüst umstürzen soll, auf dem Arbeiter beschäftigt sind, so stellt man auf das Gerüst gewandte Clowns oder Akrobaten, die herunterzustürzen verstehen, ohne sich zu verletzen, und verständigt sich mit dem Kutscher eines Wagens, der langsam das Gerüst anfährt. Genau so handelt man, wenn eine Lokomotive einen Wagen umwerfen soll. Man wählt ein Nebengleis und setzt sich mit den Bahnbeamten in Verbindung. Sache des Operateurs ist es, bei der Aufnahme des Negativs und bei der Projektion so zu manövrieren, daß der Eindruck sich schnell abspielender Vorgänge hervorgerufen wird. Durch schnellere oder langsamere Kurbeldrehungen ist dies zu bewerkstelligen. — Nicht weniger spaßhaft ist, wie gefährliche Vorgänge aufgenommen werden. Ein Einbrecher zum Beispiel bringt das unglaubliche Kunststück fertig, an der senkrechten Mauer eines Hauses emporzuklettern, um dann durch das Dachfenster einzusteigen. Das Publikum ist riesig erstaunt, wie so etwas möglich sei. Die Lösung des Rätsels ist sehr einfach. Das

Haus ist auf Leinwand gemalt und liegt auf dem Boden des Ateliers. Der Dieb kriecht an dieser Kulisse entlang und wird samt ihr vom Schnürboden aus aufgenommen. — Was ist wohl interessanter als ein Flug eines Aeroplans über den Ärmelkanal? Wer den Flug kinematographisch vor sich abspielen sieht, fragt sich, ob die Aufnahmen von einem darunter hinfahrenden Schiffe oder von einem noch höher darüberfliegenden zweiten Aeroplan, Luftschiff oder Lenkballon aus gemacht wurden. Da gegen beide Aufnahmen verschiedene Bedenken sprechen, bleibt das Rätsel ungelöst. Die Sache läßt sich ganz einfach gestalten. Ein Blick auf unsre Abbildung zeigt uns, wie. Der Aeroplan, der über den Kanal fliegt, ist nie geflogen und hat das Meer nie gesehen. Er ist nichts weiter als ein einfaches Kinderspielzeug. Ein viereckiger, mit Wasser gefüllter Kasten stellt das Meer und den Kanal dar. In diese Blechwanne werden zwei große, aus der Vogelperspektive gemalte Landschaften gesetzt, wovon eine die französische und eine die englische Küste darstellt. Zwischen beiden dehnt sich der Ärmelkanal aus, auf dem einige Schiffchen schwimmen. Darüber fliegt der Miniaturaeroplan, der an zwei Fäden hängt und mit Hilfe einer Latte langsam von einer Küste zur andern bewegt wird. Damit nun auch das Meer einen natürlichen Eindruck macht, schöne Wellen wirft und hübsch bewegt ist, wird auf ihm künstliche Wellenbewegung erzeugt. Zu diesem Zweck steht hinten noch ein Mann, der mittels eines elektrischen Ventilators einen tüchtigen Wind erzeugt. Sobald der Ventilator in rasche Umdrehungen versetzt wird, streicht der von ihm verursachte Wind über das Wasser, so daß hier je nach der Schnelligkeit, mit der der Ventilator läuft, ebensowohl ein leichtes Kräuseln der Meeresfläche als auch ein Sturm erzeugt werden kann. Über dem Ganzen schwebt an einem Gerüst der Aufnahmeapparat, dessen Filmband von einer Rolle ab und auf die andre aufgewickelt wird. Hierbei geht es vor dem photographischen Objektiv vorbei, und es erfolgt Aufnahme um Aufnahme. Selbstverständlich kommt auch der Faden, an dem das Flugzeug hängt, mit auf die Bilder, dieser wird



Photographien von Zander & Labisch, Berlin

Die Eisenbahnkatastrophe

dann nach der Aufnahme wegretuschiert. Schließlich möchte ich noch auf die Abbildung „Ein Eisenbahnunglück" zurückkommen. Die Vorführung dieses Films versetzt unzweifelhaft die Zuschauer in große Spannung und Aufregung.

Die Wirkung der Vorführung steht daher wiederum im krassen Gegensatz zu der Aufnahme des Films.

Ein Landschaftsmodell, eine Miniatur- beziehungsweise Spieleisenbahn und ein gleiches Automobil bilden die Ausstattung zu diesem Sensationsfilm!

Doch ist die Benutzung des Kinderspielzeugs in diesem Film leicht erklärlich, da eine Aufnahme in Wirklichkeit nur durch Aufwendung ganz bedeutender Mittel zu ermöglichen wäre.

Außerdem sind Aufnahmen im Freien mit Gefahren verbunden, und es ist öfters vorgekommen, daß die Aufnahme einer Szene wirklich auf dramatische Weise ein Ende fand; ein Kinounternehmer zum Beispiel ließ den Versuch einer Expreßzugentgleisung wiederholen. Die Attentäter, Kinoschauspieler, sollten von einem Bahnwärter überrascht und dieser von ihnen auf die Schienen gebunden werden, der Zug sollte im entscheidenden Moment angehalten und der Schauspieler durch eine Puppe ersetzt werden. Unglücklicherweise gelang es dem Maschinisten nicht, den Zug rechtzeitig anzuhalten, und der Schauspieler wurde überfahren und zermalmt.

Der Film wurde selbstverständlich beschlagnahmt.

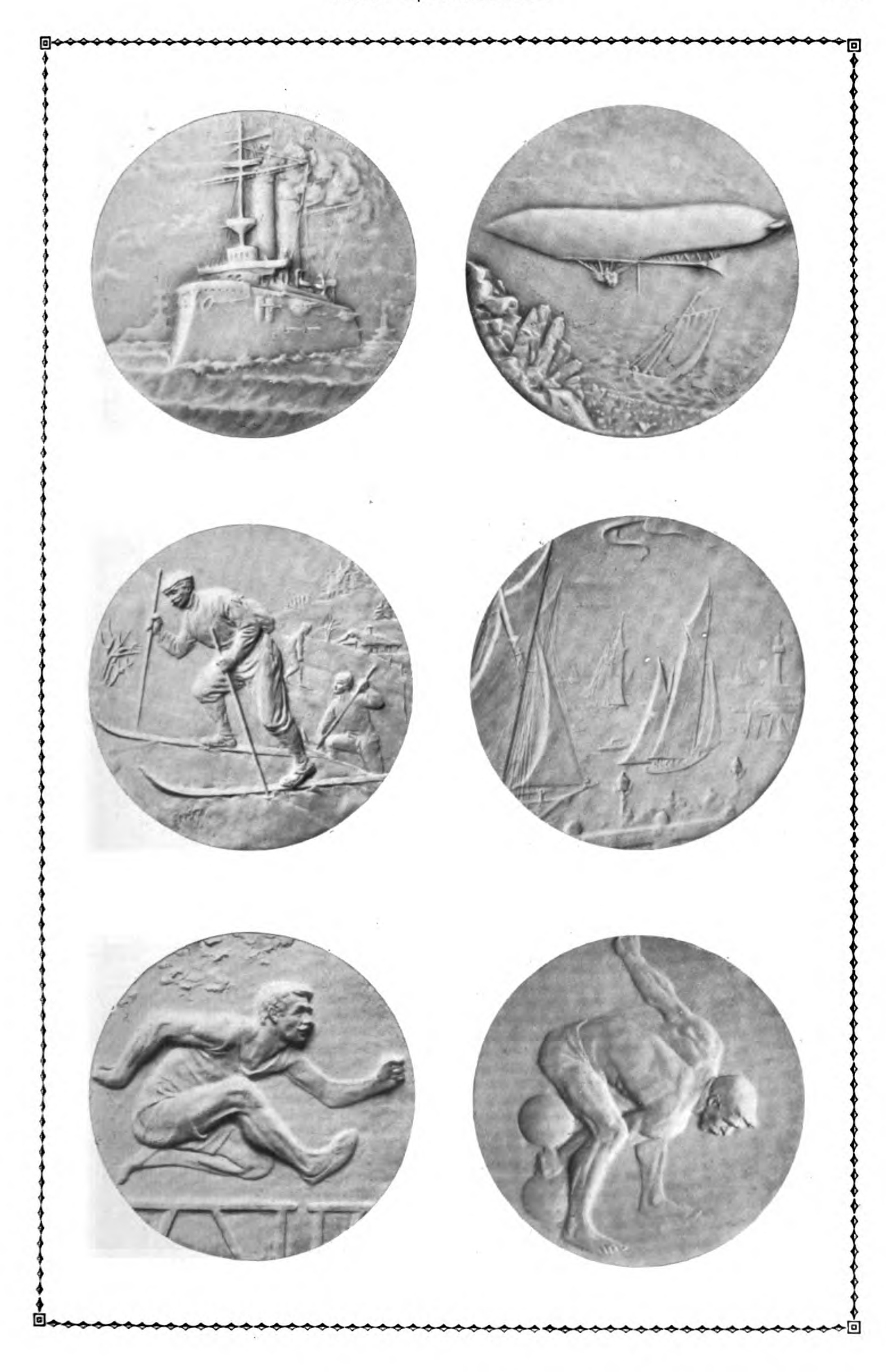
Aus obigem geht hervor, daß auch beim Kinematographen alles mit natürlichen Dingen zugeht, und die Filmfabrikanten werden nicht müde, immer wieder neue, wirkungsvolle Tricks zu ersinnen.

# Neue Sportmedaillen

In den letzten Jahren ist es, vor allem durch die Bemühungen deutscher Künstler, unter denen sich besonders Netza, Kaufmann, Römer, Bosselt, Wrba und Dasio hochverdient gemacht haben, gelungen, die alte Medaille der Renaissance wieder aufleben zu lassen. Jahrhundertelang hatte man sich damit begnügt, billige Marktware nach oberflächlichen und charakterlosen Entwürfen in Massen zu prägen. So kam es auch, daß nur diejenigen Erscheinungen des Lebens mit Medaillen bedacht wurden, die einen massenweisen Absatz solcher Stücke gewährleisteten. Ausgezeichnete Arbeiten für sportliche Zwecke lieferte in den letzten Jahren Frankreich, und neuerdings werden in der Schweiz die hier im Bilde wiedergegebenen Prägungen bekannt, die aus den Werkstätten Huguenin Frères in Le Locle (Schweiz) stammen. Auf den verschiedenen Entwürfen ist die freie Behandlung der Figuren außerordentlich gelungen, und mehr und mehr bürgern sich die kleinen plastischen Arbeiten als Erinnerungszeichen unter den Sportliebhabern ein.











## Längst ...

Längst glaubte ich den harten Weg bezwungen,
Da liegen wieder alle Straßen breit,
Die Bäume sind wie ehedem gereiht.
Nur rückwärts schließen sich Erinnerungen
Zu einem grauen, talgewandten Strich,
Den stille Nebel manchmal überschleiern.
Wie bei der Heimkehr zu den Abendfeiern
Eint alles sich.

Doch vor mir, was die Fernen sanft umloht,
Entwandelt sich zu rätseltiefen Forsten,
Darüberhin, geklüftet und zerborsten,
Das Massenhafte an den Bergen droht.
Und über alles schlängelt sonnenheiß
Mein Weg, vorbei an Schroffen und an Schiefen.
Ob er zu Höhen steigt, ob er zu Tiefen
Verrollt — wer weiß.

## Durch meine Gärten ...

Durch meine Gärten ziehen Traumarkaden,
Die immer wieder gleiche Bogen schwingen,
Und ehe sie zu vollem Kreise ringen,
Sich hoffnungslos in starre Säulen graden.

Das dunkle Laub der Taxushecken dämpft
Ihr hartes Weiß zu leiseren Akkorden,
Und Blumen sprühen auf an ihren Borden,
Noch ehe sie die Erde sich erkämpft.

Da führt ein breiter Weg zu mir herab
Mit weißen Kieseln in dem gelben Sande.
Wehrote Rosen blühen an dem Rande,
Erblühen, glühen tief — und fallen ab.

Kurt Hans Willecke

# Verzweifelte Dichterliebe

Von

**Hermann Kienzl**

Unendlich ihre Zahl: verlassene Frauen, betrogene Männer, im Blick den grenzenlosen Haß, die Vernichtungswut oder Lebensverachtung, Hoffnungslosigkeit oder weinende Qual, und bleiche Gestalten, die der Wahnsinn in seinen Krallen hält, und düstere Schatten, die Todeswunde an der Stirn —: und sie alle schluchzen, stöhnen, schreien das elysische Wort: Liebe! Geschlecht erhebt Anklage wider Geschlecht. Wer darf richten?

Alfred de Musset, die Nachtigall Frankreichs, stand im Glück und Glanz seines noch jungen Ruhms. Da begegnete dem Vierundzwanzigjährigen sein Schicksal. Die bewunderte Frau, die Frau mit dem heißesten Blut und stolzesten Geist, George Sand, weckte und schenkte ihm tiefe Leidenschaft. Zwei Menschen mit solcher Kraft der Phantasie, solcher Sehnsucht feinster Sinne und ebenbürtig im Reich der Dichtung: welche Wonne gewährte ein solcher Bund! Aber Künstlerliebe ist reizbar und tyrannisch. Aus den pamphletistischen Niederschlägen dieser großen Doppelleidenschaft, dem Buch: „Elle et lui" der George Sand und der Erwiderung „Lui et elle" des Musset, weiß die Welt, wie bald sich hoher Einklang mit bösem Hader, Illusionen mit Enttäuschungen in diesem Liebesspiele paarten. Zwar Musset war mit seinem tiefsten Leben der Geliebten verwachsen, und die Stürme machten die Wurzeln seiner Leidenschaft nur noch fester in ihrem Erdreich. Das war sein Unglück. Die George Sand, eine große und nie befriedigte Natur, war für die Liebe im Hafen nicht geschaffen. Ihre Leidenschaft erlosch blitzschnell, wie sie aufgeflammt war. Nach halbjährigem Zusammenleben verließ sie den Unglücklichen. Die Katastrophe der Treulosigkeit schlug Musset zu Boden. Das Erlebnis vergiftete sein Dasein — und es kürzte auch seine Lebensjahre; denn um sich zu betäuben, ergab sich der Verzweifelte dem Absinth. Zwar spielt in Mussets späteren Tagen noch ein andrer Liebesroman, von dem erst vor kurzem die Schleier gehoben wurden, und das gedankenvolle Drama: „Man soll nicht mit der Liebe spielen," ist nicht, wie man irrtümlich annahm, auf dem Gottesacker seiner Liebe zu George Sand gewachsen. Doch fast alles, was der Dichter sonst nach dem Jahre 1834 Bedeutendes hervorbrachte, entstand im Schatten jener Leidenschaft. Im Schatten? O



George Sand, Mussets treulose Freundin

nein! Der glühende Stachel war nicht aus seinem Fleisch gerissen. Sein Herz hing an der Verlorenen, hing an ihr mit einem namenlosen Hasse . . . Der Liebeshaß, in dem sich der Dichter verzehrte und der seiner Lyrik bald die ergreifendsten Töne der Schwermut, bald die rote Lohe eines übermenschlichen Rasens gab, erfüllte seine Verse mit der starken persönlichen Macht.

„Sie ist mehr als die Sand!" — Von Sophie Löwenthal hat Nikolaus Lenau es ausgerufen. — Bei bloß oberflächlicher Betrachtung zeigt das Verhältnis Lenaus zu der schönen Gattin des Wiener Hofpostrats einige Ähnlichkeit mit dem Goethes zu Charlotte von Stein. Zwar war Sophie um so viele Jahre jünger als Lenau, denn die Stein älter war als Goethe; doch der in der bürgerlichen Zone so sehr beachtete Altersunterschied von Mann und Frau ist für die Leidenschaft und die geistige Homogenität großer Naturen ohne Bedeutung. Auch Sophie Löwenthal besaß die unbedingte Macht über den Geliebten. Auch ihr Dichter war mit ihr „wohl verheiratet, das heißt: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht." Auch Lenau war mit dem Gatten der geliebten Frau befreundet und herzte ihre Kinder, als wären sie seine eignen gewesen. Auch er lebte, von der Mißgunst der Menschen ungestört, länger als ein Jahrzehnt im Banne der Gebieterin, und er war zuzeiten der Hausgenosse der Familie Löwenthal. Auch an dem Grabe dieser Liebe streiten die Forscher, ob sie mit dem Glück des Besitzes gekrönt war, während die Versteher es müßig finden, die aus der ersten Zeit der Beziehung stammenden Dokumente der Selbstüberwindung pedantisch höher zu schätzen als die ungeschriebenen Beweise einer allmählich schrankenlos gewordenen Leidenschaft. Auch Lenau hat sich der Geliebten zuerst auf den Flügeln des Geistes genähert, hat in ihr ein Verstehen und Mitempfinden gefunden, das sich bis zur feinsten Übereinstimmung der gleichzeitigen Gedanken, wenn die Liebenden meilenweit getrennt waren, entwickelte. Man denkt an Goethes: „Kanntest jeden Zug in meinem Wesen." Auch Lenau hat in Hunderten von Briefen und Zetteln, die, soweit sie erhalten waren, erst fünfzig Jahre nach seinem Tode von Ludwig August Frankl veröffentlicht wurden und die das Verhältnis nun in einem wesentlich andern Lichte zeigten als die früher bekanntgewordene „offizielle" Korrespondenz, die Seele der Frau mit Feuerbränden umlodert, auch er hat ihr das Kleinste und das Größte seines Lebenstages gebeichtet; auch ihn hat die stärkere Natur des Weibes lange gezügelt und geläutert (ihn von angeerbter Spielleidenschaft befreit). Wiederholt sich nicht Goethes Ausruf an Charlotte und Shakespeare: „Euch verdank' ich, was ich bin" in dem Briefe Lenaus an Sophie vom 30. Mai 1840: „Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirg und Ihnen habe ich ja das beste und meiste gelernt oder vielmehr durch Euch von Gott!" — Auch Lenau endlich hatte in der geliebten Frau seine Muse gefunden. Der zweite Band seiner Gedichte, ihr gewidmet, ist die dunkelglühende Frucht seiner Liebe zu Sophie, und unter ihrem befruchtenden Einfluß entstand der „Savonarola".

Der Vergleich ließe sich noch weiter fortführen. Bis zu den unendlichen Qualen, die das Schicksal auch diesen Märtyrern des Herzens auferlegte (Goethe an Charlotte: „Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel") und bis zu den Erschöpfungen und Verzweiflungen des ringenden Dichters, der mit letzter Kraft endlich an den Ketten seiner Leidenschaft zu rütteln begann, in das Asyl einer friedlichen Liebe und Ehe flüchten wollte, aber ohnmächtig dem Dämon Sophies zurück verfiel — als ein Gebrochener, als ein Wahnsinniger. Und da ist nun der Vergleich zwischen Goethes großer Liebe seines Lebens und der Lenaus in Staub zertrümmert. Mit einem Male wird ein Gegensatz klar, wie zwischen Tag und Nacht, kraftvoller Gesundheit und jammervoller Krankheit. Goethe rettete sich in Schmerzen, Charlotte von Stein gab ihn der Christiane Vulpius frei und hütete stolz ihren ewigen Gram. Sophie Löwenthal dagegen zerstörte den Rettungskahn des todeswunden Lenau und riß ihn, eine geistige Leiche, wieder an sich.

Lenau, der schwermütigste und leidenschaftlichste der Dichter, war das be-



Sophie Löwenthal, die Geliebte Lenaus

lastete Kind einer unglücklichen Ehe, eines verlotterten Vaters und einer idealen, aber exzentrischen Mutter. Des Dichters ganzes Leben war ein unruhvolles Irren, ein Jagen und Fliehen, und frühzeitig hüllte ihn Melancholie in ihren schwarzen Mantel. Auch die Liebe fügte ihm schon in der Jugend Böses zu. Er hat seine edle Dichterglut durch Jahre an ein unwürdiges, minderwertiges Geschöpf vergeudet (Bertha Hauer in Wien), und bald darauf war in Schwaben, seiner zweiten Heimat, seine Verlobung mit Lotte Gmelin in die Brüche gegangen. Im Jahre 1833 fand er, einunddreißigjährig, die Frau mit den dunklen Haaren, dem weißen Leibe, den beseelten Augen: Sophie Löwenthal, den Todesengel.

Er sieht den Abgrund nicht, er sieht im ersten Wonnebeben nur das Glück.

> Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
> Die unerfaßlich meinem Sange,
> Sie sprachen, tröstende Propheten,
> In deines Wortes süßem Klange.

Doch bald nennt er sie „mein Glück und meine Wunde". — „Wenn ich einmal tot bin," schreibt er an Sophie, „und du liesest diese Zettel, wird dir das Herz weh tun. Diese Zettel sind mir das Liebste, was ich geschrieben habe." Und dann, im Jahre 1837: „Ja, du liebes, edles, süßes Weib, unser gemeinsames Leiden soll uns heilig sein. Ich bereue nicht, dich gefunden zu haben. Solche Stunden bestürmen das Herz zugleich mit einem Übermaß von Lust und Leid, daß das verwirrte nicht weiß, ob es bluten soll oder lachen, und verzweifeln möchte in seinem Himmel, aber sie sind die besten meines Lebens."

Und Sophie Löwenthal? Ihre Liebe war zu stark, als daß sie hätte entsagen können, und sie war nicht stark genug, dem Geliebten die gesicherte Existenz und die Kinder zu opfern . . . Ein selbstsüchtiger Zug beherrscht das Bild der leidenschaftlichen Frau. Einer ihrer Briefe (vom Dezember 1837) enthält den triumphierenden Ausruf: „Du bist mir verfallen!" Und das war die Wahrheit.

Lenau versuchte zweimal, seinem liebenden Verhängnis, dem Sturm, der ihn vernichtete, zu entrinnen. In einer merkwürdigen Augenblicksuntreue des Herzens entflammte er im Sommer



Niembsch-Lenau

1839 für die Sängerin Karoline Unger. Er verlobte sich mit ihr. Doch Sophie blieb die Stärkere. Bedingungslos kehrte der Unglückliche in ihre Arme zurück. Der zweite Fluchtversuch führte zur entsetzlichen Katastrophe, schleuderte den Gemütskranken in die Nacht des unheilbaren Wahnsinns. Im Juni 1844 lernte Lenau in Lichtenthal bei Baden Marie Behrends kennen, das sanfte, gütige Frankfurter Mädchen, das die Nachwelt wie einen Engel am Katafalk des Dichters schimmern sieht. Ach, ihr war das herbste Leid beschieden! In Maries eignen Aufzeichnungen stehen die Worte: „Wie des fremden Mannes Kummer heilen? Wie seine düstere Stimmung erheitern?" Und es geschah! Lenau liebte sie, und ein voller Strahl des Glücks schien ihn völlig verwandelt zu haben. Mitte Juli traf Lenau in Frankfurt ein und warb um Maries Hand bei deren Mutter. Die Mutter zögerte. Doch beim Abschied Lenaus, nach einigen Tagen des wolkenlosen Sonnenscheins, gab sie doch ihre Zustimmung. Lenau schied als Bräutigam — und kehrte niemals wieder. Mit zitternder Angst, gedrängt von seiner mütterlichen Freundin Emilie Reinbeck, entschloß sich Lenau, nach Wien zu reisen und Sophie die Wahrheit zu bekennen. Der Monat, den er hierauf in Wien verbrachte, ist in Schweigen gehüllt. Kein Biograph berichtet von den fürchterlichen Erschütterungen, die dem Seelenkranken widerfuhren. Man weiß nur, daß er beim Abschied von Sophie die prophetischen Worte gesprochen hat: „Eines von uns muß wahnsinnig werden." In das Reinbecksche Haus nach Stuttgart zurückgekehrt, betrieb Lenau zwar noch die Vorbereitungen zur Vermählung, aber immer tiefer geriet er dabei in innere Zerrüttung. Sophie sandte ihm Tag für Tag die aufregendsten Briefe aus Wien, und es fruchtete nichts, daß Lenau, der nach dem Empfang solcher Briefe stumm, weinend und händeringend in seinem Zimmer auf und nieder rannte, sie beschwor, ihn zu schonen. Er selbst stammelte wieder glühende Leidenschaft in seinen Briefen an Sophie . . .



Marie Behrends, Lenaus „ewige Braut"

(Aus „Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte" von Otto Berdrow. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart)

In dem Augenblick einer von einem Brief der Sophie Löwenthal verursachten Gemütserregung traf ihn am 29. September ein Nervenschlag. Am 8. Oktober teilte Lenau seiner Braut Marie in einem ergreifenden Schreiben mit, daß er, wie es jetzt mit ihm stehe, und „nach dem schauerlichen Protest des Schicksals gegen mein Glück", an die Heirat nicht mehr denken könne. Noch immer stürmten die wilden Briefe Sophies in Lenaus Krankenstube. Der Leidende begann — in den Pausen zwischen den Delirien — Sophie zu hassen. Es wurde rasch sehr übel mit ihm. Tobsuchtsanfälle nötigten zu Lenaus Überführung in die Irrenanstalt zu Winnenthal (am 22. Oktober 1844). Im Mai 1846 wurde der Aufgegebene nach Oberdöbling bei Wien gebracht. Dort, im Irrenhaus, besuchte Sophie

Löwenthal fast täglich den Geliebten ... Doch sie durfte nicht mit ihm sprechen, ihn nur von ferne sehen — den heißgeliebten Mann, dessen körperliche und geistige Auflösung unaufhaltsam fortschritt. Im Jahre 1850 starb Lenau. Fast vierzig Jahre später starben Sophie Löwenthal und Marie Behrends — beide im Jahre 1889. Auf Sophies Grabstein steht der Spruch:

Du warst an Liebe reich und Geistesgaben,
Viel Herzeleid ist hier mit dir begraben. —

„Ich empfing die Gabe des Leids, und da ward ich Skalde," sagt Jatgeir in Ibsens „Kronprätendenten". Das große Leid hat auch Friedrich Hölderlin zu einem hohen, ewigen Dichter geweiht; aber er ist unter dem Segen und Fluch des Leides zusammengebrochen, wie Nikolaus Lenau, und wie dieser dem Wahnsinn verfallen. Genie und Wahnsinn, die Geschwister, und die Dritte im Bunde: die Liebe zum Weibe, sie woben wie drei Parzen den Lebensfaden des Dichters. Mühsam mußte er sein Leben fristen, unstet, unfrei, als Hauslehrer ein gedemütigter Fremder. Da führte ihm das Schicksal die gleichgestimmte schöne Seele entgegen und trug ihn im Jubel zur Höhe empor,



Bürgers Molly

um ihn grausam in den Abgrund zu stürzen und zu zerschmettern. Aus dem Hause der Charlotte von Kalb kam Hölderlin, damals fünfundzwanzig Jahre alt, als Hofmeister in die Familie des Kaufmanns Gontard zu Frankfurt am Main. Susette Gontard — Hölderlins Muse „Diotima" — blühte in aller Anmut des Leibes und des Geistes. An einen gefühlsrohen Mann gekettet, hat sie nie, bis zur Stunde des grausamen Abschieds, ein Wort der Liebe dem jungen Dichter geschenkt oder von ihm empfangen. Aber ihre ganze Seele gehörte ihm, und er, er lebte nur mehr für sie, durch sie. Ein Jahr des Glücks war Hölderlin beschieden. Wenn je ein Künstler von der verstehenden geliebten Frau zur vollen Kraftentfaltung emporgezogen wurde, dann Hölderlin von Diotima. Sie, die Einzigempfindende, machte aus ihm den Eignen, den Einzelnen, den Großen. Der „Hyperion" gewann unter dem Zauber der Frau die letzte, dauernde Form und birgt in der Gestalt der Diotima ihr persönliches Ebenbild. Der tiefaufrauschende Odenstrom kam von des Dichters Liebe, und



Friedrich Hölderlin

noch in den Qualen der ewigen Trennung waren ihr die herrlichen Diotimalieder geweiht. Auch das schmerzvolle Drama „Empedokles“ ist das Werk der Geliebten in ihrem Dichter.

Es kam, wie es kommen mußte. An seinen Freund Neuffer schrieb Hölderlin im Juli 1797: „Ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß ... Ich bin zerrissen von Liebe und Haß.“ Der Haß galt den rohen Häschern hinter dem entsagungsvollen Glück.

Der Gatte, von dritten Personen aufgereizt, scheint mit der ganzen Brutalität des Philisters sein „bescheinigtes Eigentum“ geschützt und den Dichter vertrieben zu haben. Blutzeugen sind zwei Gedichte Hölderlins, das eine, „An Diotima“, das beginnt: „Du schweigst und duldest“ — und das andre, „Der Abschied“, mit den Worten:

Wenn ich sterbe mit Schmach, wenn an den Frechen nicht
Meine Seele sich rächt, wenn ich hinunter bin,
Von des Genius Feinden
Überwunden ins feige Grab,
Dann vergiß mich, oh, dann rette vom Untergang
Meinen Namen auch du, gütiges Herz! nicht mehr.

Wieder irrte der unglückselige Dichter heimatlos durch die Länder. Die Hoffnung ruft er:

Wo bist du? Wenig lebt' ich, doch atmet kalt
Mein Abend schon.

Das Bild der Geliebten verläßt ihn nicht:

Ja, ferne bist du, seliges Angesicht!
Und deines Lebens Wohllaut verhallt vor mir ...

Eines Tages, im Juni 1802, erschien Hölderlin, der ein halbes Jahr zuvor eine Hofmeisterstelle zu Bordeaux angenommen hatte, im Hause seiner Mutter zu Nürtingen, in verwahrloster Kleidung und mit den ausgesprochenen Merkmalen des Wahnsinns. Er hatte in glühender Sonnenhitze, ein irrer Wanderer, den Weg aus Südfrankreich nach Schwaben zu Fuß zurückgelegt. Hölderlin lebte noch volle einundvierzig Jahre. Aus Geistesdämmerung war längst tiefe Geistesnacht geworden, als er am 10. Juni 1843 starb. — — —

Aber das entsetzlichste Geschick, schwerer als das Lenaus und Hölderlins, weil nicht die barmherzigen Schatten des Wahnsinns die Verzweiflung lindernd umhüllten, traf den Dichter der „Leonore“, Gottfried August Bürger. Er, dem Fröhlichkeit und Schöpferkraft und Liebeslust wie selten einem Göttersohn das Herz erfüllten, er, vom Stamme der Größten aller Großen, hat in seinem ganzen Leben nichts als Armut, Sorge, brennende Qual der Leidenschaft, Kränkung und Mißhandlung erlitten. Seine ungeheure Liebesfülle wurde von der verruchtesten Verstrickung der Umstände zu einem Fluch sondergleichen gemacht. Als nach seiner Molly Tod das Herz abgestorben war und die Sinne, ihm zum Hohne, noch lebten, erfuhr er öffentliche Schmach durch seine letzte Gattin (Elise Hahn, das „Schwabenmädchen“), während schon schwere Krankheit ihn zu lähmen begann. Und ihm, der wahrhaft sagen durfte:

Von der Wieg' an bis zu meinem Grabe
Ist ein wohlersungnes Lorbeerreis
Meine Ehr' und meine ganze Habe —

suchte Schiller, der für den Volksquell der Bürgerschen Dichtung kein Verständnis besaß, mit der berüchtigten Kritik diese einzige „Ehr' und Habe“ zu entreißen. Und als Bürger auf dem Sterbebett lag, wäre er verhungert, hätten nicht mitleidige Freunde ihm das Essen geschickt. Selten hat ein Mensch so lebensmüde dem Tod entgegengesehen wie Bürger am 8. Juni 1784:

Mit kaltem, gleichmutsvollem Sinn
Geb' ich mein lästig Leben hin.

Und wie hatten die Brände in diesem Manne geloht! Von jener furchtbaren Glut sind, unzerstörbar, die Mollylieder geblieben, die in den Gedichten der Weltliteratur nicht ihresgleichen haben in ihrer Paarung von Lieblichkeit und schmerzlicher Raserei.

Bürger liebte die Schwester seiner Frau ... Schon als er Dorette Leonhart zum Altar führte, war die schicksalsschwere Leidenschaft zur jüngeren Auguste (Molly) in ihm erwacht. Er glaubte von dem Verlöbnis nicht mehr zurück-

treten, seine Liebe bemeistern zu können. Er kämpfte und rang — mit sich, mit Dorette, mit Molly — zehn blutige Jahre lang. Die Leidenschaft zerstörte seine Gesundheit, machte ihn unfähig, sein kleines Amt zu versehen. Er zwang sich, Molly aus seinem Hause zu entfernen, doch war sie fern, dann machte ihn die Sehnsucht sinnlos und warf ihn danieder. Ein einziger von Bürgers Liebesbriefen an Molly ist erhalten; nichts Ähnliches reicht an dieses Stammeln des Liebeswahnsinns, an diese Feuersbrunst von Sinnlichkeit und Seelenleid hinan!

Nach Jahren dieses aufreibenden Ringens ergibt sich Molly, in Mitleid um das Leben des Dichters zitternd, dem Manne ihrer Schwester. Sie wird in der Heimlichkeit Mutter eines Kindes. Wohl entstehen nun entzückte Liebeslieder, darunter das wundervolle „Untreue über alles"; doch in Gewissensqualen blutet das Dichterherz. Den Menschen ruft er zu:

Wir irren und quälen euch
andre ja nicht,
Wir quälen ja uns nur allein!

Und zwei Jahre nach Mollys Tod bekennt er im „Hohen Lied von der Einzigen": „Schuldlos war ihr Herz und Blut!" Wie unendlich er gelitten, obwohl schließlich die zwei Schwestern, seine beiden Frauen, gemeinschaftlich in der bangen Luft seiner Behausung lebten, sagt die Strophe:

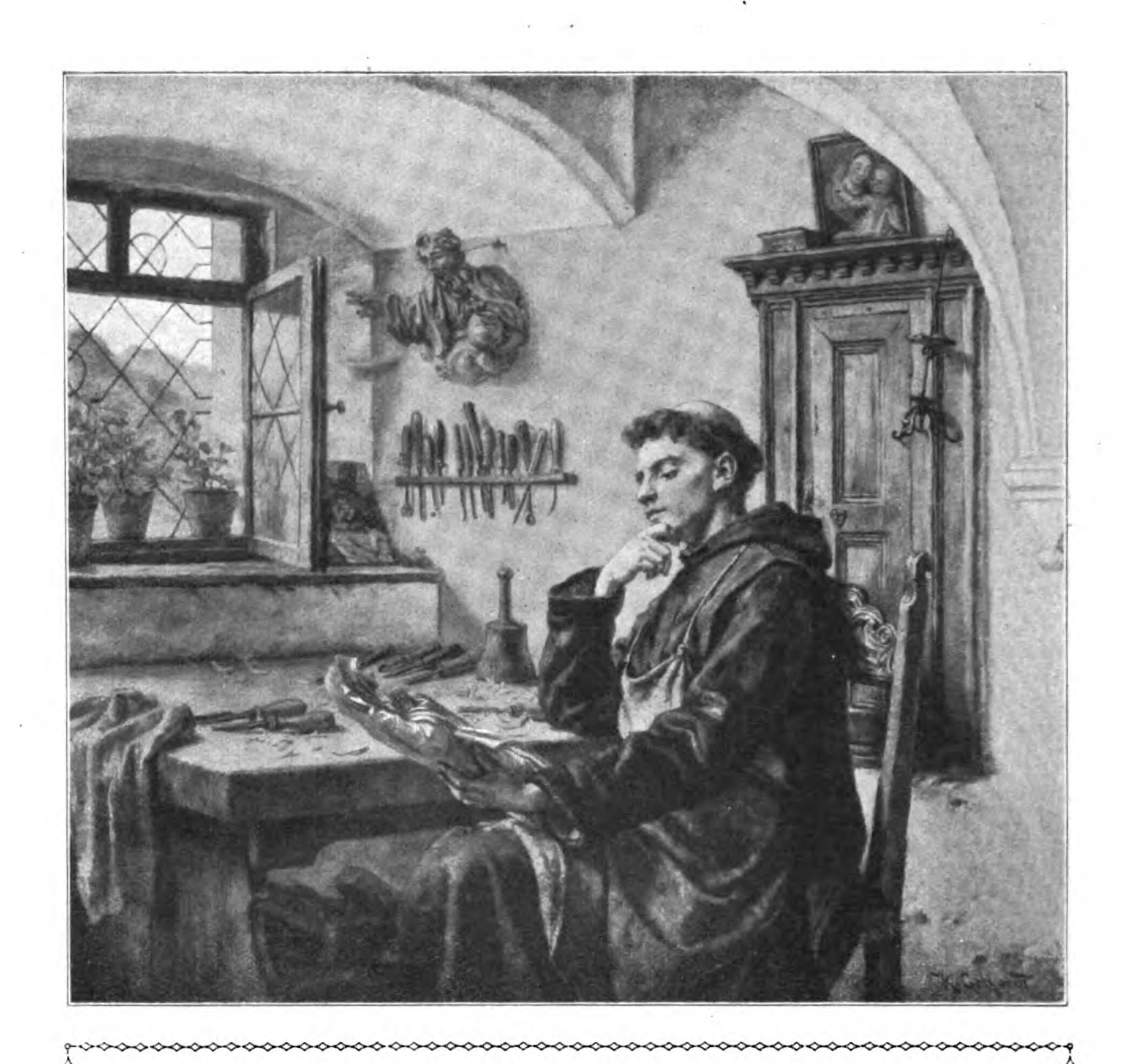
Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft.
Doch des Herzens Los, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört.
Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes wert.

Am 30. Juli 1784 starb Dorette, die beklagenswerte Dulderin. Am 17. Juni 1785 wurde Molly vor der Welt die Frau des frühgealterten Dichters. Doch schon nach einem halben Jahre entriß ihm der Tod den Preis seines Lebenskampfes, und Bürger sank in hoffnungslose Öde.

Klagte Gottfried August Bürger die unselige Liebe an, daß sie seiner Palmen Keime zerstört habe, so wissen wir es besser. Die unerhörte Qual hat den Blutquell seiner Mollylieder rinnen lassen, in dem sich alle große Leidenschaft, die die Welt Sünde nennt, verklärte. Eine geliebte Frau hat manchem Dichter Wahnsinn und Tod gebracht, doch aus ihren süßen, furchtbaren Händen empfingen die Gezeichneten auch die Geschenke ihrer höchsten Kunst...



Susette Gontard, Hölderlins Muse „Diotima"



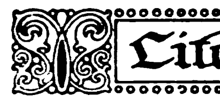
Der Bildschnitzer

Nach einem Gemälde von K. Gebhardt



# Kultur der Gegenwart





## Literatur



Herzog Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein, der Urgroßvater der jetzigen Deutschen Kaiserin, wird unserm deutschen Volke immerdar teuer sein als der hochherzige Fürst, ohne dessen edelsinnige Unterstützung im Jahre 1791 Schiller schwerlich noch lange gelebt hätte. Da ist es denn ein mit warmem Dank zu begrüßendes Unternehmen, daß uns durch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart eine reiche Sammlung: „Aus dem Briefwechsel des Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein", als Briefanhang zur Lebensgeschichte von 1910, dargeboten wird. Der Herausgeber Hans Schulz hat eine feine Auslese aus den eignen Briefen des Herzogs getroffen, namentlich aus dem reichen Briefwechsel mit seiner Schwester Luise; und durch die Aufnahme einer Reihe von wertvollen Briefen an Friedrich Christian, zum Beispiel von Herder, Nicolai, Perthes, Schimmelmann, Klopstock, Lavater, rundet sich das Bild jenes Fürsten und seiner Zeit zu einem überaus wertvollen Beitrag zur Geschichte der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. Neben dem Herzog Karl August von Weimar war Prinz Friedrich Christian unstreitig eine der wertvollsten Persönlichkeiten im höheren deutschen Leben jener Zeit, und ihn aus seinen liebenswürdigen und klugen Briefen an Verwandte und Freunde von allen menschlichen Seiten kennen zu lernen, ist ein so feiner Genuß, daß auf diesen schönen Band recht nachdrücklich hingewiesen werden muß.

*

Vor Jahr und Tag habe ich an dieser Stelle über den ersten Band des umfangreichen Buches über Goethe von dem Jesuiten Alexander Baumgartner: „Goethe, sein Leben und seine Werke" (Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung) geschrieben. Die neubearbeitete, dritte Auflage, besorgt von dem Jesuiten Alois Stockmann, wird jetzt durch den zweiten Band abgeschlossen, der Goethes Lebenszeit von 1790 bis 1832 umfaßt. An Fleiß hatte es schon Baumgartner nicht fehlen lassen: das Verzeichnis der von ihm benutzten Literatur über Goethe ist unheimlich groß, und der Bearbeiter dieser neuen Auflage hat in demselben Geiste des gelehrten Jesuitenordens weitergearbeitet. Ich glaube aber nicht, daß dieses Goethebuch selbst für hochgebildete Katholiken durchweg erfreulich sein wird. Viel höher schätze ich seinen Wert als Gegenmittel gegen das in unsrer Zeit sich vielfach aufdringlich hervortuende Bonzentum um Goethe, also gegen das, was ich seine Buddhaisierung nennen möchte. Es kann uns gar nichts schaden, wenn wir einmal erfahren, wie völlig anders über Goethe von andersgebildeten und andersgesinnten Menschen geurteilt wird, die doch ebensogut zum deutschen Volke gehören wie die Goethebonzen. Und mit gar manchem Widerspruche Baumgartners und Stockmanns gegen die einseitige Umbonzung Goethes werden sich die meisten Leser auch aus andern Lagern einverstanden erklären. Um jedoch an einem einzigen Beispiel zu zeigen, in welche Befangenheit der Verfasser und der Neubearbeiter dieses Jesuitenwerkes über Goethe gebannt sind, führe ich aus dem abschließenden Urteil über Goethes dichterische Hinterlassenschaft nur an, daß vom Westöstlichen Diwan behauptet wird: „Die schöne Form ist hier an einen ihrer unwürdigen Stoff verschwendet". Daß dies nicht einmal von den Liebesgedichten des Diwans gilt, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Wie aber konnten so gescheite Menschen wie jene beiden Jesuiten solche Oberflächlichkeit über die tiefe Gedankendichtung aussprechen, die sich gerade im Diwan findet! Kannten sie zum Beispiel nicht wenigstens das erhabene Gedicht „Selige Sehnsucht"? Daß Herr Stockmann mein Buch über Goethe ausgiebig benutzt hat und entsprechend häufig anführt, könnte meiner Schriftstellereieitelkeit schmeicheln, ändert aber nichts an meinem Gesamturteil über sein einseitiges Parteiwerk.

*



# Kultur der Gegenwart



Der Mittlersche Verlag in Berlin gibt seit einigen Jahren eine „Goethe-Bücherei“ heraus, in der schon manches nützliche Werk erschienen ist, ich erinnere nur an die vielen von Wilhelm Bode herausgegebenen Bände. In jener Sammlung ist kürzlich ein kleiner Band erschienen: „Am weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August, Erinnerungen von Karl Freiherrn von Lyncker“, herausgegeben von seiner Großnichte Marie Scheller. Umstürzende Offenbarungen erfahren wir aus den Erinnerungen des 1767 geborenen Lyncker gerade nicht; wertvoll aber ist doch so manches, was darin über Goethe und seinen weimarischen Kreis berichtet wird. Immer wieder muß ich um der geschichtlichen Wahrheit willen bei jedem neuen Quellenbuche aus Goethes frühweimarischer Zeit hervorheben, daß keiner der weimarischen Mitlebenden etwas Erwähnenswertes von Charlotte von Stein mitzuteilen weiß, so auch nicht jener Karl von Lyncker, der sie doch sehr genau gekannt hat. Wieviel hingegen Goethe von der Stein in den Künsten höfischen Lebens zu lernen hatte, und zu wie großem Dank er ihr dafür verpflichtet war, das erfahren wir zum Beispiel aus Lynckers Mitteilung, daß Goethe in den ersten weimarer Jahren „in seinen steifen Bewegungen noch gar nicht für den Hof geeignet schien und statt der herkömmlichen Komplimente nur ganz kurze Kopfnicker zu machen pflegte“. — Dem Pagen Lyncker, der an der Hoftafel einschenkte, war „strengstens anbefohlen, an einer Tafel von 50 bis 60 Personen mit höchstens vier Flaschen Champagner, auch nur bei den größten Festen, höchstens viermal des Jahres, auszureichen, wovon noch für den Einschenker und den Mundschenk ein paar Gläser aufgespart wurden“. — Wie schwer wiegt die Bemerkung jenes Hof- und Staatsbeamten über Goethes angeblichen „Egoismus“, daß „man jederzeit anerkennen mußte, daß er ihn nie auf Kosten andrer geübt hatte, und daß man nicht einen einzigen Fall aufführen kann, wo Goethe vorsätzlich irgend jemand geschadet hätte“.

*

Der Verlag von Diederichs in Jena hat sich ein schätzenswertes Verdienst erworben durch seinen Auswahlband „Paul de Lagarde, deutscher Glaube, deutsches Vaterland, deutsche Bildung“, ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Daab. Wohl wissen die Gebildeten, daß Paul de Lagarde, mit seinem eigentlichen Namen Paul Bötticher, der Sohn eines Lehrers zu Berlin, zu den selbständigsten deutschen Denkern seines Zeitalters, das bis zum Jahre 1891 reicht, gehört hat; aber es gibt keine Gesamtausgabe seiner „Deutschen Schriften“, und Lagarde ist einer der nicht seltenen deutschen Schriftsteller, die es vertragen, daß man sie nicht in aller Vollständigkeit, sondern in einem liebevoll veranstalteten Auszuge liest. Was von Lagarde zu dauern bestimmt ist und noch für lange dauern wird, das finden wir in diesem Auswahlbande bequem beisammen, und wer aus ihm das Verlangen schöpft, den vollständigen Lagarde zu genießen, der wird von da aus leicht den Weg zu seinem Gesamtlebenswerk finden.

*

Theodor Kappstein, der wohlbekannte Religionsforscher, gibt bei Haude & Spener in Berlin eine Reihe von Aufsätzen über Sage, Mythos und Legende in der Bibel unter dem Sammeltitel „Bibel und Sage“ heraus, die keiner ungelesen lassen darf, der über biblische Fragen wissenschaftlich mitreden will.

Daß von E. Rosens so schnell beliebt gewordenem Buche „Der deutsche Lausbub in Amerika“ (Robert Lutz in Stuttgart) ein dritter Band erschienen ist, braucht nur kurz mitgeteilt zu werden, um jeden, der die beiden ersten Bände gelesen, nach diesem dritten greifen zu lassen.

Von dem großen Sammelwerke „Napoleons Untergang“, das F. M. Kircheisen bei Robert Lutz in Stuttgart veröffentlicht, kommt soeben der dritte Band heraus, der das Jahr 1814 umfaßt. Auf den so gut wie unbekannten Beitrag: den Bericht des Reichsgrafen von Waldburg-Truchseß, der Napoleon auf seiner fluchtartigen Reise von Fontainebleau nach Fréjus (17. bis 29. April 1814) im



# Kultur der Gegenwart



Auftrage der preußischen Regierung begleitet hatte, sei besonders hingewiesen: er ist eine der wichtigsten Beweisurkunden für Napoleons Charakter.

Eduard Engel



## Bildende Kunst

### Edvard Munch

Man kann diesen norwegischen Maler heute kurz formulieren: er ist alles das von Natur, was die jungen Künstler der neuesten Richtung aus Doktrin sein wollen. Es gibt ja kein schöneres Kunstprogramm als das, mit dem sie vor uns hintreten. Sie proklamieren die Synthese. Im Gegensatz zum Impressionisten soll der neue Künstler nicht in der auflösenden Beobachtung der Einzelheit sich verlieren, sondern aus dem kraftvollen Erlebnis ihrer Ganzheit eine Erscheinung gestalten. So ist es in allen größten Kunstzeiten geschehen. Und dazu dient ein einfaches Handwerk, das nur wenige reine Farben setzt, weil es nur das Wesentliche ausdrücken will. Alle Nuance und alle Kleinlichkeit der Mache verschwinden. Die Farbe hat dabei eine ganz neue Mission, sie steht nicht mehr im Dienste der Wirklichkeitsschilderung,



Mit freundlicher Erlaubnis des Salons Fritz Gurlitt, Berlin

Edvard Munch: Porträt zweier Kinder



# Kultur der Gegenwart



braucht sich nicht zu decken und zu brechen. Stolz tritt sie zu neuen kraftvollen Wirkungen auf, selbst das Bild gestaltend.

Leider ist mit Programmen in der Kunst nichts getan. Und die Taten dieser Maler entsprechen ihren großen Worten sehr wenig. Da liegt der Streitpunkt zwischen den Künstlern und Wortführern dieser Richtung und uns andern. Sie bilden sich ein, daß wir zu alt und zu klein sind, um ihre Ziele zu verstehen. Aber nein! Auch für uns sind Rindfleisch und Pflaumen ein schönes Gericht. Bloß, meine Herren, wir kriegen's nicht. Wir sehen sehr krampfhafte Versuche, mangelhaft im Ausdruck, roh in der Farbe, einander allzu ähnlich im Kolorit.

Was ist der tiefste Grund dieser Unzulänglichkeit, da es doch sicher zum Teil talentvolle Menschen sind, von denen diese Werke geschaffen werden? Mir scheint dieses: ihr Programm ist aus historischer und ästhetischer Überlegung entstanden, Kunst aber kann nur aus dem Gefühl erwachsen. Sie halten synthetische Kunst für richtig, aber sie sind keine synthetische Naturen. Sie sind im Grunde das, was sie durchaus nicht sein wollen, Impressionisten, und sie sind gewaltsam in ihrer angenommenen Art, um das zu vergessen und vergessen zu machen. Sie sind auch gar nicht für das einfache Handwerk erzogen, sondern in realistischen Ateliers. Und sie sind zu ungeduldig, um sich selbst zu erziehen, bis sie wirklich die „Expression“ geben könnten, die Wesentlichkeit der Dinge. So erklären sie alles das, was sie nicht können, für überflüssig, ja kunstfeindlich und Wahrheit, Treue, Charakter: alles das soll veraltet und überwunden sein. An Stelle der

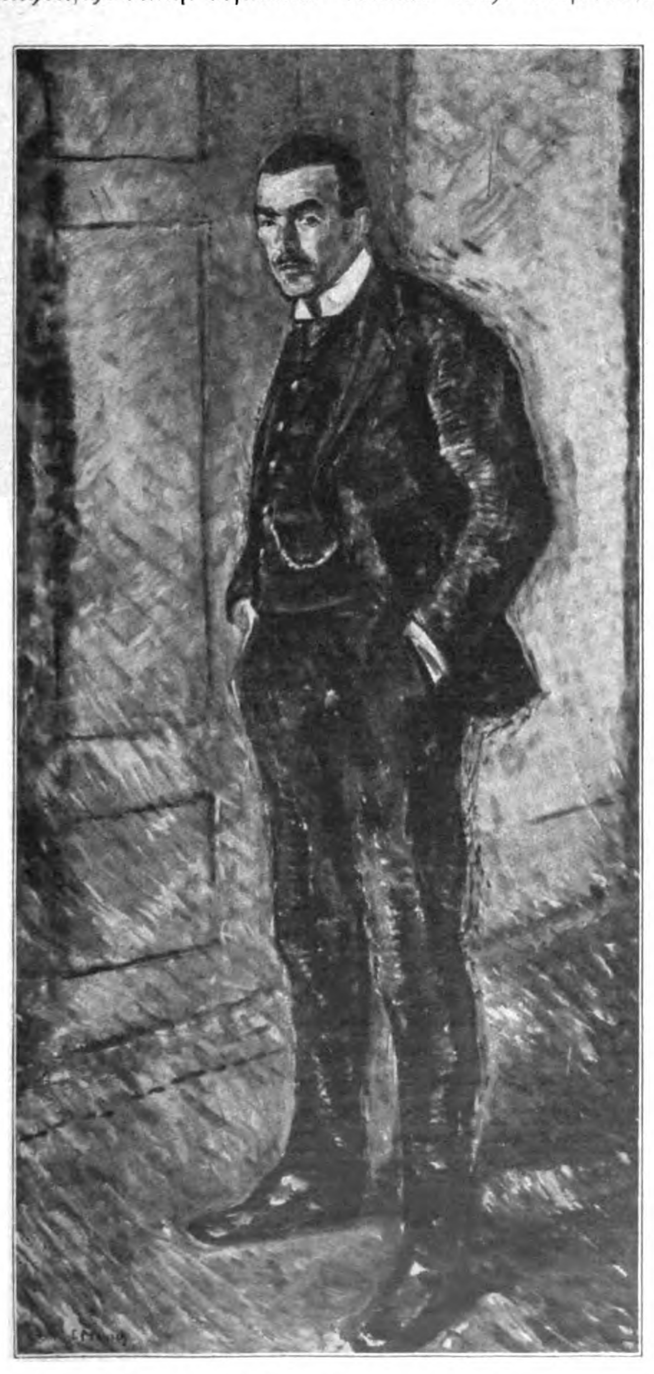


Edvard Munch: Damenbildnis



# Kultur der Gegenwart

kraftvollen Einfachheit tritt die Rüdigkeit. Solchen Erscheinungen, die leider die große Masse bilden, tritt in Munch eine Persönlichkeit gegenüber, die von Geburt für die synthetische Kunst bestimmt ist und in langer, folgerechter Entwicklung die Mittel für sie erworben hat. Ohne die konsequente Arbeit geht es ebensowenig wie ohne die Anlage. Die Idee der jungen Leute dieser Tage, heute ein revolutionäres Programm anzunehmen, morgen die ewigen Werte zu schaffen, übermorgen den großen Erfolg zu haben, ist göttlich schön, aber — kindisch.



Edvard Munch: Herrenbildnis

Munchs Arbeit dauert jetzt ungefähr fünfundzwanzig Jahre. Er fing nicht mit Ateliermalerei an, sondern mit einer derben und naiven Art, wie sie etwa die Bauernmaler oben in Skandinavien üben, gerade auf den Gegenstand zu. Er hat dann Schulen durchlaufen, eine geistige Entwicklung brachte ihm ein eignes, verfeinertes, mitunter vielleicht sogar krankes Weltgefühl, aber er blieb immer bei dieser Art. Wir haben ihn alle damals nicht verstanden, als vor zwei Jahrzehnten in Berlin ein Kunstkrieg über seine Arbeiten ausbrach und zuerst die späteren Sezessionisten von den Alten trennte. Der Kampf ging mehr für die Freiheit der Persönlichkeit als für seine Kunst, die ja auch dem Realismus und Impressionismus, die damals modern wurden, sehr fern, ja entgegen war. Er stand etwa wie Cézanne neben den Impressionisten, Kampfgenosse, aber Outsider, und wurde nicht ganz für voll genommen. Und das blieb er. Gewiß schlug manchmal ein Bild ein, ein tief angeschautes Stück Welt oder Schicksal, mit knappen Mitteln hingestellt wie von einem Unzeitlichen, ein Bildnis, in



# Kultur der Gegenwart



dem alle materielle Wirklichkeit weggelassen war und nur die wenigen ganz persönlichen Züge standen. Dann hatte man jäh das Gefühl einer ganz besonderen Kraft. Aber wir sind ja alle Modeströmungen unterworfen, und das sah jeder, daß das, was dieser Künstler wollte, nicht in der Richtung lag, in der sich die damals moderne Malerei bewegte. So erschienen uns andre wichtiger. Wer sich entschuldigen will, kann anführen, daß Munch noch nicht ganz er selbst, noch nicht stark genug war. Aber ist es denn nicht notwendig, daß nicht gleich erkannt wird, wer Eigenes will? Der ist immer zukünftig.

Jetzt erst ist Munchs Zeit gekommen. Er hat seine Art entwickelt, daß er nun, ohne die Einfachheit seines Handwerks aufzugeben, die Einheit seines Bildes zu zerreißen, auch Charakter und Stimmung mit letzter Prägnanz geben kann. Ein ganz moderner Mensch, nicht im kleinsten Art und Tracht der Epoche verleugnend, steht groß und sicher da wie die bewunderten Gestalten auf den Fresken der großen italienischen Zeit. Ein Stück Natur ist mit breiten Pinselzügen in drei Farben hingeschrieben und atmet.

Erst jetzt ist seine Zeit gekommen. Was er, wie ein Cézanne und Van Gogh, vor Jahrzehnten als Einzelner anstrebte, das ist heute allgemeine Sehnsucht geworden. So sehr, daß schlaue Macher in dieser Richtung arbeiten, anders geartete Künstler ihr Talent in diese Richtung zwingen, und Künstler beider Kategorien Welterfolg haben. Jetzt empfinden wir seine Empfindung mit.

Und so wollen wir dem germanischen Meister die Stellung geben, die er verdient. Gerade in Deutschland stehen Fremde im Wege, die unecht sind und ihm nicht das Wasser reichen können.

Fritz Stahl



## Musik

Als der weitaus bedeutendste unter den lebenden Tonsetzern, die als Führer in der modernen Musik gelten, muß Richard Strauß genannt werden, der 1914 sein fünfzigstes Lebensjahr abschließen wird. Überblickt man das Verzeichnis seiner bisher geschaffenen Werke, so erhält man damit zugleich seine künstlerische Entwicklung, die den in der straffen Schule der klassischen Meister erzogenen Jünger seine Eigenart finden und ausreifen ließ, bis er als scharf umrissener Charakterkopf von starker persönlicher Note in der ganzen Kulturwelt anerkannt dasteht. In den ersten Werken, die er veröffentlichte, seiner Kammermusik, den Liedern und Klavierstücken, erkennt man kaum eine Spur der später so stark ausgeprägten Eigenart. Leicht fließt in diesen frühen Sonaten, Quartetten, in seinem Violinkonzert, in den Ouvertüren die musikalische Erfindung hin; seine Symphonie in F-Moll op. 12 machte zuerst weitere Kreise auf den jungen Münchener aufmerksam, der sich so sicher und wohl im Orchester fühlt und die monumentale Form der Symphonie vollkommen beherrscht. Aber schon in dem nächsten Orchesterwerk, der Fantasie Aus Italien op. 16, regt und reckt sich recht vernehmlich die Eigenart; in verhältnismäßig schneller Aufeinanderfolge werden die symphonischen Dichtungen Don Juan op. 20, Macbeth op. 23, Tod und Verklärung op. 24, Till Eulenspiegels lustige Streiche op. 28, Also sprach Zarathustra op. 30, Don Quichotte op. 35, Heldenleben op. 40 geschaffen. Mit der Symphonia Domestica op. 53 schließt die Reihe der großen Tondichtungen für Orchester, die, zwar viel umstritten und in der Kühnheit der harmonischen Gestaltung wie vor allem der instrumentalen Farbengebung geradezu blendend und verblüffend, doch im Sturmschritt die Welt eroberten. Zwischen diesen großzügigen Orchesterwerken entstanden viele Lieder und Gesänge mit Klavier-, auch Orchesterbegleitung, Männerchöre, ein paar sechzehnstimmige Motetten, die für kontrapunktische Meisterschaft zeugten, andre Chorwerke wie Wanderers Sturmlied, die Burleske für Klavier und Orchester, die kein Geringerer als d'Albert im Konzertsaal einführte. So bereitwillig sich Sänger, Klavierspieler, vor allem



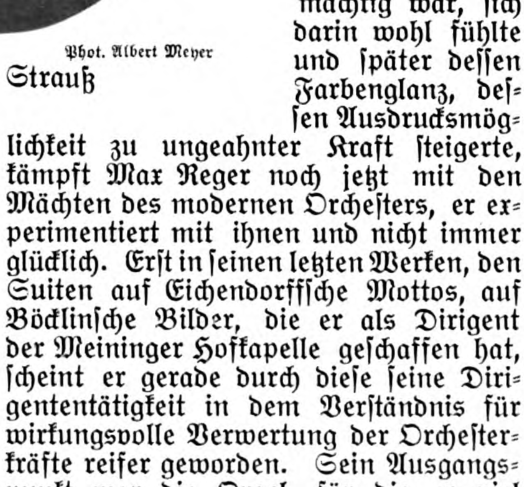
die Konzertdirigenten in den Dienst der Richard Straußschen Musik stellten, die Bühne zu erobern wurde ihr erst nach verschiedenen Anläufen möglich. Seine erste dreiaktige Oper Guntram, zu der er sich den Text selbst gedichtet hatte, dirigierte er als Weimarer Hofkapellmeister selbst am 12. Mai 1894, später als Kapellmeister der Münchener Hofoper am 16. November 1895. Doch kam es hier nicht einmal zu einer zweiten Aufführung. Besser schon glückte es dem Tondichter mit dem zweiten Bühnenwerk, dem einaktigen Singgedicht Feuersnot auf einen Text von Ernst von Wolzogen, das wenigstens in verschiedenen größeren deutschen Städten aufgeführt wurde, sich aber doch nirgend wirklich eingebürgert hat. Mit der Salome, Elektra, dem Rosenkavalier, der Ariadne auf Naxos hat aber der Tondichter auf den Bühnen aller Länder festen Fuß gefaßt. Konnte er doch jüngst der Salome hundertste Aufführung in Berlin selber dirigieren. Abgeschlossen liegt sein Lebenswerk durchaus noch nicht vor uns, denn seine Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit sind noch in voller Tätigkeit. Wenn ihm auch einmal ein Gelegenheitsstück, wie das für Wien geschriebene festliche Vorspiel, weniger glückt, so mag man sich daran erinnern, daß auch ein Richard Wagner für Amerika einen Festmarsch auf Bestellung lieferte, sein schlechtestes, aber bestbezahltes Werk, wie der Meister selber darüber scherzte, das dem Schöpfer des Tristan und der Meistersinger keinen Schaden an seiner Wertschätzung getan hat. —

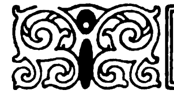


Phot. Albert Meyer

Richard Strauß

Wie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die beiden deutschen Meister Richard Wagner und Johannes Brahms sich innerlich vollständig fremd standen, kaum einen Berührungspunkt zueinander fanden, sich sogar abstießen und doch jeder auf seine Weise der deutschen Kunst zu hoher Ehre gereichten, so geht es zurzeit ganz ähnlich mit den beiden meistgenannten und meistgespielten lebenden Tondichtern Rich. Strauß und Max Reger. Sie stehen fast wie Antipoden da, jeder hat eine fest an ihn glaubende Anhängerschar. Der neun Jahre jüngere Max Reger, der am 19. März erst 41 Jahre alt wird, schreibt weit schneller, hat den andern in der Anzahl seiner veröffentlichten Werke bereits überholt. Während Richard Strauß schon als Junger des Orchesters vollständig mächtig war, sich darin wohl fühlte und später dessen Farbenglanz, dessen Ausdrucksmöglichkeit zu ungeahnter Kraft steigerte, kämpft Max Reger noch jetzt mit den Mächten des modernen Orchesters, er experimentiert mit ihnen und nicht immer glücklich. Erst in seinen letzten Werken, den Suiten auf Eichendorffsche Mottos, auf Böcklinsche Bilder, die er als Dirigent der Meininger Hofkapelle geschaffen hat, scheint er gerade durch diese seine Dirigententätigkeit in dem Verständnis für wirkungsvolle Verwertung der Orchesterkräfte reifer geworden. Sein Ausgangspunkt war die Orgel, für die er viel Wertvolles geschaffen hat; seine Freude





# Kultur der Gegenwart



an ganz speziell kontrapunktischen Künsten bezeugt eine lange Reihe von Chor- und Kammermusikwerken, in denen meist die fugierten zugleich die besten, leichtflüssigsten Partien sind. In der Form der Variation, wo es gilt, einen Gedanken zu entwickeln und umzugestalten, hat er wirkliche Meisterschaft gezeigt. In seinen zahlreichen Liedern schlägt er oft wie in seinen schlichten Weisen einen echten Volkston an, dann überladet er aber auch oft die Begleitung derartig, daß die Singstimme ganz in den Fesseln der Harmonie gefangen einherschreitet. Hört man ihn selber am Flügel begleiten, den er mit ausgesuchter Zartheit des Anschlags zu behandeln weiß, gleitet das Ohr allerdings glatt über die gewagten Harmoniefolgen dahin. Wie Brahms niemals versucht hat, für die Bühne zu schreiben, so hat sich auch Reger wohlweislich davon ferngehalten. Seine eifrigsten Verehrer zählt er in den Kreisen der Hochschul- und Volksschullehrer: hat ihn doch gar die medizinische Fakultät der Berliner Universität zu ihrem Ehrendoktor ernannt.

Einen feinsinnigen Zug weist die Muse Hans Pfitzners auf. Es schwebt eine unbefriedigte Sehnsucht nach wirklichem Erfolg auf dem Antlitz dieses Musikers, der mit seinem Armen Heinrich, mit seiner Rose vom Liebesgarten, wo diese Bühnenwerke auch aufgeführt worden sind, zwar Anerkennung einiger weniger ähnlich veranlagter Feinnaturen, aber nie der Massen gewonnen hat. Und ähnlich geht's mit seinen Orchesterwerken wie der Ouvertüre zum Käthchen von Heilbronn oder der Christelf-Ouvertüre. Es fehlt die eigentliche Lebenskraft in dieser Musik. Reizende Lieder hat er geschaffen und mit seiner Sonate op. 1 für Klavier und Cello ein ganz meisterhaftes Werk, formen- und klangschön im Satz. Ich habe bei Hans Pfitzner stets das Gefühl gehabt, daß er mit seiner Musik in falsche Bahnen geraten ist. Wer für die Bühne wirksam schreiben will, muß imstande sein, fester zuzufassen, muß die Farben im Orchester kraftvoller aufsetzen. Sein harmonisches Gefüge atmet durchaus modernes Leben, es finden sich im Armen Heinrich Partien von ausgesuchter Feinheit der Stimmführung im Orchester, die wie ein Niederschlag der Tristanpartitur auf ein empfängliches Jugendgemüt klingen. Hans Pfitzner, der in der Mitte der Vierziger steht, hat lange nicht so viel wie der ältere Richard Strauß oder gar der jüngere Max Reger veröffentlicht; es scheint, als ob der Mangel an Anerkennung in weiteren Kreisen lähmend auf seine Freude am Schaffen gewirkt hat. Von den jüngeren Kräften, die, ohne bisher bedeutendere Eigenart zu zeigen, doch wohlgemut in dem Straußschen Orchestersatze herumplätschern, sei der entschieden begabte Wiener Wolfgang Erich Korngold genannt. Der musikalische Futurist Arnold Schönberg, der es in Deutschland nur zum Ausgelachtwerden gebracht hatte, scheint den Berichten nach in dem weniger musikalischen England mit seinem Wollen mehr Anerkennung als in seiner Heimat gefunden zu haben.

E. E. Taubert

## Architektur

In demselben Maße, in welchem sich das Oberengadin als einzigartiger Luftkurort und als Refugium für Erholungsbedürftige jeder Art entwickelt, im selben Maße, wie es, in fast überirdischer Schönheit prangend, das Wintersportzentrum der eleganten Welt von ganz Europa wird, im selben Maße entwickelt sich dort ein Typus von großangelegten Hotels, der, aus internationalem Programm entstanden, bald zum Allgemeintyp des Kurhotels bester Art werden wird. Das Tempo der Entwicklung des Engadins ist ein ungemein rasches. Wer ein paar Jahre nicht in Sankt Moritz war, findet bei seiner Wiederkunft die Hotelverhältnisse völlig verändert, eine ganze Reihe neuer großer Häuser pflegt entstanden zu sein, die sich gegenseitig an Komfort überbieten. In jedem derselben sind viele Millionen investiert, ein Umstand, der deshalb noch von Bedeutung ist, weil die eigentliche „Saison", das heißt die Zeit, in welcher lebhafte Benutzung zu erwarten ist, nur zweieinhalb Monate



# Kultur der Gegenwart

im Winter und zweieinhalb Monate im Sommer, zusammen also fünf Monate dauert. Die übrigen Monate des Jahres sind diese Riesenorganismen geschlossen. Dieser intermittierende Betrieb gestattet zwar jeweilige gründliche Reinigung und Reparaturen, so daß der Besucher das Gefühl hat, immer in ein frisches neues Haus zu kommen, indessen ist er wirtschaftlich von äußerstem Einfluß, indem die volle Jahresrentabilität in fünf Monaten geleistet sein muß. Wäre in den beiden Besuchsperioden nicht auf dauernd gute Besetzung zu rechnen, so müßten die Preise dieser Hotels noch teurer sein, als sie jetzt schon sind.

Das Wichtige an der Anlage dieser Hotels ist die absolute Sonnenlage aller Zimmer, die zum unumstößlichen Grundsatz erhoben ist. Dieses bei uns so viel vernachlässigte Prinzip der Besonnung der Wohnräume ist dort in voller Klarheit erkannt. Die Hotels sind immer langgestreckte Gebäudekomplexe, die ihre Hauptfront unter allen Umständen nach Süden richten. Es wird als Bauplatz daher eine Stelle gesucht, die, an einer nördlichen Berglehne gelegen, nach Süden ein großes offenes Gesichtsfeld hat, möglichst mit dem Blick auf eine hervorragend schöne Alpenszenerie. Die nördliche Berglehne bietet einesteils Schutz vor Winden, andernteils verstärkt sie noch die Sonnenwirkung durch Reflex. In der Gegend von Sankt Moritz sind neuerdings eine ganze Anzahl solcher Riesenkurhotels errichtet, wie

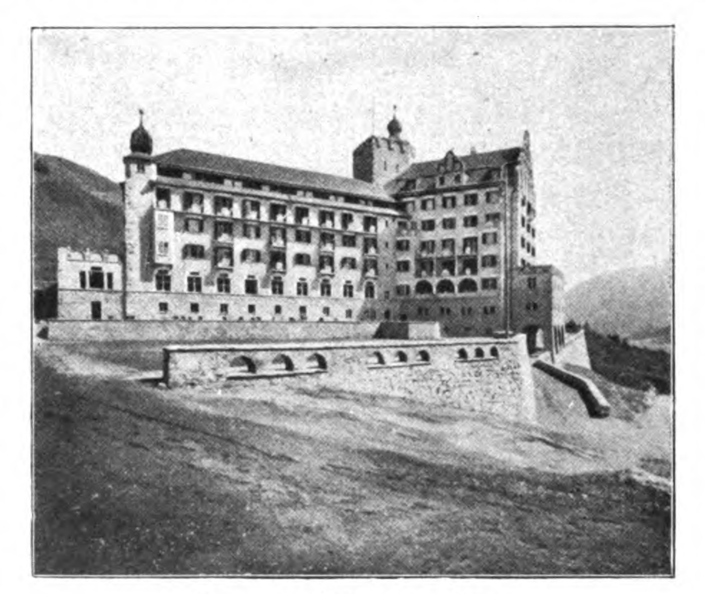
Grundriß des Suvretta-Hauses in St. Moritz







das Haus Suvretta zwischen Sankt Moritz und Campfèr, das Sanatorium Chanderella oberhalb Sankt Moritz, das Kurhaus Castell in Zuoz. In diesen Häusern herrscht nicht nur jeder moderne Komfort, wie man zu sagen pflegt, indem die Zimmer höchst zweckentsprechend eingerichtet sind, die Bedienung gut und die Verpflegung vorzüglich ist, sondern die Hotels haben auch, der angelsächsischen Sitte folgend, eine große Anzahl weiträumiger Allgemeinräume, die dem geselligen Verkehr der Gäste dienen. Da ist zunächst der große Speisesaal, meist ergänzt durch ein kleineres sogenanntes Restaurant; er liegt direkt hinter der großen „Halle", die man im unmittelbaren Anschluß an das Vestibül betritt und in der die Gäste nach dem Essen sitzend verweilen, den Tee am Mittag einnehmen und am Abend dem Konzert lauschen oder tanzen. Die Halle ist der größte Raum des Hotels, meist ein hoher, luftiger, mit Säulen- oder Pfeilerstellungen aufgeteilter Saal, mit gemütlichen Kaminecken, molligen Erkernischen und aussichtsreichen Fensterplätzen. Die Fenster sind meist mit großen Spiegelscheiben, größer als die größten Schaufenster, geschlossen, so daß jede Öffnung eine reizende Hochgebirgslandschaft einrahmt. Im Sommer werden die Fenster ganz herausgenommen, und die Halle steht dann direkt mit der Terrasse in Verbindung, die sich in der ganzen Länge des Hotels vorlagert und sehr häufig noch eine zweite Unterterrasse hat. Auch im Winter dient die Terrasse an besonders schönen Tagen, wie sie nur die Wintersonne des Engadins hervorzubringen vermag, zum Teil zum Aufenthalt in der frischen Luft; ist es doch möglich, an solchen Tagen die Mahlzeiten im Freien einzunehmen. Für den Winter schließt sich jedem dieser Hotels ein geräumiger, äußerst penibel gepflegter Eisplatz zum Schlittschuhlaufen an. Im Sommer dient derselbe Platz zum Lawn-Tennis-Spiel. Auch für Rodel- und Skisport im Winter, für Krocket- und Golfsport im Sommer ist Vorsorge getroffen. — Alle neueren Häuser haben außerdem Vorkehrungen zur Gesundheits- und Krankenpflege, wie medizinische Bäder aller Art, Massage, Luft- und Sonnenbäder, wobei jedoch nur Rekonvaleszenten und Nervöse in Betracht kommen. Die zuletzt gebauten Hotels dieser Art sind von architektonisch guter Fassung. Es fehlt in Sankt Moritz wie andernorts nicht an Scheußlichkeiten aus früherer Zeit, zerklüfteten, zerrissenen Bauten, die in der herrlichen Natur erst recht beleidigend wirken. Beispiele guter Baukunst hat seit einigen Jahren der Architekt Nikolaus Hartmann in Sankt Moritz, ein Schüler Theodor Fischers, in die Welt gesetzt und, wie es scheint, dadurch auch auf das allgemeine Niveau hebend gewirkt. Das von ihm errichtete neue Culm-Hotel in Sankt Moritz sowohl wie das Kurhaus Castell in Zuoz sind Muster bester Hotelkunst, Gebäude, die sich vortrefflich der Landschaft einfügen, in



Kurhaus Castell in Zuoz



würdiger, fast monumentaler Fassung gehalten sind und unter Heranziehung altheimischer Motive dennoch die moderne Zeit nicht verleugnen. Die Ausbildung der Innenräume ist besonders erfreulich, hier waltet kernige Einfachheit, gepaart mit warmer Behaglichkeit und zurückhaltender Vornehmheit. Nichts, was aus dem ländlichen Charakter, wie er in die große Natur gehört, herausfiele, und doch für Menschen berechnet, die die gesteigertsten Lebensansprüche in diese große Natur mitbringen. Hartmann hat außer zahlreichen Wohnhäusern auch das bekannte Engadiner Museum und das herb-gebirgliche Segantini-Museum in Sankt Moritz, ferner auch die großen Neubauten des bekannten Lyceum Alpinum in Zuoz gebaut. Die Reiseführer, für die die architektonische Frage bei Neubauten noch nicht existiert, weisen auf Hartmanns vorbildliches Wirken nicht hin. Um so mehr sei es an dieser Stelle getan, denn alle guten Beeinflussnugen in der Baukunst pflegen von Individuen auszugehen, deren Wirken das allgemeine Ziel höher steckt und die schlechten Leistungen so entwertet, daß sie auf die Dauer nicht mehr bestehen können.

Hermann Muthesius

## Recht u. Gesellschaft

### Lauterkeit und Unlauterkeit im Geschäftsleben

Während es von jeher als ein schweres Vergehen betrachtet wurde, wenn Staatsbeamte für Pflichtwidrigkeiten sich bezahlen ließen, ist es jahrelang im Gewerbe gang und gäbe gewesen, daß man den Personen, welche die Bestellungen und Ankäufe zu besorgen hatten, Zuwendungen machte, zum Beispiel den bauaufsehenden Beamten im Baufach oder den Werkmeistern, die in den Fabriken für die Rohmaterialien zu sorgen hatten; und dieses Unwesen hat in den verschiedenen Ländern oft ganz groteske Formen angenommen.

Es ist begreiflich, wie sich ein derartiger Mißstand entwickeln konnte. Die Bestechung geschieht nicht immer in grober Form, sondern man gibt etwas hin, um die größere Geschäftlichkeit des andern zu erregen und ihn zu veranlassen, sich etwas mehr um die Sache zu kümmern, als er es sonst täte. Das ist aber die schiefe Ebene: man gibt etwas, um eine geneigte Stimmung zu erzeugen, und dies führt wiederum dazu, daß man seine Konkurrenten auszustechen sucht, indem man eine größere Geneigtheit und Willfährigkeit für sich zu erregen trachtet. Hier beginnt schon das Gebiet der Pflichtwidrigkeit; denn nun kommt man dazu, daß der betreffende Angestellte sich nicht etwa bloß durch den objektiven Befund und das Ergebnis unparteiischer Prüfung bestimmen läßt, sondern daß das Geschenk ein Gewicht in die Wagschale legt, das ihn bei seinem Beschluß beeinflußt. Das ist aber bereits ein Akt der Pflichtwidrigkeit, denn seine Pflicht heischt von ihm eine völlig objektive Prüfung der ihm angebotenen Ware oder Leistung im Interesse seines Geschäftes, und dabei soll er sich durch keine ihn persönlich betreffenden subjektiven Umstände bestimmen lassen.

Von da geht die Sache über in die große Bestechung, indem man es schließlich als selbstverständlich betrachtet, daß ein derartiger Privatangestellter keine Geschäfte abschließt, ohne daß man vorher seinen guten Willen durch eine Schenkung erregt hat; und schließlich, wenn mehrere Konkurrenten zusammentreffen, ist es oft die größere Bestechung, die für die Wahl entscheidet.

Daß dies völlig unhaltbare Zustände sind, leuchtet ein. Die Interessen des Geschäftes, für die jemand tätig ist, werden hierdurch in schamloser Weise vernachlässigt; es werden Bestellungen gemacht zu viel höheren Preisen, als der Sachlage entspräche, und auf der andern Seite sind die Lieferanten zu solchen Bestechungen gedrängt, wenn sie überhaupt noch bestehen wollen. Das eine greift in das andre über, die böse Tat erzeugt immer neues Übel, und die Infektion des einen wirkt da ein, wo auf der andern Seite noch eine heile Stelle wäre.

Natürlich ergibt sich hierdurch sowohl



# Kultur der Gegenwart



eine Vernachlässigung der Interessen der einen wie der andern. Wie das Geschäft des Angestellten hintergangen wird, ist bereits bemerkt; das Geschäft des Lieferanten aber muß oft von seinem berechtigten Gewinn ein Bedeutendes für Bestechungsgelder abgeben und vielleicht eine Zeitlang gewinnlos arbeiten, nur um derartigen schlechten Dingen genügen zu können.

Sozial entstehen hierdurch sehr große Schäden. Eine Menge von falschen Ausgaben gehen in die Hände unwürdiger Personen, die dafür nichts leisten als eine negative schädliche Tätigkeit, und es wird dadurch eine Menge des redlichen Verdienstes den würdigen Personen entzogen, die für ihre Arbeit und ihre pflichtmäßige Hingabe unbelohnt bleiben.

Sehr schlimm ist aber auch der Untergang der Moralität; denn auf solche Weise wird natürlich das sittliche Gefühl untergraben, Treue und Pflicht in der Brust des einen und des andern verdeckt und verhüllt, bis diese Tugenden schließlich völlig absterben.

Wie so oft, hat das Übel lange Zeit grassiert, bis es endlich solche Dimensionen angenommen hat, daß die Gesetzgebung eingeschritten ist. Ein umfangreiches Gesetz hiergegen ist in England im Jahre 1906 ergangen, und auch in Deutschland hat man sich veranlaßt gesehen, in dem Gesetz über den unlauteren Wettbewerb einzuschreiten.

Am schlimmsten war es, daß unter dem Drang der Verhältnisse und unter dem Einflusse der verdüsterten Sittlichkeitsanschauungen derartige Dinge nicht nur von Personen niederen Ranges gepflogen wurden, sondern daß auch Leiter großer Geschäfte in dieser Beziehung mindestens eine viel zu große Laxheit eintreten ließen. Man unterstützte die Bestechung nicht direkt, aber man sah über diese Dinge hinweg; und wenn man Personen aufstellte, um die Fabrikfirma bei den Beteiligten in empfehlende Erinnerung zu bringen, so verfehlte man nicht, ihnen entsprechende Geldmittel zur Verfügung zu stellen, um diese empfehlende Erinnerung noch durch einen realen Hintergrund zu verschärfen.

Das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb vom Jahre 1909 hat in dieser Beziehung ziemlich strenge Bestimmungen; es bestraft mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafen jeden, der einem Angestellten oder Beauftragten eines geschäftlichen Betriebes Geschenke oder Vorteile bietet, um beim Bezug von Waren oder gewerblichen Leistungen eine unlautere Bevorzugung zu gewähren; und ebenso wird entsprechendenfalls der Angestellte oder Beauftragte eines Geschäftsbetriebes bestraft. Das Empfangene wird, wie bei der eigentlichen Bestechung, konfisziert. Diese gesetzlichen Bestimmungen haben allerdings eine Unvollständigkeit: sie beziehen sich nur auf Geschenke zum Zweck des Wettbewerbs; es ist aber auch möglich, daß jemand im Privatinteresse derartige Bestechungen macht und daß nicht etwa bloß einem Angestellten im geschäftlichen Verkehr solche Geschenke zukommen, sondern zum Beispiel auch einem Diener, auf den man einwirken will, um in dieser Weise die Interessen des Herrn zu schädigen. Man denke sich den Fall, daß ein Benzinlieferant den Privatchauffeur besticht, um das Benzin bei ihm zu beziehen. Hierbei kommt nicht selten folgender Trick vor. Man bürdet das Bestechungsgeld dem Herrn des Automobils auf, denn man läßt sich das Benzin teurer bezahlen und gibt dem Chauffeur seinen Anteil davon. Auch hier wäre ein strenges Einschreiten dringend geboten.

Eine besonders schlimme Art der Bestechung ist die Bestechung, die mit dem Geheimnisverrat in Verbindung tritt. Der Geheimnisverrat kann zwar auf anderm Wege stattfinden: der Verräter des Geheimnisses kann die Intimitäten des Geschäftes verraten, um sich an dem Geschäftsherrn zu rächen, oder um überhaupt seinem Unmut Luft zu machen. Darum wird der Geheimnisverrat, auch abgesehen von der Bestechung, bestraft. Allerdings hat es auch hier lange Zeit gedauert, bis unsre Gesetzgebung eingesetzt hat. Zwar die Gesetze früherer deutscher Staaten enthielten großenteils Strafbestimmungen gegen den Verrat von Geschäftsgeheimnissen, aber das



# Kultur der Gegenwart



preußische Strafgesetzbuch erachtete dies nicht für nötig, und darum ist auch in das deutsche Strafgesetzbuch keine derartige Bestimmung aufgenommen worden. Das hat sich sehr schwer gerächt, der deutschen Industrie sind dadurch jahrelang unheilbare Schäden erwachsen. Endlich, in dem Wettbewerbsgesetz hat man diesen Mangel auszufüllen gesucht.

Solche Geschäftsgeheimnisse können verschiedener Art sein; zunächst Betriebsgeheimnisse oder Herstellungsgeheimnisse, wozu namentlich die Geheimnisse chemischer Prozeduren gehören. Diese repräsentieren oft ungeheure Werte und sind um so wichtiger, als viele Fabriken sich mehr auf diese Weise zu sichern suchen, als daß sie für ihre Erfindungen Patente erwerben. Namentlich im internationalen Verkehr ist dies von großer Bedeutung, denn manchmal hat der Erwerb von Patenten im Auslande Schwierigkeiten, und in den Zeiten, in denen es überhaupt noch patentlose Länder gab, war es oft das einzige Mittel, um sich zu schützen.

Aber auch andre Geheimnisse kommen in Betracht, so namentlich die Geheimnisse der Erkundungstechnik. Ein Geschäftshaus versteht es, die Personen, die auf gewisse Dinge reflektieren, in Erfahrung zu bringen und legt sich Listen an, sogenannte Kundenlisten, oft das Ergebnis langer Nachforschungen und Erfahrungen. Diese Kundenlisten werden dann als ein Geheimnis des Geschäftes betrachtet, denn ihr Alleingebrauch sichert dem Geschäfte einen Vorzug vor andern.

Aber auch andre Geschäftssachen kommen in Betracht, so namentlich alles, was das Verhältnis des Geschäftes zu den Bestellern betrifft. Wenn ein Geschäft Bestellungen bekommt, so darf dies die Konkurrenz nicht sofort wissen, und wenn Verhandlungen über eine vielleicht recht bedeutende Bestellung schweben, so ist es nicht erwünscht, wenn sich die Konkurrenz sofort hineinmischt. Auch der Inhalt eines Geschäftsangebotes ist von Wichtigkeit: das eine Geschäft möchte wissen, was für Bedingungen das andre stellt, um es dann womöglich unterbieten zu können; es würde sonst vielleicht höhere Preise berechnen, aber gerade in dem betreffenden Falle niederere, um die Konkurrenz wegzudrängen.

Wie wichtig hier das Geschäftsgeheimnis ist und welche schwere Treuverletzung darin liegt, daß Angestellte nach außen hin darüber etwas verlauten lassen, bedarf keiner Erörterung; und doch sind derartige Dinge massenhaft vorgekommen, und sie kommen auch heutzutage noch vor. Was die Betriebsgeheimnisse angeht, so gab es früher eigne Agenten, die sich mit den Arbeitern in Verbindung setzten und die Besonderheiten der Technik zu erhaschen suchten; und in Geschäften, bei denen es sich nicht gerade um Erfindungen, sondern um Geschmacksgestaltungen handelte, zum Beispiel in Konfektions- und Möbelgeschäften, kam es vor, daß sich Angestellte ohne weiteres die Modelle abzeichneten oder andern Geschäften weitergaben, so daß sich mitunter der Fall ereignete, daß ein Konkurrenzgeschäft ein Modell früher ausbot als das Originalgeschäft selbst.

Unser Gesetz hat allerdings scheinbar die Bestimmung, daß Arbeiter oder Angestellte nur dann zu bestrafen sind, wenn sie Verratshandlungen während der Dienstzeit vornehmen, nicht, nachdem sie den Dienst verlassen haben. Dadurch wären die wichtigsten chemischen Geheimnisse preisgegeben. Glücklicherweise ist das Gesetz in dieser Beziehung nicht klar gefaßt, und es gibt die Handhabe zu der Auslegung, daß derartige Dinge überhaupt nicht nach außen kundgegeben werden dürfen, auch nicht nach Beendigung des Dienstes; denn das Gesetz spricht in dieser Beziehung von Zeichnungen, Modellen, Rezepten, und unter Rezepten kann und muß auch die Verfahrensweise eines chemischen Betriebes verstanden werden. So ist der Jurisprudenz ein genügender Anhalt gegeben, um die Interessen der Industrie gegen unwürdige Handlungsweisen zu decken.

Ganz besonders aber werden heutzutage die Geschäftsgeheimnisse andrer Art ausgespäht und ausgeforscht. Man will wissen, welche Bestellungen ein bestimmtes Haus bekommen hat, oder welche Bestellungen bevorstehen; man will wissen, unter welchen Bedingungen das Geschäfts-



# Kultur der Gegenwart



haus auf derartige Bestellungen eingeht, und man sucht dies nun von Angestellten zu erhaschen; und dabei spielt natürlich auch die Bestechung eine große Rolle. Dann liegen zwei Delikte vor, die Bestechung und das Delikt des Geheimnisverrats.

Ein eigenartiger Fall des Geheimnisverrats ist folgender: Eine Firma sucht durch Bestechung der Angestellten eines Großbetriebs Kunde zu bekommen, welche Angebote diesem von einem Konkurrenten gemacht worden sind. Hier liegt nicht nur eine Bestechung gegenüber dem Großbetrieb vor, sondern zu gleicher Zeit auch ein Geheimnisverrat gegenüber dem Konkurrenten, der sich dem Großbetrieb anvertraut hat und dessen Geheimnisse nun auf solche indirekte Weise enthüllt werden.

Hoffentlich wird das Gesetz reinigend wirken; dann wird die Geschäftswelt aufatmen, und Zeiten schwerer Bedrängnis sind vorüber.

Josef Kohler

## Frauenrundschau

### Das geistige Zusammenarbeiten von Mann und Frau

Es wird oft in der Frauenbewegung, selbst von ihren Feinden, vergessen, daß sie das Ziel haben muß, sich selbst überflüssig zu machen. Wenn die Frauen heute, durch die äußeren Umstände ihrer Lage gedrängt, für ihr Geschlecht Wünsche und Ziele aufstellen, wenn sie sich gewissermaßen isoliert betrachten und ihren Anteil am Beruf und öffentlichen Leben herauszuarbeiten versuchen, so kann das doch alles nur etwas Provisorisches sein, und es trägt in dieser Vereinzelung immer irgendwie den Charakter des Künstlichen und Erzwungenen an sich. Als eigentliches und letztes Ziel müßte doch wieder eine Arbeitsgemeinschaft der Geschlechter gelten, bei der wie in früheren Zeiten das peinliche, ja erbitterte Abwägen der Schranken für das eine und für das andre ganz und gar wieder verschwindet.

Die Voraussetzung dafür wäre, daß die Frauen, bei denen ja das eigentliche Problem der notwendigen Neuverteilung der Kulturarbeit unter die Geschlechter liegt, das ihr naturgemäße Gebiet überall gefunden hätten. Neuerdings versucht es die Psychologie, Richtlinien für die soziale Bestimmung der Geschlechter aus ihrer seelischen Anlage heraus zu finden. Hier ist aber freilich noch alles unzulänglich und sehr zweifelhaft. Dadurch, daß wir die Summen der roten Blutkörperchen oder die Menge der ausgeatmeten Kohlensäure auf der einen und auf der andern Seite feststellen, ja dadurch, daß wir statistische Untersuchungen über männliche und weibliche Gedächtnisleistungen vergleichen, ja selbst durch die wissenschaftliche Erforschung etwas komplizierterer seelischer Vorgänge haben wir bis jetzt bestenfalls nur eine exakte Bestätigung für einige einfache Tatsachen der täglichen Beobachtung gewonnen. Ob die Wissenschaft jemals dazu gelangen wird, diese einzelnen seelischen Vorgänge, die sie isolieren muß, um sie untersuchen zu können, in ihren zahllosen feinen Beziehungen zur Gesamtpersönlichkeit, in ihrer Verkettung untereinander erschöpfend zu erfassen, ist schon sehr zweifelhaft, noch zweifelhafter aber ist es, ob man dann die notwendige und organische Verbindung und Abhängigkeit dieser vielen Einzelzüge vom Geschlecht mit Sicherheit nachweisen kann. Und niemals wird die Wissenschaft ermessen und berechnen können, welcher Steigerungen, Veränderungen, Anpassungen und Beeinflussungen die Seele in ihrer Abhängigkeit von neuen äußeren Lebensumständen und sozialen Umgestaltungen fähig ist.

Eine andre Grundlage für die verschiedenartige Bestimmung der Geschlechter in der Kultur gibt die vorhandene soziale Arbeitsteilung. Aber wer will sagen, was daran „natürlich“, das heißt aus der Anlage und nicht aus Zufälligkeiten und mechanischem wirtschaftlichem Zwang her bestimmt ist. Auch hinsichtlich der Arbeitsteilung der Geschlechter hat es das goldene Zeitalter niemals gegeben, in dem die Männer nur männliche und die Frauen nur weibliche Arbeit getan hätten. Theodor Fontane hat einmal



den Widersinn der Bestimmung mancher Gewohnheiten als männlicher und andrer als weiblicher mit dem Bonmot getroffen: Zigarettenrauchen ist männlich, Hühnerschlachten ist weiblich. Gewohnheit, Tradition, Erfahrung geben gewisse Grundlagen für die Bestimmung dessen, was gewissermaßen als „ewig weiblich" bezeichnet werden kann, aber das enthebt uns nicht der Aufgabe, in jeder Zeit und für ihre besonderen Umstände die Frage der richtigen Arbeitsteilung der Geschlechter aus ihren eignen Bedingungen heraus neu stellen und lösen zu müssen.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die moderne Entwicklung, so können wir uns der Tatsache nicht verschließen, daß die gemeinsame Arbeit von Mann und Frau heute geringer ist als früher. Der natürlichen und direkten Gelegenheiten dazu sind weniger geworden, seit die Arbeitsstätte des Mannes in weiten Volksschichten aus dem Hause heraus verlegt wurde. Früher teilte die Frau wie heute noch in Landwirtschaft, Kleinhandel und Kleingewerbe ein Stück Berufsarbeit des Mannes, die sich ganz mit unter ihren Augen vollzog und ein starkes Band gemeinsamer Interessen, kameradschaftlicher Lebensgestaltung bildete. Aber auch der Beamte scheint früher (wenn man aus den Briefwechseln schließen will) die Frau im ganzen mehr an seinen Berufsinteressen beteiligt zu haben. Bei der minder straffen Organisation, dem geringeren Mechanismus, der lange nicht so starken Anspannung, dem weniger abstrakten und fachlichen Charakter so vieler geistiger Berufe war mehr Muße und Gelegenheit dazu. Man lese nur etwa die Briefe Humboldts an seine Gattin, um sich zu sagen, daß heute eine so bis ins einzelne gehende Anteilnahme der Frau an den Berufsangelegenheiten des Mannes ganz undenkbar wäre.

In den unteren Volksschichten großstädtischer und industrieller Verhältnisse ist vielleicht die Wirkung dieser Interessenentfremdung am stärksten, um so mehr, als der Mann ja nicht nur durch seine Arbeit, sondern vor allem dadurch der Familie innerlich entzogen wird, daß er die Mittel geistiger Erhebung mehr und mehr draußen in seinen Vereinen, dem öffentlichen Leben, der Volkslesehalle und so weiter zu finden sich gewöhnt. Je stärker der Arbeiter von all diesen neuen Möglichkeiten der Volkskultur und Volksbildung Gebrauch macht, um so sicherer entfremdet er sich in den meisten Fällen seiner Frau, die an die Kleinarbeit des Hauses gefesselt bleibt und selten spannkräftig genug ist, um ihrerseits an dieser neuerschlossenen Welt teilzunehmen. Aus der Volksbildungsarbeit der Sozialdemokratie erfahren wir, daß neben 20 000 jährlichen Besuchern von Vortragsveranstaltungen nur etwa 2200 Frauen stehen — und es ist anzunehmen, daß auch diese zum großen Teil nicht Ehefrauen, sondern unverheiratete Arbeiterinnen sein werden. In einer modernen Arbeiterbiographie heißt es mit bezug auf die Pflege geistiger Interessen ganz kühl und selbstverständlich: „Für eine Frau hört das eben auf, wenn sie heiratet." Dieser Äußerung kann man eine andre an die Seite stellen, aus der hervorgeht, wie auf diesem Wege nicht nur die Frau dem Manne, sondern auch der Mann ihrer natürlichen Gedanken- und Gefühlswelt fremd wird: ein andrer Arbeiter berichtet in seinen Lebenserinnerungen davon, wie er bei Not und Arbeitslosigkeit die mühsam ersparten Bücher verkaufen mußte, und er sagt: „Wenn mir ein Kind starb, so fühlte ich mich nicht so betroffen, als wo ich die Bücher aus dem Haus tragen mußte."

In den gebildeten Schichten sehen wir dasselbe in etwas andrer Form: der Mann, der durch seine Berufstätigkeit an wirklich lebendiger Teilnahme für allgemeinere geistige Interessen: Literatur, Kunst und Bildung im weitesten Sinne des Wortes oft genug beinahe ganz gehindert ist, und die Frau, die zwar für das alles Muße genug hat, aber bei deren unsystematischer Bildung und an sich oft engem Interessenkreis diese geistigen Lebensgüter nur im Sinne einer oberflächlichen Salonkultur gepflegt werden können. Wo gibt es heute noch „Salons", die eine wirkliche geistige Macht und aus einem ursprünglichen



# Kultur der Gegenwart



und tiefen Kulturleben der Frau herausgestaltet wären!

Am Anfang der Frauenbewegung in allen Ländern hat diese Furcht vor der Interessenentfremdung zwischen Mann und Frau gestanden. Der erste programmatische Ausdruck der Frauenbewegung in England war eine Schrift einer feinsinnigen Frau, die den Titel trug: Gemeinsamkeit der Arbeit — Communion of Labour. Hervorragende Frauen aller Länder, etwa auch die Mutter der Cosima Wagner, Marie d'Agoult, haben gefühlt, daß die Möglichkeiten zu einer geistigen Freundschaft zwischen Mann und Frau seltener wurden.

Die Frage ist nur, welche neuen Möglichkeiten treten an die Stelle der alten?

In den unteren Schichten bietet sicher die Berufstätigkeit der Frau vor der Ehe oft genug die Gelegenheit, sich mit ähnlichen Interessen vertraut zu machen wie die ihres Mannes. Und da die Berufsarbeit vor der Ehe heute in diesen Kreisen durchweg die Regel ist, so ist es denkbar, daß von hier aus wenigstens ein Einfluß auf eine festere, wirkliche Lebensgemeinschaft von Mann und Frau ausgeht, selbst wenn die Frau den Beruf in der Ehe aufgibt oder einen andern als der Mann ausübt.

In der Bildungsschicht steht es damit einerseits günstiger, anderseits aussichtsloser. Eine ganz neue Form der Arbeitsgemeinschaft ist die gemeinsame Berufsarbeit von Mann und Frau in einem geistigen Beruf. Wo eine solche Arbeit für die Frau mit dem Familienberuf vereinbar ist, wird sie die höchste Form des Zusammenlebens überhaupt darstellen können. Die gemeinsame wissenschaftliche Arbeit der beiden Nationalökonomen Sidney und Beatrice Webb beweist zugleich auch den objektiven Wert einer Ergänzung männlicher durch weibliche Forschung, wo sie in so naher Gemeinsamkeit durchgeführt werden kann. In kleinerem Maßstabe finden wir die gleiche Ergänzung doch schon in Ehen, in denen die Frau etwa den ärztlichen Beruf gemeinsam mit ihrem Mann weiterführt. Von zirka 100 Ärztinnen, über die sich eine Erhebung der Abteilung „Frauenstudium" für die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" erstreckte, waren fast die Hälfte verheiratet, die meisten davon mit Ärzten. In Ländern, wo die Lehrerin bei ihrer Verheiratung im Amt bleiben kann, findet sich ebenso oft eine ähnliche Arbeitsgemeinschaft im pädagogischen Beruf. Immerhin wird man sich keinen Illusionen darüber hingeben können, daß diese Form der Arbeitsgemeinschaft besonders leistungsfähige, kräftige Frauen und besonders günstige Lebensumstände voraussetzt und daher immer nur in Einzelfällen verwirklicht werden wird. Im übrigen werden die Bedingungen für eine stärkere geistige Kameradschaft von Mann und Frau im wesentlichen nur dadurch verbessert werden, daß die Frauen durch ihre besseren Bildungsmöglichkeiten und eine wachsende Beteiligung an den Angelegenheiten des äußeren Lebens, die heute noch so sehr Sondergebiet des Mannes sind, ihm geistig wieder näher kommen können. Wenn auch eine direkte fachliche Anteilnahme am Beruf des Mannes, wie sie früher vielfach möglich war, dadurch nicht wieder herbeigeführt werden kann, so entsteht doch aus einer solchen, über Familie und rein persönliches Leben hinausgehenden Interessenrichtung der Frau eine neue geistige Sphäre, in der sich die Verschmelzung der heute oft so getrennten Lebenskreise von Mann und Frau leichter vollziehen wird.

Gertrud Bäumer



# Theater

Wenn man so hinhört nach dem Applaus des Publikums — nichts wie Erfolge. Wenn man die Kritiker befragt — „lächelndes" Achselzucken. Und wenn man das Ohr ein wenig hinter den Kulissen hat — es kriselt an manchen Bühnen. Das Parkett ist leer. Im ersten Rang sitzen Freibillette. Man hofft auf die nächste Premiere. Den reichen Tantiemensegen aber — heimste William Shakespeare ein, dessen Dramen Reinhardt eben zum Zyklus gerundet hat.



# Kultur der Gegenwart

Wenn er nämlich noch lebte. Und schon stelle ich richtig: wenn er noch lebte, bekäme er auch die Tantiemen nicht, denn er hätte sich erst „durchzusetzen". Wobei er immerhin in Deutschland die Chance hätte, daß er kein Deutscher ist.

Einer, der lebt und sich durchgesetzt hat — auch mit der Chance des Ausländers — ist Franz Molnar. Ungar, klug, geschmeidig, talentvoll. Lernt von allen, von Wilde und den in der Technik sicheren Franzosen, von Hauptmann und den deutschen Träumern. Kommt sichtlich vom Feuilleton, was ihn hindert, schwer und langweilig zu werden; aber auch in seinen Dramen spürt man die novellistische Skizze (die er als einer der dafür Begabtesten gut erfindet und wirksam baut). Oder — (Pluralis) die Skizzen. Wie in dem jetzt vom Lessingtheater mit Heinz Salfner in der Titelrolle zum Erfolg getragenen „Liljom".




Phot. Zander & Labisch

Ilka Grüning und Heinz Salfner in Molnars „Liljom"

Das Stück zerfällt in eine Reihe von Bildern, ohne zu zerfallen. Eine Handvoll Skizzen sind geschickt zum Lebensbilde des „Arbeiters" Liljom, des Ausrufers beim „Rüngelspill", verbunden. Zum Lebens- und Sterbensbild. Denn eine Szene spielt im Himmel, in jenem stilisierten Witzblatthimmel, in dem ironische Scherze gemacht werden, in dem Petrus als behaglicher alter Oberpförtner erscheint und die blassen Todesengel Frack und Zylinder tragen. Eine Karikatur in Strichätzung von Hanneles Himmel. Die Szenen, die auf dem Juxplatz von Budapest und daherum spielen, sind realistische Lebensausschnitte, gesprochene Skizzen, gut und lebendig. Die Szene im Witzblatthimmel ist nicht schlecht. Aber — die Welt und die Überwelt durchdringen sich nicht; die wehmütig satirische Legende, die plötzlich aufblüht, hat mit der Apachenrüdigkeit der Ringelspielbilder gar nichts zu tun. Man ist verblüfft, mit einmal im Himmel zu sein. Ein D-Zugreisender, der von Berlin über Frankfurt nach Basel fährt, könnte nicht erstaunter sein wenn hinter Darmstadt plötzlich ausgerufen würde: „Station Acheron. Einsteigen in das Trajektboot nach dem Hades!" Aber: das Unterhaltsame, hier wird's Ereignis. Das Geschick des dramatisierenden Feuilletonisten, der schon im „Teufel" mit der Unterwelt gespielt, im „Leibgardisten" mit sicherem Lustspielinstinkt in gallischen Spuren gewandelt, weiß das Interesse wach zu halten an der Figur dieses rüden Vielgeliebten, der die

alternde Ringelspielbesitzerin satt hat, das kleine Dienstmädel sich mit Prügeln zum geduldigen Haustier erzieht und schließlich als Arbeitsscheuer für das erwartete Kind bereit ist, zum Straßenräuber zu werden. Wie er, am Bahndamm auf den Kassierer der Fabrik wartend, mit dem Verführer und Kumpan das Geld verspielt, das er — erst rauben will, das ist satirisch sehr gut gemacht. Nach mißglücktem Überfall erschießt er sich selbst, wird im Himmel von einem Richter mit langem weißem Bart (den die Zensur gnädig passieren läßt, da er sich nicht vorstellt) zu fünfzehn Jahren Fegefeuer verurteilt und darf dann — die ganz in Schwarz gebundenen Engel als Aufseher hinter sich — noch einmal auf die Erde, sein Kind zu sehen. Sieht's, umschmeichelt's, ärgert sich über das ängstliche Mädel, haut ihm auf die Finger und — der feinste, poetischste Zug der aufgeklebten Legende — das Kind sieht den Schlag, aber empfindet ihn nicht, spürt ihn als Streicheln. Ja, sagt die verkümmerte Mutter, die den Fremden nicht erkannt hat, es gibt schon Schläge, die man nicht spürt ... So klingt das brutale Spiel von Lust, Prügel, Mord und Ringelspiel ganz sanft, legendenhaft, himmlisch aus. Geschickt, sehr geschickt. Nicht das Herz eines Dichters (das hätte früher schon mal durch die Bilder schlagen müssen), aber die Gebärde. Und ein Talent und eine Sicherheit ...

Hermann Bahrs Erfolg im Deutschen Künstlertheater wird nicht ganz so dauerhaft sein. Diesem Lustspiel vom „Phantom“ war man geneigt nachzurühmen, daß eine ostpreußische Schwiegermutter (die Else Lehmann) eine ganz prächtige Figur sei. So echt ostpreußisch. Und als das Buch der Komödie * erschien, da las man für diese Schwiegermutter die Vorschrift des Dichters: „Sie pflegt leise zu sprechen, kurz und scharf, wie jemand, der gewohnt ist, daß man auf ihn hört; wenn sie sich ereifert, fängt ihre Stimme zu krähen an, sie hat den Klang der rheinischen Mundart.“ Also die echt ostpreußische Figur (der Lehmann) war als echt rheinische Figur gedacht und sollte aus dem Boden der Rheinlande wachsen. Wobei ich gleich darauf hinweisen möchte, wie differenziert der moderne Lustspieldichter seine Figuren sieht und verlangt. Früher hieß es: „konfiszierter Mohrenkopf“ — „ein Mißvergnügter“ nud so weiter. Der Dichter überließ dem Schauspieler, sich aus dem Gesagten und Gehandelten die Figur nachzuschaffen. In der Bahrschen Komödie, in der auch jeder Akt seine farbige Dekorationsskizze von Koloman Moser hat, heißt es zum Beispiel von der einen weiblichen Darstellerin (nicht der Hauptrolle): „Einunddreißig Jahre, mittelgroß, schlank, Tituskopf mit schwarzen Locken, großen schwarzen Augen, edles Profil, stark gebogene Nase, kleinen, vollen, sehr roten Mund, eine auffallende, fremdartige, sehr gepflegte Schönheit; Hauskleid von Poiret, viel Schmuck, durchaus echt elegant, aber mit einem Stich ins Exotische, halb Balkanprinzessin, halb große Bohème; posiert auf Schlaffheit, mit weichen, müden, einsinkenden Bewegungen, spielt gern mit ihren sehr langen, nervösen, von Edelsteinen glitzernden Fingern und möchte schlangenhaft wirken, wird aber dabei von ihrer angeborenen munteren Lebhaftigkeit etwas behindert; so beginnt sie denn auch stets ganz langsam, übersprudelt sich aber dann und hat Mühe, wieder in den schweren, melancholischen Ton zurückzufinden, aus dem sie doch bei der ersten Gelegenheit wieder in einen leichten, lustig bewegten, wienerisch gefärbten Plauderton fällt; kommt durch den blauen Gang gerauscht; erst ganz konventionell ...“ Ich möchte die Erfüllung all dieser Vorschriften an fünf deutschen Mittelbühnen nebeneinander photographiert haben. (Und — „die Differenz möcht' ich Klavier spielen können!“) Zur Handlung wäre zu sagen: die ostpreußische Schwiegermutter vom Rhein oder die rheinische Schwiegermutter aus Ostpreußen hat eine Tochter, die weder rheinisch noch ostpreußisch ist, sondern wienerisch-berlinisch-modern mit einem Hang zur Mystik, sofern diese Mystik repräsentiert ist durch einen

* „Das Phantom“, Komödie von Hermann Bahr. Verlag von S. Fischer, Berlin.



schönen Mann von guten Manieren, etwas affektierter Müdigkeit und dem unerbittlichen Ton eines Hypnotiseurs. Der Gatte ist reicher Bierbrauer und unterzeichnet Aufrufe der Abstinenzler; läuft wochenlang im Gebirge herum in Wadenstrümpfen, für die er auch zu Hause Neigung hat; ärgert sich, wenn seine millionenschwere Schwiegermutter Staub wischt, freut sich, wenn sein hysterisches Weibchen sich amüsiert, und ist bereit, Geständnisse mit weltmännischer Ruhe entgegenzunehmen ... Das Beste von dem Stück ist das Notizbuch, das ihm zugrunde liegt, sind alle die hübschen Einfälle, Aperçus, Bosheiten über Liebe, Ehe, Treue und Leidenschaft. Fast jedes dieser Worte ließe sich umdrehen und wäre — genau so richtig. Die Keckheit der Fassung, die Sicherheit des Schliffs blenden und amüsieren. Das Problem, der Angelpunkt des ungemein wortreichen Stückes, ist wohl zu suchen in der leichtsinnigen Erklärung der Situation, wie sie der fidele Fidelis seiner verblüfften Schwiegermutter gibt: „Eine normal gebrochene, glatt gebrochene Ehe wieder einzurichten, Kinderspiel! Aber so einen ausgebliebenen, schuldig gebliebenen, im Hals steckengebliebenen Ehebruch — o weh! ..." Denn Frau Luzie hat die Ehe nicht gebrochen, hat nur mit dem Gedanken gespielt (während der Mann in den Bergen war; er scheint ein bißchen viel in den Bergen zu sein). Erschwert wurde die Situation — o Jonglierkunst der Lustspielpsychologie! — dadurch, daß der verehrte Theosoph ihre Liebe verschmähte, was in seinen körperlichen und seelischen Dispositionen gleich stark begründet ist. Die Lösung ist einfach: der Ehemann zerstört das Phantom, indem er es in sein Haus zwingt und gewissermaßen vor den Augen der Schwärmerin auf seine Realitäten prüft. Zum Schlusse kommt der antike Chor. Ein Bergführer „berufsmäßig bieder" (ein guter Witz in der Parenthese), der erzählt verschmitzt, illusionslos von seiner Liebe und trägt die nüchterne Schlußweisheit eines korrumpierten Naturburschentums in die mondäne Atmosphäre des Weltstadtsalons.

Dieser ungemein praktisch strebende Berchtesgadener Liebhaber Bahrs hätte auch in Karl Sternheims Komödie „Der Snob", die in den Kammerspielen Beifall fand, auftreten können, ohne Spiel, Figuren oder Tendenz wesentlich zu stören. Der talentvolle Sternheim, der — kein Fehler — von des Lebens Sorgen nicht gerade an den Schreibtisch gepeitscht wird, haßt den Snob. Man wird ein bißchen mißtrauisch, wenn man wieso? fragt. Ob seine Kunst ohne ihn leben könnte, ist eine kitzliche Untersuchung. Ob sie über Berlin hinaus Interesse weckt in ihrer herzlosen Kälte, scheint mir sehr zweifelhaft. Dieser Komödie fehlt alles Liebenswürdige, sie hat kein Lächeln, kein Augenzwinkern; sie lacht wohl talentvoll, aber auch eitel. Lacht hart, mitleidlos, suffisant. Der Snob ist widerlich — gut. Aber er kann auch amüsant, kann Objekt des Humors sein. Ein Streber, der von seiner Geliebten nur Manieren lernt, seine Eltern bald hinausschmeißt, wenn er sich ihrer schämt, bald wieder hereinwinkt, wenn's ihm ehrenvoll scheint, als weitgekommener Sohn kleiner Leute zu gelten, der schließlich — nach heißen Bemühungen — in eine faule Aristokratie hinein heiratet und in der Brautnacht die Ehre seiner Mutter verdächtigt — das ist ein so widerlicher Komödienheld, daß die Gesellschaft um ihn herum schon von souveräner Menschlichkeit, von gewinnender Liebenswürdigkeit sein müßte, um den Ekel zu tilgen, den er uns verursacht. Das glatt Unsympathische wird vielleicht ein kleines Publikum zum Beifall zwingen, das sich erkannt glaubt, wenn es nicht mithöhnt; die Eroberungen der Zukunft gehören dieser Kunst kaum, wenn auch ein talentvoller Hasser sich auf ihr Gebiet verirrt.

Ganz auf Behagen, mit der breiten Freude am Bürgerlichen, ist die muntere Komödie Hermann Anders Krügers, „Die Pelzmütze", gestellt, die das Königliche Theater in Hannover zuerst erfolgreich herausbrachte. Eine Staatsaktion, die — namentlich im ersten Akt — mit guter Laune die Wichtigkeit der Nichtigkeiten erweist, die, ganz leise überblitzt vom Blutschein der Französi-



# Kultur der Gegenwart



schen Revolution (das Stück spielt 1791 in einem kleinen sächsischen Städtchen) ebensogut zu düsteren Kohlhaastragödien führen könnte. Die hübsche Stadtpfeiferstochter hat von ihrem Bräutigam, dem Akzessisten, eine schöne Pelzmütze zum Geschenk erhalten. Kein billiger Marder, kostbares Pelzwerk! Eine alte Kleiderordnung aber erlaubt den Bürgerstöchtern nur, den Marder zu tragen. Und die Stadtrichterin ist empört, gekränkt in ihrem Patrizierstolz, als sie das feine Rauchwerk auf der Jungfer frischem Köpfchen sieht; der Büttel wird ausgeschickt, überschreitet seine Befugnisse, reißt die Mütze der Jungfer herunter. Der Stadtpfeifer — ein Lustspielverwandter seines älteren und gewichtigeren Kunstkollegen, des Stadtmusikus Miller, der auch die nahende Revolution in den Knochen fühlte — ist empört. Der Bräutigam braust auf. Die Bürger murren und rotten sich zusammen. Die Pelzmütze wird Symbol. Der Sturm bricht los, das Volk steht auf — beinahe. Die letzten Konsequenzen hat der behutsame Dichter nicht gezogen. Die Fäuste ballen sich, aber keiner schlägt zu. Der Dichter lenkt sachte ein, findet ein Scherzwort, schließt listig lächelnd ein Kompromißchen. Aber es blitzt Komödienstimmung durch manche dieser Kleinstadtszenen, die das gutgegebene Zeitkolorit noch gefälliger macht. Gewiß: Tant de bruit pour une casquette — aber dieser Tadel hieße mehr die Absicht des Dichters tadeln als seine Arbeit. Denn eben der lang hingrollende Lärm um ein Nichts, das drohende Revolutiönchen um eine Weibermütze wollt' er ja abmalen. Und die Sicherheit, mit der's ihm in mancher Szene gelang, läßt noch Gutes für die Bühne von ihm hoffen.

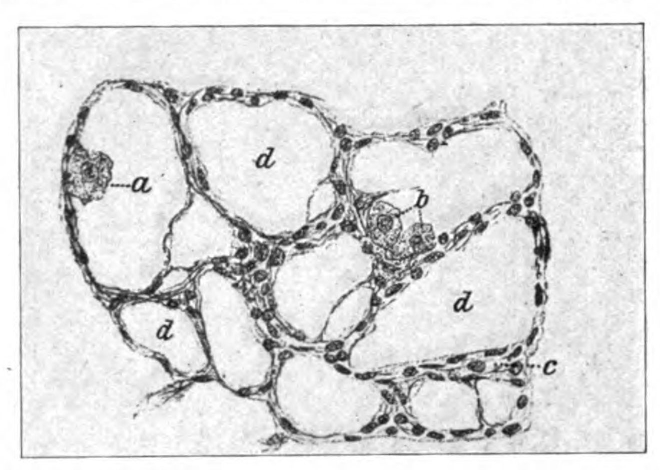
Rudolf Presber

## Gesundheitspflege

Wir haben uns das letzte Mal ein Bild vom Bau der Krebsgeschwulst zu machen versucht mit dem Vergleich eines mit Zellmaterial gewissermaßen farcierten Schwammes und hatten betont, daß diese Füllung der bindegewebigen Strukturlabyrinthe des schwammartigen Grundgewebes durch gewucherte Deckzellen (Epithel) zustande kommt. Dabei war in beiden, an der Hervorbringung der Gesamtgeschwulst beteiligten Elementen eine Art anarchischer und chaotischer Raserei der Zellbestandteile, des Bindegewebes und der Randbesätze von Schleimhaut und Außenhaut bemerkt worden. Es sei dem hinzugefügt, daß auch Blutgefäße, ja auch Nervenfasern in mannigfach unregelmäßig geästeter Bildung dem konfusen Gewimmel gleichsam leidenschaftlich, nach regelloser, buhlender Neuzeugung entbrannter Grundelemente auch ihrerseits Folge leisten. Der Effekt ist ein gewissermaßen kariertes, nachgeäfftes Organgewebe. Das hebt den Krebs aus der Reihe andrer Neubildungen scharf hervor. Alle andern Geschwulstformen, unter denen es auch bösartige gibt, sind Überbildungen (Hyperplasien) auch im Normalen angelegter Gewebsvorbilder. Eine Fettgeschwulst ist eine an unrichtigem Ort in exzessiver Weise gewucherte Fettdrüse, auch wenn sie mannskopfgroß wird, das Ganze ist Fett und bleibt Fett, genau wie das physiologische Polster unter der Haut. Eine Muskelgeschwulst, eine Knochengeschwulst (reines Myom oder Osteom) hat dieselbe Struktur wie das Muttergewebe, von dem es seinen Ursprung genommen hat. Das Krebsgewebe hat nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Drüsentypus, es variiert ihn zwar in mannigfacher Weise, aber es hat das Kriterium der unheimlichen Nachäffung fast aller Gewebsformen. Es ist, als ob ein bösartiger Zauberlehrling den harmonischen und stillen Strom des vom Meister wohlbedachten Zellgeriesels verstellt und die Formel der segensreichen Bewachung und Beherrschung, daß sich das Gewimmel der Zellen der Idee des Ganzen füge, vergessen hätte. Nun überflutet eigenwillig der giftig gewordene Sturzbach vorstürmender Zellen die gehüteten Dämme, und diese selbst bäumen sich auf zu Wehrschanzen und Schutzgehegen.

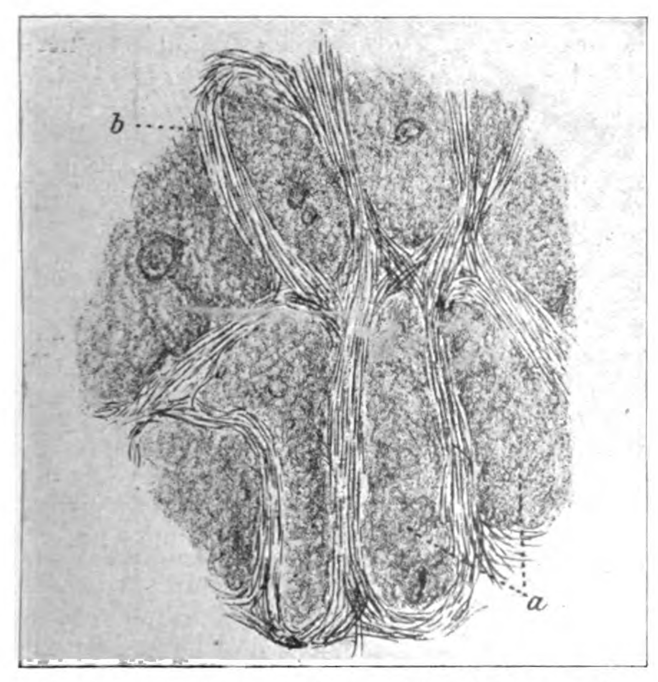
Was kann die Ursache solchen Tohu-

wabohus in irgendeiner Provinz des Zellstaates sein? Was kann solche Revolution im wohlgeordneten Gemeinwesen der Körper, deren Oberhaupt die gestaltende Seele ist, entfachen? Kommt es von innen her, sind vererbte Dispositionen, übertragene Schwächungen des Gewebes der Grund, oder stammt es von außen, ist es ein Eindringling, der die Fackeln des Gewebsbrandes entzündet? Hier ist ein schmerzliches Verstummen, eine hilflose Ohnmacht des Wissens, ein völlig ungelöstes Problem der Forschung aufgezwungen.




Krebsstroma aus einem Nierenkrebs eines 51 Jahre alten Mannes. a und b Epithelzellen; c Stroma; d leere Alveolen

Vieles spricht für eine äußere Invasion, eine Infektion wie bei Schwindsucht, Strahlenpilzkrankheit, syphilitischen Geschwülsten und ähnlichem, aber abgesehen davon, daß man nie beweisende Bilder unter dem noch so scharf eingestellten Luchsauge des Mikroskops erhalten konnte, fällt die sogenannte Infektionstheorie des Krebses immer zurück vor der Tatsache, daß wir keine tierischen oder pflanzlichen Parasiten kennen, die auch nur entfernt ähnliche, organisierte, rudimentäre Embryonen nachäffende Wirkungsweisen von Bakterien- oder Protozoeninvasion kennen. Auch die Tatsache, daß Krebse mit Vorliebe dort auftreten, wo an Knickungen, Abbiegungen, Umschlagsfalten einem örtlich angreifenden Feinde gewisse Erleichterungen und mechanische Haftstellen gegeben sind, spricht nicht unbedingt für solche Theorien der äußeren Einverleibung der hypothetischen Krebserreger, denn diese Stellen (Lippenrand, Lidrand, Magenpförtner, Gebärmutterhals, Brustwarzen) sind auch besonders mechanischen Attacken ausgesetzt und könnten ebensogut der direkten Reizung der Gewebe und ihrer Revolte von innen her die Wege ebnen. Das einzige Ebenbild der Krebserzeugung ist eben der Vorgang der Zeugung, und eine Infektion könnte man die Krebsbildung nur dann nennen, wenn man sich entschlöße, auch die Befruchtung von Samen und Ei mit nachfolgender Em-




Schnittpräparat aus einem Parotiskrebs einer 54 Jahre alten Frau. a die mit Epithelien gefüllten Krebsalveolen; b Stroma







bryoentwicklung eine Infektion zu nennen, wobei dann die kuriose Schlußfolgerung sich zwingend ergäbe, daß auch der junge Menschensproß eine Art naturnotwendiger Geschwulstbildung sei, wofür bei wohlgebildeten Exemplaren doch keine Veranlassung vorliegt. Aber man kommt nicht darüber hinweg: der Krebs ist ein Zellvorgang, der seine einzige Parallele, sein physiologisches Vorbild in der Zeugung hat, er ist ein Produkt krankhafter Zeugung, und wenn er ein Akt der Infektion ist, so muß ein lebendiges Wesen aufgezeigt werden früher oder später, das es versteht, sich mit der Zelle zu vermählen wie das Samenzellchen mit dem winzigen mütterlichen Ei.

Man denke nun einmal darüber nach, wie schwer es die immer auf Bestand der Art eisern bedachte Natur es dem Spürgeiste des Menschen gemacht hat, auf andre als auf roh mechanische Weise (und auch hier ist es nicht so einfach, wie viele gefallene Gretchen glauben), der Natur ein ärztliches Schnippchen zu schlagen, das einmal eingeleitete Leben zu erwürgen. Man bedenke, daß wir auch nicht ein einziges Mittel haben, welches von innen her, etwa durch arzneiliche Gifte, mit Sicherheit ein im Gebärmutterneste oder gar an falscher Stelle im Leibe frei bebrütetes Ei zum Absterben zu bringen vermag. Wirken doch fast alle inneren Abtreibungsmittel durch Erregung von Muskelwehen, bewirken also ihrer Natur nach die Entfaltung mechanischer, wenn auch innerer Gewalten. Nur so vermag der Laie sich ein Bild zu machen von der Schwierigkeit des Problems der Krebsheilung und gewinnt zugleich ein Verständnis für die Frage der möglichen Mittel der Heilbarkeit des Krebses. Wie soll ein inneres Heilmittel gefunden werden, die vielen Millionen Eier der krebsbefruchteten Zellen vom Blute, von den Gewebssäften her abzutöten, ohne zugleich alle andern lebendigen Zellen des Leibes schwer zu schädigen? Jeder Versuch nach dieser Richtung führt zu einer gefährlichen Konkurrenz zwischen Teufel und Beelzebub.

Und doch hat uns unser Pfadfinder Ehrlich hier eine schwache Hoffnung gegeben, der uns nach langer Pause zur Forschung in dieser Richtung Mut gemacht hat, diese Bahn der Angriffsmöglichkeit des Kranken, ehe das Gesunde in Mitleidenschaft gezogen wird, zu beschreiten. Warum sollte nicht ein Präparat gleich seinem Salvarsan gefunden werden, dessen Arsenikpfeile die Erreger der Syphilis eher treffen als die Zellen, welche sie beherbergen? Auch auf dem Wege der Wassermannschen und Abderhaldenschen genialen Entschleierung von manchen Geheimnissen des Blutes und der Säfte kann wohl eines Tages der Quell gefunden werden, mit dessen Trank dem Krebse sein Stündlein blüht. Freilich sind für die Angreifbarkeit der Krebszellen in der uns nun bekannten Struktur des Krebses selbst schwere Hindernisse gesetzt: nämlich jene faserigen Ringwälle um die Krebsnester, jene schwammartigen Scheidewände, welche der Organismus sich selbst als einen Ausschaltungsversuch gegen die Saatträger auftürmt. Die Vorbedingung für den Angriff gegen die Krebszellen ist hier die Sprengung respektive die Erweichung der Faserfilze um die Brutnester der wuchernden Deckzellen. Der Verfasser versuchte zuerst diesen Ringwällen mittels eines einschmelzenden Medikamentes, dem Thiosinamin respektive dem Fibrolysin, zuvor zu Leibe zu gehen, ehe die Attacke mittels Arsens gegen die Krebszellen selbst erfolgen sollte. Dieses Thiosinamin, ein Präparat, um dessen Wiederbelebung Ernst Schweninger unleugbare Verdienste hat, besitzt die sehr schätzenswerte Eigenschaft, krankhafte Bindegewebszüge und Narben, gleichsam durch Seifenwirkung, laugenartig zu erweichen. Wollte man dies Mittel allein gegen den Krebs zu Felde führen, so würde man wahrscheinlich wenig nützen, vielleicht sogar schaden, aber Verfasser hat geglaubt, daß einer nachfolgenden Arsenkur (es braucht nicht Salvarsan zu sein, obwohl dasselbe in verständigen Dosen den Vorzug großer Ungiftigkeit hat), dann ein richtiger Zeitpunkt der Einschmelzung und Lockerung des Krebsfilzes viel größere Aussichten zur Krebszellenvernichtung gegeben sind, als wenn die massigen, dichten Bündel des Krebsgewebes dem Arsenzustrom die

# Kultur der Gegenwart



Filter sperren. Verfasser hat ganz unzweideutige Abschwellungen des Krebses bei dieser kombinierten Fibrolysin-Arsen-Behandlung erzielt und darüber berichten können. Damit nicht genug, muß einer solchen Behandlung die Bestrahlung mit Radium oder Mesothorium parallel gehen, weil, wie wir schon wissen, dieses Bombardement mit unsichtbaren Strahlen theoretisch und praktisch die einzige Möglichkeit der Vernichtung kranker Zellen gewährt.

Der aufmerksame Leser wird nach unsern obigen Ausführungen begreifen, daß das erste und Wirksamste, wie auch bei der notwendigen Abtreibung eines befruchteten Eis im Mutterleibe, die mechanische Gewalt, das heißt der Versuch einer möglichst frühzeitigen chirurgischen Radikalentfernung der ersten Herde sein und bleiben muß, solange wir nicht ein Mittel haben, welches die Gnade haben wird, nur Krebszellen, nicht auch die wichtigen Mosaiksteinchen des Lebens, die gesunden Körperzellen, zu erwürgen. Käme doch ein Genius, der dieses Kräutlein fände, diesen Trank braute!

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich



## Sport

Die neue Turfsaison hat halb im Winter noch begonnen. In den Rennquartieren ist es lebendig geworden, und was an edlem Vollblut in den Boxen steht, hat schon das Winterhaar verloren und hat schon bei der täglichen Morgenarbeit zu zeigen, ob es gut genug ist, in die nächsten Ereignisse auf dem grünen Rasen einzugreifen. Da schwärmt an jedem dämmergrauen Morgen, wenn die Nebelschwaden aufgestiegen sind, sorgsam in Decken gehüllt ein Pferdelot nach dem andern vom Hauptquartier in Hoppegarten aus, gesteuert von Stalljungen oder „Jockeys in Zivil".

Und auf den meistens breiten Trainierbahnen fangen die Lektionen an, wird stundenlang galoppiert, allein oder zu zweien und dreien. Verfolgt von den scharfen Augen des Trainers und Herrn. Da gehen so viele Hoffnungen mit einem Schlage zugrunde, entpuppt sich ein so lange hochgehaltener Crack kurzerhand als Niete, oder im verschwiegenen Winkel galoppiert irgendein bis dahin recht vernachlässigter Vierbeiner nach der Winterruhe wie ein Pferd von Klasse und avanciert in der Achtung, das heißt, er soll von jetzt ab in besseren Rennen abgeschossen und gewettet werden. Neben dem Galoppaden auf der Flachbahn gehen in aller Frühe die mühseligen Präparationen über Hecken und Hürden einher für das Pferdekaliber, das sich den Hindernisberuf gewählt hat. Hier steigen nicht nur die professionellen Reiter und Burschen auf Pferdes Rücken, an jedem Morgen ist hier auch der bunte Offiziersrock im Sattel zu sehen oder sonst ein Gentlemanreiter.

In den ersten Frühlingswochen wartet der Sport nur mit kleiner Münze auf, wächst dann aber von Woche zu Woche. Es sind Riesenziffern, mit denen der Turf in seiner ökonomischen Zergliederung aufwarten kann und sie allein schon sagen dem Sozialpolitiker, mit welchen Faktoren er im Sport zu rechnen hat. Gerade vor dem Beginn der Kampagne von 1914 sind die Bilanzen der großen deutschen Rennvereine erschienen, und die trockenen Zahlen reden eine recht deutliche Sprache. Vor mehr als dreißig Jahren ging es auf den deutschen Rennplätzen noch ganz bescheiden zu. So gab es 1880 nur 53 Bahnen. Auf diesen wurden 123 Renntage im ganzen Jahre abgehalten. Gelaufen wurden 588 einzelne Rennen. Es starteten 2709 Pferde, die sich alles in allem um 1 308 085 Mark die Beine abliefen. Zehn Jahre später gab es 57 Plätze, 167 Renntage, 914 Rennen, 5080 Pferde, die gestartet wurden, und schon 2 792 443 Mark an Rennpreisen. Wieder ein Dezennium später, um die Jahrhundertwende, wurden 83 Bahnen gezählt, 251 Renntage, 1426 Rennen, 8275 Starter und 4 690 886 Mark als Preissumme. So ging der Aufstieg immer weiter empor, nachdem alle Widerstände, das zeitweise Verbot des öffentlichen Totalisators und das Verbot der Sonntagsrennen glücklich überwunden waren. 1910 hatte sich die Zahl



# Kultur der Gegenwart



der Rennbahnen gegen dreißig Jahre zurück mehr als verdoppelt, die Ziffer der Renntage mehr als verdreifacht, die Zahl der Rennpferde und Preise war um das Achtfache gestiegen. Heute hat der Statistiker mit einer Gesamtpreissumme von 11 709 927 Mark zu rechnen, um die 16 316 Vollblüter auf 108 deutschen Plätzen im letzten Jahre den Hals gestreckt haben.

Nicht immer ging es nur um Geldeswert, neben klingender Münze lockten 1178 Ehrenpreise auf den Gabentafeln, und die Zeit ist auch fast vorüber, wo diese Art von Belohnung für einen braven Ritt nur aus versilberten Bowlen und Bechern bestand.

Die deutschen Offiziere haben auch außerhalb der Rennbahnen ein neues Sportbetätigungsfeld gefunden; die Vorarbeiten für die Kämpfe zu Pferde bei den olympischen Spielen 1916. Es wird mit niemals geträumtem Eifer von den Kasernen aus auf diese Olympiade hingearbeitet; daß die hippischen Spiele sorgsames Training voraussetzen, zeigen die jüngst erschienenen Ausschreibungen.

Es werden in den Reiterkämpfen vielerlei Künste gefordert: zuerst die Prüfung des Militärpferdes, die wieder in vier Teile zerfällt, in zwei Dressurprüfungen, in einen Geländeritt und in Jagdspringen. Dann folgt eine Hauptdressurprüfung. Jagdspringen einzeln und in Gruppen nach Nationen, Schnellpferdprüfung, Hochspringen und Gelände-Hindernisritt. Die Konkurrenz aus dem Ausland ist hart, und um so stärker ist der Eifer, mit dem in der jungen deutschen Reiterwelt an die Arbeit gegangen wird. Fehlte doch auf der Stockholmer Olympiade nicht viel an einem vollen deutschen Reitersieg.

Mit den ersten Schlägen der Starterglocke sind auch die Buchmacher wieder auf dem Plan erschienen. Die heimliche, weil verbotene Welt der Buchmacher hat sich nicht gelichtet und wird nach wie vor — bewacht von den gütigen Augen einer milden Hermandad — Wetten zum niedrigsten Kurs legen. Die Herren vom Bleistift haben schon geglaubt, daß sie in dieser Saison zu staatlich abgestempelten und mit einer regelrechten Konzession als Bookies versehenen Standespersonen emporwachsen könnten. Aber sie haben ihren Stand auf der Rennbahn, der in der Sportsprache der „Ring" heißt, noch nicht von Rechts wegen betreten können. Aus dem einfachen Grunde, weil das Buchmachergesetz, das die Leger zu ehrlichen Wettmaklern machen wollte, noch nicht das Plazet des Reichstages gefunden hat. Kommen wird es aber, denn der Staat braucht die Millionen, die ihm die Steuern auf die Buchmacherwetten bringen sollen, und auch der deutsche Wetter soll es sich abgewöhnen, das gute deutsche Geld „über Frankreich" zu verspielen.

Arno Arndt



Phot. M. Rosenberg, Berlin

Morgentraining

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.  — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



**Die Spinnerin.** Nach einem Gemälde von W. Hasemann †




# Der Ochsenkrieg

## Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

## Ludwig Ganghofer

(Fortsetzung)

Jul sah den Söldner an mit einem herzlichen Glanz in den Augen. Und plötzlich drückte er in stummer Dankbarkeit das Gesicht auf dieses mürbe Leder.

Malimmes erhob sich schweigend und ging zum Herd. Seine Hände zitterten, während er die heiße Suppe aus dem irdenen Hafen in die zinnerne Schüssel goß. Dabei sagte er ruhig: „Ich mein', du solltest dich ein lützel anziehen. Die Nacht ist kühl. Ich rühr derweil das Ei in die Supp."

Nach einer Weile sagte Jul: „Kannst schon kommen." Er saß auf dem Lager, in Wams und Reithosen, mit nackten Füßen.

Lachend fragte Malimmes: „Was machen die Knöchelen?"

„So viel gut ist mir."

„Gelt, ja?" Der Söldner zog einen dreibeinigen Schemel vor das Lager hin und stellte die Schüssel drauf. Nun hockten sie bei dem zitternden Schein des kleinen Feuers nebeneinander, löffelten die Suppe und aßen Brot und geschmortes Rauchfleisch.

Da sagte Jul ganz leise: „Die drei schneidigen Streich, die du mir auf den Rucken gegeben hast? Wie kommt das, Malimmes? Mir ist gewesen, als tät ich gäh wieder aufleben."

„Ja, das ist seltsam! Gelt? Warum das so ist, das weiß ich nit. Aber helfen tut's. Nie, wenn einer Wunden hat. Bloß allweil, wenn kein Blut geronnen ist, und wenn einer vor Schwäch verscheinen will. So hab ich schon oft wieder einen lebig gemacht. Das hat mir einer gewiesen einmal, im Ungerland, einer, der in Jerusalem gewesen ist." Malimmes griff nach dem Nacken des Jul. „Spürst du das Plätzl, wo ich den Daumen hab?"

„Wohl."

„Das tu dir merken! Von da mußt abwärts zählen um sieben Wirbel.

Dort ist das Fleckl, wo man hinschlagen muß, dreimal, fest und schneidig." Malimmes dämpfte die Stimme. „Dir sag ich's, Bub! Das ist ein kostbar Ding. Ich hab's noch keinem verraten. Du bist der Einzige, dem ich's gönn."

Mit großen Augen, wie berührt vom Hauch eines alten Geheimnisses, sah Jul den Söldner an und sagte tief atmend: „In dir ist viel, was stark ist. Du solltest Medikus werden und allweil helfen."

Malimmes schüttelte streng den Kopf. „Jeder ist der Hilf nit wert." Er lachte scharf. „Oft hat's ein Gutes, wenn dem Erdboden leichter wird."

Staunen und Kümmernis waren in den Augen des Buben. „Du tust aber gar nit reden, wie —"

„Wie wer?"

„Wie ein Christ."

„Und du nit wie ein Mannsbild." Lächelnd faßte Malimmes das Gesicht des Jul zwischen seine schweren Hände, mit einem linden Griff, und sagte zärtlich: „Bist nit die erste, die mich schilt. Und wirst nit die letzte sein. Aber komm —" Er trug das Geschirr zum Herde. „Jetzt kriegst du den Würzwein. Nachher mußt du wieder schlafen. Aber magst du nit erst ein paar hundert Schrittlen machen, draußen in der frischen Luft? Brauchst die Reitstiefel nit antun. Da stehen der Bäuerin ihre Schlorpen. Und draußen ist trücken Wetter."

Als Malimmes dem Buben die plumpen Patschen unter die schöngeformten Füße schob, sagte er lustig: „Guck! Da haben sich jetzt zwei weiße Mäuslein verschloffen, jedes in einem Kälberstall."

Der Bub, dem ein dunkles Erröten über die Wangen geflossen war, legte dem Söldner die beiden Hände auf die Schultern. „Wenn alle Unchristen sind wie du, müssen sie auch in den Himmel kommen." Er nahm den Mantel des Malimmes um, ging zur Tür und trat in die Nacht hinaus.

Der Söldner blieb auf den Knien liegen, sah die Tür an und schmunzelte. Dann begann er vorsichtig an seinem Hinterkopf herumzutasten und verzog das Gesicht ein bißchen. „Ui, da ist Butter drin!" Langsam erhob er sich, schüttelte das Lager des Buben auf, nahm einen festen Trunk von dem Würzwein, füllte die kupferne Schale wieder und stellte sie auf den dreibeinigen Schemel hin.

Mit Sorge in den Augen kam Jul zur Türe herein. „Du! Der ganze Himmel ist rot, gegen das Bergland hin."

„So ist's oft am Morgen, im Flachland, wenn das Wetter umschlagen will. Du, vom Bergland, du kennst das nit."

Jul atmete erleichtert auf.

„Aber komm! Dein Bett ist wieder lind. Und trink fest! Da schlafst du bald ein."

In den Kleidern streckte der Bub sich auf das Lager hin. Und trank. Und ließ sich zurückfallen auf das Kissen. Malimmes blieb sitzen bei ihm. Ein langes Schweigen war, während auf dem Herd das kleine Feuer in Glut versank. Plötzlich sagte der Bub wie mit erwürgtem Schrei: „Allweil muß ich denken an ihn."

„Sorg brauchst du um den Bauer nit haben." Malimmes lächelte. „Mit der Sonn ist der Herzog in Piding. Und alles ist gut. Da sind die Feindlichen und die Bayrischen einander gleich, nehmen Vernunft an und reden den Frieden aus."

„Wenn ich seh, wie ruhig du bist, kann ich auch wieder schnaufen."

„Gelt ja? Und komm, trink wieder ein Schlückl!" Malimmes hob dem Buben die Schale an den Mund. Als er sie wieder auf den

Schemel stellte, fragte er: „Denkst du neben dem Bauer nit auch noch an wen?“

Nach einer Weile die leisen Worte: „Wohl! an unsere Leut!“

„Ich hab mir eh gedacht, daß du die nit vergessen wirst.“

Wieder ein langes Schweigen. Dann umklammerte Jul die Faust des Malimmes. „An alles, wie's gewesen ist am Abend, kann ich mich nimmer besinnen. Aber eins ist allweil in mir. Allweil hör ich einen Namen. Aschacher, Aschacher, Aschacher! Hast du den Namen nit auch gehört? Gestern? Beim See von Waging? Aschacher, Aschacher, Aschacher! So hat in Schmerzen ein Mensch geschrien, ich weiß nit, wer.“

Malimmes schüttelte den Kopf. „Ohren hab ich doch auch.“ Tiefer Ernst war in seiner ruhigen Stimme. „Nein, Bub, das mußt du geträumt haben.“

Leis sagte Jul: „Kann sein. Weil ich an den Namen Hartneid Aschacher allweil denken muß, derzeit ich ein Kind gewesen.“ Er atmete schwer und schloß die Augen.

Die Schmeerkerze in der Laterne hatte einen dicken Räuber und brannte trüb. Aber die Kohlen glühten. Und in diesem rötlichen Dunkel sah Malimmes die Tränen, die von den geschlossenen Lidern des Jul herunterkollerten über das strenge Knabengesicht. Schweigend erhob sich der Söldner, holte von der Fensterbank den zierlichen Helm mit den geknickten Reihergranen, mit der schweren Dulle und dem aufgezwickten Stirnblech — und stellte ihn neben das Kissen des Buben hin.

Jul fuhr auf. Doch er schwieg. Nur die großen, erschrockenen Augen fragten.

„Weißt,“ sagte Malimmes, „ich stell ihn bloß her. Sonst tust du dich am End wieder sorgen drum.“ Er nahm die Laterne vom Nagel, setzte sie auf den Boden hin und holte sein Wams. „Jetzt geh ich schlafen. Gut Nacht, Gesell!“

„Schlafst du nit in der Stub?“

„Die Bäuerin gibt mir die Sohnkammer. Da lieg ich besser.“ Er wollte in sein Wams schlüpfen, zog den Arm wieder heraus, ging auf das Lager zu, rüttelte an dem groben Linnen seines weitfaltigen Hemdärmels und sagte vorwurfsvoll: „Weil du allweil so ungläubig bist — da, greif her — ist das ein Weibsbilderpfaid oder ist das ein Mannsbilderhemd?“

Ein Laut, kaum hörbar: „Geh, du!“ Und schweigend drehte Jul das Gesicht auf die Seite.

„Also!“ Malimmes warf das Wams über die Schulter, griff nach der Laterne und nahm den Bidenhänder aus der Stube mit hinaus.

Sobald die Tür geschlossen war, zog Jul mit hastigem Griff das übel zugerichtete Eisenhütl bis dicht an die Kissen her, ließ die Hand auf ihm liegen und schloß die Augen.

Er schlief bereits, als Malimmes — der noch im Stall gewesen war und über die finstere Straße hinausgelauscht hatte — vor der Stubentür sein Strohlager aufschüttete.

Der Söldner hatte eine unruhige Nacht. Wenn ihn die Sorge nicht weckte, machte ihn das Blutpochen an seiner schwärenden Wunde munter. Auf dem Hinterkopf konnte er nimmer liegen; da spürte er jeden Strohhalm wie ein Messer. Noch unbehaglicher war ihm das Liegen auf dem Bauch. Als der Morgen nur ein bißchen zu grauen anfing, stand er auf und hielt den Kopf zehn Vaterunserlang unter den Brunnenstrahl. Dann musterte er den Pack, in dem die Bäuerin das neue Wehrzeug für den Buben aus des

Herzogs Rüstkammer gebracht hatte. Die Bäuerin hatte kein so gutes Augenmaß bewiesen, wie es Malimmes besaß. Am übelsten gefiel ihm der plumpe Kürriß. „Gotts Teufel, da wird der Bub drin ausschauen wie ein Häslein im Wolfsmagen." Lautlos hob er das Rüstzeug durch das Fenster in die Stube hinein, auf die Mauerbank, und drückte den Laden wieder zu.

Während aus dem niedrig hängenden Graugewölk ein kühles Nebelreißen herunterging, trieb Malimmes den Gäulen die Starrheit aus den Gelenken. Er führte sie an den Halftern auf der Straße hin und her, zuerst im Schritt, dann ließ er sie traben und galoppieren. Es ging. Wieder in den Stall. Er legte das Sattelzeug auf die Gäule. Wo er sie anrührte, schütterten sie mit der wehleidig gewordenen Haut. Und immer ließen sie die Wunden zittern, um die Fliegen von den Blutkrusten zu scheuchen.

Zuerst ritt Malimmes den Falben. Als er auf der Straße schon ein paarmal gewendet hatte, verhielt er plötzlich den Gaul und spähte scharf in die hell gewordene Ferne. Im Galopp zur Haustür hin, ein Schwung aus dem Sattel, ein Griff nach dem Bidenhänder, wieder auf den Gaul, der Straße zu — und jetzt, mit dem Eisen in der Hand, jetzt glaubte Malimmes seinen Augen. Die Reiter, die da geritten kamen, an die vierzig oder fünfzig, brachten keine mordlustige Kriegerseele mit. Sehr friedfertig ritten sie einher, bei gemütlichem Schritt der müden, reichlich verpflasterten Gäule. Keine Waffe blitzte und kein Harnasch funkelte. Der Glanz des Eisens, das sie trugen, war erloschen unter Staub, Morast und Blutrost. Die meisten hatten ihre Eisenhüte am Sattel hängen. Und neben den bunten Farben der Mäntel und Wämser war sehr viel Weiß zu sehen: Stirnverbände, Backenbinden, Schulterwülste, Armschlingen und Kniebauschen. Die Vierzig oder Fünfzig, die da kamen, waren Spittelreiter, die der Herzog nach Burghausen schickte.

Malimmes ließ den Falben ein paar Sprünge machen, hob den Bidenhänder und schrie mit gellender Stimme den Namen seines Herrn. Im Reiterschwarm antwortete eine rauhe Kehle, ein Arm erhob sich. Lachend warf Malimmes den Bidenhänder auf den Rasen, sprengte zum Fenster hin und rief in die Stube: „Bub! Auf! Der Bauer kommt." In der Stube ein erstickter Freudenlaut. „Tu dich rüsten! Steht alles auf der Bank, was du brauchst. Das Eisenhütl häng an den Arm! Das mußt nit aufsetzen. Es tät dich kratzen. Tummel dich! Ich reit dem Bauer entgegen." Er ließ den steifbeinigen Falben im feinen Geriesel des Regens über die Straße hinausklappern.

Runotter, völlig gerüstet, den rechten Arm in einer breiten Leinenschlinge, kam auf dem starr hopsenden Schimmel dem Schwarm der andern voraus.

Die erste Frage des Malimmes war: „Herr? Sind am Arm die Flaxen noch ganz?"

„Wohl. Der Knochen hat ausgehalten. Sechs Wochen, meint der Feldscheer." Die heißen Augen des Bauern suchten. „Wo ist der Bub?"

„Der lacht. Wird gleich bei dir sein."

Runotter atmete tief. „Vergeltsgott!" Dann ritten sie nebeneinander zu dem einsamen Bauernhaus.

Der brennende Glanz in den Augen des Runotter schien dem Malimmes nicht zu gefallen. Er fragte in einer seltsamen Spannung: „Herr? Hast du heut schon wieder den Krug gelupft?"

„Heut bin ich nüchtern. Und gestern hab ich gelobt, daß ich außer lauterem Wasser keinen Tropfen nimmer trink, eh mein Krieg nit zu End ist."

Die Augen des Malimmes erweiterten sich: „Dein Krieg?"

„Mein Krieg! Wohl!“ Das erschöpfte Gesicht des Bauern spannte sich zu einer Strenge, die wie Andacht war. Und seine Stimme dämpfte sich. „Lus, Malimmes! Gestern, im Gefecht bei Aufham, bin ich dem Chorherren Hartneid Aschacher begegnet.“

„Hab mir's eh schon gedacht.“

„Achtzehn Jahr ist's her. Heut schaut er anders aus. Mir hat's ein Zittern in meiner Seel gesagt: Der ist's! Und wie ich das Eisen auflupf, krieg ich von einem andern den Streich auf den Arm da. Der Aschacher ist mir entronnen. Malimmes! Jetzt weiß ich, warum Krieg ist. Daß ich den Hartneid Aschacher wieder find.“

Ein Schauer des brennenden Zornes, der in dieser Stimme zitterte, faßte auch den Malimmes. Doch er zwang sich zu einem heiteren Wort: „Freilich! Wenn nur jedes Häfelein seinen Deckel findt. Nachher ist die Welt so gut eingerichtet, daß sie der Herrgott nimmer besser hätt machen können.“ Er wurde wieder ernst. „Verschweig's vor dem Buben! Der hat's eh schon im Wind gehabt. Ich hab lügen müssen.“

Der Bauer verhielt den Gaul. „Lügen?“

„Bei dem Schwarm, der uns fürgestern vor dem Waginger See in den Weg gerumpelt ist, muß der Aschacher gewesen sein. Ich hab einen adligen Jungherren in den Graben hinuntergeschlagen. Der hat mit einer süßen Stimm gekreistet: Aschacher, hilf mir! — Der und der Aschacher? Brüder sind das nit gewesen.“

„Ich versteh nit. Was meinst?“

„Sei Kriegsknecht an die achtzehn Jahr lang, nachher verstehst du schon. Einmal, da hab ich auch nit verstanden. Und bin neugierig worden. Im Clevischen.“ Malimmes plusterte ein bißchen den Hals. „Aber du kommst allein? Wo sind die Unseren?“

Erst nach einer Weile gab der Bauer Antwort. „Ich weiß nit. Der Altknecht ist nimmer nachgekommen. Dem Heiner haben sie im ersten Anlauf den Gaul erstochen. Kann sein, die zwei haben sich durchgeschlagen mit den Spießknechten. Kann sein, sie haben saufen müssen — von meiner Treu. Gott soll sie gnädig haben. Jetzt geht's über alles weg. Bis ich den Aschacher find.“

Von der Bauernstube klang der heiße Schrei einer Mädchenstimme. Doch aus der Haustür kam ein schlanker Bub in schwerem Eisen heraus. Und während Runotter aus dem Sattel stieg, mußte Malimmes lustig lachen, weil Jul in diesem plumpen, unpassenden Wehrzeug aussah wie ein junger Vogel, der mit kurzem Hals aus dem Kopel guckt.

Jul und Runotter standen Hand in Hand; nur ein paar Worte sprachen sie; ihre Augen redeten; und das Gesicht des Buben war weiß wie Linnen, als seine Finger über die Armbinde des andern herunterstrichen.

Malimmes klaubte in Hast sein Zeug zusammen, hängte die Eisenschaller an seinen Arm, gab der Bäuerin die paar Silberbleche, die er im Hosensack hatte, und holte den Ingolstädter aus dem Stall.

Auf der Straße kroch der Zug der Spittelreiter vorüber; die meisten saßen stumm und gebeugt im Sattel; nur wenige schwatzten; in ihren Stimmen war Galle und Verdrossenheit; von allen, die da redeten oder schwiegen, schien keiner an diesem grauen, rieselnden Morgen den Krieg für eine fröhliche oder notwendige Sache zu halten.

Und weit über den abgemähten Wiesen draußen, gegen Süden, wo die schwarzen Dachstrünke eines als „Weckfeuer“ niedergebrannten Bauernhauses gegen den trüben Himmel starrten, erschien auf der Straße ein

langer, brauner, wackeliger Wurm: die Reihe der vielen Karren, in denen man die Schwerverwundeten brachte, die nimmer reiten konnten; es waren auch Tote dabei, die man am verwichenen Nachmittag noch als Lebendige in das Karrenheu hinaufgeschoben hatte. Manchen von diesen Ungeduldigen, die das Burghausener Spittel nimmer erwarten konnten, hatten die Karrenführer, um ihren Gäulen das Ziehen zu erleichtern, schon hinausgeworfen in die Straßengräben; aber gewissenhaft brachte man von diesen Abgeladenen alles, was Kleidung, Waffe und Wehrstück hieß, mit heim in die landsherrliche Rüstkammer. Der herzogliche Zeugmeister nahm es in solchen Dingen sehr genau; nur bei den Hemden, die man den Toten mitgab in die Ewigkeit, hielt er die Führung eines Registers für überflüssig.

Ehe der lange, braun und grau gesprenkelte Karrenwurm zu dem einsamen Bauernhause herangeschlängelt kam, waren die drei Ramsauer schon dem Trupp der Spittelreiter nachgezogen.

Immer dichter fing der Regen zu strömen an. In diesem eintönigen Rauschen erfuhr der Bub über die Sensenschmiede von Piding und Aufham die ganze Wahrheit. Sie war so hart zu hören, daß in die Augen des jungen, schlecht gewaffneten Harnaschers ein Entsetzen kam. Seine Zügelhand, an deren Arm der eingebeulte Helm mit den geknickten Reihergranen hing, zitterte wie die Hand eines Fieberkranken, während Runotter in seiner kurzen, strengen Art diese roten Dinge vor sich hin sagte. —

— Hauptmann Seipelstorfer hatte die Verläßlichkeit seines Boten als eine feste Ziffer in die Rechnung jener Nacht und jenes blutigen Morgens eingestellt. Als der Abend dunkelte, ließ er die Fronbauern und den Rest der Troßleute entspringen. Beim Sperrwall blieben nur die zwanzig Schanzleute vom Hirschanger zurück, denen — wie Herr Grans behauptete — der heilige Peter die Höfe gebrandschatzt hatte. Auf den Bauernzorn dieser obdachlos Gewordenen, die den Gadnischen ihre heiße Not auch heiß wieder heimzahlen wollten, konnte Herr Seipelstorfer sich verlassen. Nach der vierten Morgenstunde, als der Himmel sich zu lichten begann, kniff der Hauptmann mit seinen Reitern aus. Das geschah nicht ohne Lärm; man konnte in der windstillen Dämmerung das Hufgestampf und Eisengerüttel weit vernehmen.

Vor den Trümmern des Hallturmes, im Aschenfelde, standen die Salzburger und der heilige Peter schon zum Sturm bereit. Hauptmann Hochenecher witterte die Lunte, die hinter der Sperrschanze brenzelte. Doch weil ihm bang wurde um die Freunde bei Aufham, Piding und Marzoll, wagte er im Vertrauen auf seine Übermacht einen Gewaltstreich und befahl in der ersten Morgenhelle den Sturm. Als die tapferen Springer die Sperrschanze erklettert hatten, sah man, daß die Bayrischen ausgerissen waren. In rasender Hast wurde eine Bresche durch die Schanze gebrochen. Und los mit der ganzen Reiterei, auf der Straße hinter dem Seipelstorfer her! Schon wollte das Fußvolk mit den Büchsen nachrücken. Da glommen kleine Feuerchen in zwanzig Buschverstecken auf, Fackeln flogen in die Reisighaufen der Sperrschanze, eine rasche Flamme rannte quer über das schmale Tal, die Bäume des Walles fingen Feuer, und eine lodernde Flamme legte sich hinter dem Reiterschwarm als unüberwindlicher Riegel vor die Salzburger Büchsen nud den Haupthaufen der Spießknechte.

Für den Hochenecher gab's nur noch einen einzigen Weg: hinaus gegen Marzoll! Als die dicke Reitermasse unter der Plaienburg vorüberklirrte, fingen da droben die Faustbüchsen zu knattern an, brüllend spien die Landshuterin und die Hornaussin schwere Eisenschachteln mit Bleibrocken aus, und ruhelos knarrte die Trommelkanone. Unter schweren Verlusten geriet der

Reiterhauf in Verwirrung, spritzte gegen die schützenden Wälder auseinander, und bevor er sich bei der Saalach wieder sammeln konnte, begann der Seipelstorfer ein grimmes Dreinschlagen. Die Sonne war da. Herr Heinrich, den Hinterhalt vom Rücken auseinander keilend, rasselte über Piding herein. Und der Boden und die Saalach wurden rot, während die Berge sich einwickelten in den Qualm des flammenden Waldes und in den Rauch der brennenden Dörfer.

Dann war's gekommen, wie es Malimmes vom Himmel abgelesen hatte. Der Seipelstorfer hetzte mit Eisen und Feuer den flüchtenden Hauf der Chiemseer. Und Herr Heinrich — auch im Jähzorn noch wirtschaftlich seine Kräfte sparend — ließ die Reste vom Reitertrupp des Hochenechers und der Gadnischen hinausbrechen nach Salzburg, gegen dessen Mauern nicht aufzukommen war, und tobte brandschatzend hinter dem Törring her. Die Burg des bayrischen Oberstjägermeisters und seiner weltberühmten Jagdhunde mußte fallen, ehe die Salzburger ihr Fußvolk und ihre Büchsen über Berchtesgaden herausziehen, den Stand der Dinge überschauen und zum Entsatz des Törring heranrücken konnten. —

— Während Runotter, zwischen den beiden andern reitend, das alles mit harten Worten hersagte, hielt Jul die Stirn so tief gebeugt, daß ihm das schwarze, vom Regen durchnäßte Haar gleich hängenden Rabenflügeln das Gesicht verhüllte. Und als der Bauer schwieg, blieb Jul noch immer so gebeugt. Er fand keinen Laut, tat keine Frage und klagte nicht. Doch die Schulterkacheln seiner Rüstung gingen knirschend auf und nieder. So mühsam atmete er. Immer wieder warf Malimmes einen Sorgenblick zu ihm hinüber.

Die Straße zog von der Raitenhaslacher Höhe hinunter in das Tal der Salzach. Für das wundervolle Bild des herzoglichen Schlosses, das wie ein geheimnisvolles Märchen hinter den Schleiern des Regens dämmerte, hatten die drei kein Auge. Sie hörten auch das Geschrei der Menschen nicht, deren wirre, aufgeregte Stimmen von den Torwerken herauftönten.

Warum hatte Runotter von den Gadnischen nichts erzählt? Kein Wort vom jungen Someiner? War da nichts Übles zu berichten? Um dem Buben die Ruhe zu geben, glaubte Malimmes eine Frage, die wie gleichgültige Neugier aussah, wagen zu dürfen: „Hast du nit gesehen, Bauer, was mit den Gadnischen gewesen ist?"

„Wohl! Und da muß ich dir ein Hartes sagen."

„Mir bloß? Sag's!"

„Dein Bruder, als ein halb Heiler, ist mit ausgeruckt. Der liegt. Zwei von des Hauptmanns Trabanten haben ihn aus dem Sattel gestochen. Mir hast du ihn genommen. Und recht war's. Um deinetwegen ist mir leid um ihn. Auch muß er arg an seiner Mutter gehangen haben. Wie's ihn auf dem Gaul überworfen hat, da hab ich ihn dreimal brüllen hören: „Mutter, Mutter, Mutter . . ."

Das Gesicht des Malimmes verzerrte sich, als möchte jenes wilde Lachen aus seiner Kehle brechen. Dann war's, als hätte ihm eine unsichtbare Hand über die Augen gestrichen. Er sagte ernst: „Das kommt für jeden, daß er sich seines Bluts besinnt." Und nach einer Weile: „Red weiter! Von den andern."

„Der Fürst hat sich mit dem Hochenecher gegen Salzburg durchgeschlagen. Das muß er dem jungen Someiner danken. Der hat sich für seinen Herrn ins Zeug geschmissen wie ein Bärbeißer." In die Stimme des Bauern kam ein leichtes Schwanken. „Mich hat er gemieden. Ich hab ihn auch nit

gesucht. Gefochten hat er noch als der Beste, derweil ihm schon wie ein rotes Bächl das Blut über den Schenkel geronnen ist."

Erschrocken warf Malimmes einen Blick zu dem Buben hinüber. Der saß noch immer tief gebeugt.

Schweigend ritten die Drei dem Tor entgegen, bei dem das Häuflein der Spittelreiter schon eingetroffen war. Ein Gewimmel von Menschen. Die fingen zu jauchzen und zu jubeln an, als sie die Nachricht des Sieges hörten.

„Guck," sagte Runotter, „da gibt's Menschen, die sich freuen."

Dieses Wort schien den Krampf zu lösen, der den Körper des Buben gefesselt hielt. Er hob das kalkweiße Gesicht mit den verzweifelten Augen, griff über den Gaul des Vaters hinüber, klammerte die Hand an den Ärmel des Malimmes und schrie: „Mensch, Mensch, warum hast du mich bei Aufham nit sterben lassen!"

„Geh, Jul, sei gescheit!" Malimmes befreite seinen Arm und trieb den Ingolstädter neben den Falben hin. „Hätt ich dich sterben lassen, so tät ich liegen, wo du liegst. Und unser Bauer tät nit in Burghausen einreiten als lebendiger Gast des Herzogs."

„Laß den Buben!" sagte Runotter hart. „Ganz unrecht hat er nit. Hätt ich schmecken können, was herauswachst aus dem gesiegelten Ochsenbrief — ich hätt die siebzehn Küh auf der Mordau niedergestochen, Stuck um Stuck, und hätt mich totschlagen lassen vom Seppi Ruechsam und den andern." Er streckte sich im Sattel. „Jetzt ist's, wie's ist. Jetzt will ich den Kopf aufheben und dem Ding in die Augen schauen, das kommen muß."

Sie ritten in das Tor. Die Menschen, die sich drängten in der Halle, kreischten den drei Gepanzerten, denen man die Schwere des Krieges ansah, in aufgeregter Freude entgegen. Wie betrunken waren diese Leute. Und hübsche und häßliche Mädchen, die sich wie irrsinnig gebärdeten, warfen dem jungen, leichenblassen Harnascher Kußhände und Blumen zu. Von ihren Hälsen rissen sie die seidenen Tüchlein, die dünnen Silberketten, die Schaumünzen und schleuderten alles vor die Pferde hin — und sahen aus dabei, als wäre ein großes Glück in ihren Herzen.

Der Falbe, als er aus dem Torbogen herausstampfte auf die Straße, fing hell zu wiehern an, weil er seine Heimat erkannte und den gewohnten Stall in der Nähe wußte. Und der Ingolstädter, den das Geschrei der Menschen zapplig machte, begann trotz seiner schweren Wunden zu tänzeln und wollte schneller vom Fleck. Lachend sagte Malimmes: „Du Rössel aus Ingolstadt! Jetzt reitest du ein bei Herzog Heinrich in Burghausen! Und du wehrst dich nit. Wär's dein Ingolstädter Herzog, der tät sich spreizen!"

Das jubelnde Geschrei der vielen Leute, immer wachsend, schob sich durch die enge Häuserzeile gegen den Marktplatz hin. Und schöne Glocken fingen zu läuten an.

Draußen vor dem Stadttor keuchte eine zerrissene Reihe von schweigsamen Menschen über die steile Straße hinauf: alte Mütter mit suchenden Augen, junge Frauen mit verstörten Gesichtern, täppelnde Kinder mit ratlosem Blick. Sie rannten gegen Raitenhaslach hin, immer schneller, schneller, schneller, dem langen, braun und grau gefleckten Karrenwurm entgegen, der die Sterbenden brachte und die Toten schon abgeladen hatte.

## IV

Herren-Chiemsee brannte.

Und rings um den See herum stiegen die Feuersäulen der geschatzten Dörfer auf, wie kleine Kerzen einen schimmernden Altar umglänzen.

Damit Herrn Heinrichs Schwur — „Gott soll's wollen!" — Erfüllung fände, ließ der Seipelstorfer zwei junge Chorherren, die man hinter Aufham gefaßt hatte, in den See stoßen. Drei, die man im Stift gefangen, mußten je tausend Dukaten Lösegeld bezahlen. Jene, die auf guten Gäulen entronnen waren — unter ihnen Bischof Engelmar und der Chorherr Hartneid Aschacher — flüchteten nach Ingolstadt.

Eine lange Reihe von Bauernkarren unter scharfer Bewachung, mit Plündergut aus Stift und Münster, mit Lösegeldsäcken und Sackmacherbinkeln, wurde nach Burghausen geschickt. Dann zog der Seipelstorfer mit dem zusammengeschmolzenen Trupp seiner Harnascher nach der Burg des Kaspar Törring, um den Belagerungshauf seines Herrn zu verstärken. Da kam er gerade noch recht, um das Ende der flinken Arbeit zu sehen, die Herzog Heinrich geleistet hatte.

Tag und Nacht waren die Büchsen und Bliden in ruheloser Tätigkeit gewesen und hatten vierzehnhundert Steinkugeln in die Burg geworfen. Die Antwerke hatten pechgetränkte Strohbauschen und glühende Lumpensäcke geschleudert und alles Brennbare der Burg in Flammen gesteckt. Nur der starke, aus gewaltigen Quadern erbaute Wachturm Hochtörring stand noch — ohne der Besatzung viel Schutz zu bieten; in diesem sicheren Turm hatte Kaspar Törring seine sechzig geliebten und berühmten Leithunde mit ihren Wärtern, mit ihrem Koch und ihrer Küche untergebracht. Schauerlich klang mit dem Gebrüll der Hauptbüchsen das tobende Hundegeheul zusammen, das immerzu aus den Wehrscharten des Hochtörring herausscholl. Neben diesem Turme, der die zentnerschweren Steinkugeln wie dürre Kletten abschüttelte, war alles andre der schönen, stolzen Burg, die vor wenigen Tagen noch als ein steinernes Kleinod hinausgefunkelt hatte über die waldreichen Lande, eine qualmende Brandstätte und ein formloser Schutthaufen geworden.

Dennoch befahl Herr Heinrich den Sturm nicht. Er wollte sein Volk schonen. Durch die Geschütze des Törring und bei den verzweifelten Ausfällen, mit denen die Besatzung den feuerspeienden Ring zu sprengen versuchte, hatte der Herzog schon ein halbes Hundert seiner Leute verloren. Aber auch die Besatzung der Burg hatte sich um mehr als die Hälfte vermindert; ihre Toten schwammen im braungewordenen Wasser des Burggrabens; und siebenunddreißig, die lebendig in die Fäuste der Herzoglichen gefallen waren, hingen an der Eiche, die das Zelt des Burghausener Profosen beschattete — eines Profosen, der seinem Salzburger Amtsbruder an Wohlwollen bedenklich nachstand. Die Äste des Baumes bogen sich unter dem Gewicht der vielen zweibeinigen Früchte Manche von diesen sanft und schweigsam. Schaukelnden hingen so tief herunter, daß die Gehilfen des Profosen, wenn sie aus dem Zelt heraus oder in das Zelt hinein wollten, sich bücken mußten, um nicht an die schwankenden Füße der Gerichteten zu stoßen. Wenn die noch Lebenden der Besatzung das bunt gesprenkelte Grün dieser Eiche sahen, dachten sie: *Die* haben's überstanden!

Die Übergabe des unhaltbar gewordenen Trümmerhaufens war stündlich zu erwarten. Aus Sorge vor dem Anrücken der Salzburger wollten die Belagerer das Letzte beschleunigen und nützten zu diesem Zwecke eine alte Erfindung des Büchsenmeisters Kuen, der jetzt in der Plaienburg unter den heißen Luftwellen brennender Wälder schwitzte. Man nannte das in der Kriegssprache: „den Dachs ausschwefeln". Aller Unrat des Belagerungsheeres, fest und flüssig, dazu noch alle Jauche der benachbarten Bauernhöfe wurde in Fässer geladen und aus den Antwerken in die Höfe der qual-

menden Burgruine und in die Turmscharten hineingeschleudert. Das war nicht nur den Leuten des Törring, auch seinen edlen, an Reinlichkeit gewöhnten Hunden zu viel. Sie heulten und winselten, als wären die Steinkammern des Hochtörring die qualvollsten Höllenschlünde.

Es war am Nachmittag. Eine Schönwettersonne begann schon den lieben Weltboden und sein lebendes Gewimmel rot zu vergolden. Da verstummte das Gebrüll der Belagerungsgeschütze.

Herzog Heinrich, der in seinem großen, durch einen Wall geschützten Zelte angekleidet auf dem Feldbett lag, fuhr aus den Kissen auf und kreischte lachend: „Käsperlein? Kommst du?" Er saß und lauschte mit vorgestrecktem Hals, heißen Glanz in den Augen, die hageren Wangen von einer krankhaften Röte glühend, den kleinen Kopf umstarrt von dem dicken, kräuseligen Schwarzhaar.

Erschöpft durch die schweren Strapazen, denen sein zierlicher Körper nicht gewachsen war, litt Herr Heinrich seit dem verwichenen Abend wieder an einem Anfall seines rätselhaften Fiebers, das die Ärzte bald als Folge geistiger Übermüdung, bald als Wirkung eines schleichenden Giftes, bald als welsches Erbgut des Hauses Visconti erklärten, ohne ein Mittel dagegen zu finden. In aufgeregten Zeiten erschien das Fieber. Wurden die Tage ruhig, so verschwand es wieder. Im Volke tuschelte man: das käme von dem Fluch, den die Wittib des an einem Ostertage geköpften Landshuter Ratsherrn Leitgeb über den damals vierundzwanzigjährigen Herzog gesprochen. In jener Osterwoche — während der Herzog zu Regensburg turnierte — wurden vierundfünfzig Landshuter Bürger, weil sie aus der herzoglichen Residenz eine freie Reichsstadt machen wollten, um Haus und Habe gebüßt. Dreißig wurden verbannt, einem Dutzend stach man die Augen aus, ein Dutzend wurde hingerichtet, ihre Witwen und Kinder wurden des Landes verwiesen. Aber das war schon lange her. Genau zwölf Jahre. An dieses Vergangene dachte Herr Heinrich selten. Und was nach seinem Glauben notwendige Gerechtigkeit gewesen, beschwerte ihm die Seele nicht und beschleunigte ihm keinen Pulsschlag seines Blutes. Nur daß er seit damals nicht gern in Landshut residierte. Er zog das verläßliche Burghausen vor.

Der jüngste Anfall seines rätselhaften Fiebers war so hitzig, daß die Sache dem Leibarzt bedenklich wurde. Herr Heinrich selbst war sorglos. Er hatte das unbequeme Leiden noch immer überstanden. Jetzt spielte zu seiner Beruhigung auch ein bißchen Aberglaube mit: jener Nürnberger Galgenvogel, der ihm vor Jahren zu Landshut die lustige Botschaft von der Himmelstür gebracht, und dem er in diesen Tagen einen kostbaren Vorsprung gegen den Ingolstädter verdankte, der saß, wenn auch etwas beschädigt, doch ganz lebendig in einer gesunden Stube des Burghausener Schlosses.

Heiter lachte Herr Heinrich vor sich hin, als er die klirrenden Schritte vernahm, die sich dem Zelte näherten. Was da kam, erriet er. „Lons! Denk an den heutigen Tag! Du Starker! Heut hab ich dir deinen Besten auf Mus zerrieben. Gott hat's wollen."

Einer von den schwergepanzerten Leibtrabanten trat ins Zelt.

„Das weiße Fähnl?"

„Ja, gnädigster Herr! Auf dem Hochtörring haben sie's ausgesteckt."

„Der Dachs will frische Luft haben?" Ein Lachen. Und während sein Körper im Fieber schauerte, nahm Herr Heinrich den schwarz umstruwelten Kopf zwischen die glühenden Hände. Nach kurzem Nachdenken rief er ruhig: „Oswald!"

Ein schmucker, dreißigjähriger Mann, der hinter dem Bett gestanden, trat schnell herbei: Oswald Ahaimer, des Herzogs Marschalk.

„Geh hinauf zu diesem wilden Jäger! Ich möchte wetten, er denkt zuerst an seine berühmten Hunde und dann erst an Weib und Gesind. Ist binnen einer halben Stunde die Übergab vollzogen, so will ich ihm das gewähren —" Der Herzog schwieg eine Weile. „Seine Leute haben sich rechtschaffen gehalten, sie sollen freien Abzug auf Urfehd haben. Seiner edlen Hausfrau schwör ich Leben und Ehre zu. Dem Kaspar Törring geb ich ritterliche Freiheit nach demütiger Kopfbeugung vor meinem Bett." Herrn Heinrichs Stimme wurde langsam: „Und wir wollen ihm gestatten, daß er — seine berühmten Hunde mitnimmt. Alle!" Er lächelte. „Wiederhole mir das!"

Der Marschalk hatte gut aufgepaßt. Er konnte den Willen seines Herrn wörtlich nachsagen. Der Herzog nickte heiter.

„Die Burg wird geplündert. Das hab ich meinen braven Blutzapfen versprochen. Viel werden sie nimmer finden in dem Mus da droben. Jetzt geh! Wenn's dem Käsperlein taugt, dann soll er kommen. Mißfällt's ihm, so wird weitergeschwefelt."

Als der Marschalk das Zimmer verlassen hatte, kam der Leibarzt mit vier Dienern, reichte dem Herzog unter Ruhemahnungen einen Kühltrank, entblößte ihm den Oberkörper bis zum Gürtel und wusch diese zarte Knabenbrust und den schmalen Rücken mit Essig, dessen Sauerduft durch feine Wohlgerüche gemildert war.

Herr Heinrich, sobald er wieder in seinem grauen Kittel stak, legte sich still und geduldig auf die Kissen hin. Immer lächelte er. Und wartete.

Man öffnete die Zelttücher, um die letzte Sonne hereinzulassen. Wie goldroter Same lag ihr Glanz auf dem zertretenen Rasen des Zeltbodens. Und der Lärm des Lagers da draußen glich dem Rauschen einer großen Mühle.

Nun ein lustiges Geschrei von vielen Stimmen.

Der Herzog setzte sich auf. Eine dürstende Spannung war in seinem Gesicht. Mit erloschener Stimme befahl er seinem Diener: „Schau, was los ist!" Dann griff er nach seinem schwarzen Mantel und wollte sich erheben. Der Leibarzt beschwor ihn, seiner Gesundheit zu denken und sich ruhig zu halten. Herr Heinrich nickte und blieb in den Kissen sitzen, den Mantel über dem Schoß. Da kehrte der Diener in das Zelt zurück. „Kommt er?"

„Ja, gnädigster Herr! Und zehn von den Unseren führen die vielen Hunde gekoppelt über den Burgberg herunter." Man hörte schon das näherkommende Gekläff wie eine fröhliche Jagd.

Heiter stieß der Herzog die kleinen Fäuste vor sich hin. „Gott hat's wollen!" Er wurde ernst. „Zehn schwere Panzer mit blanken Eisen zu meinem Bett! Der Kaspar Törring ist einer von den Starken, die gern gewalttätig werden." Nun lachte er wieder und streckte dem Leibarzt die Hand hin. „Fühl den Puls! Ich spür, daß mein Fieber minder wird."

Der Doktor machte ein freudig staunendes Gesicht. „Wahrhaftig, gnädigster Herr, die Krise scheint überstanden zu sein."

„Scheint mir auch so!" Herr Heinrich schüttelte das Haar und streckte sich. „Ob's nicht ein Wechselfieber ist? Mich verläßt es heut. Einen andern wird es packen. Gott soll's wollen!"

Die zehn Harnascher traten an, postierten sich zu Füßen und Häupten des Bettes, zogen vom Leder und stellten die blanken Schwerter vor sich

hin. Hinter den Gepanzerten war einer mit der Hauptmannsbinde gekommen. Der flüsterte dem Herzog ein paar Worte zu.

„Oh? Guck! Die Salzburger!“ Herr Heinrich hatte vergnügte Augen. „Daß die Freunde des Loys doch immer zu spät kommen! Du sagst, sie stehen beim Waginger See? Da brauchen sie noch zwei Stunden.“ Wieder nahm er den Kopf zwischen die Hände. „Eine halbe Stunde für die Plünderung. Sag meinen braven Blutzapfen, sie sollen sich eilen. Dann laß Alarm blasen. Das Fußvolk mit Troß und Geschütz voraus im Flinkmarsch. Mich soll man in einem Stangensessel tragen. Mein Roß bleibt neben mir. Der Seipelstorfer mit der ganzen Reiterei deckt mir den Rücken. Weiter!“ Der mit der Hauptmannsbinde sprang davon, während man das Kläffen und Winseln der vielen Jagdhunde schon nahe vor dem Zelt vernahm. Lachend faßte der Herzog einen Diener an der Kittelfalte, zog ihn zu sich her und tuschelte ihm ein paar flinke Worte ins Ohr. Erschrocken sah der Diener seinen Herrn an, wagte aber keinen Widerspruch und ging mit verstörter Miene davon. Unter dem Lärm, den die vielen Hunde aufschlugen, hörte man weit und verschwommen vom Burgberg her das Toben und lustige Schreien der Sackmacher und das angstvolle Kreischen weiblicher Stimmen.

Mit vorgebeugtem Kopfe lauschend, regungslos, die Fäuste in den schwarzen Mantel geklammert, saß Herr Heinrich auf dem Feldbett. Der Marschalk Oswald Ahaimer, von draußen erscheinend, schob das Tuch des Zeltspaltes noch weiter auseinander. In der dunkelroten Sonne vor dem Zelte sah man ein Gewühl von rostbraunen, von schwarz und weiß, von weiß und braun gefleckten Jagdhunden. Die vielen aufgestarrten und hurtig wedelnden Schwänze gaben dem Gewühl der kläffenden Bracken das Bild eines wunderlich bewegten Ährenfeldes. In diesem Gekläff war eine rauhe, vor Zorn bebende Stimme zu hören: „Eures Herren Wort ist Bürge. Wer meine Hunde nicht redlich betreut, versündigt sich wider seines Fürsten heilig Wort.“

Herr Heinrich lächelte. „So, meinst du?“

Da trat in die purpurne Sonne des Zeltspaltes ein hochgewachsener, sehniger Mann mit sonngebräuntem, verwittertem Gesicht und grauem Knebelbart, ohne Hut und ohne Waffen. Er war wie ein alter Jäger, aus einem Forsthaus der Berge herausgeholt. Nur kostbarer gekleidet. Doch diese grüne Seide war nicht reinlich und verbreitete einen schlechten Geruch. Der sie tragen mußte, war der „ausgeschwefelte Dachs“, der Oberstjägermeister der bayrischen Herzoge, Herr Kaspar Törring, den der Volksmund den „Teufel von Jettenbach“ nannte. Man verstand dieses Volkswort, wenn man des Törring kühne Adlernase und seine funkelnden Augen sah.

Als er stumm, mit übereinandergebissenen Zähnen und geballten Fäusten auf das Feldbett des Herzogs zuging, ließ Oswald Ahaimer das Tuch der Zeltspalte fallen. Eine violette Dämmerung war in der großen Leinwandstube, deren Ritzen wie feurige Linien schimmerten.

Törring wollte sich neigen. Herr Heinrich winkte ab und sagte freundlich: „Laß die Förmlichkeit, mein guter Kaspar! Unter uns Jägern ist das entbehrlich. Wir wollen uns daran genügen, daß du gekommen bist. Wie geht's dir? Wir haben uns lange nicht gesehen. Seit dem Scharmützel bei Piding nimmer.“

„Ja, Herr Herzog!“ murrte Törring. „Bei Piding hab ich Euch gesehen. Ein lützel weit. Einer mit minder scharfen Augen, als ich sie hab, hätt Euch schwerlich erkannt. So ferne habt Ihr Euch gehalten.“

„Du Närrlein!“ Herr Heinrich schmunzelte. „Ich werde doch mit dir nicht fechten! Ich, ein Zwerg. Mit einem Riesen und Teufel! Aber sag: was macht dein edles Weidwerk? Haben die guten Hirsche in meinen Wäldern schon verfegt? In meinen Wäldern bist du ja mit deinen berühmten Bracken viel mehr zu Hause als wir selbst.“

In Zorn machte Kaspar Törring einen Schritt und wollte sprechen.

Flink erhob der Herzog die schlanke Hand. „Nicht so nahe, mein lieber Kaspar! Du riechst nicht gut.“

Der andre in heißem Grimm: „Wer hat mich denn so verstunken?“

„Ich glaube, das war dein seltsamer Einfall, nach Piding zu reiten. Aber ehrlich, guter Kaspar, mir ist leid um dein kostbares Kleid. Seidene Strümpfe? Oooh! Hat dir die dein gnädiger Loys geschenkt? Oder hast du sie bezahlen müssen nach Pariser Preis? Ihr Lebensfrohen, ihr tut euch leichter als ich in meinem Bauernkittel. Seidene Strümpfe! Wenn ich so verschwenden wollte, wohin käm ich? — Oswald! Geh mit diesem kostbar Gekleideten in die Zeltkammer und laß ihn bürsten. Jäger pflegen auf Reinlichkeit zu halten.“

„Herzog Heinrich,“ sagte Törring mit erdrosselter Stimme, „spart mir den Hohn! Eure empfindsame Nase werde ich nicht lang belästigen. Da mir die Nackenbeugung gnädig erlassen wurde, ist mein Geschäft zu End. Laßt mich nach Eurem fürstlichen Wort mit meinen Hunden —“

Seine rauhe Stimme erlosch in dem aufgeregten Geschrei, das sich vor dem Zelt mit dem Gekläff und Gewinsel der Bracken mischte. Eine schrillende Frauenstimme. Die Türbehänge wurden auseinandergerissen. Vom Purpur der Sonne umschimmert, taumelte eine hohe, blonde Frau in das Zelt herein, noch schön bei vierzig Jahren, mit Strümpfen und zierlichen Schuhen an den Füßen, doch nur bekleidet mit einem langen Hemd, dessen dünne Leinwand vor dem Sonnenpurpur einen blauen Schattenriß des Körpers gewahren ließ — die Hausfrau des Kaspar Törring. Während sie zitternd den Hals ihres Mannes umklammerte und das Gesicht an seiner Brust verbarg, schrie Törring in Wut gegen den Herzog hin: „Du Wortbrüchiger! Du schnöder Frauenschänder!“ Seine funkelnden Augen sahen die Fäuste der zehn Gepanzerten an.

Herr Heinrich hatte sich vom Feldbett erhoben. „Ich hoffe nicht, daß unser fürstliches Wort mißachtet wurde! Edle Frau, ist Euch ein ernstliches Leid geschehen?“

Sie schüttelte an der Brust ihres Mannes den Kopf.

„Also, Kaspar? Wozu dein Zorn? Meine Blutzapfen waren in beklagenswertem Grade unhöflich und haben deiner Gemahlin den Schmuck und das Seidenkleid mit den goldenen Tressen genommen. Alles andre hat sie noch. Sieh nach!“ Während Herr Heinrich so sprach und seinen schwarzen Mantel vom Feldbett nahm, verwandelte sich draußen das Gekläff und Gewinsel in ein grauenvolles Geheul. Dazu hörte man dumpfe Schläge und ein Knirschen wie von brechenden Knochen. „Edle Frau!“ sagte der Herzog mit sehr lauter Stimme. „Wollet Euch meines Mantels bedienen!“ Und während der kleine zierliche Herr sich streckte, um ihr den schwarzen Mantel über die Schultern zu hängen, sagte er liebenswürdig: „Wie strack und hoch — und wie schön rund Ihr seid! Ihr solltet einen Mann haben, der zuerst an Euch denkt. Und dann erst an seine berühmten Hunde.“

Kaspar Törring schien nicht zu hören, was der Herzog redete. Den Arm um seine Hausfrau geschlungen, streckte er sich in lauschendem Schreck. Nun sprang er keuchend zur Zelttüre, riß den Vorhang weg und sah da draußen

einen Haufen erschlagener und noch zuckender Hunde liegen, mit wirr durcheinander gekrampften Beinen, umronnen von einer grauenvollen Blutlache — und sah, wie die Lagerknechte mit Knüppeln auf die noch lebenden losschlugen, welche keuchten und heulten. Törring deutete da hinaus und schrie wie ein Irrsinniger: „Herzog! Dein Wort? Dein Wort?"

Ruhig sagte Herr Heinrich: „Ich versprach dir ritterliche Freiheit. Und daß du deine berühmten Bracken mitnehmen kannst. Man kann auch tote Hunde mitnehmen. Nicht?" Er wandte sich zum Marschalk Ahaimer. „Oswald? Hast du ihm was andres gesagt?"

Erschrocken fing Ahaimer zu stammeln an. Und Törring, wie ein Tobsüchtiger, sprang auf einen der Gepanzerten zu und riß ihm das blanke Langschwert aus den Fäusten.

Die Fieberröte im Gesicht des Herzogs verwandelte sich jäh in aschige Blässe.

Ehe die Harnascher zuspringen konnten, sauste die schwere Klinge schon. Und Marschalk Ahaimer, der keinen Kopf mehr hatte, setzte sich rot auf den Boden hin.

Die Harnascher wanden dem Törring das Eisen aus den Händen und hielten seine Arme gefesselt. Einer fragte: „Herr? Was soll geschehen mit ihm?"

In seiner kalkigen Blässe sah der Herzog die Gemahlin des Törring an, die den schwarzen Mantel um das Gesicht gewunden hielt. Dann sagte er ruhig: „Ihm soll geschehen, was ich versprach. Man soll ihm die ritterliche Freiheit geben."

Törring keuchte: „O du Laus du! Recht hat der Loys!"

„Mein guter Kaspar!" Herr Heinrich lächelte. „Heut hast du mich enttäuscht. Ich habe dich immer für einen großen Jäger gehalten. Der bist du nicht. Ein ganz kleiner bist du. Hättest einen edlen Hirsch erlegen können. Mich! Und hast dich mit einem armen Hasen begnügt. Mit dem Oswald! Und wie dir heute nicht klar geworden, was du tun sollst, so hast du auch nicht gewußt, warum du neulich nach Piding rittest. Ich verzeihe dir." Der Herzog verneigte sich: „Edle Frau! Behaltet meinen Mantel! Und führt Euren kleinen Jäger wohin Euch beliebt." Er ging zur Zeltkammer. Unter dem Vorhang sagte er: „Man soll den Oswald mit Ehren bestatten. Er hatte ein schlechtes Gedächtnis. Das ist eine Krankheit, an der man sterben kann." Herr Heinrich verschwand.

Während man Leib und Kopf des Oswald Ahaimer davontrug, sah Kaspar Törring wie ein Erwachender den stillen, rostfarbenen, schwarz und weiß und weiß und braun gefleckten Hügel der erschlagenen Bracken an und begann zu weinen wie ein Kind.

Da nahm ihn seine Frau am Arm. „Komm, Kaspar! Laß dich führen! Vielleicht merkst du dabei, daß deine Frau noch lebt. Hunde kannst du ja wieder züchten."

Er klagte: „Ach, was versteht denn ein Weib! Gibt's nicht Weiber zu Hunderttausenden? Solche Bracken hat's nur sechzig auf Erden gegeben."

Die zehn Harnascher geleiteten das Ehepaar durch die Lagergasse, in der man mit heiterem Lärm das schwere Plündergut auf die Troßkarren lud und zum Abmarsch rüstete.

Bei dämmerndem Abend ließ sich Herzog Heinrich im Stangensessel hinter Geschütz und Fußvolk hertragen, das im Flinkmarsch über Kay und Tittmoning gegen Raitenhaslach zog. Seipelstorfer mit den Harnaschern deckte den Herzog gegen einen Überfall der Salzburger, die „zum Entsatz des Törring" heranrückten.

Während des ganzen Nachtweges, von Törring bis Burghausen, plauderte Herr Heinrich leutselig mit den Sesselträgern. Als er einmal eine kleine Weile geschwiegen hatte, lachte er lustig auf; er hatte in diesem Schweigen beschlossen, den Turm Hochtörring abbrechen und die mächtigen Quadern nach Burghausen führen zu lassen, um dort einen Turm „Hundstörring“ zu erbauen. — —

— Um die elfte Nachtstunde traf der Salzburger Entsatzhaufe bei der Törringer Trümmerstätte ein, wo es unter den funkelnden Sternen noch übler duftete, als es beim Hallturm in der Sonne gerochen hatte.

Herr Kaspar, in einer Mischung von wehmutsvollem Jägergram und schäumendem Ritterzorn, nahm mit der Salzburger Reiterei die Verfolgung des Herzogs auf. Er kam bis Raitenhaslach. Hier mußte er in der Morgendämmerung umkehren, wenn er nicht in das Geschützfeuer der herzoglichen Burg geraten wollte. Während des Heimritts erzählte er dem Salzburger Hauptmann von jedem der sechzig seligen Hunde eine lange, wundersame Geschichte, welche bewies, daß auch der dümmste von ihnen noch immer klüger war, als Aristoteles gewesen. —

Der Salzburger Heerhaufe rückte wieder in die heimatliche Stadt, ohne einen Toten zu beklagen oder einen Verwundeten mitzubringen. Die erzbischöflichen Wundärzte hatten schon reichlich mit jenen zu schaffen, die ein Karrenwurm von der Saalach und von Marzoll gebracht hatte.

Einer von diesen Leidenden, dem der linke Schenkel mit Lehm geschindelt war, machte zur Nachtzeit eine beschwerliche Reise nach Berchtesgaden. Er tat es gegen den Willen der Ärzte, weil ihm seine Mutter die verzweifelte Botschaft geschickt hatte: „Komm! Dein Vater muß sterben!“ Die flämische Rüstung, der Helm mit den Fasanenflügeln, die Waffen und zwei Krücken wurden dem Pongauer Rappen auf den Sattel gebunden. In einer Bettlade, an die man zwei feste Stangen genagelt hatte, trugen acht Männer den Verwundeten. Immer ging ihm die Reise zu langsam, immer bat er die Träger um Eile. Seine Stimme hatte einen Schleier, den sie im Leben niemals wieder verlieren sollte.

Wenn Lampert bei dem flinken Gehops der Träger stumm in den Kissen lag, sah er hinauf zu den funkelnden Sternen der Sommernacht und suchte das Antlitz Gottes, an den er glaubte. Gottes Gesicht sah aus wie die unbegrenzte Nacht, wie ein riesenhafter Panzer aus blauem Stahl, und hatte unzählbar viele Augen: solche, die groß und klar und herrlich waren, und solche, die winzig sind und geheimnisvoll.

„Gott hat Augen nur für die Sehenden. Gott ist augenlos für die Blinden.“

In den stillen, dunklen Dörfern brannte kein Feuer, nirgends sah man den Qualm einer Brandstätte, und dennoch war ein scharfer Rauchgeruch in der Luft. Er kam mit den Windstößen, die über den Untersberg herunterwehten, schwül wie ein Frühlingsföhn; sie bliesen über den Kamm der Felswände die heiße Luft herüber, die hinter dem Untersberg von den brennenden Wäldern gekocht wurde.

Je näher der kleine Trupp dem Tal von Berchtesgaden kam, um so nebliger wurde die Nachtluft. Und als es von der Ache hinaufging zum Stift des heiligen Peter, sah man in dem weißlichen Dunst auf keine hundert Schritte mehr. Die grauen, treibenden Schwaden, die wie der Dampf einer großen Badstube waren, rochen jetzt nach Harz, Wacholder und Fichtennadeln. Einer von den Trägern sagte: „Tät man den Husten haben, so wär's gesund.“

Eine Glocke schlug die dritte Morgenstunde, als die Reisenden durch den Stiftshof kamen. Der war wie ausgestorben. Kein Eisen klirrte, keine Wache rief. Die ganze noch übrige Wehrmacht des verwaisten Ländleins war in der Ramsau, die man wieder sanktpetrisch machte, war im Schwarzbächtal und beim heiligen Zeno, dessen herzogliche Hilfstruppen sich fast ohne Schwertstreich den Gadnischen ergeben hatten. Und da wurde der heilige Zeno so schwer um Gut und Besitz gebüßt, daß er für alle Zeiten aufhörte, eine politische Person zu sein, und daß den geweihten Söhnen seiner Kirche aus Mangel an Beschäftigung nichts andres übrig blieb, als ihrem geistlichen Amt zu dienen und gute Priester zu werden. Herr Konrad Otmar Scherchofer tröstete sich als lächerlicher Philosoph, der innerlich dem Besseren immer gewogen war. Doch sein sauerriechender Kaplan, Herr Franzikopus Weiß, der mit schweren Beulen und blauen Malen aus der Ramsau entronnen, konnte es nicht ertragen, daß seiner staatsmännischen Begabung der große Wirkungskreis entzogen werden sollte. Er konspirierte hinter dem Rücken seines Propstes und schrieb geheime Briefe. —

— In dem dichten Dunste, der über dem Marktplatz von Berchtesgaden lag, waren die Häuser still und dunkel. Nur ein einziges war wach. Gleich großen, trüb verschwommenen Laternen hingen die erleuchteten Fenster des Someinerschen Hauses im grauen Nebel. Überall war Licht, vom Erdgeschoß bis hinauf zur Dachstube der alten Magd. Als Lampert die hellen Fenster sah, fiel ihm ein weher Schreck in das Herz. Bevor noch die Träger die Bettlade auf das Pflaster niederstellten, streckte er die Hände und stammelte: „Meine Krücken — meine Krücken —" Da fing der Moorle zu wiehern an. Droben am Erker klirrte das Schubfenster. Ein Schrei. Der Schlag einer Türe. Im Haus ein Geraschel. Schwere Riegel klirrten, das Tor wurde aufgerissen, und aus dem Hausflur quoll der Geruch von starkem Räucherwerk. Bei trübem Lichtschein taumelte die schwarze Frau Marianne auf die Gasse heraus. „Bub, mein Bub —" Zitternd hing sie in den Armen des Sohnes, ließ sich hinfallen auf die Kante des Bettes und wußte nicht, was in ihr das größere war: der Jammer und Gram dieser Nacht oder die Freude dieses Augenblicks.

„Mutter? Er lebt doch?"

Sie konnte nicht reden, konnte nur schluchzen an Lamperts Hals. Und als ihr nach Tränen die Sprache kam, fand sie nur zwei gallige Worte: „Siebzehn Ochsen!" Die acht Träger, als sie die zwei unbegreiflichen Worte der Amtmännin hörten, hielten die Frau für irrsinnig.

Lampert nahm den Kopf der Schluchzenden zwischen seine Hände. „Komm, Mutter! Sei ruhig! Komm, ich führ dich hinauf!" Mit beiden Beinen stieg er aus der Bettlade, biß die Zähne übereinander und knirschte: „Die zwei Stecken her!"

Beim Anblick der Krücken schrie Frau Marianne den Namen des Heilands in die Nacht hinaus.

„Nein, Mutter! Hab keine Sorg! Das ist nur jetzt — weil ich den Knochen geschindelt hab und das Knie nicht biegen kann. Das wird schon wieder."

Jetzt war Frau Marianne keine schluchzende Wittib mehr — war nur die Mutter noch, die ihrem Sohne helfen muß. Zu den Schwachen hatte sie nie gezählt. Der alten Magd, die mit einem Windlicht auf der Hausschwelle stand, befahl sie: „Flink! Tu besser leuchten!" Die Schulter unter den Arm des Sohnes schiebend, faßte sie ihn fest um den Rücken. Und den stärksten der acht Träger schrie sie zornig an: „Du Muckenfanger, so komm doch und hilf!"



Im Mai

Nach einer Radierung von Heinrich Vogeler

Die beiden trugen den Wunden über die steile Treppe hinauf. Als sie ihn bei der Stubentüre vorbeibringen wollten, bat er: „Mutter! Ich will ihn sehen!"

„Morgen, Bub! Heut nimmer! Du mußt ins Bett. Und mußt dich ausrasten und mußt deine Ruh haben."

„Ich will, Mutter —"

„Morgen, morgen!"

Frau Marianne log. Schon seit dem Abend war der selige Amtmann Someiner nimmer im Hause. Kaum daß er kalt geworden, hatte man ihn hinuntergelegt in geweihten Boden und hatte Sarg und Grube zugeschüttet mit gelöschtem Kalk. In der Marktgasse waren schon sieben Leute von dem gleichen bösen Leiden befallen. Um das Gift der Krankheit im Hause zu zerstören, brannten in allen Räumen die Wacholderkerzen und das beizende Räucherwerk. Bei Anbruch der Nacht hatte ein Siechenwärter das Bettzeug und die Wäsche des Entschlafenen geholt, um alles in einen glühenden Ziegelofen zu werfen.

Der Morgen fing matt zu grauen an, als Lampert in seiner kleinen weißen Stube gebettet lag, in der so viele Wacholderkerzen brannten, daß der Raum sich ansah wie eine Weihnachtsstube. Der gleißende Schein, der in das erste trübe Grau des Tages hinausstrahlte, lockte die Dämmerungsfalter so zahlreich an, daß man meinen konnte, da draußen wären zwei unsichtbare Hände, die rastlos mit den Fingernägeln gegen die Fensterscheiben trommelten. Eine Werbetrommel des Todes! Jeder klirrende Laut am Fenster rührte von einem kleinen Leben her, das sich in Lichtsehnsucht und Eigensinn am harten Glase den Kopf zerschlug. Erst bei wachsendem Morgen, dessen Helle stärker wurde als der Kerzenschimmer, endete der ruhelose Todesflug der Schmetterlinge. Nach diesem Krieg zwischen Nacht und Helle sah es da draußen auf dem steinernen Fenstergesims wie bei der Hallturmer Mauer aus: viele Leichname lagen in der Sonne. Nur ein bißchen kleiner waren sie als jene Zweibeinigen; und der Sieger plünderte ihnen nicht den glänzenden Schuppenpanzer vom toten Leib herunter.

Frau Marianne hatte den Medikus holen lassen, der den locker gewordenen Verband erneuerte und die Sorge dieser verstörten Mutterseele durch die heiligsten Schwüre beruhigte.

Als die Frühsonne in die weiße Stube hereinglänzte, saß die Amtmännin neben dem Bett ihres Sohnes, liebkoste seine schlaffe Hand und erzählte vom letzten Leiden des armen Ruppert. „Schon gestern in der Früh, wie's auf die siebente Morgenstund gegangen, hab ich gemeint, er muß verscheinen. So schwach ist er gewesen, so ganz von Kräften gefallen. Und da ist das Ärgste noch erst gekommen."

„Mutter?"

„Er hat mich schon nimmer kennen mögen, den geistlichen Herren nimmer, den Pießböcker nimmer, keinen Menschen mehr. Und derweil ihm die kalten Tropfen über das magere Gesicht heruntergelaufen sind, hat er allweil angstvoll auf das gleiche Fleckl in der Luft geschaut, hat geredet mit einem Unsichtbaren und hat gerungen mit ihm. Ach, Bub, wie grausam ist das gewesen! Sechs Stund lang hat der Vater kämpfen müssen wider den Teufel. Und allweil das gleiche Wörtl: „Siebzehn! Siebzehn!" Und noch ein anders hat er allweil gesagt: „Nicht schlagen!" Mir ist das Herz schier auseinandergebrochen." Tränen erstickten die Stimme der Amtmännin.

In tiefer Erschütterung bedeckte Lampert das Gesicht mit den Händen. „Nicht schlagen! Denken!"

„Verstehst du, was er sagen hat wollen?"

Lampert nickte.

„Und allweil, allweil, allweil so! Sechs Stund lang. Bis zum Nachmittag, um die zweite Stund. Da hat ihm der gütige Herrgott beigestanden im Krieg wider den bösen Feind. Und da ist er ruhig worden. Und ist so dagelegen und hat ein lützel leichter geschnauft. Und gählings tut er sich in den Kissen aufsetzen. Erst hab ich gemeint, er kennt mich, weil er allweil gesucht hat nach meiner Hand. Aber mit den Augen ist er im Leeren gewesen. Und ich sag dir, Bub, was Heiliges ist ihm ins magere Gesicht gekommen. In seinen Augen ist ein Glanz gewesen, daß ich gemeint hab, es sitzt ein biblischer Erzvater in dem schiechen Bett. Und da tut er die Hand strecken — grad so, wie's im Krieg die Hauptleut machen — und sagt mit einer festen Stimm: „Jetzt weiß er's! Jetzt hab ich's ihm bewiesen nach Brief und Siegel. Daß keiner schlagen darf! Auch der nicht. Gottes Recht verbietet's." So hat er geredet, Bub! Und hat sich hinfallen lassen auf meinen Arm. Es ist sein letztes Wörtl gewesen. Um die vierte Stund ist er schön und ruhig eingeschlafen."

Lampert umklammerte die Hand der Mutter. Und nach einer Weile fragte er mit zerdrückter Stimme: „Hat er nimmer geredet — von mir?"

Die Amtmännin stammelte hastig: „Wohl, Bub! Freilich!" Eine heiße Röte schlug ihr über das vergrämte Gesicht. „Fürgestern am Abend, oder gestern in der Früh — recht weiß ich's nimmer — da hat er mich bei der Hand genommen und hat gesagt: An unserm Buben wird der Fürst einen guten Amtmann haben."

Ernst sah Lampert die Mutter an, behielt ihre Hand in der seinen und drehte schweigend das Gesicht gegen die weiße Mauer.

Frau Marianne atmete schwer. Sie hörte keinen Laut ihres Sohnes. Aber sie merkte es an seinen zuckenden Schultern und konnte es fühlen an seiner Hand, wie der Schmerz in ihm wühlte.

„Ach, Bub, was soll ich noch sagen? Sie haben mich wegtun wollen vom Bett, aber ich hab's nicht gelitten und hab ihm selber die letzte Pfleg gereicht. Ohne Beistand hab ich ihn lupfen können. So ein stattlichs Mannsbild ist er gewesen, einmal. Und ist auf dem letzten Brett gelegen wie ein Hehndl, so klein und mager." Unter fließenden Zähren sah die Amtmännin ins Leere. „Dann hat der Pießböcker die Tür versiegelt. Und in der lieben Stub, wo ich sechsundzwanzig Jahr lang mit meinem guten Ruppert gelegen hab in Glück und Sorgen — da brennt der Schwefel, und Stank und Gift ist drin —"

Lampert erhob sich erschrocken aus den Kissen. „Mutter?" Er hatte verstanden.

Sie sah ihn hilflos an. „Muß ich's halt sagen. Der Vater ist seit dem Abend nimmer im Haus."

Die Sonne strahlte durch das verbleite Glas und spannte schimmernde Stege durch den herb duftenden Rauch der Wacholderkerzen.

Nach einer Weile schob die alte Magd das scheue Gesicht durch einen Spalt der Türe herein. „Im Stall beim Moorle ist ein fremder Mensch. Der geht nimmer fort. Will Essen und Trinken haben. Und ein Bett."

„Bub? Wer ist das?"

„Mein neuer Knecht." —

Man reichte dem Manne Trank und Speise und gab ihm die Stube des früheren Knechtes, der nimmer kam. Das war ein froher, lustiger Bursch gewesen, der gerne sang und lachte. Dieser Neue war schweigsam und ängstlich.

Graue, dumpfe, sorgenvolle Tage.

In vielen Häusern mußten die Wacholderkerzen und der Schwefel brennen.

Die schwüle, giftige Luft, die über Berchtesgaden dunstete, wurde besser, als ein schwerer Gewitterregen den Brand der Wälder bei der bayrischen Plaienburg erstickte.

Nun konnte man in der Krankenstube des Someinerschen Hauses an jedem schönen Morgen das Fenster öffnen, um die Sonne und den Duft der Gartenblumen hereinzulassen.

Als das Wundfieber überstanden war, begann sich Lamperts Befinden langsam zu bessern.

Um sein Bett frisch überziehen zu können, hob man ihn eines Morgens vom Lager auf eine Matratze, die man auf den Fußboden der Stube gelegt hatte. Und während Frau Marianne den Schilfsack des Bettes wendete und die zerlegenen Binsen locker machte, fiel etwas Schweres auf den Boden, kollerte unter der Bettlade heraus und blieb neben Lamperts Matratze liegen. Er streckte die Hand und griff nach dem kleinen, wunderlichen Ding, das zu ihm gekommen war. Ein Brocken Blei. Wie eine zerquetschte Nuß.

„Schau, Mutter! Eine Büchsenkugel. Die muß man am Hallturner Elendstag in meine Stub hereingeschossen haben."

„Ich glaub, das muß anders sein. Selbigsmal ist zu Berchtesgaden nicht viel geschossen worden. Und am Fenster ist nie ein Loch gewesen."

„Ich hab sie nicht mitgebracht. Wie kommt die Kugel in meine Stub?" Lampert betrachtete das zerdrückte Klümplein Blei, das auf seiner flachen Hand lag. „Die Kugel sieht aus, als wär sie durch einen Harnasch geflogen. Aber es ist an dem Blei kein trockenes Blut."

Frau Marianne setzte sich neben Lampert auf die Matratze hin und beguckte das rätselhafte Ding. Eine Erinnerung wurde in ihr wach. „Ob die Kugel nicht von dem guten Buben ist?"

Rasch fragte Lampert: „Der in meinem Bett geschlafen hat?"

„Zwei Nächt lang. Ja! Und ich besinn mich. Der Bub ist heil gewesen. Aber ich hab auf seinem Kürrißbrüstling eine Dull gesehen."

Lamperts Augen wurden groß. Und sein erregtes Gesicht fing zu brennen an, als käme ein Rückfall seines Wundfiebers.

„Die Kugel," sagte Frau Marianne, „muß dem guten Buben zwischen Kürriß und Leib gehangen haben. Und wie er sich in seiner Müdigkeit zum Schlaf in das Bett gelegt hat, muß sich das Blei in die Binsen verschloffen haben." Sie erhob sich und breitete das frische Linnen über das Lager ihres Sohnes.

Von dem jungen Harnascher, der dem Someinerschen Haus ein Schutzengel wider die Sackmacher geworden war, hatte die Amtmännin schon viel erzählen müssen. Und immer hatte Lampert so seltsam gefragt, daß ihn die Mutter manchmal verwundert ansah. Jetzt, da sie wieder von dem Buben redete, den sie immer den „guten" nannte, geschah es zum erstenmal, daß Lampert keine Frage stellte. Schweigend, mit Sorge und Sehnsucht in den Augen, betrachtete er das zerquetschte Ding auf seiner Hand. Und während die Amtmännin die Kissen des Bettes aufschüttelte, preßte Lampert plötzlich die Lippen in heißer Zärtlichkeit auf das graue Blei.

„Ach, was für Zeiten das sind!" seufzte Frau Marianne bei ihrem fürsorglichen Mutterwerke. „Es wird doch der gute Bub nicht auch in der Saalach liegen?"

„Nein, Mutter! Der wär beim Fechten neben dem Runotter gewesen.

Meinen Helm mit den Reihergranen hätt ich sehen müssen. Der Bub hat bei Marzoll und Piding nicht mitgefochten. Auch der ander ist nicht dabei gewesen."

„Wer?"

„Der mit der schweren Narb." Der Jungherr schwieg. Und nach einer Weile sagte er leise: „Der so viel von dem Buben weiß." Er lächelte wie ein Träumender. „Auf dem Boden ist ein schlechtes Liegen, Mutter! Laß mich wieder in das Bett heben."

Der neue Knecht und die alte Magd mußten helfen, um ihn auf das frischgerichtete Lager hinaufzulupfen, für das dieser zweifellos tapfere Kriegsmann, der sich bei Marzoll wie ein Held für seinen Fürsten geschlagen hatte, eine höchst unkriegerische Vorliebe zu empfinden schien. Er drückte wohlig das Gesicht ins linde Kissen.

Im Verlaufe des Tages mußte Frau Marianne sich darüber wundern, daß ein erwachsenes leidendes Mannsbild stundenlang gleich einem heiteren Jungen spielen konnte mit einem Stücklein Blei. Oder war diese Kugel, die nahe zum Herzen eines jungen Lebens gedrungen, ein Amulett mit geheimnisvollen Kräften? Denn Lamperts Besserung machte seit diesem Tag so flinke Fortschritte, daß in Frau Marianne die gläubige, hoffnungsvolle Mutterfreude sich in einem steten Kriege gegen ihre Wittibstrauer um den seligen Ruppert befand. Neben dieser Trauer hatte die Amtmännin auch beklommene Zeitsorgen. Sie erzitterte bei jeder bösen Botschaft, die von der entfesselten Kriegsfurie der bayrischen Vettern nach Berchtesgaden drang. Vor Schreck wurde sie kreidebleich, als sie vernahm, daß Fürst Pienzenauer im Stifte eingetroffen wäre, um für seinen herzoglichen Freund zu Ingolstadt eine Hilfstruppe von vierzig Harnaschreitern, achtzig Spießknechten und zehn Faustschützen auszurüsten. Auch war am Münstertor zu Berchtesgaden einer von den vielen Werbebriefen angeschlagen, die Herzog Ludwig in alle Welt entsandt hatte.

Da stand zu lesen: „Wer zu Uns reiten will um Gewinn, dem wollen Wir Unsre Burgen öffnen und für Rechnung Proviant auf einen Monat liefern. Wer zu Uns reiten will um Geld und Sold, dem bieten Wir auf drei Gewappnete und drei Pferde monatlich fünfzehn Rheinische Gulden und Ersatz des Pferdeschadens im Gefecht, nebst Anteil an der Beute. Wer aber soldlos zu Uns reiten will, um Ritterschaft zu suchen, dem versprechen Wir Stechen, Rennen, Tanz und Spiel mit schönen Frauen, Sturm und Scharmützel nach Herzenslust."

Zwei gadnische Herren, der junge Hundswieben und der Dichter Jettenrösch, verließen die erfolgreiche Pflege der frummen Pfennigweiblein im Badhaus zu Berchtesgaden und zogen gen Ingolstadt — um „Ritterschaft" zu suchen.

Darüber wurde in der Marktgasse viel, doch sehr verschieden geredet. Im Someinerschen Hause sprach man von solchen Dingen kein Wort. Frau Marianne war, soweit es den Krieg betraf, eine heroische Schweigerin geworden; und die alte Magd wie der neue Knecht hatten heilige Eide schwören müssen, den Schnabel zu halten. Unter dem gleichen Schwur stand auch der Medikus. So oft er bei Lampert eine erfreuliche Besserung wahrnahm, zog die Amtmännin erschrocken die beiden Daumen ein. Und wenn Fürst Pienzenauer sich nach Lamperts Befinden erkundigen ließ, schickte sie sehr schlechte Nachrichten in das Stift hinüber. Sie sagte zur Magd: das täte sie, weil sie abergläubisch wäre. Und in den immer länger werdenden Nächten betete sie um ein Wunder, das der Allmächtige bei bestem

Willen nicht wirken konnte: ihr Lampert sollte flink so gesund werden, wie eine Forelle im Bergbach ist, und sollte dabei für den Propst so leidend erscheinen, daß er als Invalide dem grauenvollen Morden und Brennen entzogen blieb, zu dem der Krieg der bayrischen Herzoge sich auswuchs.

Immer schrecklicher lauteten die Botschaften, die von gebrochenen Burgen, geplünderten Städten, gebrandschatzten Dörfern, erschlagenen, gehenkten, erstochenen, verbrannten und ersäuften Menschen aus dem ebenen Lande hereindrangen in das wieder friedsam gewordene Bergtal, wo man keine toten Kriegshelden mehr zu begraben hatte, nur noch mager gewordene Lazarusse, die gleich dem Amtmann Someiner an der roten Ruhr das Zeitliche „gesegnet" hatten.

Nach der zweiten Augustwoche, an einem Berglandsmorgen von wundersamer Schönheit, wanderte die vom heiligen Peter für Herzog Ludwig ausgerüstete Hilfstruppe mit fröhlichem Pfeifenklang gegen Salzburg davon.

Lampert, in seiner weißen Genesungsstube, hörte von der kriegerischen Musik und dem Lärm der Menschen noch einen verworrenen Schall. Er erhob sich aus den Kissen. Seine tiefliegenden Augen fingen zu glänzen an. „Mutter? Marschieren da nicht Kriegsleut aus?"

„Was dir einfallt!" Mutter Marianne log mit geschulter Seelenruhe. „Heut ist Hochzeit. Einer von den Burghausener Kriegsgefangenen heiratet eine gadnische Hofmannstochter. Da gönnen ihm die Hofleut ein lützel Kriegsmannsehr und spielen einen Lustigen auf."

Ernst sah Lampert die lächelnde Mutter an und ließ sich stumm auf das Kissen zurückfallen. Dann sprach er ruhig vor sich hin: „Jetzt kann ich auch bald wieder reiten."

Frau Marianne erschrak, daß ihr der Herzschlag zu stocken drohte.

## V

Während Herzog Ludwigs Hauptmann Christoph Laiminger mit seinem Heerhauf seit Wochen die fränkischen Güter des Fritz von Zollern verwüstete, fielen entlang allen Grenzen des Landshuter Gaues die ingolstädtischen Truppen unter Marschall Frauenberger, unter Hauptmann Muracher und dem Pfleger von Wasserburg in Herzog Heinrichs Lande und hinterließen in Hunderten von niedergebrannten Dörfern die Spuren ihrer Wege.

Wie eine laufende Flamme brannte der Krieg an allen Ecken und Enden der bayrischen Herzogtümer auf.

Wilhelm und Ernst von München, der Kurfürst von der Pfalz und Johann von Neumarkt — die Herr Heinrich zur Hilfe wider den unbequemen Ingolstädter gewonnen hatte — sandten ihre Fehdebriefe an Ludwig im Bart. So standen alle Wittelsbacher im Kampfe gegen diesen Einen ihres Blutes, der durch seine gewalttätige und hochfahrende Art, durch seinen „französischen Übermut", sie alle schon einmal gekränkt, verhöhnt, beleidigt und geschädigt hatte.

Der auflodernde Zorn der Fürsten übertrug sich auf ihre Untertanen. In Städten und Dörfern, in Burgen und Handwerkerstuben, überall, wo Bürger der Wittelsbachischen Herzoge bisher friedlich beisammen gewohnt hatten, ergriffen sie Partei für ihre Fürsten und zerschlugen einander die Köpfe unter dem Geschrei: „Hie Ludwig! Hie München! Hie Heinrich!" Auf den Universitäten zu Prag, Wien, Heidelberg und Leipzig stachen in den Bursen die Studenten einander die Rapiere in den Leib, auf den

Märkten der deutschen Städte prügelten sich die Kaufleute und ihre Kunden, die Viehtreiber und Karrenführer.

Wie die Fürsten, so wechselten die ihnen verbündeten Ritter und Städte ihre Fehdebriefe. Mehr als fünfhundert Lehensherren der Münchener Herzoge und des Landshuters begannen Krieg wider Ludwig. Und fast ebensoviel ritterliche Freunde des Ingolstädters, der nach seinen Werbebriefen Zuzug auch aus Frankreich, Ungarn, Italien, Holland und Dänemark bekam, kündeten dem Herzog Heinrich und den Münchener Fürsten den Frieden auf. Die Briefe, die man noch immer wechselte, während das Morden und Brennen schon begonnen hatte, flossen über von Hohn, Verdächtigung und Haß. Die gegenseitigen Beschimpfungen häuften sich, wie bei den homerischen Helden vor dem Zweikampf.

Da seit der unglückseligen Erbteilung der bayrischen Lande die Besitzungen der Wittelsbachischen Fürsten in Flicken und Lappen die Länder des Gegners durchsetzten, stand Nachbar gegen Nachbar im Kriege: Burghausen gegen Wasserburg, Landshut gegen Freising, Tölz gegen München, Schrobenhausen gegen Pfaffenhofen, Traunstein gegen Rosenheim, Kufstein gegen Marquartstein. Durch Überredung gewonnen oder durch Vorteil verlockt, durch Drohung eingeschüchtert oder durch Geld bestochen, fielen die Lehensleute von ihren Herren ab, innerhalb der Städte entzweite sich Volk und Regierung, der Bruder schlug gegen den Bruder, Vater und Sohn wurden Feinde.

So stand auf allem Boden, der bayerisch hieß, von der Ulmer Gegend bis zum Böhmerwald und bis Linz hinunter, vom Main bis nach Tirol, die Bewohner schwesterlicher Erde mit Feuer und Eisen, mit Galgen und Pulver gegeneinander im Kampfe, und es entbrannte ein Krieg verwandter Stämme, schmachvoll und schauerlich, wie er unerhört war in der Geschichte eines vom gleichen Blute durchströmten Volkes.

König Sigismund, der in Sorge geriet um die Säulen des Reiches, mahnte durch Briefe und Gesandte zum Frieden, bat mit herzlichen Worten, wurde streng und drohte mit der Reichsacht. Und Rom, das seine Klöster und Kirchen gebrandschatzt und geplündert sah, rückte mit Kirchenbann und gräßlichen Strafen der Ewigkeit wider die vom Zwietrachtsteufel besessenen Fürsten aus. Aber keiner von den Wittelsbachern hörte auf die Stimme des deutschen Königs, keiner auf den Schrei des Papstes. Herzog Heinrich wie Herzog Ludwig schwor mit heiligen Eiden, das dem König gegebene Friedensgelübde unverbrüchlich gewahrt zu haben; der königstreue Ingolstädter schob die Schuld auf den „heimtückischen“ Landshuter, der königstreue Landshuter schob sie auf den „allzeit gefährlichen“ Ingolstädter, einer beschuldigte den andern des schnöden Friedensbruches, und jeder beteuerte, daß er wider Willen gezwungen wäre, sich seiner bedrohten Haut zu wehren. Nur die Münchener Herzoge konnten mit gutem Rechte sagen: „Wir müssen als redliche Leute die Treue wahren, die wir dem Vetter Heinrich zugelobten.“

Von allen Fürsten, die in diesen Krieg verwickelt wurden, hörte nur ein einziger auf die Friedensmahnungen des deutschen Königs: Friedrich von Zollern, der Burggraf von Nürnberg und neue Herr der ehemals Wittelsbachischen Mark Brandenburg, mit der ihn König Sigismund auf dem Konzil von Konstanz für treue Dienste belehnt hatte. Obwohl ihn Ludwig mit Pikenstößen reizte und brandschatzend seine fränkischen Lande verwüstete, zögerte Friedrich noch immer, in den Kampf zu treten. Jeder Werbung seines Schwagers Heinrich von Landshut entzog er sich. „Was kümmert

mich euer Betterngezänk, ich will in Frieden meinen jungen Acker bauen.“ Er blieb in seiner Mark, machte aus der Ferne noch einen Versuch zur Herstellung des Friedens in den bayerischen Landen, vereitelte einen Anschlag seiner Verbündeten auf den Ingolstädter und bot ihm die Hand zur Versöhnung. Sein Dank war ein mit Hohn und Schimpf beladener Brief, der ihn des Raubes am Hause Wittelsbach beschuldigte, ihn die brandenburgische Elster nannte und mit den Worten begann: „Du kürzlich hochgemachter Markgraf!“ Da schob auch Fritz von Zollern die Faust in den eisernen Handschuh und erschien im Felde. Mit raschen Stößen warf er dem Ingolstädter die Feste Parkstein nieder und eroberte die Burgen von Hilpoltstein, von Weiden und Floß.

Was Herzog Ludwig hier im Norden verlor, das ließ er seine Gegner südlich der Donau in sinnloser Verwüstung büßen. Während dieses roten Herbstes wurden die bayrischen Lande durch Eisen, Feuer und Raub so schwer geschädigt, daß innerhalb weniger Monate mehr Leute verdarben und arm gemacht wurden als sonst in hundert Jahren. Immer wieder das gleiche: fallende Burgen, stürzende Mauern, geplünderte Städte, brennende Dörfer, verwüstetes Feld, geschändete Weiber, verstümmelte Mannskörper ohne Augen und Ohren, ohne Nasen und Lebner, große Lachen geronnenen Blutes und verwesende Leichname von Mensch und Tier, die zu begraben der Krieg keine Zeit gefunden. In allen bayerischen Landen begann es zu riechen, wie es beim gadnischen Hallturm gerochen hatte. Und während das Volk verdarb, ohne Obdach war und hungerte, füllte die Ritterschaft jede Kriegspause mit Turnier und Festen, mit Tanz und Frauenspiel.

Des Brennens und Mordens wurde weniger, als bei Anbruch der Winterkälte die Kinnhaut kleben blieb an der stählernen Halsberge und die blauen, starren Finger anfroren an den Schwertgriff.

Nachdem die Truppen bis zur Adventzeit im Felde gelegen, waren Waffen und Harnisch verdorben, die Kleider am Leib der Kriegsleute verfault, das Sattelzeug der Gäule von Nässe und Frost zermürbt.

Fast alle Dorfleute der bayerischen Lande mußten sich während des Winters in den Städten und Burgen halten. Außerhalb der Stadtmauern stand oft zwölf und fünfzehn Meilen weit kein Dorf und kein Haus mehr. Zwischen dem Main und den Bergen war an Dörfern ein halbes Tausend geplündert und niedergebrannt. Und manches Dorf war so ganz verderbt, daß weder Haus noch Kirche mehr übrig war.

In den Städten, Burgen und umwallten Märkten, wo sich die Flüchtlinge in gedrängten Massen bei Not und Hunger zusammenhuschelten, brachen fressende Seuchen aus. Unter Armut, Leiden und Hilflosigkeit verzagten die Menschen und wurden des Lebens müde. Sie sagten: „Sterben ist das Beste.“ Nur die Siechenträger und Totengräber hatten Erntezeit, und die Pulvermüller, Schwertfeger, Pfeilschäfter und Waffenschmiede fanden bei ruheloser Arbeit reichlichen Verdienst. Das stählerne Klopfen bei Tag und Nacht war wie der fiebernde Pulsschlag dieses Winters in allen Städten und Burgen.

Im schmelzenden Schnee des Febers jagten die Briefreiter durch die verwüsteten Länder, die belebt waren von Dohlenkrächzen und Geierflug. Eine böse Unsicherheit lauerte bei den schwarzen Resten der niedergebrannten Dörfer. Gauner, kranke Weiber, Bettler und Ausgestoßene sammelten sich zu Schwärmen des Elends und hausten in den Wäldern. Diebstahl, Raub und Meuchelmord durchtaumelten das Land. Ritterliche Heckenreiter machten gemeinschaftliche Sache mit den niedrig geborenen Räubern. Sogar des

Königs Boten wurden auf den Straßen niedergeworfen und ihrer Habseligkeiten beraubt.

Herzog Heinrich verstand es, zwischen Landshut und Burghausen eine Art von Sicherheit aufrechtzuerhalten. An den vielen, die seinem Landfrieden in die Quere gerieten, hatten die entlaubten Bäume neben den niederbayerischen Straßen schwer zu tragen. Herr Heinrich pflegte zu sagen: „Das sind Wölfe. Weg damit!“ Es sah auch sonst im Herzen seines Landes während dieses Winters ein wenig besser aus als anderwärts. Er hatte den Gegner nach Kräften geschädigt, doch immer nach Möglichkeit seine eignen Leute geschont. Es war eines von seinen klugen Worten: „Wenn alle Bauern erstochen werden, wo nehmen wir andre her, um uns zu ernähren?“

Bei Beginn des lauen Frühlings stand er mit erfrischten, gut bewaffneten Truppen wieder als erster im Feld und berannte die noch winterschläfrigen Burgen seines Gegners. Er wandte sich immer gegen Plätze, deren Bezwingung nur ein mäßiges Opfer an Geld, Zeit und Menschen von ihm verlangte.

Ehe die Veilchen kamen, war von den Bergen bis zum Main der Krieg schon wieder in roter Blüte.

Herr Heinrich — ohne Rücksicht auf seine Verbündeten nur den eignen Vorteil wahrend — führte diesen Frühlingsfeldzug so vorsichtig und sandte den treuen Vettern nur so bescheidene Hilfe zu, daß die Herzoge von München unwillig wurden und klagten: „Willst du nicht besser beispringen, so müssen wir von diesem Kriege abstehen.“

Mit Heinrichs sparsamer Hilfstruppe, mit ihren Münchener Bürgern und ihren Oberländer Bauern brachen Herzog Ernst und Wilhelm dem Ingolstädter die Feste Friedberg, die Burgen Türkheim, Schwabeck und Grainsbach und bedrohten die Städte Neuburg und Rain, zwischen denen die Fackeln von hundert Dörfern loderten.

Noch übler, als südlich der Donau, stand die Sache des von Feinden eingekreisten Ingolstädters im Nordgau. Als Markgraf Friedrich die festen Plätze Kirchberg, Monheim und Dingolfing mit dem Schwerte genommen und zur Huldigung gezwungen hatte, mußte Ludwigs Hauptmann Christoph Laiminger nach dem Falle von Lauf bei Fritz von Zollern um einen Waffenstillstand ansuchen.

Herr Ludwig geriet in eine erbitterte Stimmung. Der Ausgang des Unternehmens konnte bei der Übermacht seiner Gegner nicht zweifelhaft sein. Die Zahl seiner Feinde mehrte sich noch immer, und seine eignen Leute begannen irr an ihm zu werden. Die kleinen Mäuse verließen das sinkende Schiff. Auch einer von Ludwigs mächtigsten Vasallen, der Abensberger, fiel von ihm ab und öffnete den Münchener Herzogen seine Burgen. Doch was in Ludwig die strotzende Kraft am gefährlichsten zerbröselte und sein helles Lachen erlöschen machte, war sein begründetes Mißtrauen gegen den eignen Sohn. Prinz Höckerlein, obwohl er in diesen knirschenden Zeiten Töne von kindlicher Herzlichkeit gegen den Vater zu finden wußte, entwickelte hinter des Herzogs Rücken eine unheimliche Tätigkeit, zog des Vaters Freunde durch goldene Versprechungen an sich und gewann des Herzogs Vertrautesten: den Lautenspieler Nachtigall. Herr Ludwig fühlte das graue Spinnennetz, das da gewoben wurde, und konnte es doch mit seiner starken Faust nicht fassen, nicht zerreißen. Er ließ sich bei Tag und Nacht von seinen roten Einrössern bewachen und genoß keine Speise, ohne daß Prinz Höckerlein die Mahlzeit mit ihm teilte. Das Gefühl der Unsicherheit, seine ruhe-

lose Sorge um Macht und Leben, seine gereizte Laune und sein Jähzorn verleiteten ihn zu Grausamkeiten, die sonst nicht in seiner Art lagen.

Als eine seiner reichsten Städte, Donauwörth, von ihm abfiel und ihm die schweren Steuerlasten mit offener Fehde heimzahlte, zwang er den Bürger Lang, der den Fehdebrief überbrachte, das Pergament mit Schnur und Siegel zu verschlucken. „Du bist kein Gesandter, du bist ein meineidiger Schuft. Allen deinen Mitbürgern, wenn ich sie fange, soll es ergehen wie dir!" Dieser leutselige und frohe Fürst, der noch nie in seinem Leben ein Todesurteil unterschrieben hatte, gab den Befehl, dem städtischen Gesandten die Augen auszustechen, die Zunge und den Lebner abzuschneiden und die beiden Hände vom Leib zu hacken.

Als dem Herzog in seiner kostbaren Stube gemeldet wurde, daß es geschehen wäre, deutete er auf den aus Bronze gegossenen Bluthund und sagte in Ekel: „Jetzt bin ich auch wie der! Heraufsteigen zu mir hat sie nicht können, die Laus! Jetzt hat sie mich zu sich hinuntergezogen." Beim Auf- und Niedersteigen durch die von Vogelgezwitscher erfüllte Stube sah er in einem Silberspiegel sein Bild, lachte grell und spie es an. Dann plötzlich umklammerte er den Hals seines alten Gleslin, weinte wie ein Kind und bettelte: „Laß ihn töten! Daß er nicht leiden muß!"

Nach diesen Tränen schien die alte Kraft in ihm wieder wach zu werden. Er wehrte sich wie ein Verzweifelter gegen eine Welt in Waffen, verpfändete seine kunstvollen Kostbarkeiten an Juden und reiche Bürger, rüstete ein neues Heer und gewann im Unglück eine Seelengröße, eine Festigkeit und Ruhe, daß auch unter seinen Gegnern mancher gerechte ihn einen „herrlichen, preiswerten Fürsten" zu nennen begann.

Die Münchener Herzoge — durch Ludwig zum Abzug von Rain und Neuburg gezwungen — wurden immer drängender gegen den Vetter Heinrich, dem sie trotz allem Mißtrauen noch immer die Treue hielten.

Heinrich schickte neue Versprechungen und bundsbrüderliche Briefe, doch keinen Gaul, keinen Spießknecht, keine Büchse, und blieb persönlich dem Feldlager ferne, sich entschuldigend mit einem Anfall seiner Krankheit. Durch Kundschafter gut unterrichtet, witterte er mit seiner klugen Nase das Erwachen einer neuen, bedrohlichen Kraft in dem „Unverwüstlichen zu Ingolstadt". Und da hielt er mit Vorsicht das Seine zusammen, und während er am Tage zu Burghausen um seines pflichtschuldigen Fiebers willen das Bett hütete und erst nach Anbruch der Dunkelheit einen erfrischenden Ausritt unternahm, betrieb er innerhalb seiner Mauern mit Hast und aller Gewalt ein neues Rüsten.

Da wurde ihm zu Anfang des August in später Nachtstunde eine Botschaft gebracht, die ihn barfüßig aus dem Bett trieb und zu so wildem Jähzorn reizte, daß sich nun ein Anfall seines Erbübels ganz ehrlich bei ihm einstellte.

Sein Schwager Zollern hatte ihm sagen lassen: „Wehre dich mit eignen Fäusten deiner Haut, wenn du glaubst, daß du noch immer fechten mußt! Mich erbarmt dieses schönen deutschen Landes. Und der König will's. Ich schließe Frieden. Willst du dir raten lassen und nicht den Zorn des Königs wider dich heraufbeschwören, so tue das gleiche! Meinst du es aufrichtig, so will ich Mittler sein zwischen dir und dem Loys."

Jagenden Puls in den Adern, mit nackten Füßen, nur in einen Mantel gewickelt, tobte Herr Heinrich in den schlecht beleuchteten, schmucklosen Stuben seiner Burg umher, während man den geheimen Rat Nikodemus aus der Stadt heraufholte.

Die Zähne des Herzogs knirschten, die Nägel seiner Finger gruben sich in das Fleisch seiner zarten Fäuste, und die Augen traten ihm vor wie bei einem, den die Angst vor dem Tode rüttelt.

Sein wühlender Haß schon fast erfüllt! Seine Sehnsucht schon fast zur Wahrheit geworden! Das erdürstete Glück schon zwischen den Händen! Jener „Starke" mit der gebeugten Stirn und dem erloschenen Lachen schon fast in den Staub gedrückt! Und jetzt alles nur ein Halbes! Alles zunichte, allem die Kehle durchschnitten. Und ihm, diesem Schwachen und Kleinen, war wieder das Schwert aus der Hand gewunden — wie damals auf der dunklen Gasse zu Konstanz!

In der großen, vielfenstrigen Stube, vor deren Scheiben eine schöne Sommernacht mit funkelnden Sternen blaute, setzte sich Herr Heinrich unter keuchenden Atemzügen, die flehende Mahnung seines Kämmerers mißachtend, an den Tisch und begann zu schreiben.

Als Nikodemus kam, war die Antwort an Fritz von Zollern vollendet. Und Herr Heinrich war ruhig. Er reichte seinem geheimen Rat die Botschaft des Schwagers. „Lies!" Lächelnd schlüpfte er in die warmen Schlafschuhe, die ihm der Kämmerer gebracht hatte, und zog seinen schwarzen Mantel fester um das Hemd.

Nikodemus, als er gelesen hatte, sah den Fürsten erschrocken an.

Der lachte leis und gab ihm die schief gekritzelte Antwort zu entziffern.

Man sah es dem Kahlköpfigen an den Augen an, daß er den Inhalt dieses Blattes nicht begriff.

„Wie heißt der letzte Satz?" fragte Herr Heinrich.

Nikodemus las: „So tue in deinem und meinem Namen, was ich als notwendig, hilfreich und redlich erkenne."

Mit heiterer Spannung in den fieberglänzenden Augen fragte der Herzog: „Das verstehst du doch?"

„Nicht ganz."

„Dann mußt du dich noch ein wenig besinnen. Treue Diener müssen die Gedanken ihres Herrn erraten. Siegle das Pergament! Und fort damit! Der Bote meines deutschen Schwagers wartet." Herr Heinrich hatte das „deutsch" wie ein spottendes Wort betont. Nun trat er zu einem Fenster hin. Da draußen dämmerte ein klarer Morgen. „Schön Wetter wird! Dieser gute König, der in Eilmärschen zu uns bösen Vettern kommt, um uns friedsam zu machen, wird feines Reisewetter haben." Ein kurzes Lachen. „Ob Herr Sigismund, der sich um unsern Frieden bemüht, nicht besser Ursach hätte, den Frieden in seinem Ehebett herzustellen? So viele Hirsche hab ich in meinem Leben noch nicht geschossen, als Königin Barbara ihrem hohen Gemahl schon durch das schöngesalbte Lockenhaar springen ließ."

„Auch Simson wurde betrogen."

„Dann bin ich lieber ein Schwacher. Aber wahr ist's, lernen kann man von diesem König. Er liebt zu sagen: Wer nicht zu heucheln weiß, versteht nicht zu regieren. Ein gutes Wort! Seiner hab ich mich heut erinnert. Die Weisheit des Königs wird mir Früchte bringen. Gott soll's wollen." Während Herr Heinrich zur Türe ging, glitt sein heiterer Blick über die Spruchbänder an der weißen Mauer. „Heut hab ich an den Loys gedacht! Jetzt leg ich mich ins Bett. Guten Morgen, Nikodemus!" Dem Kämmerer befahl er: „Ruf mir den Medikus!" Unter seinem Mantel schauernd, trat er in den kahlen Korridor hinaus.

Vor der Schlafstube des Herzogs hielten zwei Harnascher mit blankem Eisen die Wache — ein langer, sehniger Mensch mit einer schweren weißen

Narbe über das sonngebräunte Gesicht herunter; der andre ein klobiges Mannsbild in wuchtigem Panzer, mit steinernen Zügen und heißen Augen. Diese beiden schienen bei Herzog Heinrich in hoher Gunst zu stehen, da er ihnen seinen Schlaf und sein Leben anvertraute. Er nickte ihnen freundlich zu. Und zu dem Mageren mit der schweren Narbe sagte er lustig: „He, du, mein Nüremberger Galgenvogel? Bist du gesund?"

„Nit ganz, Herr!" Der Harnascher lachte, doch etwas Mürrisches war im Klang seiner Stimme. „Faule Zeit vertrag ich nit recht."

„Dann wirst du gesünder werden." Herr Heinrich, sich streckend, legte dem andern die Hand auf die eiserne Schulter. „Und du, Ramsauer? Warum dürsten deine Augen so heiß?"

„Weil ich sterben muß, wenn ich nit bald zu schaffen krieg."

Der Herzog betrachtete die zwei. „Hätt ich tausend, wie ihr beide seid, so würde Gott immer wollen, was mir wohlgefällt." In einem Schüttelfrost fingen ihm die Zähne zu schnattern an. Dabei kicherte er vergnügt vor sich hin: „Arbeit kommt. Wir kleinen Läuse wollen einen Stier umschmeißen."

Es erschien der Leibarzt mit dem Heiltrank; hinter ihm zwei Diener mit der Essigschüssel und den Tüchern.

Bei der Schlafstubentüre des Herzogs gab es ein ruheloses Hin und Her. Im Nachtkleide kam die Herzogin Margarete gelaufen, Schreck in den Augen, und wollte eintreten. Aus der Stube hörte man die schnatternde Stimme des Herzogs: „Sei verständig, Gretl! Denk an das junge Leben in dir und bleib in deinem Bett. Und weck mir den Jungen nicht auf. Der soll schlafen. Hörst du!"

Links und rechts von der Schwelle standen die beiden Harnascher wie starre Eisenbilder. Solange sie auf Wache waren, durften sie nicht reden miteinander. Doch ihre Blicke hielten Zwiesprach. In dem Schwergepanzerten, unter dessen Eisenschaller das völlig weiß gewordene Haar hervorquoll, schien eine wilde Freude zu wühlen; sie verzerrte sein steinernes Gesicht und war wie ein Brand in seinen Augen. Aus dem Blick des andern, über dessen sonnverbranntes, in Leiden hager gewordenes Gesicht die schreckliche Narbe lief, sprach eine flackernde Ungeduld, in der sich Hohn und Sorge miteinander mischten.

Als der Morgen hell wurde, rasselte eine Ronde von sechs Harnaschern, die ein ritterlicher Hofmann des Herzogs führte, durch den kahlen Gang herauf. Die zwei bei der Tür wurden abgelöst; dann die zwei alten Doppelsöldner vor dem Schlafzimmer der Herzogin und die zwei Gepanzerten vor der Stube des fünfjährigen Prinzen Ludwig.

Die Ronde der Abgelösten klirrte in den Schloßhof hinunter. Hier war es ruhig. Doch Hof und Wehrgänge waren so dick mit Spießknechten, Armbrustern und Faustschützen besetzt, als wäre ein Angriff in jeder nächsten Stunde zu besorgen. Vor dem grauen Schatzturm — den Herr Heinrich den „Sieger" nannte — bewachten vier Gepanzerte die schwer mit Eisen beschlagene Türe. Junge Weibsleute gingen mit leisem Schwatzen umher und verteilten an die Soldleute die Morgensuppe und den Frühwein.

Über eine Zugbrücke, unter der ein faules Wasser den weißblauen Himmel des erwachenden Tages spiegelte, kam die Ronde in den zweiten Burghof. Das gleiche Gewimmel von Waffen wie im Hof des Schlosses. Und ein Schwarm von Handwerksleuten kam zur Arbeit. Schweres Balkenfachwerk umhüllte den noch unvollendeten Hunds-Törring; der gewaltige Turm war bis zur dritten Schartenreihe gewachsen und sollte vollendet stehen, ehe der Winter käme.

Im dritten Burghof, wo die neugegossenen Hauptbüchsen Maul gegen Maul in zwei Reihen standen, waren die Schlafhäuser der Trabanten und Doppelsöldner. Hier ging die Ronde der Abgelösten auseinander.

Die beiden, die vor der Schlafstube des Herzogs gestanden, traten in einen kleinen alten Turm. In dem dunklen Stiegenraum umklammerte der Ältere den stahlgeschienten Arm des andern. Eine rauhe Stimme: „Was uns der Herr vertraut hat, muß man verschweigen. Auch vor dem müden Buben da droben."

„Ich hätt mir den Schnabel eh nit zerrissen!" gab der andre mürrisch zurück und wollte über die steile Treppe hinauf.

„Bleib!"

„Was willst?"

„Wer kann sagen, was kommt? Ich möcht nit haben, daß auch du noch saufen mußt — von meiner Treu. Du! Unter den Meinen der Beste. Der bessere, als ich selber bin. Und ich seh, du leidest. Ich mein auch, daß ich weiß, warum."

Ein hartes Lachen. „So? Meinst? Könnt auch sein, daß du dich irren tust."

„Ich irr mich nit. Willst du frei sein, so bist du's. In meiner Seel wirst du bleiben, so lang ich leb. Jetzt kannst du dir noch allweil ein neues Leben machen. Das meinig ist aus, ich weiß nit, wann. Sobald der Streich gefallen ist, auf den ich wart! Ich mag dich nit mit hinunterreißen. Du sollst weiterschnaufen."

„So? Weiterschnaufen? Da mußt du mich bleiben lassen. Magst du mich nimmer als Knecht, so laß mich bleiben als des Buben Bruder. Dich und den Buben hab ich. Sonst nichts. Das mußt du mir lassen. Komm! Auf der finsteren Stiegen wispern? Wir sind doch keine Liebsleut. Tät ich nit wissen, daß du nüchtern bist wie der Schloßkaplan vor der Frühmess', so tät ich glauben, du bist voll und hast einen Jammer. Komm! Und mach keinen Lärm! Der Bub muß Ruh haben. Die braucht er wie ein kranker Vogel die Federn. Tu fürsichtig auftrappen!"

Runotter nahm die Eisenschaller vom Kopf, legte den klirrenden Arm um den Nacken des Malimmes und preßte die Stirn an seine zerhackte Wange.

Vorsichtig stiegen sie über die drei steilen Treppen hinauf, die wie schmale Leitern waren.

Eine kleine Turmstube mit zwei Betten; drei Holzstühle und ein plumper Tisch bei dem winzigen Fenster; zinnernes Geschirr in einer Rahme; und an den Holznägeln der Mauer hingen die Kleider und das Waffenzeug.

Während Malimmes neben dem Herd die Rüstung lautlos von sich herunterschälte, trat Runotter in die Helle des Fensters. Mit den weißen, dünnen Haarsträhnen sah er aus wie ein Siebzigjähriger, der noch den Körper eines kraftvollen Mannes hat. Er legte jedes Wehrstück, das er von sich abtat, auf sein Bett hin. Malimmes kam mit nackten Füßen aus dem Herdwinkel und half. Dieses Jahr des Burgenbrechens, des Mordens und Brennens, der Gefahr und Mühsal hatte den Bauernsöldner äußerlich kaum verändert. Nur ein bißchen mager war er geworden, und in dem sonnverbrannten Gesicht war die große Narbe jetzt wie ein weißer Kreidestrich. Noch immer war das Lachen um seinen Mund, doch mit einem Zug von Hohn und Starrheit. Und ein müdes Leiden dämmerte in seinen Augen.

Runotter ging auf die niedere Kammertüre zu.

Rasch fragte Malimmes: „Wär's nit besser, du täst dich schlafenlegen?"

„Ich muß das Kind sehen."

„Höi, Bauer! Ich müßt viel! Und tu's nit."

Runotter zögerte. Dann griff er hastig nach der Klinke und trat in die Kammer. Ein Raum, der gerade ausreichte, um ein Bett, einen kleinen Tisch und einen schmalen Kasten zu fassen. Das Fenster ging nach Osten, von wo die kommende Frühsonne ein glimmerndes Feuerband über die Balkendecke hinwarf. Auf dem Gesimse standen drei Töpfe mit rotblühenden Blumen; sie sahen in der ersten Morgenglut der Sonne wie kleine, stille Flammen aus. Über dem Bett war ein plumpes Kreuzbild, mit Blüten und Grün geschmückt. Auf einem Sessel lag die bunte Kleidung eines Jungsöldners.

Jul, in einen braunen Mantel gewickelt, ruhte schlafend auf dem Bett, mit den Fäusten vor den Augen. Das dichte, lang gewordene Haar umschleierte die heiße Wange und verhüllte die Schultern. Während Runotter neben dem Bette stand, schlief Jul noch immer weiter; doch als der schwere Mann die Kammer lautlos verlassen wollte, fuhr Jul mit dem Kopf und dem rieselnden Schwarzhaar vom Kissen auf. Dieser Kopf mit diesem Haar und den entrückten Augen war von ergreifender Schönheit, lieblich und dennoch erschreckend. Das strenge, schmale, sonngebräunte Knabengesicht hatte noch nie so deutlich den Zügen eines Weibes geglichen wie jetzt nach diesem Jahr der Reiterplage, nach dem Anblick alles kriegerischen Grauens, nach dem Miterleben des gehäuften menschlichen Jammers. In den großen blauen Augen, die im Erwachen ratlos ein Ziel der Ruhe zu suchen schienen, brannte ein seelenkranker Blick, der wie das Träumen einer ekstatischen Nonne war.

„Gottes Gruß zum Morgen, Kind!"

Juls Augen, die noch immer nicht völlig erwachen wollten, irrten über die Mauern des kleinen Raumes hin und blieben verstört an dem gebeugten Manne haften. „Kommt schon wieder ein Tag?" Das klang, wie die Rettungslosen fragen: „Kommt der Tod?"

Bekümmert sagte Runotter: „Kind! Die Sonn ist da. Siehst du's nit?"

Stumm schüttelte Jul den Kopf, und eine gramvolle Müdigkeit veränderte sein Gesicht.

„Ich bin schuld." Runotter atmete schwer. „Der ander hat wieder recht gehabt, ich hätt deine Ruh nit stören sollen. Geh, tu noch weiterschlafen!" Er wollte die Kammer verlassen.

Da streckte Jul die zitternde Hand und flüsterte mit der Angst eines Kindes, das sich vor Gespenstern fürchtet: „Vater!"

Runotter kam, setzte sich auf den Rand des Bettes und faßte die glühenden Hände: „Um Gott, was ist denn mit dir?"

Und Jul wie im Fieber: „Vater! Tu mich anschauen! Was siehst du an mir?"

„Was soll ich denn sehen?"

„Meine Stirn schau an! Siehst du da nicht, was anders ist wie sonst?"

„Du bist wie allweil."

Ein tiefes Atmen, ein dumpfes Besinnen. Und dann die hastige Frage: „Vater! Sag mir, ob das sein kann?"

„Sein kann alles. Was meinst du?"

„Ob das sein kann, daß man ein zwiefacher Mensch ist und ein doppeltes Leben hat? Das eine im traurigen Wachen und das ander — ich weiß nit, wann? Und ich weiß nit, wo?"

Runotter erschrak. Bevor er antworten konnte, befreite Jul die zitternden Hände, warf sich auf das Lager hin und preßte unter ersticktem Schreikrampf das Gesicht ins Kissen.

Hilflos sah Runotter diesen zuckenden Körper im braunen Mantel an. Und ballte die Fäuste. „Aschacher! Wo bist du?"

Tappende Sprünge. Mit nackten Füßen, halb entkleidet, stand Malimmes am Bett, faßte den Jul an beiden Schultern, rüttelte ihn heftig und befahl: „Wie, Bub! Sei gescheit! Flink, steh auf!" Er lupfte ihn aus dem Bett heraus und stellte ihn aufrecht hin. „Jetzt tu dich waschen! Fest! Der Tag wird schön. Wir zwei, wir reiten ein paarmal in der Sonn um die Stadt herum." Malimmes packte den Runotter am Arm und zog ihn aus der Kammer. „Komm, Bauer! Ich koch derweil, bis der Bub sich fertig macht!" —

Gewaffnet, in bunten, schmucken Kleidern und im Funkelglanz der Stahlplatten ritten Malimmes und Jul um die siebente Morgenstunde zum Tor hinaus. Der Falbe und der Ingolstädter schmiegten sich im Traben gegeneinander, und immer scherzte der eine mit der Schnauze nach dem andern hin. In der Sonne schimmerte das Fell der Gäule, das am Hals und auf den Hinterbacken von vielen grauweißen Narben durchrissen war. — —

— Auf der gleichen Straße war im Grau des Morgens der Bote des Brandenburgers mit starkem Geleit davongeritten, gegen die Donau hinunter.

Fünf Tage später jagte dieser Bote von Nürnberg nach Ingolstadt.

Als er um die Mittagsstunde bei Herzog Ludwig einritt in den von heiterm Lärm und buntem Leben erfüllten Schloßhof, mußte er verwundert dreingucken, mußte lachen, mußte an Burghausen denken. Was er dort gesehen hatte, war die wache, schweigende, bis an die Zähne bewaffnete, des Angriffs harrende Kraft. Und hier — wo er das Elend und die Trostlosigkeit des Besiegten zu schauen erwartet hatte — hier lärmte und jubelte in der Mittagssonne aller farbige Leichtsinn des Lebens. Da war ein fröhliches Gewimmel von Jägern und Falknern, von huschenden Windspielen und kläffenden Jagdhunden, von scharlachfarbenen Einrössern und ritterlichen Herren in reichem Hofkleid, von Gauklern, Musikanten und geschmückten und geschminkten Weibern. In den großen Hallen, die den Hof umgaben, waren Tische zum Mahl gestellt. An gesonderten Tafeln hatten jene Fremdländer, die zu Herzog Ludwig gekommen waren, um Ritterschaft zu suchen, sich landsmännisch zusammengetan. Während die lustige Tafelmusik den Lärm durchschrillte, wurde an dem einen Tisch Französisch geschwatzt, am andern Italienisch; hier die schweren flämischen Laute, dort das wunderliche Wortgesprudel der Ungarn. In einer Ecke der Halle saßen die Edelleute der salzburgischen und berchtesgadnischen Hilfstruppe.

Neben dem mürrisch dreinschauenden Hauptmann Hochenecher pokulierte schwatzlustig der junge Sigwart von Hundswieben mit dem Chorherrn Jettenrösch. Der Krieg und das emsige Suchen nach Ritterschaft hatte die beiden so sehr verwildert, daß von dem geistlichen Stande, dem sie angehörten, nimmer viel an ihnen zu merken war. Den zwei vergnügten Freunden gegenüber hielt ein Fünfzigjähriger eine hübsche, kichernde Weibsperson auf den Knien und tuschelte ihr Spässe ins Ohr, über die auch dieses geschminkte Laster noch zu erröten drohte. Er war wie ein eitler Jungherr gekleidet, obwohl ihm der zierlich gestutzte Knebelbart schon zu ergrauen begann; die blauroten Äderchen des Trinkers überkräuselten seine Wangen, und in den grauen Augen glänzte eine freche Lustigkeit. Es war der Chiemseer Chorherr Hartneid Aschacher, der vor neunzehn Jahren aus dem Stift von Berchtesgaden hatte verschwinden müssen.

Einem jungen, sonngebräunten, ernstblickenden Kriegsmann, der über

schmuckloser Kleidung den spiegelblanken Brüstling einer flämischen Rüstung trug, schienen die Tafelspässe des Chiemseers zu mißfallen. Schweigend erhob er sich vom Tisch und trat aus der kühlen Halle in den sonnigen, von heiterem Lärm erfüllten Hof hinaus. Bei raschem Gang knappte er ein bißchen mit dem linken Bein.

„He, Someiner!" rief der Chorherr Jettenrösch. „Wohin denn?"

„Laß ihn laufen!" wehrte der junge Hundswieben. „So ein muckischer Spielverderb! Der tät besser nach Burghausen taugen als nach Ingolstadt."

Lampert, der diese Worte noch gehört hatte, drehte das Gesicht, kam zurück und sagte ruhig: „Hundswieblin! Jetzt sind wir des Herzogs Leut und haben kein Recht über uns. Sagst du aber ein zweits Mal so ein Wort, so denk ich nimmer, sondern schlag dich mit der Faust unter den Tisch hinunter."

Der junge Hundswieben wollte vom Leder ziehen. Aber Jettenrösch, während Hartneid Aschacher lustig hetzte, faßte den Erbosten am Arm. Und Hauptmann Hochenecher nahm Lamperts Partei und sagte: „Recht hat er. Das ist ein Mensch. Wo die Ferken schmatzen, ist ihm nit wohl. Mir auch nit." Er hängte sich in Lamperts Arm und verließ mit ihm die Halle.

Hundswieben und Aschacher fingen zu lärmen an. Ihr Geschrei ging unter in dem spannungsvollen Aufruhr, den der Eintritt des brandenburgischen Boten erregte.

Um die Mittagsstunde hörte man in Herzog Ludwigs Stube, die während der letzten Wochen minder kostbar geworden war, nach langer Zeit zum ersten Male wieder jenes helle kräftige Lachen. Ganz so hell und fröhlich wie früher klang es freilich nicht. In der erlösenden Freude, die da gekommen war, bitterte auch ein Tropfen Demütigung und Ärger. Aber es war doch ein Lachen, bei dem der alte Gleslin mit frohem Verwundern aufblickte. Der Lautenspieler Nachtigall unterbrach die kunstvolle Weise, die er im Erker klimperte; und weil er seinem Fürsten eine wühlende Gedankenarbeit ansah, verhängte er die Käfige der zwitschernden Vögel; die kleinen Sänger wurden stumm, und da war nun ein wunderlich bedrückendes Schweigen in der Stube.

Prinz Ludwig, der in einer Fensternische saß und an den Fingernägeln biß, sah den froherregten Vater an und wurde blaß bis in die Halskrause. Seine Augen forschten, während er langsam den mißgestalteten Körper aufrichtete. Lächelnd machte er ein paar von seinen wippenden Käferschritten gegen den Herzog, der dem alten Gleslin das Pergament des Brandenburgers über den Tisch hinüberreichte: „Gleslin? Wie gefällt dir das?" Wieder lachte Herr Ludwig.

Mit zärtlichem Augenaufschlag lispelte der bucklige Knabe: „Mein geliebter Vater scheint Botschaft erhalten zu haben, die gut ist?"

„Ja, mein Honigwürmchen!" erwiderte der Herzog, halb heiter, halb in Zorn. „Diese Botschaft ist für mich so gut, daß sie dich schwermütig machen könnte. Drum verschweig ich sie dir. Wolltest du nicht heute mit dem Sperber reiten? Es soll dir gestattet sein."

Der Prinz lächelte, während in seinen Mundwinkeln das Zucken eines leidenden Kindes war. „Die Sonne brennt. Mein Sperber ermüdet leicht in der Hitze. Ich will warten auf einen kühleren Tag."

„So tu, was du willst!" Der Herzog deutete nach der Tür. „Ich geb dir Urlaub."

Stumm, den großen Kopf zwischen die gekrümmten Schultern ziehend, wippte Prinz Höckerlein durch die Stube. Auf der Schwelle, schon halb ver-

borgen von den Brokatvorhängen, drehte er sich beim Komplimentieren wie ein ungeschickter Tänzer und warf dem Lautenschläger Nachtigall einen funkelnden Blick zu.

Herr Ludwig, der diesen Blick nicht sehen konnte, sagte hart: „Gott erlöse uns von allem Übel!“ Draußen vor der Tür knurrten die beiden Doggen. „Hörst du, Gleslin! Sie hassen ihn.“ Er tat einen scharfen Pfiff. Lärmend kamen die zwei großen Hunde in die Stube gefahren und sprangen mit Gewinsel an der hohen Gestalt des Herzogs hinauf. Er liebkoste ihre schönen Köpfe. „So! Jetzt legt euch wieder! Ihr meine Getreuen!“ Die Bracken, als hätten sie jedes Wort ihres Herrn verstanden, gingen Seite an Seite und mit ruhigem Schritt aus der Stube.

In den Augen des alten Gleslin war ein tiefer Kummer. Was er da zwischen Vater und Sohn hatte spielen sehen, ließ ihn fast des wichtigen Pergamentes vergessen, das er zwischen seinen dürren, zitternden Händen hielt. Der Herzog mußte nochmal fragen: „Also? Wie gefällt dir das?“

Gleslin sah das Blatt an. Erst nach einer Weile konnte er antworten: „Gnädigster Herr, das ist die Rettung.“

„Das ist mehr! Nicht nur die Rettung aus meiner Klemme. Auch ein Wegweis zu neuem Aufstieg. Es wird mir hart, dir einzugestehen, daß du recht hattest damals, als ich losschlug wider deinen Rat. Aber Wahrheit geht durch alle Greuel, ohne den Saum ihres Kleides zu beschmutzen. Ja, Gleslin, er ist ein Starker. Jetzt weiß ich, daß er auch gut ist. Drum mußte er mich besiegen, der ich stark war und bösartig bin. Ich will lernen von ihm.“

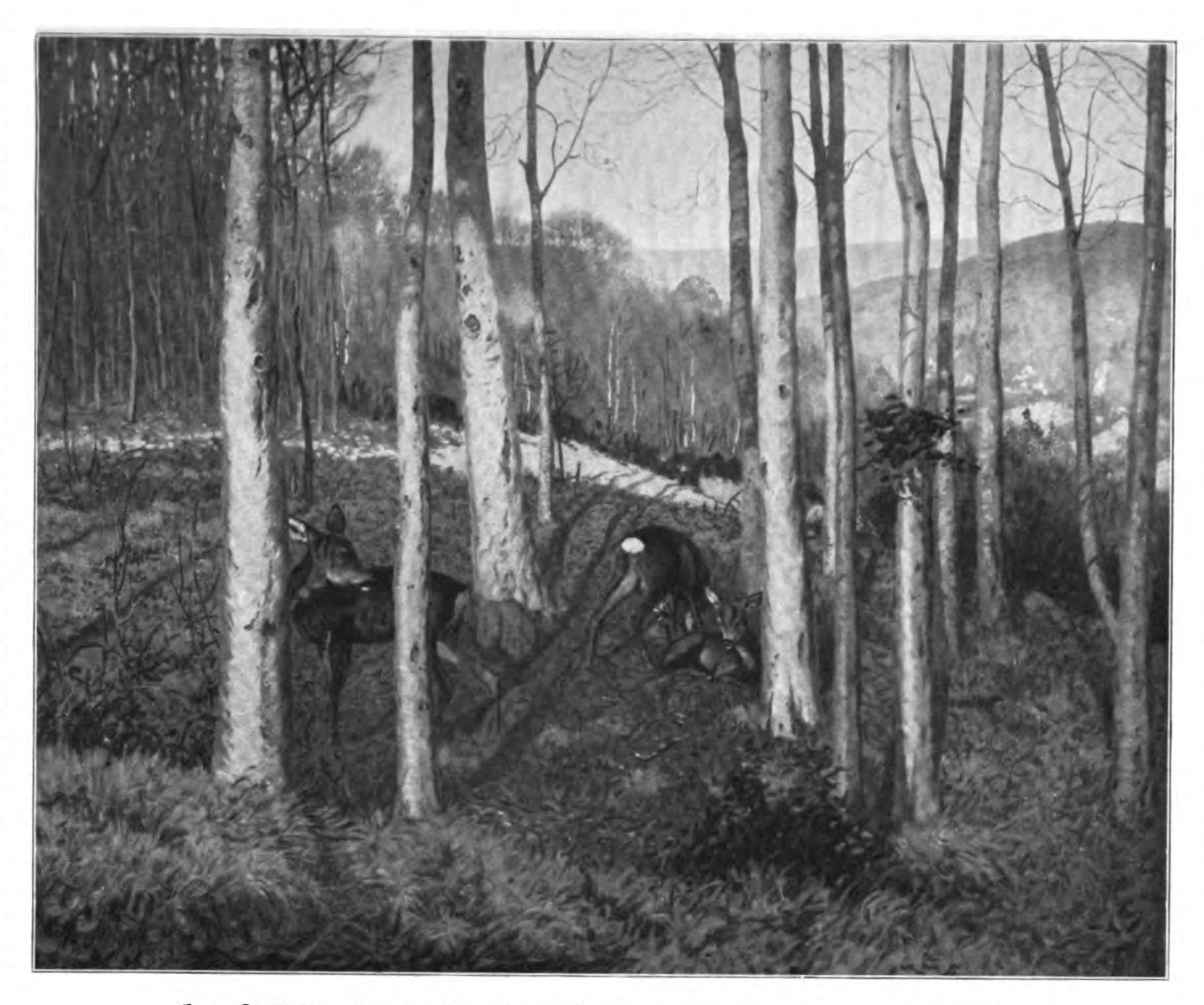
Ein frohes Aufatmen hob die Schultern des Greises, während Herzog Ludwig nach dem Pergamente griff, um wieder zu lesen, was seine Rettung war.

Eine kurze Botschaft: Friedrich von Zollern trug sich als Mittler zwischen Loys und Heinrich an, der es redlich meine und eine Verständigung zwischen Ingolstadt und Landshut als notwendig und hilfreich erkenne. Die Botschaft schloß mit den Worten: „Ehe wir handeln wegen des andern, wollen wir das Unsre reinlich in Ordnung bringen. Ich biete dir abermals die Hand zum Frieden. Willst du?“

Herr Ludwig antwortete: „Ich will nicht. Aber ich muß. Du bist der Stärkere.“

Den reichbeschenkten Boten, der diese Worte nach Nürnberg davontrug, begleitete des Herzogs Vizedom Brunorio von der Leiter, um mit Fritz von Zollern den Frieden abzuschließen und wegen der Sühne zu verhandeln, die Herzog Heinrich für seine meuchlerische Tat von Konstanz leisten sollte. Gegen die sechste Nachmittagsstunde ritten sie mit verschwenderisch ausgestattetem Geleit davon. Außer dem Herzog, dem alten Gleslin und dem getreuen Nachtigall wußte niemand zu Ingolstadt, welche Botschaft da getragen wurde.

Wieder glänzte ein goldroter Abend durch die Scheiben des Erkers herein, in dem der Lautenspieler seine klingende Kunst erwies. Herzog Ludwig, während er rastlos durch die Stube wanderte, mußte Musik hören, um des frohen Aufruhrs Herr zu werden, der ihn erfüllte, und um die wirbelnden Pläne dieser Stunde zu ordnen. Was jetzt vor ihm lag, war neues Leben, neue Macht. Das wiederholte Friedensgebot des deutschen Königs? Die mit der Hölle spielenden Drohungen des päpstlichen Legaten Branda? „Gleslin? Sind das Dinge, die mich bezwingen? Das deutsche Königtum ist ein leerer Sack. Laß ich Gold hineinschöpfen, so kann ich



Im Frühlingssonnenschein. Nach einem Gemälde von Hermann Osthoff

mich draussetzen. Und die Hölle ist eine zweifelhafte Sache. Da spar ich mir die Neugier auf eine spätere Stunde, die alle Nüsse knackt. Jetzt leb ich wieder. Und so lang ich lebe, will ich mit festen Füßen auf meiner Erde stehen. Jetzt hab ich nur noch einen Feind, der mir Sorge macht. Meinen Sohn und Erben!" Herr Ludwig sah zur Türe hin. „Diesen Honigwurm muß ich in eine Wabe setzen, die er härter als Stein und Eisen finden soll! Dann will ich wider die minder Gefährlichen tun, was „notwendig und hilfreich" ist — wie diese kleingewordene Laus von Burghausen sagt."

Gleslin, der die Gedanken seines Herrn erriet, begann in Sorge zu warnen, noch ehe der Herzog den keimenden Plan dieser Stunde deutlich ausgesprochen hatte: gegen die Vettern zu München, die ihn bitter bedrängt und schwer geschädigt hatten, alle Reste seiner Macht zu einem schnellen und vernichtenden Schlag zu sammeln, jetzt, da er durch den Frieden mit dem Zollern von seinem gefährlichsten Gegner im Rücken erlöst war und auch des andern ledig wurde, der untätig zu Burghausen saß und ängstlich um seinen dünnen Hals zu feilschen begann.

„Herr! Herr!" jammerte Gleslin. „An diese friedsame Untätigkeit zu Burghausen glaub ich nicht."

„Da magst du recht haben! Eine Laus kann das Beißen nicht lassen, solange sie nicht geknickt wird!" Herr Ludwig hatte wieder völlig sein frohes Lachen von ehedem. „Drum will ich mich vorsehen und die günstige Stunde nützen, die mir heute kam. Das ist meine Stunde, Gleslin! Vor einem Jahr warst du der Klügere. Das hab ich eingesehen. Heute bin ich es. Und das sollst du begreifen müssen. Nein, schweige! Oder du wirfst mir mit deiner Ängstlichkeit eine neu erstehende schöne Welt über den Haufen. Jener Kleine von Burghausen möchte Dach sein. Dieses in Treue törichte München ist seine tragende Mauer. Schmeiß ich die Mauer nieder, so fällt das Dach. Dann hab ich Ruhe für immer."

Gleslin warnte und flehte in der zitternden Schwäche seines Alters.

Doch dieser Lachende wuchs mit jedem Worte fester in seinen neugeborenen Willen hinein. „Ich schlage los, sobald ich viertausend Helme ins Feld stellen kann. Vor meinem Haupthaufen schick ich meinen Verläßlichsten voraus, den Hauptmann Wessenacker. Der soll mit einem Handstreich das gute München nehmen. Da reichen siebenhundert Pferde. Die Zeit hat Rosen für mich, dieweil sie verblühen für die andern. Ich weiß: das Volk von München grollt mit seinen Herren um der schweren Steuer willen und ist müde des Fechtens. Mir waren die Münchener immer gut, weil sie gesunde Menschen sind, lieben sie das Starke und Frohe. Sie werden zu mir stehen, sobald der Wessenacker die erste Mauer niederstößt. Das soll geschehen am Tage vor Matthäi. Mein Heiliger, Gleslin, mein Heiliger! Der hält zu mir!"

Dem gewalttätigen Strom dieser Worte stand Gleslin hilflos gegenüber. Mit Tränen in den Augen, keines Wortes mächtig, faßte er den durch die rote Sonne schreitenden Fürsten am Samtärmel.

Diese körperliche Berührung schien Herr Ludwig übel zu vermerken. Doch rasch bezwang er den aufsteigenden Jähzorn, sah den erschrockenen Greis freundlich an und sagte heiter: „Aber Gleslin! Sei doch nicht wie ein feuchtes Mädel! Du! Ein Mann in trockenen Jahren!" Er wurde ernst. „Und jetzt ein Ende! Ich hab's gesagt. Es wird geschehen." Vom Blutglanz des Abends umwoben, trat er zum Erker hin. „Nachtigall! Spiel mir das frohe Liedchen, das ich liebe! Heut soll es mir singen von meinem erneuten Glück." Ein feines, gaukelndes Saitengezwitscher. Und während Gleslin

auf einen Sessel hinsank und die schwachgewordenen Knie zittern ließ, stand Herzog Ludwig hoch und straff an die Mauerkante des Erkers gelehnt und sah unter gläubigen Träumen hinaus in das rote Feuer des versinkenden Tages.

Noch in der Nacht begann das fieberhafte Rüsten. Unter den Lehensleuten wurde die Rede ausgegeben: Herzog Ludwig, um den deutschen König zu versöhnen, erfülle einen frommen Wunsch des Gesalbten und rüste einen Heerhaufen wider die böhmischen Ketzer, die in drohenden Schwärmen gegen die Ostgrenze der fränkischen Lande herandrängten. —

Eines Tages — der nicht kühl war, sondern eine brennende Sonne über den wolkenlosen Himmel heraufschickte — zog Prinz Höckerlein zur Flugjagd aus, auf der Faust den empfindlichen Sperber, der schon am Morgen vor Hitze schmachtete. Sieben Falkner, denen Herr Ludwig die Jagdpferde versagt hatte, begleiteten den Prinzen als unberittene Jagdgesellen. Und zur Bewachung des „Honigwurmes" ritten auf guten Gäulen sechs rote Einrösser mit aus, unter Führung des getreuen Nachtigall. Der saß auf einem von des Herzogs flinksten Jagdrossen und trug nicht wie sonst die Laute, sondern war gepanzert und hatte eine scharfschießende Armbrust.

Lang vor Abend kam die Jagdtruppe des Prinzen, der in grimmer Laune zu sein schien, in das Schloß zurück. Der Herzog, als er den Zug erscheinen sah, wurde stutzig. Die Jäger brachten keinen Reiher, auf der Faust des Prinzen fehlte der Sperber, einer von den Falknern war verschwunden, und Peter Nachtigall, der um sein Pferd gekommen, wanderte sorgenvoll hinter den sechs Einrössern her, die den Prinzen umgaben.

Auf der Treppe trat Ludwig dem Sohn entgegen. Der fing beim Anblick des Vaters zu weinen und zu schreien an, beschuldigte den Nachtigall des heimtückischen Mordes an seinem Sperber und forderte als Sühne, daß man dem Missetäter die Hände vom Leibe herunterhacke.

Der Lautenspieler stammelte: „Gnädigster Herr, ich bin unschuldig."

Da wurde der Bucklige von solchem Jähzorn befallen, daß er Krämpfe bekam, sich in gräßlichen Zuckungen auf dem Boden wälzte und unter gellendem Geschrei gegen den Kämmerer Wolfl Graumann und gegen die Lakaien losschlug, die ihn zu seiner Stube trugen.

In den Augen des Herzogs funkelte das Mißtrauen. Er wußte, daß der Honigwurm dieses üble Leiden auch sehr geschickt zu spielen verstand, um einer unbequemen Zwiesprach mit dem Vater zu entrinnen. Stumm klammerte Herr Ludwig die Faust um den Arm des Lautenspielers, zog ihn zu einem Fenster hin und sah ihm forschend in das erblaßte Gesicht.

„Rede! Was war da?"

„Herr, ich bin unschuldig —"

Der Herzog schrie: „Du sollst mir sagen, was geschehen ist."

„Der Sperber hat wegen der Hitze den Flug verweigert. Wir sind im Wald gelegen, um den kühleren Abend herzuwarten. Der Sperber hat arg geschmachtet. Und weil der gnädigste Prinz sich grob um den edlen Vogel gesorgt hat, hab ich gemeint, man müßte dem Sperber ein Bad geben. Ich selber hab in meiner Eisenschaller das Wasser geholt. Aber mich hat der gnädigste Prinz dem Vogel nit in die Näh gelassen."

„So?"

„Der Falkner Laitzinger, des Prinzen Liebling, hat den Sperber baden müssen. Und da ist geschehen, ich weiß nit, was. Eh man ein Vaterunser hätt beten können, ist der Vogel umgestanden. Und der gnädigste Prinz, in der ersten Wut, haut mit den Fäusten auf den Laitzinger los. Der will

entrinnen. Da zieht der gnädigste Prinz das Weidmesser und will den Buben niederstechen. Und der, mit Geschrei, auf meinen Gaul hinauf!"

„Auf deinen Gaul? Auf den besten?"

„Wohl, Herr! Und davon wie der Teufel!"

„Und du?"

„Ich spring nach meiner Armbrust. Aber da hat schon der gnädigste Prinz mein Schießzeug in Händen —"

„Und fehlt den Buben? Mit jedem Bolz, der in deinem Leder war? Nicht? Nicht? Nicht?" Herr Ludwig lachte in Zorn.

„Wohl, gnädigster Fürst!" Der blasse Lautenspieler machte erstaunte Augen. „Sechsmal hat er daneben geschossen —"

„Sechsmal einen Gaul und Reiter fehlen? Der? Und schießt den Spatzen vom Dach herunter, den Fasanengockel aus der Luft!"

„Herr, ich hab mich selber verwundert. Zwei von den Einrössern, die zwei verläßlichsten, hab ich als Hüter bei dem gnädigsten Prinzen gelassen. Mit den andern bin ich hinter dem flüchtigen Buben hergehetzt —"

„Der verschwunden war?"

Kleinlaut nickte der Lautenspieler: „Wohl, Herr! Und da hat mich der gnädigste Prinz in Zorn beschuldigt: mit dem Wasser in meiner Eisenschaller hätt ich den Vogel vergiftet — daß der Prinz sich ärgern müßt und mein gnädigster Herr was Lustigs zu lachen hätt."

„Nachtigall?" Herr Ludwig faßte mit seiner wuchtigen Faust den blassen, zitternden Menschen an der Schulter. „Nachtigall? Bist du falsch?"

„Jesus, Herr —"

„Oder bist du bei deiner hundertmal erprobten Schläue doch so ein Rindvieh des Lebens wie viele Musikanten?"

Der Lautenspieler atmete erleichtert auf und sagte drollig: „Jetzt schimpft der gnädigste Herr, da zürnt er nimmer."

„Dir? Nein! Mit der Dummheit muß man gütiges Erbarmen haben. Nachtigall?" Herr Ludwig nahm den Musikanten beim Ohr. „Hast du denn wirklich nicht gemerkt, daß diese ganze Sperbergeschichte ein abgekartetes Ding war? Eine gut gespielte Komödie meines holden Herzkäfers? Mit seinem Liebling Laitzinger? Und daß da eine Botschaft fortging? Welche? Ich kann's nicht raten. Wohin? Ich weiß es nicht." Er lachte über das hilflos verblüffte Gesicht des Nachtigall. „Erschrick nicht, mein guter Peter! Laß ihn spinnen, was ihm taugt. Meine Faust ist stärker, als seine kleinen, krummen Fäden sind. Er weiß nur immer das Halbe. Und das Beste dieser Tage — das kennen nur ich, der Gleslin und du!" Der Herzog wurde ernst. „Das ist sicher vor den Fledermauszähnen meines lieben Kindleins." Ein kurzes Besinnen in wühlendem Unbehagen. Dann wieder ein Lächeln. „Vielleicht nur eine Weibergeschichte? Kann sein, er knappert in seines Leibes Armut an einem Kuchen, den ich beiseite schob? Und will es verbergen vor mir?"

Rasch flüsterte der Lautenspieler: „Ob's nicht die rote Bärbel ist, die der gnädigste Herr nach Neuburg verschickt hat?"

„Die? Nein!" Herr Ludwig wurde heiter. „Die hatte die gradgewachsenen Tiere lieber und konnte nie eine Spinne sehen." Dieses Wort schien ihn zu reuen, kaum es gesprochen war. In seinem Gesichte stritt der Ärger über sich selber mit dem Mißtrauen gegen den Sohn. Einer väterlichen Regung des Augenblicks gehorchend, ließ er den Musikanten stehen und ging mit raschen Schritten durch den Korridor auf die Stube des Prinzen zu.

Vor der Tür standen die verschüchterten Diener, die Prinz Höckerlein aus seinem Schlafzimmer verjagt hatte.

Als der Herzog eintrat, lag der Bucklige halb entkleidet auf seinem seidenen Bett und hielt wie ein Toter die blassen, durchsichtigen Lider geschlossen. Dicker, weißer Schaum quoll über die Lippen heraus, und ein heftiges Zucken lief über den mißgestalteten Körper hin, der in dieser halben Todesähnlichkeit von erschreckender Häßlichkeit war.

Nein! Das kann man nicht heucheln! Ob diese Sperbergeschichte und die Flucht des geängstigten Falkners vor einem mörderischen Jähzorn nicht doch eine völlig ehrliche Sache war? Und im Zorne zittern die Hände, daß auch dem besten Schützen die Bolzen nicht fliegen, wie er will. Und dieser selige Sperber? War er nicht das einzige Geschöpf, für das in dieser menschlichen Mißgestalt so etwas wie Liebe wohnte? Man kann um törichter Dinge willen nicht das einzige töten, an dem man mit Liebe hängt. Das kann auch der da nicht! Obwohl er sich auf üble Dinge versteht. Der Sperber starb. Und aus Kummer um den geliebten Vogel muß dieser Unglückliche leiden an allem Elend seines verkrümmten Körpers. Mit diesem Glauben erwachte in Herzog Ludwig das Erbarmen des Vaters. In Sorge, fast zärtlich schob er den Arm unter den unförmigen Kopf des Prinzen und versuchte ihn aufzurichten.

Die Gliederzuckungen des Buckligen erloschen. Er tat einen tiefen Atemzug. Doch er blinzelte erst vorsichtig unter den Lidern hervor, bevor er sie völlig aufschlug. Seine Augen gingen noch irr, während er klagend fragte: „Was war mit mir?“

„Ich mußte sehen, daß du leidest. Denk nimmer an den Sperber! Ich schenke dir den schönsten von meinen Falken. Ist dir besser?“

„Ich glaube, ja!“ Ein seelenvoller Blick. „Viel Dank, lieber Vater!“ Der Prinz versuchte sich zu erheben.

„Nein! Bleib ruhig liegen! Man soll dich pflegen, wie es nötig ist. Ich lasse dir meinen Leibarzt holen.“ Herr Ludwig ging rasch zur Türe.

Während draußen des Herzogs laute, befehlende Stimme klang, spuckte Prinz Höckerlein den weißen Seifenschaum, den er noch reichlich im Munde hatte, hinter das seidene Bett, huschelte sich in gekrümmter Lage auf die Kissen nieder und kicherte spöttisch gegen die Türe hin:

„Matthäi? Dein Heiliger, glaubst du? Ob's nicht der meine wird?“

## VI

Der Falkner Laitzinger, der sich bei Tag verstecken mußte, hetzte in den kurzen Sommernächten das gute Roß des Peter Nachtigall zuschanden. Dreimal war er auf diesem flinken Sattel den Straßenräubern entronnen. Zu Ende der fünften Nacht, zwischen Ampfing und Mühldorf, brach der erschöpfte Gaul zu Boden und stand nimmer auf. Laitzinger mußte laufen. Immer hielt er sich in den Wäldern, den ganzen Tag, schlug sich durch die Dickungen und watete durch Moor und Sumpf. Zu Tod erschöpft, dem Verhungern nahe, in zerrissenen Kleidern, mit Kletten und Schlamm behangen, sah er am sinkenden Abend von der Raitenhaslacher Höhe die Pfannenfeuer flammen, die man zu Burghausen entzündete, um die Arbeit am Hundstörring auch in den Nachtstunden vorwärts zu bringen.

Laitzinger wollte über das steile Waldgehäng hinunterklettern. Da kam von der Saalach ein klirrender Reiterzug die Straße herauf. Herzog Heinrich, von seinem ehrlichen Fieberanfall noch nicht völlig genesen, machte seinen abendlichen Erquickungsritt. Seine Leibtrabanten, an die vierzig Harnascher, waren ihm Schutz und Gefolge. Zwei mit Wachsfackeln ritten voraus.

Der Falkner hatte kein schweres Raten: dieser kleine, flinke, braune Herr, der gesondert von den andern trabte, trug an seinem zierlichen Leibe die Hand, für die das winzige, mit Schweiß durchtränkte, an einer Silberschnur um den Hals des Laitzinger gesiegelte Röllchen bestimmt war.

Als der schmutzige, zerlumpte Strolch so gäh aus den Stauden schnellte und auf den Herzog zusprang, wollten die Harnascher mit dem Eisen dreinschlagen. „Botschaft für den Herzog," kreischte der Falkner, „von seinem besten Freund." Er streckte die leeren Hände hoch. „Ich bin ohne Waffen."

Herr Heinrich, der ein bißchen erschrocken war, befahl: „Nüremberger! Ramsauer! Faßt den Kerl an den Händen!" Er musterte beim Fackelschein den vor Erschöpfung Zitternden. „Von meinem besten Freund? Das ist gelogen. Unter Fürsten und Herren hab ich nur einen Freund. Der bin ich selber. Wer ist der Wunderliche, den du meinst?"

„Ich hab schwören müssen, daß ich schweig. Die Botschaft ist um meinen Hals gesiegelt. Nur Ihr allein, Herr, dürft sie lösen von mir."

Auf einen Wink des Herzogs sprang Malimmes vom Gaul und entblößte die Brust des Laitzinger. Herr Heinrich schnitt mit seinem Dolch die silberne Schnur an des Falkners Hals entzwei, wickelte das mürbe, feuchte Röllchen auseinander und las bei der Fackelhelle. Er wurde bleich und sein Gesicht verzerrte sich. Mit funkelnden Augen beugte er sich aus dem Sattel herunter und sah dem Boten ins Gesicht. Und las wieder. „Heim!" Seine Stimme schrillte. War's Zorn? Oder wilde Freude? „Hebt ihn hinter dem Jul auf den Gaul hinauf! Zwei magere Buben machen den Falben nicht müd. Und fort! Fort! Heim!" Der Herzog hatte sein Roß gewendet und ließ es jagen. Die Harnascher mußten ihre schlechteren Gäule treiben. Bei dem schnellen Ritte wehten die Fackelflammen, daß sie zu erlöschen drohten.

In diesem zuckenden Wechsel von Dunkelheit und Helle saß der Bote hinter Jul auf dem Falben und hielt die Arme um den jungen Reiter geklammert.

Malimmes, in einer galligen Verdrossenheit, murrte dem Runotter zu: „Guck! Dem Jul ist ungemütlich. Das paßt ihm nit, daß der ander die Arm so fest um ihn her hat."

Der Ramsauer nickte, neigte sich im Ritte gegen den Söldner hin und flüsterte: „Ich selber merk's. Und das ist seltsam. Früher einmal — ich weiß nimmer, wann — ist ein Maidl gewesen, das allweil ein lützel gebubnet hat. Jetzt seh ich einen Buben, der maidelen tut."

Ein rauhes Lachen. Und Malimmes schlug seinem Gaul die Sporen in den Leib, ließ ihn ein paar Sätze nach vorwärts machen, faßte mit eiserner Faust den Boten am Nacken, riß ihn von dem scheuenden Falben zu sich auf den Ingolstädter herüber und hielt ihn umklammert, daß der Laitzinger stöhnen mußte. „Gelt, du? Bei mir ist das Hocken ein lützel gröber."

Es wurde Nacht, bis der Reiterzug über die letzte Brücke hineinklirrte unter die Hallendächer des Schloßhofes.

In der großen, vielfenstrigen Stube brannten die Kerzen. Nikodemus saß mit vier Schreibern am Tische. Als Herr Heinrich so zur Türe hereinstürmte, wie er aus dem Sattel gesprungen war, in Panzer, Mantel und Helm, da merkte der Kahlköpfige gleich, daß ein schweres Ding sich ereignet hatte. Er schickte die Schreiber aus der Stube und fragte erschrocken: „Herr?"

Der Herzog sah mit blitzenden Augen die Spruchbänder an der Mauer an, lachte grell und rief über die Schulter: „Den Kerl herein!"

Die vier Harnascher, die seit dem Winter immer um seine Person waren — Malimmes, Runotter, Jul und ein alter Doppelsöldner — brachten den Laitzinger in seinem Schmutz und seiner bleichen, zitternden Angst über die Schwelle und führten ihn vor den Herzog hin. Drei von diesen Vieren schienen sich bei dem Vorgang nicht aufzuregen; sie hatten gleichgültige, strenge Gesichter. Doch in den großen heißen Augen des Jul war ein scheues Erbarmen mit dem jungen Menschen, der sich vor Angst und Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Schweigend hatte der Herzog seinem Rat das kleine, mürbe, zerknitterte Pergament gereicht; und schweigend, mit vorgebeugtem Gesicht und unter raschen Atemzügen, wartete er, bis Nikodemus gelesen hatte.

Der Kahlköpfige betrachtete das Blatt, sah verdutzt den Herzog an und las wieder.

„Nun?"

Nikodemus hob stumm die Schultern.

„Kennst du diese Schrift?"

„Das ist zierlich gemalte Klosterschrift, die keine Hand erkennen läßt."

In Zorn geratend, drängte der Herzog: „Und die Botschaft? So rede doch!"

„Herr! Die muß man mit Vorsicht beschauen. Das kann ein furchtbares Ding sein. Aber auch ein dummer Schabernack."

„Dreck oder Gold!" Herr Heinrich nickte. „Gold: wenn ich weiß, von wem diese Botschaft kommt." Er ging mit flinken Schritten auf den Laitzinger zu. „Hast du Kenntnis von dem Inhalt dieses Blattes?"

Der Bote schüttelte den Kopf.

„Wer hat dich geschickt?"

„Herr, ich hab auf das heilige Brot geschworen, daß ich schweig."

Da lächelte Nikodemus. „Als Priester sag ich dir: Erzwungener Eid ist keiner, Reden aus Zwang ist Schweigen. Ich absolviere dich."

„Und bleibst du schweigsam," fiel Herr Heinrich ein, „so laß ich dich auf die spanische Bank legen und schicke dich morgen mit diesem Blatt nach Ingolstadt zu meinem Vetter Loys. Dann wird der dich fragen."

Der Bote schloß die Augen und wankte, daß man ihn stützen mußte.

„Redest du aber, so sollst du leben bei mir wie einer, der mich beschenkte mit einer unbezahlbaren Kostbarkeit."

Laitzinger tat die verstörten Augen auf und kämpfte in seiner verlorenen Seele einen langen, stummen Kampf. Dann keuchte er: „Laßt mich leben, Herr. Ich will es Euch ins Ohr sagen."

Gierig streckte Herr Heinrich den Hals. Und Laitzinger flüsterte am Ohr des Herzogs. Ein paar Worte nur.

Erschrocken wich Herr Heinrich zurück. Und während er sprachlos stand, war Entsetzen in seinen Augen. Den Arm des Kahlköpfigen umklammernd, stammelte er: „Nikodemus! Ich bin nicht der übelste der Menschen. Es gibt noch Dinge, die auch mich empören." Mit jagendem Schritt verließ er die Stube. Und eilte durch den kahlen Gang zu einer Türe, vor der zwei Harnascher auf Wache standen. Als er im Geklirr seines Stahlkleides den kleinen dämmerigen Raum betrat, der von einer verschleierten Ampel nur matt erleuchtet war, erwachte der schlafende Knabe. Der Herzog riß ihn aus den Kissen und schüttelte heftig das feste, gesunde Körperchen. „Du! Du! Wirst du mich auch einmal verraten?" Er sah nicht das blasse Gesicht der Wärterin, sah nicht die Herzogin und ihren Schreck. Nur immer die Augen seines Kindes sah er an, diese noch schlaftrunkenen und doch schon neu-

gierigen Knabenaugen. Der kleine Hemdschütz wollte unter diesem harten Griff der gepanzerten Fäuste ein bißchen greinen. Aber da erkannte er den Vater, lachte, schlang die Ärmchen um Herrn Heinrichs Halsberge und sagte munter: „Gut Nacht, Vatti! Denk des Ullons!"

„Ich denke!" Herr Heinrich hielt an seiner eisernen Brust das Kind umschlungen. „Gott! Schicke mir alles Üble, ich hab's verdient. Nur dieses eine nicht! Dieses Fürchterliche! Daß mein eigen Kind mich verrät!" Nun war er ruhig. Er küßte und herzte den Knaben, schwatzte lustig mit ihm, huschelte ihn auf die Kissen hin und deckte ihn sorglich zu. „Schlaf, mein Jung! Schlaf nur wieder! Ich arbeite für dich." Ohne der bleichen, zitternden Frau einen Blick zu gönnen, verließ er die Kammer.

Als er wieder in die große Stube kam, legte er den Helm, das Schwert und den Mantel ab und ließ sich von Malimmes die Wehrstücke herunterschnallen. Dabei sagte er zum Laitzinger, der zitternd auf einem der dreibeinigen Stühle saß, weil ihn seine Knie nimmer trugen: „Deine Botschaft ist Gold geworden. Aber du hast nur halb geredet. Jetzt rede ganz! Wie viel Helme kann der Vetter zu Ingolstadt noch aufbringen? Wer steht noch zu ihm? Wer ist in Ingolstadt?"

Der Laitzinger schätzte den Rest von Herzog Ludwigs Macht auf dreitausend Helme. Und zählte die Namen der fremden Herren auf, die nach Ingolstadt gekommen waren, um Ritterschaft zu suchen. Und nannte die Verbündeten, die dem Herzog mit Hilfstruppen zugezogen waren, nannte den Kaspar von Törring, den Hochenecher von Salzburg, den Bischof Engelmar und den Chorherrn Hartneid Aschacher von Chiemsee, den Fürstpropst Pienzenauer und den Ritter Lampert Someiner von Berchtesgaden.

Der Herzog nickte heiter vor sich hin. Dann sah er ein bißchen verwundert den Runotter und den jungen Harnascher an. Doch um Erregung und Sturm in den Gesichtern seiner Leute pflegte sich Herr Heinrich nicht viel zu kümmern. Und was er in den Augen dieser beiden sah und im brennenden Gesicht des Malimmes, das deutete er als kriegsmännische Ahnung der Dinge, die jetzt kommen würden. „Ja, Leut!" In seiner Stimme war ein fröhlicher Hohn. „Arbeit kommt. Die letzte. Dann wollen wir uns als friedsame Seelen des schönen Lebens freuen!" Er wurde ernst und betrachtete den Laitzinger. „Du! Man wird dich speisen und kleiden, wird dich ruhen lassen, bis du nimmer zitterst. Ich schenke dir als Botenlohn einen Waldhof im Innviertel, mit Knechten, Vieh und Feldern. Morgen wird man dich hinbringen. Dort lebe! Ich mag dich nimmer sehen. Fort mit ihm!" Er wandte sich von den Harnaschern, die den Laitzinger aus der Stube führten. Und lachend faßte er den Kahlköpfigen an der Schulter. „Nikodemus! Dieser andre ist der Starke. Ich bin der Kleine, bin seine Laus. Aber bei ihm ist Verrat und Dummheit. Bei mir das Glück."

Herr Heinrich und Nikodemus arbeiteten bis zum Morgen. Als die Sonne kam, jagten sieben berittene Boten davon. Und während der folgenden Wochen verließ an jedem Abend ein kleiner Trupp von Harnaschern, die den Landfrieden bewachen sollten, oder ein Häuflein von Spießknechten und Armbrustern, Faustschützen und Troßwagen die Mauern von Burghausen. Alle Leute erfuhren es: das waren Hilfstruppen, die Herzog Heinrich über Mühldorf, Landshut und Kehlheim nach Nürnberg schickte, um das Reichsheer mehren zu helfen, das der deutsche König wider die Hussiten in Böhmen rüstete. Als Führer dieser getrennt und auf verschiedenen Wegen marschierenden Kriegshäuflein wählte Herr Heinrich seine Verläßlichsten; sie beschworen auf das Kruzifix die geheime Order: sich bis zum

12. September in der Nähe von Landshut zu halten, dann in Nachtmärschen und auf versteckten Wegen an Freising vorbeizuziehen und sich zwei Tage vor Matthäi, am Abend des 18. September, in den Wäldern zwischen Dachau und dem Webelsbach zu sammeln. — —

— König Sigismund war zu Nürnberg eingetroffen, erließ unter Androhung der Reichsacht ein neues Friedensgebot an die kriegführenden Herzoge von Bayern und beschied sie auf den 1. Oktober zu einem Fürstentag nach Regensburg. Hier sollten alle Gegner sich versöhnen und einen heilsamen Frieden beschwören, um Gott, der Kirche, dem Reich und dem König als deutsche Herren und fromme Christen zu dienen. Hundert Königsboten trugen dieses Geheiß durch die fränkischen, pfälzischen und bayrischen Lande, trugen es durch verödete Gebiete, an Verwüstung und Elend vorbei, an Brandschutt und Ruinen vorüber, zu allen Herzogen, Grafen, Baronen und Kirchenfürsten, zu Lehensherren und freien Städten, zu Burgen und Klöstern.

Wie beim Sieben des Getreides der Staub und die Spelten durch das Gitter fallen, so rieselte eine kleingewordene Kunde dieser Königsbotschaft aus den Schlössern, Klöstern, Burgen und städtischen Ratsstuben herunter in die Bürgerhäuser, in die der Vernichtung entronnenen Hütten des Volkes.

Durch jene Dörfer, die halb entseelt waren, aber doch mit unverbrannten Häusern noch auf der bayerischen Erde standen, ging ein Aufatmen der Hoffnung, ein froher Schrei des Glaubens an die Rettung.

„Der deutsche König ist kommen und hilft den Bauren."

Um die Mitte dieses schönen, in milder Sonne leuchtenden Septembers, in dem gar manche mit Blut, Verwesungssäften und Asche gedüngte Blume ein zweites Mal blühen wollte, sah man viele, viele von diesen Königsgläubigen gegen die Donau wandern. Es waren Hunderte und Tausende, die den hilfreichen König sehen, zum deutschen König einen Schrei ihres Elends tragen wollten. Darbend, in Durst und Hunger, auf dem Rücken den mageren Binkel der Armut, in zermürbten Kleidern, die Gesichter von Not und Gram zerfressen, wanderten sie auf versteckten Wegen oder hielten sich aus Furcht vor den ritterlichen und gemeinen Straßenräubern am Tage verborgen und sprangen um so flinker in den milden, sternschönen Septembernächten. Wo zwei und drei und mehr von ihnen zusammentrafen, redeten sie unermüdlich vom deutschen König: wie hochgewachsen und schön er wäre, wie freundlich, leutselig und hilfreich, wie gerecht und stark! Doch ein lützel ginge es auch dem König so wie den Bauren. Auch bei ihm wäre das bare Geld ein mageres Ding. Weil ihm die Fürsten und Pfaffen alles nehmen, was er hat.

Wenn diese heimlich Wandernden so redeten, sagten sie nur selten: König. Fast immer sagten sie: Kaiser. Deutsch und König und Kaiser — das sind drei Worte, die zusammengehören. Mag der römische Papst Herrn Sigismund die Krönung verweigern und noch zehn Jahre lang seinen feilschenden Handel um die Kaiserkrone treiben! Der deutsche König trägt sie. Ob der Papst sie ihm aufsetzt oder nicht.

Als in einem Schwarme der Wandernden dieses Wort gesprochen wurde, nickte ein langer, magerer Bergbauer und sagte: „Was denn sonst!" Seit dem Tode des Seppi Ruechsam hatte der Fischbauer von Hintersee diese drei kostbaren Weisheitsworte sich angeeignet, gleichsam als unverliehene Krone seiner Albmeisterwürde.

Neben diesen Wanderzügen des Elends und der Sehnsucht sah man auch andre Schwärme reisen. Gauner, Strolche, Gaukler und käufliche Weiber

taten sich zu Erwerbsgenossenschaften zusammen, um unter dem Sonnenglanz des königlichen Hofes ihre Ernte zu halten.

Die vornehmen Herren, die auf guten Gäulen ein flinkes Reisen hatten, brauchten sich nicht so frühzeitig auf den Weg zu machen.

Dennoch brach Herr Heinrich schon am Abend des 14. September, sechs Tage vor Matthäi, von Burghausen auf. Er tat es wider den Rat seiner Ärzte. Die Erregung, die in ihm wühlte, hatte sein rätselhaftes Leiden, von dem er vor kurzer Zeit erst genesen war, wieder wach gemacht. Der Leibarzt beschwor ihn, seiner kostbaren Gesundheit zu denken und die Reise zu verschieben. Mit schnatternden Zähnen sagte der Herzog: „Wär ich du, so blieb ich im Bette. Wärst du ich, so würdest du reiten."

Am Morgen vor seiner Abreise lag er in der Schloßkapelle drei Stunden im Gebet auf den Knien. Und erhob sich mit den Worten: „Gott soll's wollen!" Er stiftete an diesem Tage drei ewige Messen: eine für die Schloßkapelle, eine für die Pfarrkirche zu Burghausen, eine für das Münster von Raitenhaslach, wo seine zierliche Mutter Maddalena Visconti begraben lag. Und dieser Sparsame, der bei Freunden und Feinden den Namen „der Filz" hatte, verschenkte an diesem Tag erschreckende Geldsummen und kostbare Kleinode an Kirchen und Klöster seines Landes und an den römischen Stuhl.

Am Abend, bei Anbruch der Dämmerung, begann er die Reise, als sein Stern, der Mars, wie eine feine, rötlich blitzende Nadelspitze schon am wolkenlosen Himmel stand. Sein Leibarzt und vier Diener begleiteten ihn. Zweihundert Harnascher und hundert berittene Faustschützen waren ihm Schutz und Gefolge. Kein Troßwagen ging mit. Pulver, Blei, Geldsäcke, Ersatz an Waffen, Zehrung, Zeltbedarf und Kleider waren auf hundertfünfzig Maultiere und Gäule gepackt, die zwischen den Harnaschern und Schützen traben mußten. Dieser Zug, der nicht ausgerüstet war wie zu einer fürstlichen Prunkreise, sondern wie zu schwerem Gefechte, wurde vom Hauptmann Seipelstorfer und vom Schützenmeister Kuen geführt, der seit den heißen Tagen von Plaien große Brandnarben im Gesicht und an den Händen trug. Auch diese beiden kannten den Weg nicht, den Herzog Heinrich nehmen wollte, und waren der Meinung, es ginge nach Regensburg.

Nur Nikodemus — der am 18. September die zwanzig Troßwagen mit den Hofkleidern, dem fürstlichen Prunk und einem großen Vorrat an gemünztem Golde nach Regensburg geleiten sollte — wußte um alle Wahrheit dieser verfrühten Reise.

Gleich außerhalb des nördlichen Tores von Burghausen begann Herr Heinrich einen sausenden Trab.

„Gnädigster Herr," mahnte der Seipelstorfer, „ich mein', Ihr solltet um Eurer Gesundheit willen langsamer tun. Das Glück versäumt Ihr nicht. Das ist allweil mit Euch."

Der Herzog lachte und spornte den Gaul.

Zwischen den Leibtrabanten, die hinter dem Fürsten waren, ritten Malimmes, Runotter und Jul. Als der Reisezug das Gehäng des Salzachtales überwunden hatte und zu freier Höhe kam, drehte Malimmes das Gesicht. Er sah die Mauern und Türme des herzoglichen Schlosses und den vom Balkengerüst umsponnenen Hundstörring gegen den stahlblauen Abendhimmel ragen. Bei einem Abschied für immer pflegen viele Menschen zu weinen. Malimmes lachte. Und sagte mit heiterem Hohn einen alten Vers:

Zwischen Ach, Elend und Grausen
Liegt Burghausen.

Jul und Runotter hörten das nicht. Sie hatten auch keinen Blick für den lachenden Malimmes, hörten nur die Stimme, die unter ihren Kürissen redete, und hatten nur Augen für die noch in gelbe Helle getauchte westliche Ferne, der sie entgegenritten.

Herr Heinrich trabte ohne Rast die ganze Nacht, neun Stunden lang. Hauptmann Seipelstorfer gewann schon in dieser ersten Nacht die Meinung: das wäre nicht der Weg nach Regensburg. Als er eine Frage stellte, sagte Herr Heinrich mit einem wunderlichen Gekicher: „Mein alter Seipelstorfer, laß du die Kinderfragen! Kannst du dich nicht gedulden, bis ich rede, so bleibe neugierig!“

Als der Morgen hell wurde, gebot Herr Heinrich die erste Rast. Die Stelle schien vorausbestimmt; drei Kundschafter mit abgehetzten Gäulen warteten hier, brachten Briefe und ritten wieder davon. Weit entfernt von der Straße, in einem Buchenwalde, der sich schon gelblich färbte, wurde Lager gehalten und das Zelt für den Herzog aufgeschlagen. Aus dem Sattel hob man ihn auf das Feldbett. Der Leibarzt mischte den Kühltrank und verbrauchte für die Waschungen eine reichliche Menge von Essig und Wohlgerüchen.

Man schlief von zehn Uhr morgens bis zur fünften Nachmittagsstunde. Die Gäule grasten an den Pflockleinen. Als es dunkel wurde, brach man auf.

Und so drei Nächte und drei Tage.

Im Morgengrauen des 18. September erreichte Herr Heinrich, der während dieser letzten Nacht an drei kleinen, vorsichtig ziehenden Heerhaufen vorbeigeritten war, die Wälder zwischen Dachau und dem Webelsbache. Der Zug der Harnascher und Schützen mit den Troßtieren mußte lagern. Herr Heinrich ließ sich nicht auf das Feldbett heben, ließ sich nicht mit Essig waschen. Er blieb im Sattel. Nur den Becher mit dem Kühltrank schlürfte er gierig aus. Er befahl: „Heute darf kein Feuer brennen. Wer Rauch macht, den laß ich hängen.“ Und obwohl ihm das steigende Fieber dunkelrote Flecken auf seine braunen Wangen brannte, ritt er mit dem Seipelstorfer und sechs Trabanten davon. Unter diesen Sechsen waren die drei Ramsauer.

Ehe die Sonne heraufstieg, kam der kleine Trupp zu einem Waldsaum, von dem man hinuntersah in ein langes und breites Bachtal. Auch hier die schwarzen Kohlflecken niedergebrannter Dörfer. Durch das Tal bachab und bachauf war nirgends ein Mensch zu sehen. Das Wiesengras, das man nicht eingeheut hatte, stand hoch und welkte. Auf den Feldern waren Weizen und Hafer vom Rotwild durchwatet und niedergetreten. Viele Rudel sah man; bei einem stand ein Hirsch mit herrlich verästeltem Kronengeweih.

Herr Heinrich, von jäh erwachender Jagdleidenschaft befallen, vergaß seiner Krankheit und verlangte nach einer Armbrust. Doch als man ihm die Waffe reichte, hatte er die weidmännische Gier schon niedergerungen. Er lachte: „Wär ich jetzt der Kaspar Törring, so ließ ich meine Welt zugrunde gehen und schösse den Hirsch da drunten. Aber so kleine Läuse, wie ich eine bin, haben starke Seelen. Die bringen das Übermenschliche fertig.“ Ein spitzes Kichern. „Das kostbare Gut meiner Münchener Vettern soll mir heilig sein. Heute.“

Die Pferde wurden tief in den Wald gestellt. Ein alter Harnascher blieb bei ihnen. Die andern sieben setzten sich am Waldsaum zwischen welkenden Weißdornstauden in das hohe Gras. Weil Herzog Heinrich immer nach Norden spähte, taten es auch die Sechse, die bei ihm waren. Gegen die neunte Morgenstunde sagte Malimmes: „Weit da draußen seh ich den Staub eines großen Heerhaufens.“

„Nüremberger!“ Die Stimme des Herzogs klang wie erstickes Jauchzen. „Deine Augen sind Gold. Verlange von mir, was du willst. Ich geb's.“

Das Gesicht des Malimmes spannte sich. Dann sagte er leise gegen den Herzog hin: „So verlang ich für mich den gadnischen Ritter Lampert Someiner. Wenn er morgen oder übermorgen gefangen wird.“

In seltsamer Verwunderung sah Herr Heinrich auf. „Mensch? Woher weißt du?“

„Aber, Herr! Man ist doch kein Hammel, der die Blumen erst schmeckt, wenn sie verschluckt sind.“

Lachend nickte der Herzog und spähte wieder in die nördliche Ferne, in der die Staubwolke deutlicher wurde. „Der Mann ist dein.“ Er zitterte heftig, und immer heißer brannte das Fieber auf seinen Wangen.

Hauptmann Seipelstorfer guckte verdutzt den Fürsten an, stellte aber keine Frage. Und Runotter, mit den Fäusten den Schwertgriff umklammernd, hatte um den harten Mund ein ruhiges Lächeln; nichts andres sah er als die graue, wachsende Wolke in der Ferne. Er hörte auch nicht an seiner Seite diesen mühsamen Atemzug, der wie das zerbissene Stöhnen eines unerträglichen Schmerzes war. Nur Malimmes vernahm diesen Laut. Mit ein paar flinken Sätzen sprang er zu Jul hinüber, ließ sich neben dem gebeugten Buben nieder und legte ihm den Arm um die Schultern. Jul beugte das Gesicht noch tiefer gegen die stahlgeschienten Knie. Da rüttelte ihn Malimmes und flüsterte: „Eine Nacht und einen Tag noch! Und du leidest nimmer. Oder wir liegen alle da drunten im Dachauer Moos. So oder so, die Ruh finden wir allweil.“

Langsam hob Jul das Gesicht. Malimmes erschrak vor diesen irrenden, von Gram und Sehnsucht verbrannten Augen und preßte ungestüm mit seinem eisernen Arm das junge Menschenkind an sich, das kränker an seiner Seele war als Herzog Heinrich in seinem Fieber.

Einer von den Trabanten sah die beiden spöttisch an, gab seinem Nebenmann einen Puff mit dem Ellbogen und zwinkerte gegen Jul und Malimmes hin.

In der näherkommenden Staubwolke, deren graue Schleier über die Wiesen und Felder auseinanderflossen, war schon das Waffengefunkel der Reiterschwärme zu erkennen; bald sah man einzelne Banner, unterschied die langen Klötze des geschlossen marschierenden Fußvolkes und den endlos scheinenden Schwanz, den hinter dem mächtigen Heerhaufen die Troßwagen bildeten.

Herr Heinrich, dem die Zähne schauerten, beugte sich kichernd gegen den Hauptmann Seipelstorfer hin. „Jetzt frage, wo Regensburg liegt!“

„Herr?“

„Weißt du noch immer nicht, wer da kommt? Eine große, große Maus. Die hungrig ist, aber das Schlageisen nicht wittert. Gott ist gerecht, lieber Seipelstorfer! Da drunten zwischen dem Dachauer Moos und dem Haspelmoor? Weißt du, was da den starken Loys erwartet? Die Vergeltung für Marzoll und Piding.“ Der Herzog lachte. „Und der da drunten hat keinen Galgenvogel, der morgen in fünfthalb Stunden vom Dachauer Moos nach Ingolstadt reitet.“ Mit leisen Worten, die immer langsamer wurden, sprach er vor sich hin: „Er ist klug, dieser starke Loys! Sehr klug! Aber die Schwachen sind zuweilen noch klüger. Und Krüppel gibt es, die zu hilfreichen Vipern werden. Was sagst du, Seipelstorfer? War das nicht ein feiner Gedanke des Loys: die Münchener Vettern zu zwicken, während die friedsame Laus von Burghausen nach Regensburg zum König kriecht?“

„Herr?" fragte der Seipelstorfer unwillig und deutete gegen den von Staubwolken umdampften Heerhaufen hinunter. „Wissen das die Fürsten zu München?"

Lächelnd schüttelte der Herzog den Kopf. „Die schlafen den Schlaf der Biederen. Sie werden erwachen heut nacht, derweil sie vom Frieden träumen." Er kicherte in einem Schauer seines Fiebers. „Der Wessenacker — der Beste, den der Loys noch hat — ist gestern abend mit siebenhundert Gäulen da drunten durchgezogen. Jetzt liegt er an der Würm. Wenn der Abend dunkelt, wird er München überrumpeln."

Seipelstorfer sprang erschrocken auf und rief: „Einen Boten! Einen flinken Boten! Malimmes —"

Da faßte ihn der Herzog, dessen brennendes Gesicht sich verzerrte, mit krallender Faust am Saum des Waffenrockes. Der Hauptmann wollte reden. Doch beim Anblick der zornglühenden Augen seines Fürsten verstummte er. Und Herr Heinrich zog an dem Waffenrocke, bis Herr Seipelstorfer sich wieder ins Gras setzte. „Du? Bist du ein Kind? Ich denke, du bist ein Mann? Und der meine? Da solltest du rechnen können. Für deinen schwachen Herrn. Ein geschröpftes München ist mir tauglicher als ein blutstrotzendes, das mir den Ellbogen und die Lende bedrückt. Grob werden sie dreinschlagen, diese biederen Münchener, heute nacht, wenn sie aufwachen aus ihrem friedlichen Bierschlummer. Aber Blut werden sie lassen. Und der starke Loys wird an Mark und Knochen verlieren. Sehr merklich. Und dann klopfen wir ihm den müden Rücken."

„Gnädigster Herr! Das wird Euch der König übel vermerken."

„Meinst du? Ich glaube, es gibt für seinen Groll ein beruhigendes Pflaster. Herr Sigismund ist wieder in der Klemme. Ich will ihm dreißigtausend Dukaten borgen. Die reisen heute von Burghausen nach Regensburg." Herr Heinrich wollte lachen. Aber da machte er plötzlich mit dem Oberkörper einen sonderbaren Tunker gegen den Boden hin.

Erschrocken griff der Hauptmann mit beiden Händen zu, und auch Malimmes sprang zu dem Fürsten hin.

Der Herzog hatte sich schon wieder aufgerichtet. Mit der Hand wehrte er die Besorgten von sich ab. Seine Augen hatten den ziellosen Blick eines halb Bewußtlosen, doch seine Stimme klang fest und ruhig: „Seipelstorfer! Paß auf! Am Abend wird der Loys da draußen sein Lager machen, vor dem schmalen Hartboden, der zwischen dem Haspelmoor und dem Dachauer Moos gegen Bruck und Alling zieht. Da wird er warten, bis ihm von München her vier Feuersäulen künden, daß die Stadt genommen ist. Manches wird gehen, wie Gott will. Eins wird kommen nach des Teufels Wunsch. Zuweilen ist er hilfreich. Dieser Böse! Die vier Feuersäulen werden brennen um die zehnte Abendstunde. Ein süßes Kinderherz wird sorgen dafür. Und rückt der Loys in der Nacht mit seinem Haupthaufen in den festen Landsack zwischen den Sümpfen hinein, so sperrst du am Morgen den Rückweg. Hast du verstanden?"

„Herr?" fragte Seipelstorfer ratlos. „Mit unsern dreihundert Gäulen?"

Der Herzog, der wieder taumelig wurde, antwortete heiter: „Wenn es dämmert, stehen im Wald zwischen dem Webelsbach und Dachau dritthalbtausend von meinen Helmen." Er schloß die Augen und tastete mit der Hand. „Den Kühltrank! Meinen Kühltrank muß ich haben." Weil er ins Gras zu rollen drohte, hoben der Hauptmann und Malimmes ihn auf und stützten seine tappenden Schritte. Lallend, doch immer noch mit einem Klang von Lustigkeit, sagte er: „Jetzt wird sich mein Leibarzt freuen, weil er

recht behält. Ich muß ins Bett." Als man ihn durch den Wald zu den Gäulen führte, versagten ihm die Knie. Mit erlöschenden Sinnen befahl er noch: „Mein gesunder Galgenvogel soll mich tragen." Dann schwanden ihm die Sinne.

Bis zum Abend lag Herr Heinrich bewußtlos in seinem Zelte.

Als es zu dämmern anfing, flüsterte Jul, der mit drei andern die Wache hielt, dem Malimmes mit heißem Betteln zu: „So hilf ihm doch!"

Der Söldner schwieg; er nahm nur das blanke Eisen von der rechten Armbeuge in die linke.

Bei Anbruch der Dunkelheit wurde es laut und lebendig im Wald. Die Harnascher und Spießknechte, die vor vielen Tagen von Burghausen aufgebrochen waren, begannen sich zu sammeln, wie es Herr Heinrich befohlen hatte. Sie waren verstärkt durch Kriegshaufen, die von Landshut und andern Städten und Burgen des Herzogs kamen. Ohne Feuer verbrachte das Heer die Nacht. Nur im Zelte des kranken Fürsten flackerte das Kerzenlicht, während der Leibarzt, das Übelste besorgend, den Fiebernden aus seinen Delirien zu wecken suchte. Der Herzog schwatzte wirre Worte, die sehr heiter klangen, lachte und kicherte, stieß mit den Füßen wie beim Reiten, und gleich einem Kämpfenden schlug er mit der rechten Faust gegen einen unsichtbaren Feind. — —

— Zu Beginn der gleichen Nacht brach Herzog Ludwigs Hauptmann Wessenacker mit siebenhundert Gäulen bei Planegg aus den Wäldern an der Würm heraus. Durch stille Dörfer, die unter dem Schutz der nahen und starken Hauptstadt von schweren Kriegsschäden bisher verschont geblieben, und über abgeerntete Wiesen und Felder jagte die klirrende Reitermasse auf das schlafende München zu.

Ein feiner, schwarzer Schattenriß, hundertfältig ausgezähnelt, heben sich die Basteien, Mauern, Dächer und Türme der Isarstadt gegen den mit funkelnden Sternen besäten Himmel. An vielen Stellen ist dieses Schattenbild unruhig überschimmert vom Schein der Pfannenfeuer, die bei den Toren und über den Zinnen der Wachttürme brennen.

Gleich einem Murmellied von vielen Stimmen gaukelt das Rauschen der Isar durch die stille Nacht und übertönt den Hufschlag der Pferde. Kleine Häuser und Hütten, die schon dunkel sind, stehen vereinzelt unter Stauden und Bäumen am Ufer des breiten Stromes, in dem die weißen Kiesbeete wie mächtige Linnenstücke schimmern. Mit dem Rauschen des Wassers mischt sich das Fauchen des kräftigen Nachtwindes, der kühl aus den Bergen kommt und die ersten welken Blätter von den Bäumen schüttelt. Im Wehen dieses Windes tönt von der Stadt her ein verschwommener Hall: zehn Schläge einer großen Glocke.

Bei den Holzhöfen zwischen dem Glockenbach und der Isar klingen ein paar Männerstimmen. Hier sind zu dieser späten Stunde noch Menschen bei der Arbeit, heitere Menschen. Sie lachen, sie schwatzen lustig. Eine Jünglingsstimme trällert einen kecken Vierzeiler. Es sind Oberländer Flößer, die sich auf der Fahrt versäumten und ihre Flöße noch festlegen wollen. Nun steigen sie schwatzend über die Böschung des Ufers herauf, um die Herberge zu suchen. Verwundert gucken sie die vielen Reiter an, die neben dem Glockenbach aus den Sätteln springen. Freundlich grüßen sie: „Gut Nacht, ihr Herren!" Das ist das letzte Wort ihres fröhlichen Lebens. Ein Klingen von Eisen, klatschende Schläge, wehes Stöhnen und ein gräßlicher Schrei. Fünf blutende Körper rollen über steiles Ufer in das rauschende Wasser hinunter.

Hundert Reiter sind abgesessen. Zwei Feldbüchsen, unter deren Gewicht

die Saumtiere gekeucht hatten, werden abgeladen und hastig aufgeholzt; ihre kopfgroßen Kugeln sollen Bresche in das Tor schießen; vierzig Gepanzerte spannen sich an die Zugstränge. Und Hauptmann Wessenacker sprengt von einem Reitertrupp zum andern und verteilt die Befehle zum Sturm auf das Angertor, das er für den Handstreich wählte, weil es unter den Toren Münchens das älteste und schwächste ist.

Da sieht er in der Gegend, aus der die Siebenhundert gekommen waren, eine grelle Feuerröte gegen den Himmel steigen. „Teufel, was ist das?" Und dort, gegen Pasing hin, steigt eine zweite Feuersäule auf! Eine dritte! Eine vierte!

Im „Milchwinkel" der Hauptstadt München brennen die Dörfer Germaring, Gauting, Pasing und Aubing. Wer hat den roten Hahn auf diese Hunderte von Dächern gesetzt? Ein feindlicher Zufall? Oder haben, wider den strengen Befehl des Wessenacker, die Nachzügler das Sackmachen und Brandschatzen schon vor dem Sieg begonnen? Oder ist Verrat im Spiel?

Der Hauptmann zittert vor Wut und findet in dieser brennenden Gefahr keinen Rat. Diese vier verfrühten Feuersäulen können für Herzog Ludwig zu einem bösen Irrtum werden. Sie lügen ihm vor, daß München genommen ist. Und der Ingolstädter Haupthaufe rückt sorglos in den schmalen Landsack ein, der zwischen den weglosen Sümpfen des Haspelmoors und des Dachauer Mooses liegt.

Boten schicken? Oder umkehren mit den siebenhundert Gäulen? Und den wachwerdenden Gegner hinter sich herziehen, gegen den Herzog hin?

Da quillt von der nahen Stadt ein dumpfes Summen und Tönen durch das Rauschen der dunklen Nacht. Die vier Feuersäulen, die immer höher zum Himmel lodern, haben das schlafende München geweckt.

Hauptmann Wessenacker — ratlos, wütend, halb verzweifelnd, halb an die Hilfe durch einen raschen Gewaltstreich glaubend — gibt den Befehl zum Angriff auf das Angertor.

Auf allen Kirchtürmen von München läuten die Glocken Sturm. Geschrei und Lärm durchrennt alle Gassen. Helle Feuer brennen auf. Grausen in Eisen wirbelt mit kleiner Komik im Hemde durcheinander. Und als die ersten Schüsse aus den Feldbüchsen des Wessenacker gegen das Tor und die Mauer krachen, sind alle Wehrgänge und Turmscharten schon besetzt mit vielen Hunderten von bewaffneten Bürgern. Aller Hader und Steuerzank zwischen dem Volk der Stadt und seinen Fürsten ist vergessen. Volk und Fürsten sind in dieser Stunde der Gefahr verwachsen zu einem Körper, der sich grimmig und erbittert seiner Ehre und seines Lebens wehrt. Und in der gesunden Stadt ist kein Bürger mehr, der sich aus alter Anhänglichkeit des leutseligen Ingolstädters, seines heiteren Lachens und seiner fröhlichen Kraft erinnern möchte. Für sie alle ist Herzog Ludwig in dieser Nacht der böse Feind geworden, den man verfluchen und erschlagen muß.

Der Wessenacker mit den Seinen kämpft wie ein wütender Stier gegen den hauenden Löwen. Aber die Bresche, die er geschossen, ist ausgefüllt mit einer lebendigen Mauer von Bürgern in Eisen. Aus den Scharten der Wehrgänge regnet's Bleikugeln, gefiederte Bolzen, kochendes Wasser und brennendes Pech. Und auf einem Wallturm arbeitet der Münchener Büchsenmeister Völschel mit zwei Trommelkanonen, die er in seiner Lehrzeit beim Kuen in Burghausen gießen lernte. Das Geschrei der Kämpfenden, das Glockenläuten, das Feuergeprassel, das Gerassel des Stahls und das Büchsenkrachen ist wie das Rauschen eines angeschwollenen Stromes, in dessen wildem Liede das matte Seufzen der Stürzenden versinkt.

Als der Morgen grauen will, ist der Boden in der Bresche des alten Tores mit einem hohen, festgestampften Pflaster von Leichen bedeckt. Ingolstädter und Münchener liegen verträglich durcheinander, kreuz und quer, mit verschlungenen Armen und verflochtenen Beinen. Aus den Wehrgängen schleppt man die verwundeten Bürger in die nahen Häuser. Und draußen, am Fuß der Mauer, im Stadtgraben und vor dem umstrittenen Angertor, da liegen die Getreuen des Loys in dicken Haufen, zweihundert friedlich Gewordene, mit zerbrochenen Gliedern, erstochen, erschlagen, vom siedenden Wasser verbrüht, von den flammenden Pechkränzen angefressen.

Noch immer will der Wessenacker nicht weichen. Der Gefahr seines Fürsten denkend, stößt er immer wieder mit hundert Köpfen gegen die Eisenbrüste der Münchener.

Die Haufen der Bürger, die aus zwei andern Toren herausfallen, fassen die Ingolstädter von beiden Seiten. Und von allen Dörfern in der Nähe der Stadt, gerufen durch das Sturmgeläut der Glocken, kommen die Bauern gelaufen, stechen mit Spießen und schlagen drein mit Sensen, Drischeln und Morgensternen.

Beim ersten Blick der steigenden Sonne wendet Hauptmann Wessenacker den Gaul. Und die Vierhundert von den Seinen, die noch laufen oder reiten können, taumeln hinter ihm her, gegen das brennende Pasing hinaus.

Tor und Mauer am Anger sind verwandelt zu Denkmalen auf dem Leichenacker dieses Morgens. Ein halbes Tausend liegt im Blute, stumm geworden oder noch stöhnend in Schmerzen. Doch fünfmal Tausend, zehnmal Tausend jubeln in trunkener Freude: „Sieg! Sieg! Sieg!“ Die Männer lachen im Stolz der Tapferen, die Weiber und Mädchen umhalsen sich in den sonnig gewordenen Gassen, und auch die Kinder jubeln, ohne zu wissen, warum — sie sehen's bei den andern und machen es nach. In dieser schreienden Freude hört man die paar Hundert nicht, die weinen müssen.

Herzog Wilhelm, ein frommer und rechtschaffener Mann, den die Armen von München lieben, übernimmt es, die Stadt zu hüten und in der Bürgerschaft die Ordnung und Ruhe zu wahren. Herzog Ernst und sein Sohn Prinz Albrecht beginnen die Verfolgung des fliehenden Gegners. Mit ihnen ziehen die fürstlichen Söldner und die drei Bürgerhaufen unter ihren Hauptleuten Lorenz Schrenk, Franz Tichtel und Hans Pütrich; die siebenunddreißig Münchener Zünfte haben dreihundert Berittene und zwölfhundert Mann zu Fuß gestellt. Meister Völschel — ein junger, dicker, lustiger Münchener, der für seine Heimatstadt die große „Stachlerin“, den „Pecker“ und vier Kammerbüchsen gegossen hat — reitet auf festem Gaul dem Trupp der zweihundert Faustschützen voraus; und hinter dem Stadtheer drängen die Schwärme der Bauern nach, die sich gesammelt haben aus zwanzig Ortschaften.

Diese Bauern wollen nicht in Reih und Glied marschieren, beim Marsche nicht Ordnung halten. Wenn's losgeht wider die Loysischen Brandschatzer, möchten sie gern die ersten sein, die dabei sind. Und viele von ihnen haben ihre Herzoge noch nie gesehen; denen möchten sie einmal in die Augen schauen. Im Staubgewirbel, das den Flinkmarsch des Heeres begleitet, springen die Bauern von der Straße auf die Wiesen und Felder, rennen dem geschlossen marschierenden Zug der zünftigen Bürger voraus und schreien, schwingen die plumpen Waffen, schwenken die Hüte und umdrängen die unruhig werdenden Gäule der beiden Fürsten.

Der Hauptmann des herzoglichen Söldnerhaufens will das hindern und

abschaffen. Doch Herzog Ernst befiehlt ihm: „Laß die Leute! Sie tragen ihr Blut und Leben zu uns. Daß der Untertan uns beschauen kann, ist das mindest, was wir dem Volk zu schenken haben." Den jubelnden Bauern freundlich zunickend, reitet er hinter dem herzoglichen Banner her, das zwiefach im Geviert den Löwen und die blauweißen Rautenfelder zeigt. Er zwingt mit ruhiger Faust das scheuende Roß. Hoch und kraftvoll, ein Fünfzigjähriger, sitzt er fest im Sattel, obwohl sein Oberkörper in nachlässiger Haltung ein bißchen gegen die linke Hüfte hängt. Der mit Adlerfedern und dem Rautenflügel geschmückte Helm bedeckt einen wuchtigen Kopf. Das dicke Haar ist bräunlich, der starke Vollbart mit dem lang herunterhängenden Schnauzer ist dunkelblond. Blaue Augen glänzen unter dem aufgeschlagenen Helmvisier über die scharfgeschnittene Nase heraus. Der vorgeschobene Mund, obwohl er freundlich lächelt, gibt dem Gesichte ungerecht einen Zug von Härte und übler Laune.

Am Gürtel hängt das breite Schwert und daneben ein schwerer, klobiger Streithammer. Über den Brüstling des Panzers geht eine Goldkette mit großem, blitzendem Rubin. Auf den roten, die Halsberge deckenden Samtkragen sind die Wappen der Städte von Bayern-München gestickt. Und der starre Waffenrock ist wie das Bannertuch gewürfelt mit den Rautenfeldern und den silbergestickten Löwen.

An der Seite des Vaters, auf einem Apfelschimmel, reitet Prinz Albrecht, der Einundzwanzigjährige, den das Volk den Schmuckesten unter allen Fürstensöhnen des Reiches nennt. Auch wenn er nicht den gleichen Helm, die gleiche Wehr und den Waffenrock trüge wie Herzog Ernst, müßte er als ein verjüngtes Bild seines Vaters erscheinen, freundlich, gütig und kraftvoll. Er ist von jenen Menschen einer, die man liebt, weil sie leben und lächeln.

Die Bauern jubeln, haschen nach seiner Hand, schwatzen und scherzen mit ihm. Heiter gibt er Antwort und nickt ihnen zu. In dem drängenden Schwarme fällt ihm ein junger Bursch auf, gewachsen wie ein Frühlingsbaum, mit gesunden Gliedern, strotzend von Kraft und Leben, mit froh blitzenden Blauaugen und dickem Blondhaar, das um die heißen Wangen baumelt. Der Prinz sagt zum Herzog: „Schau, Vater! Was für Leut wir haben!" Er deutet auf den jungen Bauer, der ein altes, rostiges Langschwert über der Schulter trägt.

Herzog Ernst winkt den Bursch zu sich heran. „Wer bist du?"

„Ich bin aus Schwabing, Herr! Einer Salzstößerin einziger Sohn."

„Wie heißt du?"

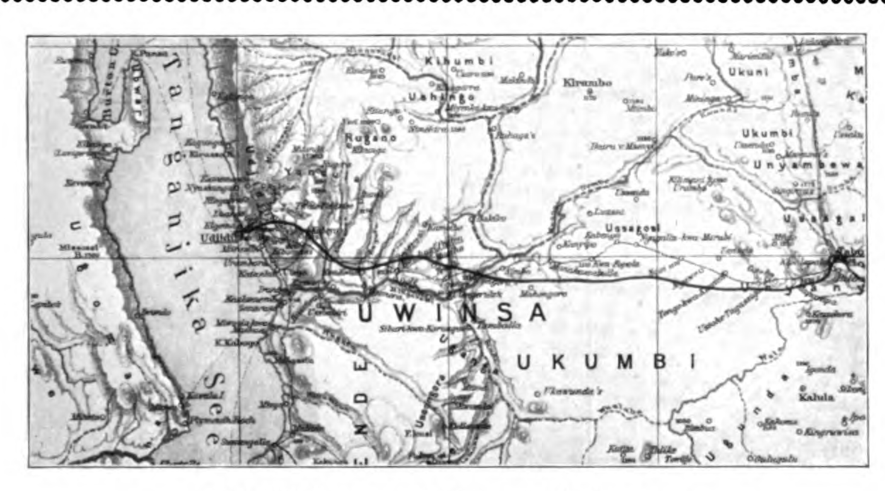
„Michel Ungeraten."

Der Herzog sagt: „Da hat das Schwabinger Kirchenbuch eine Dummheit gemacht. Ein so wohlgeschaffener Mensch sollte anders heißen. Halte dich tapfer, wenn es zum Schlagen kommt. Und ich gebe dir einen gerechten Namen."

Der Bub schreit einen Jauchzer in die Sonne.

Und der Marsch geht weiter. Bei der Feuerstätte von Pasing, wo die halbverbrannten Hütten noch flackern und qualmen, gibt's einen kleinen Aufenthalt. Männer und kreischende Weiber, die sich wie wahnsinnig gebärden, schleppen zwei Gefangene vor die Rosse der Fürsten hin. Das wären zwei von den feindlichen Brandschatzern; man hätte sie festgenommen, als sie in der Nacht das Feuer in die Kirche von Pasing warfen. Von den Weibern zetert eines: „Die sollt man in einen Ziegelofen schmeißen, daß sie am Tag verschmecken, wie den Bauren in der Nacht das Brennen tut!"

(Fortsetzung folgt.)




Die Bahn von Tabora nach Kigoma

# Die Tanganjikabahn, das große deutsche Kulturwerk in Deutsch-Ostafrika

Von

Major Victor von Strantz

Das fünfundzwanzigjährige Bestehen unsrer afrikanischen Kolonien, dem durch Veranstaltung von Ausstellungen ihrer Produkte in Daressalam für Deutsch-Ostafrika und in Windhuk für Deutsch-Südwestafrika ein besonders markanter Ausdruck gegeben wird, bezeichnet gleichzeitig in dem erstgenannten Schutzgebiet die Vollendung eines großen Kulturwerks, das nicht allein die volle Entfaltung des wirtschaftlichen Reichtums jenes überseeischen Besitzes, sondern auch dessen sicheren Bestand in politischer wie militärischer Beziehung verbürgt. Mit der im August dieses Jahres zu erwartenden allgemeinen Betriebseröffnung der sogenannten ostafrikanischen Mittellandbahn Daressalam—Tanganjikasee in einer Streckenlänge von 1250 Kilometer hat der Bahnbau in Deutsch-Ostafrika glücklich und über Erwarten vorzeitig ein großes Ziel erreicht, an das kaum noch vor wenigen Jahren zu denken war. Ein erfreulicher Beweis von der Vertiefung des kolonialen Gedankens in Deutschland und von dessen kraftvollem Fortschritt. Damit ist ein langer und heiß umstrittener Plan verwirklicht, dessen Urgeschichte bis in das Jahr 1891 zurückreicht. Unser Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika gelangt damit in den Besitz einer durchgehenden Überlandbahn, die die Ugandabahn (940 Kilometer) in Britisch-Ostafrika, die englische Sudanbahn Wadihalfa—Khartum (917 Kilometer) in Oberägypten und die Strecke Lagos—Kairo der nigerischen Bahn (1146 Kilometer) an Ausdehnung übertrifft. Der neue Schienenweg Daressalam—Kigoma wird demnächst vom durchgehenden Zuge in zwei Tagen zurückgelegt werden, während früher die Karawanenreise von der Küste bis zum Tanganjikasee 42 Tage erforderte. Der Bau und Betrieb der Bahn Daressalam—Morogoro als Stichbahn wurde 1904 der ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft konzessioniert. Die genannte Gesellschaft erbaute die Bahn in den



Holztransport zum Bau provisorischer Brücken

und dem verständnisvollen Zusammenarbeiten aller Beteiligten ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Die Tanganjikabahn ist die erste deutsche Kolonialbahn, die über die Grenzen des Schutzgebietes hinausgreift und dadurch eine interkontinentale Bedeutung erlangt. Sie wird für weite Gebiete westlich des Tanganjika der kürzeste Verbindungsweg nach

Jahren 1905 bis 1907. Für den Weiterbau nach Tabora wurden die Mittel zum erstenmal durch eine Schutzgebietsanleihe unter Bürgschaft des Mutterlandes bereitgestellt. Die Baugesellschaft Holzmann & Komp. in Frankfurt am Main, die schon die Stammbahn bis Morogoro erbaut hatte, übernahm die Ausführung des Baues und führte die Arbeiten mit solcher Schnelligkeit durch, daß die erste Lokomotive bereits im Februar 1912 in Tabora eintraf und am 1. Juli desselben Jahres die gesamte Strecke dem Betrieb übergeben werden konnte. Inzwischen waren die allgemeinen Vorarbeiten für den Bahnbau nach dem See durchgeführt worden, und im Herbst 1912 konnte der Weiterbau der Strecke nach Kigoma beantragt werden. Auf diese Weise wurde jede Unterbrechung im Bahnbau vermieden und es konnte der Baufortschritt so gesteigert werden, daß die Geleisspitze ihr Endziel am See am 1. Februar 1914 erreichte, während der Bauvertrag die Vollendung erst zum 1. Juli 1914 gefordert hatte und die Bahnlinie bis Kigoma spätestens erst im April 1915 betriebsfertig sein sollte. Die rasche und glückliche Vollendung des großen Schienenweges bis zum Ufer des Sees in den Gebieten des innersten Afrikas bedeutet für die Bauunternehmung eine höchst anerkennenswerte Leistung, die der Tatkraft und Umsicht der Bauleitung

Europa sein, sie wird die Verproviantierung dieser Gebiete mit europäischen Waren vermitteln, und dadurch, daß sie nach Nordost-Rhodesia hineinreicht und vermöge des Dampferverkehrs auf dem 620 Kilometer langen See das im Norden desselben gelegene volkreiche Urundi erschließt, das politische und wirtschaftliche Bild in Ostafrika völlig umgestalten.

Die Linie Tabora—Kigoma durchquert das Flachland von Tabora bis zu dem reißenden Mlagarassifluß, den sie nahe bei dem alten Karawanenweg überschreitet, in fast genau westlicher Richtung. Eine Strombrücke von 150 Meter Gesamtweite und eine größere Zahl von Flutöffnungen waren der Hochwassermassen wegen erforderlich. Westlich des Mlagarassi und Rutschugi wird das Gelände wellig, die meisten von der Bahn berührten Flüsse sind tief eingeschnitten. Entlang den Hängen der tiefeingeschnittenen Täler der Flüsse Mkenia, Mkati und Luitsche nimmt die Bahn den Abstieg zum See. Auf dieser Strecke waren zur Herstellung des Bahnkörpers umfangreiche Felssprengungen, hohe Dämme, hohe und weite Brücken sowie drei Tunnels notwendig. Ungefähr 16 Kilometer vom See entfernt verläßt die Linie das Luitschetal und zieht sich an den Ausläufern der Uhaberge nach der Kigomabucht, in deren vollständig geschützten Becken die

Eisenbahn- und Hafenanlagen der Endstation untergebracht sind. Die gesamte Strecke Tabora — Kigoma ist 412 Kilometer lang.

Hinsichtlich der Schiffahrtseinrichtungen auf dem See sei folgendes bemerkt.



Markt zu Tabora

Der Tanganjikasee hat eine Küstenentwicklung von rund 1500 Kilometer. Die Entwicklung des Verkehrs auf dem Viktoriasee zeigt, welch großen volkswirtschaftlichen Nutzen eine regelmäßige Schiffsverbindung mit sich bringt. Nach den Erfolgen der unter ganz ähnlichen Verhältnissen arbeitenden englischen Schiffahrt auf dem Viktoriasee ist zu schließen, daß auch der Schiffsverkehr auf dem Tanganjika ein einträgliches Unternehmen sein wird. Wenn man, gestützt auf frühere Erfahrungen, annimmt, daß sich der unmittelbare Wirkungsbereich eines Schienenweges ungefähr bis zu einer Entfernung von 150 Kilometern zu beiden Seiten der Bahnlinie erstreckt, so werden durch die geplante Linie, da das Wasserbecken des Tanganjikasees nach Einrichtung eines leistungsfähigen Schiffsverkehrs dem Schienenweg als Verkehrsstraße gleichgestellt werden kann, etwa 280 000 Quadratkilometer dem Verkehr neu erschlossen. Von diesen 280 000 Quadratkilometern entfällt die Hälfte etwa auf deutsches Gebiet, während der Rest sich auf die unter belgischer bezüglich englischer Verwaltung stehenden Randländer der belgischen Kongokolonie und von Nordost-Rhodesia verteilt.

In bezug auf Bodenerzeugnisse ist das Gebiet der neuen Bahnlinie namentlich an Salzquellen reich, die bereits europäischer Bearbeitung unterworfen sind. Die Saline Gottorp gewinnt das Salz durch Verdunstung in großen Siedepfannen. Gegenwärtig werden täglich etwa fünf Tonnen reines Koch- und Tafelsalz hergestellt. Das Salz geht überwiegend nach dem belgischen Kongo, ein andrer Teil nach Urundi und dem Süden des Seengebietes. Außer der von der Saline Gottorp bereits ausgebeuteten Salzquelle befinden sich am Rutschugifluß weitere Vorkommen von Sole und von Steinsalzen. Bei dem Mangel an Salz im ganzen Schutzgebiet ist mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Salzvorkommen verschiedenen Unternehmungen eine nutzbringende Ausbeute gewährleisten werden.

Die Bevölkerung von dem in Rede stehenden Schienenwege beträgt insgesamt etwa eine Million Köpfe. Bekanntlich zeichnen sich die unter dem Sammelnamen Wanjamwesi bekannten Stämme des Bezirkes Tabora durch Körperkraft und Arbeitslust von jeher aus. Seit Menschengedenken stellen die Wanjamwesi das Trägermaterial für die großen Handelskarawanen aus dem Innern und seit langem auch die besten Arbeiter auf den Pflanzungen an der Küste. Sie treiben Ackerbau mit schweren Hacken und in intensiverer Form als sonst die Stämme im inneren Afrika und haben sich bereits daran gewöhnt, über den eignen Bedarf Feldfrüchte für den Verkauf anzubauen. Die Bedeutung der beiden bis dahin wenig bekannten

Einschwenken eines Brückenjoches über den Mlagarassifluß

großen Sultanate Urundi und Ruanda liegt in ihrem außerordentlichen Reichtum an Menschen und Vieh. Neben Ackerbau und Viehzucht findet eine rationelle Ausnutzung des großen Viehreichtums aber gegenwärtig nur in beschränktem Maße statt. Beachtenswert ist auch die Produktion hochwertiger Ölfrüchte im Bahngebiet, die bisher nur für den eignen Gebrauch der Eingeborenen gewonnen wurden. Allerdings beschränkt sich eine eigentliche Ölpalmenkultur im wesentlichen auf die Tanganjikaküste, bildet dort aber einen Haupterwerbszweig der Eingeborenen. Der Mangel an Verkehrsstraßen hat bis jetzt eine intensivere Ausnutzung der reichen Palmenbestände verhindert, weil es an Gelegenheit, das Öl lohnend abzusetzen, fehlte. Der Hauptverkehrspunkt des nördlichen Tanganjikagebietes ist der Hafenort Usumbura. Von hier aus geht eine alte Handelsstraße der Araber durch das Rufidjital nach Usumbura und nach dem Kiwusee. In Usumbura werden auch Elfenbein und Wachs aus deutschen



Die Bucht von Kigoma, die Endstation der Tanganjikabahn

Landen neben den Produktionen des ehemaligen Kongostaates in nennenswerter Weise gehandelt.

Nicht ganz so günstig wie im Norden gestalten sich die Aussichten für die Entwicklung der in den Verkehrsbereich der neuen Bahn fallenden südlichen Randländer des Tanganjikasees. Wirtschaftlich zerfällt dasselbe in zwei Teile, nämlich in das waldige Land Ukarembe und Ukanongo einerseits und das Tiefland Usipa anderseits, welche viel dünner bevölkert sind. Hier macht die Tsetsefliege jede Viehhaltung unmöglich. Nur Wachs wird in größeren Mengen gewonnen, das im Tauschverkehr vorzugsweise nach Tabora geht.

Die Bevölkerung von Usipa ist zahlreich und im Gegensatz zu der von Ukarembe und Ukanongo kräftig und arbeitsam, ähnlich den Wanjamwesi, denen sie auch an Intelligenz gleichkommt. Ein Beweis für die Bildungsfähigkeit der Usipaleute kann auch darin erblickt werden, daß sie in neuerer Zeit dazu übergegangen sind, auch ihrerseits in größerem Umfang europäischen Weizen und europäische Kartoffeln zu bauen. Die Eröffnung des Betriebs in beschränktem Umfang ist für die neue Strecke Tabora—Kigoma in der ersten Hälfte des April dieses Jahres zu erwarten. Hoffentlich wird dann auch bald der erste deutsche Dampfer den Verkehr über den See nach der belgischen Kongokolonie vermitteln.

Möge die Tanganjikabahn unserm ostafrikanischen Schutzgebiet den von der Erschließung des großen Seegebietes erwarteten wirtschaftlichen Aufschwung bringen!

# Phantasus. Zwei Gedichte von Arno Holz

## I

Am hohen Himmel
über mir
ziehn die weißen Sommerwolken.

Große, buntflüglige Schmetterlinge, kleine, blitzende Zickzackfliegen,
brummelnde Hummeln und Heuschreckenmusik!

In die zitternde Wärme hingestreckt,
Blumen und Gräser wiegen sich, ich bin so wunderbar müde,
schlafe ich ein.

Aus einer Welt, die unterging, ruft der Vogel Bülow,
in meinen Traum
flammt Mohn, wogt ein Kornfeld.

Durch rote, riesige Korallenwälder
sinke ich immer tiefer.

Wallende, spielende,
dunkelnde
Wogennacht!

Ich bin die Flut, ich bin die Finsternis.

Seesterne rollen in mir und alte Kronen.

Meine grünen Töchter,
Tang im Haar,
tanzen.

Oben,
durch den blinkenden Sonnenschein,
rudern die Schiffer.

Blaue, weitgeöffnete Traumaugen
starren
in meine Tiefe.

Die Türme längst verschollener Städte
läuten aus mir mit dumpfen Glocken.

Bumm . . . Bumm . . .
Der Abend weckt mich.

Durch seine Stille
auch nicht der leiseste Laut.

Hinter den grünen, hängenden Zweigen eines Birkenwäldchens
glitzert ein Goldhimmel!

## II

Gegen eine dunkle, dumpf verrollende, schrägschwarz abziehende Wetterwand,
aus der mich noch die letzten, stürzenden Schlossen treffen,
jählings,
sprühblitzt die Sonne.

Jagende Wolken, blendendes Blau!

Ins grüne Gras greift der Wind, die Silberweiden sträuben sich.

Den Kopf vorgeduckt,
die Augen fast zu, den Hut in die Stirn,
kämpfe ich mich durch den sausenden, brausenden Frühlingsaufruhr.

Mit einem Mal
— die Brust atmet auf, mein Mantel flattert nicht mehr, ich blicke erstaunt um mich —
alles
still.

Kein Blättchen rührt sich, kein Hälmchen schwankt,
auch nicht das geringste, leiseste Lüftchen mehr.

Erquickende, friedliche, glasklare Frische!

Der Himmel glänzt,
eine kleine Meise singt wieder,
ich spüre wohligste Wärme.

Auf einem jungen Erlenbaum
wiegen sich blinkende Tropfen!



Im Aufnahmeatelier

# Die Bildnis-, technische und wissenschaftliche Photographie als Frauenberuf

Von

Eliza Ichenhaeuser

Wenn die Frauenarbeit trotz des großen volkswirtschaftlichen Gewinnes, den sie repräsentiert, unter einer Reihe von Mißständen leidet, von denen die mangelhafte Bezahlung einer der schlimmsten ist, so ist es, weil sie bedauerlicherweise zum großen Teil noch unqualifizierte Arbeit darstellt.

Diese durch entsprechende Ausbildungsmöglichkeit immer mehr und mehr in Qualitätsarbeit zu verwandeln, ist eine der vornehmsten Aufgaben der Frauenbewegung. Tatsächlich ist es ihr nicht allein gelungen, dies auf einer Anzahl von Gebieten zu erzielen, sondern sogar auf manchen völlig neue Ausbildungsmethoden und neue Berufe ins Leben zu rufen. Dies gilt vorzugsweise von jungen, noch nicht ganz erforschten Gebieten, wie zum Beispiel der Photographie. 1890 errichtete der Letteverein die erste photographische Lehranstalt in Berlin. Gleich seinen andern Lehranstalten war sie nur für Schüler weiblichen Geschlechts bestimmt. Da aber bis dahin nur eine praktische Lehre in einem photographischen Atelier bekannt war und Frauen bis dahin überhaupt wenig auf diesem Gebiete tätig waren, so mußte die Anstalt im Anfang mit Schülerinnenmangel kämpfen. Das verhinderte aber die rührigen Leiter der unter Zuschuß der Königlichen Staatsregierung erhaltenen Lehranstalt nicht, an ihrem Aus-



In der technischen Werkstatt

Schüler überwiegt. Nur die Schüler dieser beiden Anstalten sind nach viersemestrigem Besuch berechtigt, die Gehilfenprüfung für das Photographengewerbe abzulegen. Bei praktischem Lehrgang, der aber gegenwärtig überhaupt nicht mehr viel in Anwendung kommt, darf die Gehilfenprüfung vor der Handwerkskammer erst nach dreijährigem Lehrgang abgelegt werden.

Voraussetzung zur Aufnahme in beide Lehranstalten für Bildnis- und technische Photographie ist das zurückgelegte sechzehnte Lebensjahr und Volksschulbildung. Notwendig für die Wahl dieses Berufes ist ein ausgeprägtes Interesse für künstlerische Dinge, für seine Vorbildung eine allgemeine Ausbildung. Deshalb ist ein zweijähriger Lehrgang an einer guten Lehranstalt conditio sine qua non — die Kosten hierfür sind 230 bis 250 Mark und für Materialverbrauch zirka 240 Mark jährlich — und sehr empfehlenswert ist im Anschluß an diesen zweijährigen Unterricht und an die Gehilfenprüfung vor der Handwerkskammer die Annahme einer Volontärstelle für kürzere Zeit.

Als erste Stellung wird von den maßgebenden Persönlichkeiten diejenige einer Gehilfin für alles bei einem kleinen Photographen in einer kleineren Stadt empfohlen, weil hier eine vielseitige Erwerbung beziehungsweise Befestigung praktischer Kenntnisse möglich ist.

bau so zielbewußt weiterzuarbeiten, daß sie heute einen wichtigen Faktor in der photographischen Technik bedeutet und daß ihr — wohl der einzige Fall in Deutschland — auf Veranlassung der Königlichen Staatsregierung 1910 eine Abteilung für Schüler männlichen Geschlechts angegliedert worden ist.

Trotzdem ist naturgemäß die Zahl ihrer weiblichen Schüler eine weit höhere, während in der zweiten gleichwertigen photographischen Lehranstalt, der von der Königlichen Bayerischen Staatsregierung subventionierten Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie, Chemigraphie, Lichtdruck und Gravüre in München, die Zahl der männlichen



Vor einer wissenschaftlichen Aufnahme

Trotzdem in der Praxis auch im photographischen Berufe vielfach eine Spezialisierung eintritt in Kopierer, Retuscheure, Operateure und so weiter, hat die Erfahrung es doch gelehrt, daß nur eine umfassende Ausbildung eine vollständige Beherrschung des Berufes und damit das Aufsteigen in ihm ermöglicht. Überdies muß damit gerechnet werden, daß in jeder Stellung verschiedene Tätigkeiten kombiniert und verlangt werden, da nur große Ateliers in der Lage sind, eine Kraft für einen besonderen Zweig der Photographie zu engagieren, die praktische Fähigkeit hierfür aber nur in kleineren Ateliers erworben werden kann, wo alles, auch Schreibmaschine und Buchhaltung verlangt wird. Sogar die Stellung der Empfangsdame hat sich in der letzten Zeit aus diesem Grunde ganz verschoben. Während man früher vor allem auf das Äußere, Toilette und Sprachkenntnisse sah, wird gegenwärtig von ihr eine ebenso gründliche Kenntnis der Photographie verlangt wie in jedem andern Zweig derselben.

Und das ist sehr gut so, denn nur auf diese Weise, nur durch allseitiges Können vermögen die Angestellten in der Photographie einstmals zur Selbständigkeit zu gelangen, und das ist auch auf diesem Gebiete natürlich das Lohnendste.

Die in der Photographie gezahlten Gehälter sind durchaus nicht schlecht, Kopiererinnen erhalten 90 bis 120 Mark monatlich, Retuscheurinnen 90 bis 150 Mark, das gleiche Gehalt erzielen Gehilfinnen für alles, während Operateurinnen, das heißt diejenigen Kräfte, die die Aufnahmen machen, das höchste Gehalt, nämlich 150 bis 300 Mark, erreichen. In der technischen Photographie, in Ateliers für kunstgewerbliche und technische Aufnahmen sowie in Anstalten zur Erzeugung photographisch-kunstgewerblicher Gegenstände, in Fabriken photographischer Platten und Papiere und so weiter werden noch etwas höhere Gehälter bezahlt, allerdings auch ein besonderes Geschick für technische Handfertigkeit verlangt.

Das Erstrebenswerteste ist natürlich die Selbständigkeit, und die Frauen



Im chemischen Laboratorium

haben sich ausgezeichnet bewährt in ihr. So hat die Reichshauptstadt beispielsweise ein Viertelhundert weiblicher Atelierinhaber, von denen mindestens zehn Erstklassiges leisten, auch München, Dresden und so weiter haben vorzügliche weibliche Photographen, ja im ganzen Reich sind sie zerstreut, und gar manche Frau hat sich, mitunter sogar im späteren Lebensalter, damit einen sie ausfüllenden und befriedigenden Beruf geschaffen.

Daß man an Selbständigmachung erst denken darf, nachdem man als Angestellte jahrelang tätig war und alle Seiten des Berufes gründlich kennen gelernt hat, ist selbstverständlich. Die Höhe des dazu erforderlichen Kapitals ist sehr verschieden. Eine der genauesten Kennerinnen, Marie Kundt, gibt in dem kürzlich erschienenen Frauenbuch* einen Durchschnitt von 3000 bis 4000 Mark für Einrichtung und Inbetriebsetzung eines Ateliers in einer mittleren Stadt an. Sie berichtet, daß nach einer ihr vorliegenden Statistik die geringste Summe, deren eine Frau in einem kleinen Orte Schlesiens benötigte, um ein photographisches Atelier zu eröffnen, 800 Mark, die höchste der angegebenen Summen 10000 Mark betrug.

Neben die Bildnis- und technische Photographie tritt seit kurzem die wissenschaftliche Photographie als Berufsfeld für Frauen, ja es ist dies eins der eingangs erwähnten Gebiete, auf denen es den Frauen gelungen ist, überhaupt neue Berufe zu schaffen. Mit nicht zu leugnendem ebenso raschem Auffassen wie Zugreifen haben sie einerseits die Möglichkeiten, die die naturwissenschaftlichen Gebiete, die experimentelle Forschung nach dieser Richtung gewähren, erkannt und anderseits die Begabung der Frau für wissenschaftliche Hilfsberufe entdeckt. Dem Letteverein ist dies in erster Reihe zu danken, der, den Prinzipien eines gemeinnützigen Institutes getreu und im Geiste seines Begründers, des Präsidenten Lette, der vor

* Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

einem halben Jahrhundert das Institut schuf, um die Frauen aus der Not, nur Lehrerin oder Näherin werden zu können, zu retten, immer weiter an der Ausgestaltung der Frauenberufe arbeitet. Was eine tüchtige Frau auf einem Gebiete, auf dem sie Bescheid weiß, leisten kann, das beweist wieder einmal die Direktorin der photographischen Abteilung des Lettevereins, Fräulein Marie Kundt, die nicht allein im Verein mit dem nunmehr verstorbenen früheren Direktor Schultz-Hencke die Lehranstalt für Bildnis- und technische Photographie auf eine ungeahnte Höhe gebracht hat, sondern die tastend, den Bedürfnissen der Gegenwart nachgehend und immer weiter ausbauend, auch eine Lehranstalt für wissenschaftliche Photographie schuf und es so gut verstand, Lücken auszufüllen und tatsächlichen Bedürfnissen zu entsprechen, daß die von ihr ausgebildeten Mädchen wie frische Semmeln weggehen.

Während zur Aufnahme in die Abteilungen für Bildnis- und technische Photographie, für Reproduktionsretusche und photomechanisches Verfahren Volksschulbildung genügt, ist für die Aufnahme in die Abteilungen für wissenschaftliche Photographie das Abgangszeugnis aus der ersten Klasse einer höheren Töchterschule erforderlich.

Röntgens umwälzende Erfindung gab den Direktoren der photographischen Abteilung des Lettevereins den Anlaß, die Röntgenphotographie in die Hand zu nehmen und sie so auszugestalten, daß sie zu einem neuen Frauenberuf ward, der sich sehr schnell eingebürgert hat. Die Ausbildungszeit ist auf vier Semester festgesetzt.

Die Absolventinnen der röntgenologischen Kurse finden Stellungen als Röntgenschwester oder Röntgenassistentin an Krankenhäusern, Universitätskliniken und wissenschaftlichen Instituten. Neben



Aufn. von Hanni Schwarz

Hedwig Dohm

der Beherrschung der photographischen Prozesse wird von ihnen Kenntnis der wichtigen chemischen und physikalischen Vorgänge verlangt. Die Röntgenassistentin ist die weitgehender ausgebildete Kraft, die ganz selbständige Aufnahmen zu machen hat, von der Kenntnis der Untersuchungsmethoden der ärztlichen Sprechstunde, Beherrschung von Schreibmaschine und Stenographie und so weiter verlangt wird. Ihr Gehalt beträgt durchschnittlich 135 Mark, steigt aber in besonderen Fällen bis zu 300 Mark monatlich.

Der Erfolg und die Bedürfnisse der Praxis veranlaßten eine reichere Ausgestaltung des Unterrichts beziehungsweise die Einführung einer neuen Abteilung mit Unterricht in Mikrophotographie und einem Kursus in histologischer Technik. Die Dauer des Unterrichts beträgt bei Beschränkung auf Röntgen- und Mikrotechnik fünf Semester, bei Hinzunahme des Unterrichts in Bakteriologie sechs Semester. Diese Ausbildung bezweckt, photographisch-wissenschaftliche Hilfskräfte heranzuziehen, die fähig sind, in wissenschaftlichen Instituten den technischen Teil der laufenden Arbeiten auszuführen und bei der wissenschaftlichen Tätigkeit der Leiter und Assistenten die Hilfsarbeit zu übernehmen.



Aufn. von A. Matzdorff

Kinderbildnis

Die letzte Abteilung für wissenschaftliche Photographie ist die für Metallographie. Da die Mikrophotographie auf diesem Gebiete eine so große Rolle spielt durch den Umstand, daß sie ein neues, wichtiges Hilfsmittel im Materialprüfungswesen darstellt, so lag der Gedanke nahe, auch hier einen neuen Berufszweig für die Frauen zu schaffen. Das ist auch vollkommen gelungen. Ein fünfsemestriger Unterrichtsgang bereitet Leiterinnen des metallographischen Laboratoriums von Hütten sowie für wissenschaftlich-technische Laboratorien vor. Die Absolventinnen finden gute Anstellung, wie überhaupt die Honorierung der ausgebildeten Hilfskräfte in der wissenschaftlichen Photographie entschieden eine aufsteigende Tendenz zeigt. Eine Untersuchung von

Dr. Richard Stettiner im März 1911 ergab, daß das monatliche Gehalt der in der wissenschaftlichen Photographie tätigen Frau im ersten Jahre ihrer Tätigkeit zwischen 100 und 150 Mark schwankte, im zweiten Jahr zwischen 104 bis 160 Mark, im dritten zwischen 110 bis 150 Mark, im vierten zwischen 125 bis 170 Mark, im fünften zwischen 125 und 200 Mark. Drei über den Durchschnitt honorierte Stellen von 170 Mark im ersten Jahr ihrer Tätigkeit, 180 Mark im zweiten und 275 Mark im fünften Jahr wurden als Ausnahmestellungen bezeichnet und deshalb nicht mitgezählt. Im April 1911 traten zehn Schülerinnen der obengenannten Unterrichtsanstalt Stellen für wissenschaftliche Photographie mit Anfangsgehältern zwischen 100 und 160 Mark an; im Sommer desselben Jahres drei Metallographinnen mit je 120, 150 und 185 Mark Anfangsgehalt.

Spricht der Umstand der aufsteigenden Honorierung dafür, daß die Frauen ihre Eignung für dieses Gebiet erwiesen haben, so nicht minder die, daß sie in dieses Gebiet immer tiefer eindringen und sich ständig neue Tätigkeitsgebiete erobern.

So hat eine Dame sich zur Spezialistin für wissenschaftliche Expeditions- (Tropen-) Photographie ausgebildet. Andre haben an Museen die Katalogisierung übernommen und machen die dazu nötigen Aufnahmen und Beschreibungen, wieder andre besorgen die Vorbereitung für kinematographische Projektion und liefern auf diese Weise zu wissenschaftlichen Vorträgen das ganze dazu gehörige kinematographische Material und so weiter.



Aufn. von Becker & Maaß (Marie Boehm)

Frau Geheimrat Muthesius

An ersten optischen Anstalten sind Frauen als Leiterinnen angestellt; die Zahl der Röntgenassistentinnen, der Laboratoriumsassistentinnen, der wissenschaftlichen Hilfsarbeiterinnen, der technischen Assistentinnen an bakteriologischen Instituten, der Metallographinnen und so weiter ist in ständiger Zunahme begriffen — der junge Klub ehemaliger



Aufn. von Mad. D'Ora, Wien

Damenbildnis

Schülerinnen der Photographischen Lehranstalt, dem fast ausschließlich Porträt- und wissenschaftliche Photographinnen angehören, zählt bereits 344 Mitglieder — und die Nachfrage nach besonders tüchtigen Kräften, speziell auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Photographie, übersteigt das Angebot. Sogar aus dem Ausland laufen viele Stellenangebote zu recht günstigen Bedingungen ein, speziell aus Rußland, Spanien, Amerika und aus China. Es versteht sich von selbst, daß diese nur nach genauen und zuverlässigen Informationen angenommen werden können und nicht minder, daß nur gründlich vorgebildete und tüchtige Kräfte gesucht werden. Es muß deshalb vor kurzen, oberflächlichen Kursen gewarnt werden. Bei gründlicher Ausbildung und Fähigkeit jedoch bietet die wissenschaftliche Photographie, aber auch die Bildnis- und technische Photographie den berufsuchenden Frauen günstige Chancen.

## Gedankensplitter

Es entsteht öfter aus Freundschaft Liebe als aus Liebe Freundschaft. Doch ist die Freundschaft, die aus Liebe entstand, dauerhafter wie die Liebe, die Freundschaft zeugte.

*

Die Alten täten oft besser, mit dem Schatz ihrer Erfahrungen der Jugend gegenüber nicht so verschwenderisch umzugehen. Denn es kann vorkommen, daß allzuviele wohlgemeinte Ratschläge ganz plötzlich jugendlichen Schwung und Enthusiasmus lähmen, und daß so manches im Keime erstickt wird, was ein Anrecht darauf hätte dereinst groß und herrlich dazustehen.

*

Gesprochnes Wort verfliegt —
Geschriebnes Wort, das wiegt.

Bertha Freifrau von Nauendorf

# Der alte Lars

Von

**Gertrud Buetz**

Piet stand unten am Strande, wo die Kutter hin und her schlickerten, und warf Kieselsteine.

Die See lag platt wie ein flimmerndes Tuch, der Tang rollte sich unter der Sonne zusammen, und vom Haff wollte sich langsam eine leichte Brise aufmachen. Piet steckte die Hände in die Taschen und gähnte. Verächtlich ließ er die letzten Kieselsteine aus der Hand fallen — mit dem Werfen war das nun nichts mehr. Seine kleinen, blanken Augen gingen ihm im Kopfe umher und sahen Lars. Den alten Lars, der hinter dem Deich, ganz am Ende des Fischerdorfes, eine neue Kate hatte — und eine Schecke! Eine richtige Schecke, weiß und gelb. Piet hatte sie einmal gesehen, als er mit dem jüngsten Lars spielen durfte. Piet würde das nie vergessen! Überhaupt, diese Larsen! Es war gut, wenn man Freundschaft mit ihnen hielt.

Der Kleine stampfte durch den losen Sand, der dicke Flachskopf saß ihm steif im Nacken, und seine weiten Kinderhosen warfen Falten in der Richtung des Windes.

„Tag, Herr Lars!" sagte Piet und versuchte seiner Stimme einen männlichen Klang zu geben.

Lars stand und sah über die See. Der Wind war zu schlapp, Tiele Jens würde oft kreuzen müssen, wenn er vor Abend noch im Trockenen sein wollte. Ja, der Tiele! Ein guter Junge war's schon, nur — man 'n bißchen leicht — ein bißchen sehr leicht. Seine Arbeiten machte der ja wie keiner und war sonst auch passabel ... Wenn man die Trina nicht seine Einzigste gewesen wäre! — Die drei Jungens von der zweiten Frau, die konnte Will Lars doch noch immer nicht so recht mit dazu rechnen. Die Trina, die wollte nun fort! — und gerade an den ... und die Stärkste war sie auch schon nicht ...

Aber das letzte Wort war da noch lange nicht gefallen, da hatte er noch sehr viel mitzureden. Ja, das hatte er — und wollte er! Lars seufzte. So war nun das Leben. Da pflegt man's groß und sorgt und sorgt, und kaum, daß sie flügge sind, kommt so einer — und Halten ist dann nicht mehr. — Wie mit der Bö, da wart' und wart' man den ganzen Tag, liegt in den Riemen, daß der Rücken denkt, nun ist's sein letztes, sieht in den Himmel — sie muß doch kommen! Aber die Bö kommt nicht. Liegt aber der Kiel erst im Sande und das Boot schwappt man noch so oben hin, dann ist sie da. — So eine rechte feine Bö und die Richtung gerade zu paß.

Piet, der noch immer neben Lars stand, wurde ungeduldig und räusperte sich. Recht langsam und nachdrücklich, wie das Vater machte, wenn er meinte, Mutters lange Rede könnte nun auch endlich mal ein Ende haben. Der alte Lars konnte an seinem Seestarren doch nun auch genug haben, meinte Piet. Was man nur davon hatte!? Piet begriff die großen Leute manchmal wirklich nicht. Das sah man doch mit einem Blick, daß heute nicht viel los war! Nicht mal bis zum

kleinen Felsen kamen die Wellen ja. Der Junge zuckte geringschätzig die Achseln und stand zur Abwechslung auf einem Bein und schlenkerte mit dem andern mal ein bißchen in der Luft umher. Da plötzlich — Piet wußte wirklich nicht, wie es gekommen war — hatte der alte Lars einen Schlag weg, gerade unterhalb des Knies.

„Kottsdunner!" sagte der Fischer.

Piet wurde es unheimlich — ob er sich auch lieber aus dem Staub drückte? Doch Lars lachte nur und legte ihm die breite Hand auf den Flachskopf.

„Na, Piet, willst denn nicht spielen?"

„Ach Gott," sagte Piet eifrig — es war ihm doch bedeutend wohler geworden —, „das Kieselwerfen, Herr Lars, das is man langweilig und sonst — Petern seiner hat Keile besehen, der mag heut nicht."

„So?" Über Lars' verwittertes Gesicht lief ein Lachen. „Na, denn lauf mal zu meinem Jungen. Willst?"

Ob Piet wollte! — Seine kleinen Beine warfen sich augenblicklich durcheinander, daß die plumpen Holzschuhe sich stießen, und die Arme streckten sich weit in dem Verlangen vor, möglichst schnell sein Ziel zu erreichen. Nicht einmal sein „Adieu auch, Herr Lars" hatte er sagen können, so war er von dem Gedanken an die Jungen und die Schecke benommen.

Lars blieb noch ein paar Augenblicke gedankenvoll stehen, dann machte er sich daran, die Netze nachzusehen. Erst als die Abendnebel anfingen, sich wie eine breite Rauchwolke über das Meer fortzuschieben, machte er sich zum Heimgang bereit. Wie heute schon den ganzen Nachmittag, war er wieder mit all seinen Gedanken bei der Trina und ihren Heiratsplänen. Er hatte es sich nun reiflich überlegt, er mußte dem Tiele noch einmal und diesmal klar heraus sein Nein sagen. Es geht nicht anders, so leid ihm das Mädel auch tut. Er hatte nichts gegen den Fischer, beileibe nicht — nur für seine Trina ist er ihm zu leicht. Das ist er schon seiner toten Anne schuldig.

Der Seesand mahlte unter seinen schweren Schuhen. Lars ging nur langsam, er war der Jüngste nicht mehr. Seit die Anne die Augen zugemacht, hatten sich die Jahre um ein Beträchtliches gereiht. — Seine Anne! Lars konnte nicht recht darüber fortkommen, wenn auch des Hausstandes wegen eine neue Frau da war. Häuslich und sparsam, das war die ja ... da war nichts gegen an zu sagen ... nee, aber sonst. — War da nicht wieder ihre zankende Stimme, breit, laut und ohne Ende?

Lars seufzte, bog den Kopf ein wenig müde vor und ging mit harten, stolpernden Schritten über die Diele. Solange die Anne noch lebte, brannte da immer eine kleine, qualmende Lampe. Seit die Neue im Hause war, hatte das aufgehört. Christine meinte, das wäre unnötige Geldausgabe. Da hatte sie ja wohl recht. Nur — freundlicher war es doch so gewesen. Es wurde einem gleich so warm und behaglich ums Herz, wenn man daher kam, draußen aus dem nassen Wetter.

Der alte Fischer tastete sich langsam durch den dunklen Flur, legte die verarbeitete Hand auf die Türklinke und räusperte sich. Heute hatte er sich doch wohl geirrt? Die da drin lachten ja. Lars schmunzelte — so mußte das sein! Eilig drückte er die Klinke nieder und stand mit zwei langen Schritten mitten in der kleinen Stube.

„'n Abend, allesamt!"

Die im Zimmer wurden plötzlich still. Lars' Augen, die sich an der Helligkeit blendeten, sahen zuerst nur die Frau des Flickschusters Brandt. In ihrer breiten Behäbigkeit füllte sie fast den ganzen Sofaplatz aus, so daß Frau Christine in der andern Ecke kaum zu ihrem Rechte kam. Lars ärgerte sich, er konnte die



Lasset die Kindlein zu mir kommen ...

Nach einem Gemälde von Pietro Gabrini

Schustersfrau nicht leiden, und Christine wußte das ganz genau. „'n Abend auch," sagte er darum noch einmal kurz angebunden. Na, da würde er sich bald wieder drücken.

„'n Abend, Lars, na, immer gut zu Wege?" lächelte die Brandtsche, setzte sich in Positur und kreuzte die Hände über ihrer starken Brust, „ich gratuliere auch schönstens!" Das klang wie ein Trompetenstoß.

Der Fischer sah sich mit einem verwunderten Gesicht um. Nee, nun ging er lieber man gleich, sone Fisimatentchen, die liebte er nicht. Was wollte die denn mit Gratulieren? Hier war doch keins, das Geburtstag gehabt hätte. Da traf sein Blick auf Trina — auf Trina, die neben Tiele Jens stand, der den Arm um die Taille des Mädchens gelegt hatte.

Sie waren beide sehr rot, und der Tiele machte einen halben Schritt vor, zog den Mund breit und stotterte: „Es is man ... nämlich, Herr Lars, weil ..." er stockte und fuhr mit der Hand in den Kragen. Lars starrte ihn an. Da rief Frau Christine vom Sofa aus hastig dazwischen: „Ja, Vadder, da haste dein Brautpaar, die sind sich nun eins worden. Und weil ich deine Meinung über den Jens ja kenne — was doch nun auch noch mein Schwestersohn is — da habe ich gleich mit in deinem Namen ja gesagt ... und weil die Brandtsche grade dazukam — na, heimlich bleibt sowas hier ja doch nicht ... da haben wir's ihr denn auch gesagt, ja."

Breit saß sie da, die groben roten Hände klapperten mit dem Strickzeug, und die Maschen flogen um die Nadeln. Lars stand und starrte auf Jens und Trina, auf Christine in der Sofaecke, auf die Schustersfrau und ließ seine Augen von neuem auf Trina und dem jungen Fischer ruhen. Er begriff nicht ... er wollte nicht begreifen! Plötzlich schwollen ihm die Stirnadern bis zum Hals herunter an. Sein breiter Kopf wurde rot und aufgedunsen.

„Hui!" kreischte die Schustersfrau und bog sich in einem angenehmen Gruseln vor. „Hui, Larsens, was hat denn Ihr Mann?"

Lars hörte nichts. Mit langen Schritten ging er auf Tiele zu, die weiße Diele knarrte, seine geballten Fäuste zitterten, und es war, als wenn er jeden Augenblick auf den Jüngeren einschlagen wollte. Weit traten seine Augen unter den buschigen Brauen hervor, sein Atem ging stoßend, er keuchte ... die da sollte es noch einmal wagen, ihn zum Helden ihrer Bubenstücke zu machen, diese ... diese — ein Beben lief durch seinen ganzen Körper.

„Hui, gitte, gitte," quietschte die Schustersfrau und stand steif aufrecht. „Gitte, gitte! ..."

„Die Brandtsche meint ... die Brandtsche meint ..." rief Christine hastig und überlaut — „die Brandtsche ..." Sie schnappte nach Luft.

Lars stutzte, langsam lösten sich seine geballten Hände, es war, als ob er horche, wie ein Baum stand er da, den der Blitz gestreift hat. Christines rote, grobe Hände bewegten sich unstet, unbewußt zerknäulte sie das Ende ihrer Schürze. Da tat Lars langsam den letzten Schritt. Stumm, als wäre nichts geschehen, reichte er dem neuen Schwiegersohn die Hand. „Es war man die Überraschung," sagte er ruhig, „denk' ich, der Jens kreuzt noch draußen und schlägt sich mit dem miserablen Wind herum, da steht er bei mein Trina" — er schluckte — „bei mein Trina und ... Bist schnell retour, Jens. Ja."

„Ich hatt' 'n Leewind," meinte der junge Fischer unsicher.

„So — so ... 'n Leewind ... ja, dann freilich."

Das war gut, daß die Frau ihn an die Brandtsche gemahnt hatte, das war gut, daß ihm noch zur rechten Zeit die neugierigen Augen der Schustersfrau begegnet waren, die nur darauf lauerten, etwas Neues aus der Tür zu tragen. Nein, die Freude wollte er denen im Dorf denn doch nicht machen! Daß sie

hinter seinem Rücken lachten und kicherten und ihre fetten Witze rissen über ihn, den Lars, den alten Trottel ... den Lars, den sein eignes Fleisch und Blut betrog und zum Narren hielt! Oh! — Nee, das sollten sie nicht haben! — Er selbst holte stolpernd mit plötzlich stockenden Knien eine Art Wein aus dem Schrank. Der war noch übriggeblieben von dem Tage, da er mit Christine Hochzeit gehalten hatte. Der mußte nun herhalten; lustig klangen die Gläser aneinander. Im Ofen knatterte das neu nachgelegte Feuer und machte die Luft behaglich warm. Christine langte aus einer Blechdose kleine Kuchen und bot damit herum. Sie redeten alle viel und hastig, nur die Trina nicht. Die saß mit scheuen Augen da und sah zuweilen nach dem Platz des Alten und nippte kaum an ihrem Glas.

„Das kommt von all det Glück," meinte die Schustersfrau, trank behaglich aus und kaute mit vollen Backen. Dann versuchte die Trina zu lachen, aber es wollte nicht recht gelingen, und als Lars aufstand und meinte, er müsse doch noch einmal nach den Booten sehen, da ging sie ihm hastig nach und legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Ich hab 'n doch so lieb, Vadder," das Schluchzen stieß sie. „So lieb!"

Lars antwortete nicht.

„Vadder! Vadder!"

Einen Augenblick berührte der Alte flüchtig das Haar des Mädchens. „Dat hätt ihr nicht tun dürfen, dat nicht!" murmelte er langsam. Dann ging er schlürfend hinaus in die Dunkelheit.

Draußen nebelte es. Merkwürdig, wie alt er sich plötzlich fühlte, heute morgen war er sich doch noch so jung vorgekommen beim Segeln, so jung diesem schlappen Kerl von Hinrichs gegenüber, der noch nicht mal ein graues Haar auf dem Kopf hatte — und seine ... die würden wohl nun bald alle weiß sein. Fünfundsechzig Jahre! Das war lang Tid, das war ein Menschenalter. Ja — ja, das war es schon. Lars ging schwerfällig weiter, vorbei an der Dünung, an glitschigen, nassen Stellen, die vom Hochseegang zurückgeblieben waren und nicht austrocknen wollten. — Das mit den Booten war eine Ausrede gewesen. Seine Boote lagen beim Feierabend so, daß kein Nachsehen mehr nötig war, aber da drin, da hatte es ihn nicht länger gehalten, da hatte er gemeint, ersticken zu müssen, und eine Sehnsucht nach seinem Meere, das ihm so lange Freund und Feind gewesen, war unaufhaltsam in ihm aufgestiegen. Es hatte ihm geschienen, als wenn ihm das Atmen bei seinem Anblick wieder leichter werden würde. Er setzte sich auf ein umgekehrtes Boot.

Am Ufer lagen große, blank gewaschene Steine, aus der Ferne her klang es wie Wind, und unsichtbar quirlte das Wasser unter der glatten Haut des Meeres. —

Lars dachte an Anne, an Trina, er dachte an sein ganzes langes Leben, wozu er noch nie gekommen war, sich noch nie Zeit gelassen hatte, an all die kleinen und großen Dinge darin. Und er fühlte, daß er alt war. Ihn fror ... Am Himmel lagerten Wolken, und da war eine, die sah aus wie eine große, graue Katze, die einen Buckel macht. Allmählich kamen die Sterne. Und die große, graue Wolkenkatze bekam zwei funkelnde kalte Augen. Die starrten auf den alten Mann. Ein Windzug strich über die Dünen, Lars schien es Lachen; ein triumphierendes Lachen, das aus dem gelblich leuchtenden Fenster da oben über dem Deiche kam, hinter dem sich jetzt der Tiele die Hände rieb und die Christine sich schallend auf den Leib schlug, als wollte sie sagen: Seht ihr woll, so muß man das machen! Die Zunge der Brandtschen aber beleckte blitzschnell die Lippen, das gab was zu reden ... nee so was, das gab zu reden! — Die Wellen, die Dünung, alles schien zu lachen, zu kreischen und zu spotten. Lars fuhr mit den Händen gegen den Kopf und verstopfte sich die Ohren. Nichts hören! ... das Lachen nicht hören müssen, mit dem sie ihn verspotteten, ihn, Will Lars, den

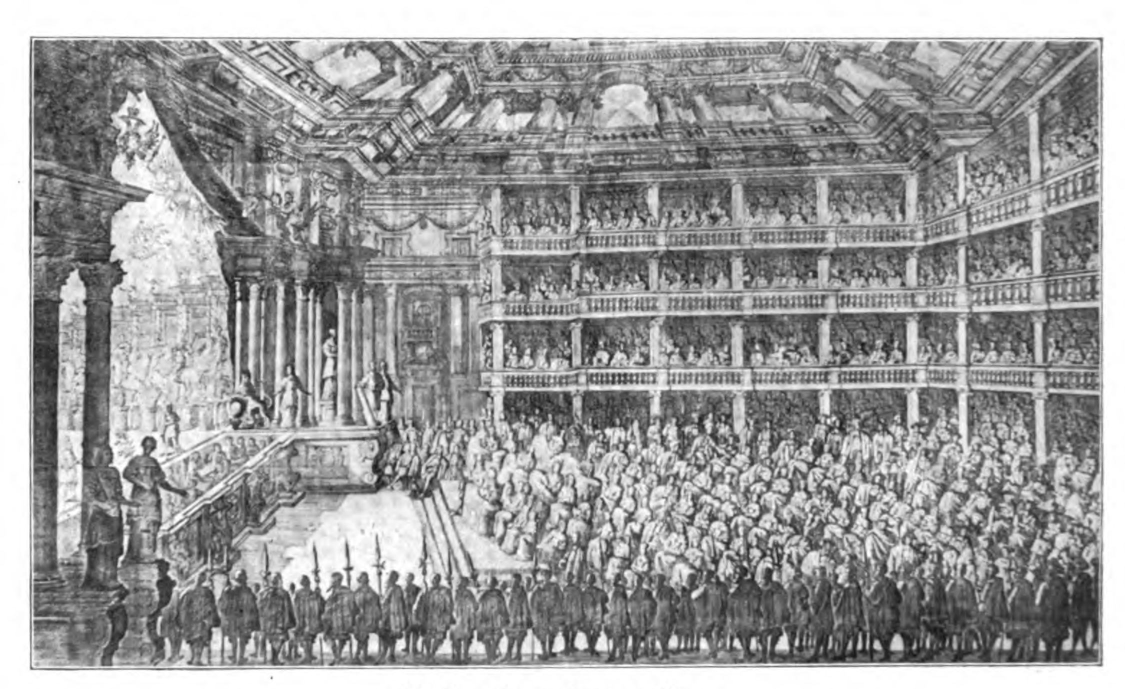
ersten Fischer im Dorf, der einzige unter ihnen, der einen Ewer selbständig fuhr ... diesen Trottel, diesen alten, ausgedienten Lumpen, den man in den Kehricht wirft, weil er ihnen alt und fadenscheinig dünkt. Was hatte man denn auf den noch viel Rücksicht zu nehmen? —— Eine namenlose Wut packte den Alten, ein wilder, beleidigter Stolz, der sich aufbäumte und wie schwärender Eiter fraß; die halbe Kehle würgte es ihm ab! Sie wußten es nun ja doch, das ganze Dorf.... „Oh, ihr ... ihr! Ah! Aber ich werde es euch zeigen, wie man einen Will Lars zum Narren hält!... Ich werd's euch zeigen!" Wild reckte der Alte die Arme zum Himmel empor. Stolpernd, keuchend, vor sich hinmurmelnd lief er zu dem Priel, an dem seine Boote lagen, band das kleinste und älteste los, zerrte es in die Brandung, schwang sich hinein, holte mit den Rudern hart aus, daß ihm der Schweiß von den Haaren her in die Augen troff ... So! Jetzt lag der Kiel in der Brandung, trieb — trieb mit einem schönen östlichen Seewind in das Meer hinaus. Lars lachte, es klang wie das Jauchzen eines Jungen: „Nun halt man euer Hochzeit ... ihr!" Hochaufgerichtet schleuderte er die Ruder im weiten Bogen von sich, quirlend und glucksend tauchten sie unter, versanken, um fernab von neuem an die Oberfläche zu gelangen. Tanzend hoben und senkten sie sich dort im Rhythmus der Strömung. Aus den Wolken trat der Mond, beleuchtete ein ruhiges Meer.

In der Ferne, den Augen kaum mehr sichtbar, aber trieb ein steuerloses Boot.



Fischer mit Wurfnetz

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Knackstadt & Nahter, Hamburg



Cestis Oper Pomo d'oro

# Alte und neue Operndekorationen

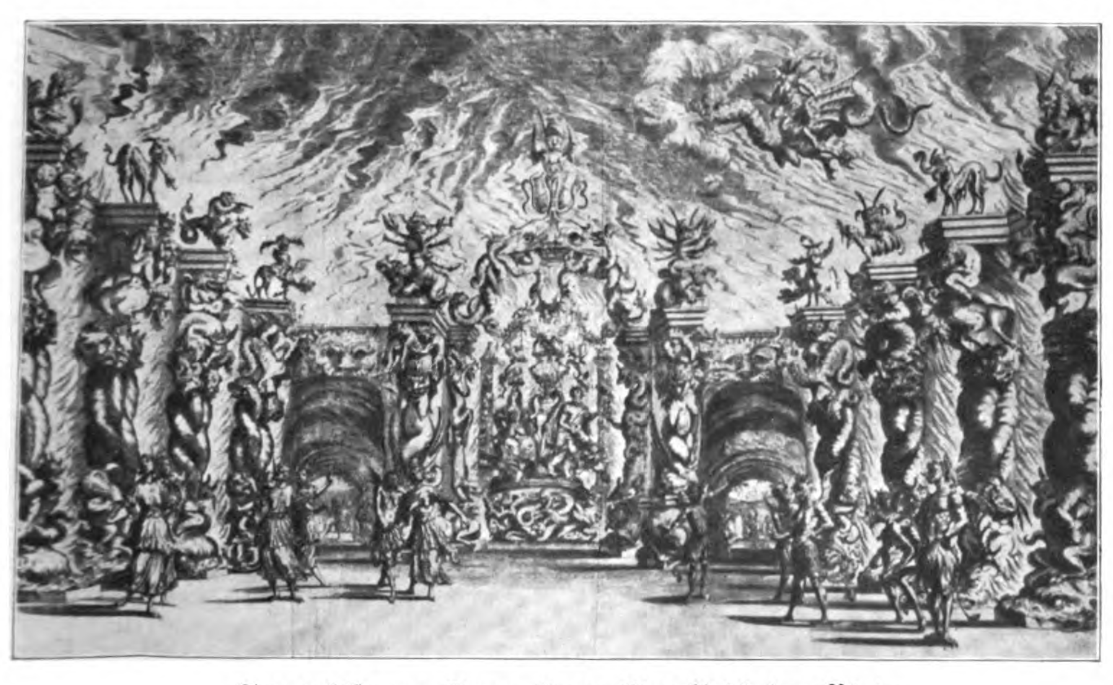
Von

## Oskar Bie

Zu den interessantesten Widersprüchen (die Gelehrten sagen: Antinomien) der Oper gehört das Verhältnis ihrer Dekoration zur Musik. Wir sollen hören und sehen zugleich! Ist das möglich und genußreich? Die Oper war früher mehr Schaustück, als sie es heute ist. Früher stattete man sie als Monstrum aus, heute wohl auch als Repräsentationsstück, aber doch auch schon im Geiste eines Stils, der von dem Wesen dieser Kunstgattung sich bestimmen läßt. Das sind die Unterschiede.

Die Dekoration macht in der Oper mehr als sonst Anstrengungen, der Beweglichkeit der Musik zu folgen. Die Wandeldekoration des „Parsifal" ist die letzte von vielen. Die Prozessionen, in hundert Abarten, oft willkürlich, bisweilen motiviert, sind typische Mobilisierungen der ruhigen Bühne. Alles Zauberische und Technisch-Verblüffende der Dekoration verbindet sich am liebsten mit der Oper, nicht bloß, weil sie das Schaustück aller Schaustücke ist, sondern auch, weil die festliche Zeitlichkeit der Musik zu solchen Darstellungen reizt. Bis zur geschmacklosesten Prachthäufung und Materialverschwendung geht das Fest der alten und nicht bloß der alten Oper vor. Die Riesenfeste mit Pferdeballetten, Göttererscheinungen und Landschaftsillusionen in der Renaissance drängen sich nach der Kunstgattung der Oper hin. Was Menetrier 1681 in seinen Représentations en musique beschreibt, sind solche Monstren: bis zum Orpheus mit Militäreinlage. Das ist ein weites Feld, auf dem wir etwas verweilen müssen. Ambras fand ein besonders amüsantes Beispiel auf der Prager Bibliothek: die „Liebespfeile" mit einer schlechten Musik von Boschetto-Boschetti im Stil der ersten rezitativischen Oper, 1616 in Viterbo aufgeführt — auch eine Geschichte von der Liebe des Mars

zur Venus, von Vulkan entdeckt. Nackte Zyklopen in Rauchgrotten, Vulkan aus dem Olymp geworfen, die Wolke mit Amor (Locken aus Gold, Edelsteinkleider), neue Wolken mit Mars und den Venusgrazien. Venus in lichtrotem Brokat, darunter Silber, Rosenhaar und Rosenschleier, azurner Mantel — die Grazien nur in dünnen Gazen. Die Nacht steigt aus der Erde, mohnbekränzt, im Sternenmantel, mit der „Ruhe", einem grauen Greis, dem „Vergessen", einem blinden Jüngling, dem „Schweigen", einem Alten im Wolfsfell, und dem „Schlaf" im Dachsfell. Aurora, in Scharlach, drückt von oben die Nacht herunter. Zuletzt die Fama, mit Augen und Ohren bemalt, eine Trompete in der Hand. Diese Wesen singen teils direkt, teils indirekt den sogenannten Inhalt der Oper. Ein Beispiel für viele — die mythologische Dekoration in ihren wiederkehrenden Typen, die mythologischen Kostüme in ihren bunten allegorischen Zustutzungen, Pracht, Prunk, Pomp, Renaissanceroheit und methodisierte Symbolik beherrschen die Bühne. Schließlich wird die Handlung auf diese Schaustellungen hin eingerichtet — die Oper sieht lächelnd zu, selbst ein Werk wie der „Pomo d'oro" des Venezianers Cesti, das musikalisch ernst zu nehmen ist — wie ist die Proserpinaarie in A-Moll von einer fast Gluckschen Schönheit, wie Walzer so fein sind die melodiösen Koloraturen der Venus (Cingetemi il crine), wie offenbachisch temperamentvoll ist das Terzett der drei Parisgöttinnen! Und welche Klangfarben! Die schöne Melancholie der verlassenen Oinone wird vom Graviorgano und Gamben begleitet, die Proserpina von dem Unterweltsorchester zweier Zinken, dreier Posaunen, Fagott und Regal. Und doch war dieses berühmte Stück nichts als eine Fest- und Gelegenheitsoper, zur Hochzeit Leopolds 1667 in Wien gegeben, in einem Extratheater vor 5000 Personen, das der Festkünstler Burnacini baute. Sie ist ganz erhalten, mit aller Musik und allen Dekorationen, und in den Österreichischen Denkmälern neu gedruckt. 100 000 Taler waren die Kosten. Sängerinnen stehen erst nicht in den Verzeichnissen, sie sind nur provisorisch beschäftigt. Apollo ist Alt, Alceste Alt, Adrast Alt, die Amme ist Tenor, Alcindo, zweiter Liebhaber, ist Alt, also höher als die Amme. Pluto hat glücklich das tiefe C. Der Sbarrasche Text, in akademischen Dialogen, meist Sechszeilern, die sich in der Leidenschaft verkürzen, behandelt unter Zulassung der üblichen komischen Personen (Momo,



Szenenbild aus Pomo d'oro: Das Reich des Pluto

Amme, Caron) in 67 Auftritten die Legende vom Erisapfel und Parisurteil, zurechtgemacht in etwa folgenden Dekorationen: Schauplatz des österreichischen Ruhms, Unterwelt, Olymp, Wald auf dem Ida, Palasthof des Paris, Garten der Freude, Hafen, Hölle, Waffenplatz, Tritonischer Sumpf, Äolushöhle, Tal des Xanthus, Zeughaus des Mars, Meer, Kampfplatz, Zedernhain, Pallastempel, Himmel mit Milchstraße und Feuerkugel, Venusatrium, Marsfestung, Parisvilla, Waffenplatz des Mars, Himmelreich und irdisches Reich mit Seeausblick. Alle Maschinenkunststücke kann man nachlesen. In der Licenza, der Schlußwendung, erhält natürlich die Kaiserin den Apfel, der auf diese Weise durch sämtliche typischen Reiche der alten Prachtoper gewandert ist. Sie möge ihn behalten. Ein einziges Mal sollten wir den Vorhang lüften von einer Oper, in der alle andern Künste sich nur dadurch zu vertragen scheinen, daß sie der unwesentlichsten, der Dekoration, selbstlos dienen.

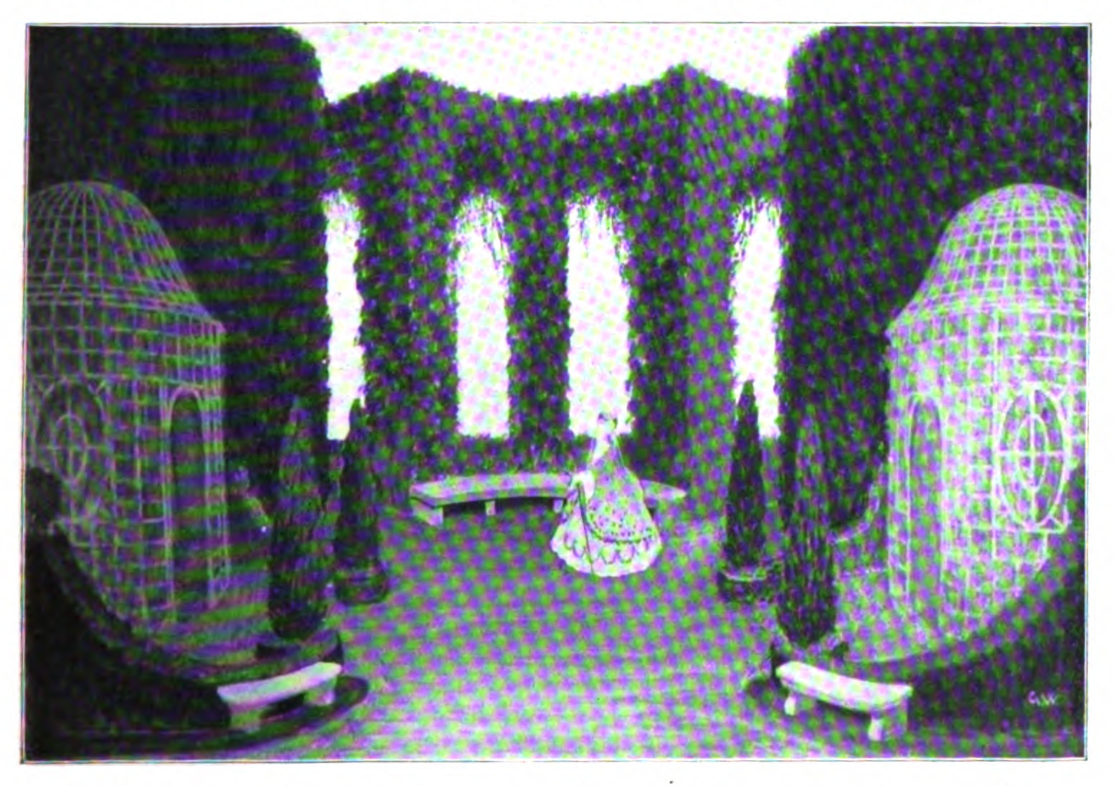


Dekoration im Theatersaal von Versailles bei der Hochzeitsfeier des Dauphins mit Maria Theresia, Infantin von Spanien, am 23. Februar 1740

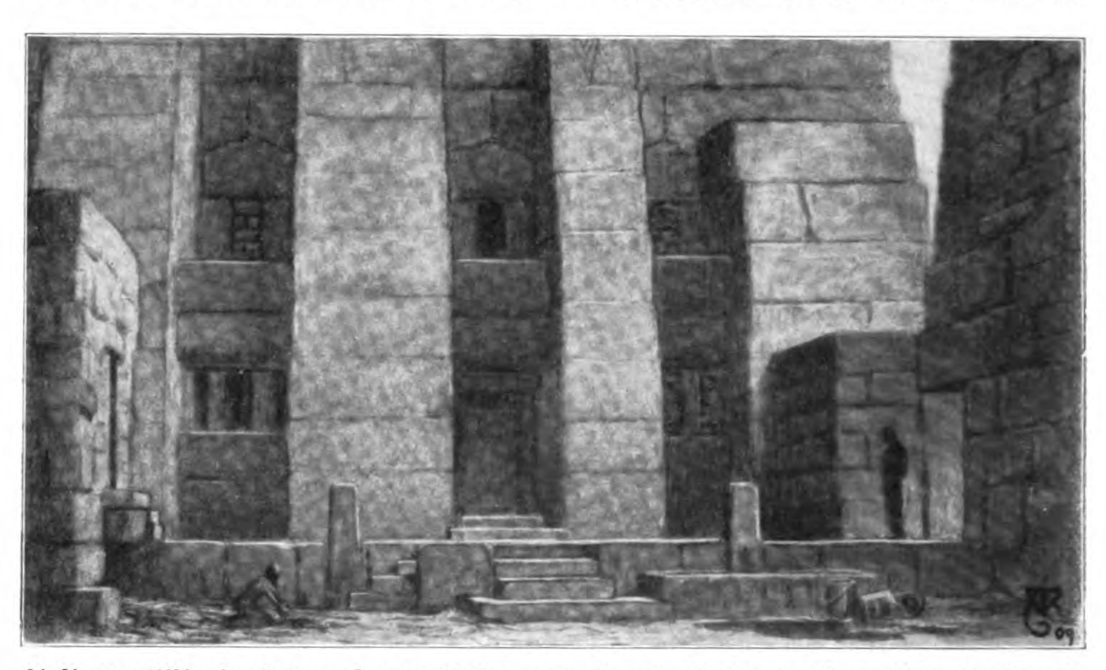
Aber ist sie so unwesentlich? Sie gibt dem Fluß des musikalischen Dramas einen bleibenden Fond, eine Stimmungszentrale, einen Horizont von grundlegender Lyrik. Sie ist der sichtbare Generalbaß der wechselnden Vorgänge. Sie



A. Wunderwald: Entwurf zum Schlußbild aus Lobetanz von O. J. Bierbaum

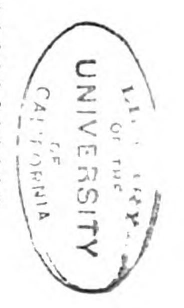


A. Wunderwald (Berlin): Entwurf zu Mozarts Hochzeit des Figaro, 4. Akt



A. Roller (Wien): Entwurf zur Elektra von H. von Hofmannsthal-Richard Strauß

bringt in das Drama das Bild, das Zusammenfassende, die Atmosphäre, das Milieu — es ist nicht unmusikalisch von der Bühne, so zu empfinden. Man merkt Wagner an, wie er diese sichtbaren Grundrhythmen absichtlich verteilt: Tag und Nacht, Freies und Geschlossenes, Weites und Intimes in Kontrast setzend. Das Schaustück der Dekoration, der Regie, der Intermezzi als Selbstzweck ist gefallen. Die italienische Anschauung, Gesehenes und Gehörtes sinnfällig zu rahmen, ist auch hier der nordischen gewichen, Gesehenes und Gehörtes zu einer organischen Verfassung zu zwingen. Die Aufzüge werden motiviert, die Ballette in das Drama einbezogen, die Kostüme (in Italien heute noch öfters in typischer Phantastik) realisiert. Um 1770 schwindet in Paris mit der gesamten Reaktion gegen Kastratentum, Maskenträger, mythologischen Aufputz, militärische Festphrase, der Reifrock und die Perücke, der symbolische Doktrinarismus des Kostüms. Die Bühne wird entgöttert. Noch immer will man das Auge nicht langweilen, aus einer geheimen Hoffnung, durch dieses leichter zugängliche Organ etwaige Mißstimmungen des Ohres zu besänftigen oder zu unterbinden. Noch immer ist von der alten Oper Schaulust zurückgeblieben, Gelegenheitsmacherei für Entwicklung von Riesendimensionen in Massen, Kostümen, Kulissen, technischen Wundern — aber die Augenweiden sind legitimer. Ja, wie einst die Musik sich vor der Dekoration auf die Knie warf, so erleben wir jetzt eine Harmonisierung, Stilisierung der Dekoration aus dem Wesen der Musik. Karl Walsers Arbeiten für die Oper, viele Versuche Gregors in der Berliner Komischen Oper betonen das Bild im Bilde, das Hintergrundhafte der Dekoration, ihren lyrischen Refrain, ihre sichtbaren Reime zu der laufenden, fließenden Musik. Vor allem das Licht, als ihr bester Leiter, wirkt seine leisen Zauber: es ist das besondere Interesse Appias in seiner Schrift über Inszenierungen. Das Konsequenteste lieferte Roller in Wien. Aus Mozarts stilisierter Oper stilisiert er seine Dekorationen in variablen Turmvorbauten mit schnell wechselnden Fonds. Die Grundfarbe des revolutionären Figaro nimmt er rot. Jedes Kostüm ist ein Produkt historischer und symbolischer Überlegung: das Ganze ein einheitliches Farbenbild, dessen Teile in Dekoration und Tracht zueinander stehen genau wie Harmonie und Melodie. Die Bühne ist voller Musik. Sie klingt auch dem Auge. Und wieder ist ein Kreis merkwürdiger Antinomien geschlossen — oder scheint es nur




Ballettkorps. Nach einem Gemälde von Gavarni

so? So bunt und glänzend ist der Inhalt, daß wir der Gefahren kaum noch achten. Die Gefahren sind die Divergenzen des malerischen und des musikalischen Geschmacks. Stilisierte Bilder auf Mozart anzuwenden, das geht an, denn Mozart ist stilisiert, aber auf andres passen sie nicht. Meyerbeer wurde in Berlin ungefähr nach Meininger Geschmack neu inszeniert, mit großem historischem Glanz, und das war schön und gut. Aber die „Zauberflöte" stattete man auch nach diesem Stil aus, und das mißlang. Die Dekoration muß der Gattung des Werkes dienen, sonst wird sie zu üppig und zu riskant, weil sie heute so vielen persönlichen Anschauungen folgt. Damals, bei den alten Prunkfürstenopern, machte man alles eben im gewohnten Geschmack des Rokoko, also wenigstens einheitlich, wenn auch — geschmacklos. Heute ist der Geschmack spezialisiert und folgt den Einflüssen der bildenden Kunst. In Bayreuth war der zweite Akt des „Parsifal" mit den Blumenmädchen früher in der gewöhnlichen bunten, grellen Pracht, wie sie etwa gewisse Damenstickereien der achtziger Jahre hatten. Jetzt ist er renoviert im Sinne unsrer Malerei mit pastellartig schleichenden Farben und Lichtern, modern impressionistisch, ganz beweglich in den Klängen alles Sichtbaren und in den Kostümen von einer reizenden und gar nicht uniformen Delikatesse, und so steht er zwischen dem ersten und dritten Akt, die noch die naive Malerei der achtziger Jahre erhalten haben. Hätte ein Engländer den Blumenakt gemalt, er hätte ihn ganz stilisiert nach dem Muster der Florafeste von Walter Crane. Und andre hätten es wieder anders gemacht. Die Dekoration ist ein Wirkungsfeld geworden für den Künstler, vom historischen Kitschier bis zum feinsten Stilisten. Sie ist damit in das Gebiet der künstlerischen Werte eingetreten, aber sieht sich vor der Gefahr, innerlich zu selbständig zu werden, wie sie es einst äußerlich war. Sie vergaß und vergißt zu leicht, daß in der Oper die Musik alles Leben macht und erhält.

Jene alten Beispiele hatte ich der Geschichte entnommen, wie ich sie in meinem Buche „Die Oper" indessen behandelte; diese neuen Beispiele wechseln von Tag zu Tag und, zumal seit der „Parsifal" frei geworden ist, sehen wir die verschiedensten Versuche an allen Bühnen, aus ihm Dekorationskünste zu gewinnen. So hat die Charlottenburger Oper den „Parsifal" mehr in einer stilisierenden modernen Fassung herausgebracht, während die Berliner Oper ihn in das Kostüm der historischen Oper steckte. Dort wirkt als Hauptdekorateur ein junger Künstler Wunderwald, der schon ausgezeichnete Proben seines Talents ablegte. Er ist sezessionistisch und arbeitet mit dem poetischen Gehalt des Motivs. Zu Lortzing, zu Birnbaums Lobetanz, zu Figaros Hochzeit hat er reizende Sachen gemalt, die in frischen Farben und starken Kontrasten das Wesentliche der Szene herausbringen, ohne die naturalistische Grundlage zu vergessen. Vergleicht man seine Werke mit denen Rollers, so erkennt man bei ihm eine impressionistische Vereinfachung, bei diesem eine formale. Rollers Elektradekoration ist starr wie die Dichtung, zyklopisch fest und gemauert, von unbeugsamer Architektur und ganz räumlicher Stil im Stil des Theaters.

Diese beiden Prinzipien entfernen sich durchaus von der pompösen Uniformität der Dekoration in der Renaissance, während der historisierende Stil, wie er an der Berliner Königlichen Oper herrscht, eher als eine Fortsetzung älterer Bestrebungen anzusehen ist. Er liebt Prunk und Zauber und Theatereffekt, aber er stellt diese Dinge in den Dienst des Dramas, dessen naturalistische Forderungen niemals überschritten werden. Der Gralstempel ist hier ein byzantinischer Bau von berückender Pracht, fast wie er wirklich hätte gewesen sein können. Der Blumengarten ist ein Hain von Blütenbäumen, der einer Theaterphantasie entsprossen ist.

Fassen wir zusammen: zuerst war die Dekoration Zauber an sich. Dann war sie Naturalismus im Sinne der Bühne. Dann stilisiert sie entweder das Malerische des Hintergrundes oder das Formale der Räumlichkeit. Man könnte sagen, daß sie sich genau entgegengesetzt dem Orchester entwickelt hat.



# Die Heinzelmännchen der Sonne

Naturwissenschaftliche Plauderei von

**Wilhelm Bölsche**

Von dem berühmten Physiker Maxwell stammt eine originelle Idee. Man hatte behauptet, alle Energie der Welt müsse sich zuletzt in Wärme verwandeln, diese Wärme aber strebe im All auf einen vollkommenen Temperaturausgleich zu; sei er dermaleinst erreicht, so müsse alle eigentliche Weltarbeit stillstehen, und das ganze Zauberbild kosmischer Entwicklung versinke wieder in einem ewigen Nirwana — dem „Wärmetod". Die Geschichte ist in dieser Form nicht eben angenehm für arbeitsfrohe Herzen, hat auch noch manchen logischen Haken. Jedenfalls suchten scharfsinnige Köpfe nach Auswegen. Und hier warf Maxwell seinen Einfall hin: die Sache sei erledigt, wenn man sich in der Phantasie kleine kosmische Heinzelmännchen denken könnte, die sozusagen Bretterwände durch den Weltraum zögen und die Wärme in Gestalt der am raschesten bewegten Gasmoleküle immer hübsch nach der einen Seite herausfingen und die Kälte entsprechend nach der andern einsperrten, solchermaßen doch immer wieder Temperaturkontraste und Arbeitsmöglichkeit schaffend. Die Sache hat ein klein wenig von dem berühmten Fall des Schildbürgers, der für das finstere Rathaus Licht in einer Mausefalle zu fangen gedachte. Aber in der modernen Physik wird das Unkörperliche wieder so substantiell und das Substantielle so unkörperlich, daß selbst dieses hahnebüchene Beispiel nächstens nichts mehr beweisen könnte. Und seit Maxwells Ausspruch, der so gesagt zunächst selber wie ein halber Scherz klang, haben andre Forscher sehr ernsthaft darüber debattiert, ob es nicht wirklich auf die Dauer im kosmischen Haushalt solche Mächte gäbe, die immer zur rechten Zeit wieder die Uhr aufzögen — natürlich nicht echte intelligente Heinzelmännchen des Märchens, aber feine Naturwirkungen, feine Kraftumschaltungen und Selbstregulierungen im grandiosen kosmischen Spiel, die dem Fortgang der Weltarbeit gerecht würden. Denn das ist ja überall unser Weg heute: vom Märchenwunder zum geheimen Naturfaktor. Als es in Köln vordem „noch so bequem war" (ich hab's als geplagter Kölscher Junge leider nicht mehr erlebt), lagen der Bäcker und Schneider auf dem Ohr und pflegten sich, während die Heinzelmännchen in der Nacht sorgten, daß die Arbeit in der Werkstatt nicht stillstand. Es ist gewiß ein wunderbarer Gedanke, sich heute in solcher stillen Nacht zu sagen, daß unabläßig in all den Raumesfernen um uns her zweifellos eine unfaßbare Fülle geheimer Naturvorgänge auch dabei sind, ohne unser Zutun die Arbeit in der Welt zu segnen und uns auf unsrer Erde zu schützen. Einerlei jetzt, wie es mit jener letzten Maxwellschen Arbeitsversicherung sei — die Akten sind hier noch in keiner Weise geschlossen — viel näher und greifbarer steht uns ja allerorten andre kosmische Heinzelmännerarbeit dieser Art. Ich will auch die Frage gar nicht hier anschneiden, ob diese natürlichen Heinzelmännchen gerade für unsern Schutz direkt der Absicht nach wirken. Schließlich habe ich in ketzerischen Stunden auch von den Männlein im Märchen wohl gedacht, sie hätten aus purer eigner Freude an der Arbeit nachts geschuftet und nicht bloß, um dem Bäcker oder Schneider zu helfen. Zuletzt kommt's aber auf eins heraus, wenn nur die Arbeit selber geschah und geschieht. Es gibt aber keinen näheren und nächsten Fall, wo wir so an dieser Arbeit hängen mit unserm Wohl und Weh, als ihn unsre Sonne verkörpert.

Seit Äonen brennt sie da drüben, und all unsre Lebensflammen brennen immer nur wieder an ihr auf. Aber brennt sie allein wie das Ofenfeuer des Märchens, neben dem sich der Bäckermeister schlafen gelegt hat und das nun ausbrennt, bis der Ofen einfach kalt ist — oder walten auch dort die geheimen Heinzelmännchen, die still bemüht Holz zulegen die ganze Nacht hindurch? Wer, was sind die Heinzelmännchen unsrer Sonne?

Da ist nun die Grundlage, daß es solche Heinzelmännchen dort in irgendeinem physikalischen Sinne geben muß. Man grauelt uns gern, wenn das Märchen der modernen Naturwissenschaft erzählt wird, mit dem Schreckbilde, der Sonnenofen werde wirklich über kurz oder lang ausgehen. Die Sonne sei gleichsam eine schwebende heiße Kohle, der Weltraum, in dem sie schwebt, aber sei entsetzlich kalt. So werde auch hier eine Art Wärmetod eintreten, bei dem die Schlacke zuletzt kalt in der Kälte hinge. Wer sich davon aber genügend hat angraueln und sozusagen ahnungsweise mit etwas Zukunftskälte von —200 Grad hat durchschauern lassen, der lasse sich nun auch von der schlichten Wahrheit wieder langsam auftauen, daß das Problem der heutigen Sonnenphysik bei all ihren trefflichen Erforschern tatsächlich ist: warum diese Sonne nicht vor unsern Augen unaufhaltsam zur eiskalten Schlacke herunterbrennt. Der einfache Sachverhalt ist nämlich, daß wir von diesem Herabbrennen schon in verhältnismäßig kurzer historischer Zeit die unheimlichsten Anzeichen direkt gewahren müßten. Die heute gangbare Meinung nimmt für die wärmespendende Sonnenoberfläche eine Hitze von rund 6000 Grad an — immerhin ja noch ein netter Ofen. Aber sie nimmt auch an, daß dieser Ofen, wenn er einfach sich selber im kalten Raum überlassen wäre, jährlich um ungefähr 2 Grad heruntergehen müßte. Auch das ist bedenklich viel, und man kann daran ermessen, wie kurz die Frist nur noch wäre bis zum fatalen Schluß. Es bedarf aber nur der Anwendung dieser Rechnung auf eine verhältnismäßig kurze Vergangenheit, um zu erweisen, daß sie absurd ist und einen groben Schnitzer enthalten muß.

Um ihre Absurdität drastisch zu erweisen, hat Scheiner vom astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam gelegentlich den danach nötigen Stand der Dinge vor rund etwa 1500 Jahren ausgerechnet. Das ist eine geschichtlich helle Zeit, die Epoche etwa des Gotenkönigs Alarich, den das bekannte Gedicht vom Grab im Busento feiert. Keine leiseste Überlieferung besteht, daß damals das Klima anders, die Sonnenwärme stärker gewesen wäre als heute. Und doch müßte folgendes der Fall gewesen sein. Wenn man für die Abnahme der Sonnenheizung, die heute 2 Grad betragen soll, eine einfache geometrische Progression zu Grunde legt, so müßte die Sonne damals noch gerade doppelt so heiß gewesen sein wie heute. Nach physikalischem Gesetz hätte das aber eine sechzehnmal stärkere Strahlung bedeutet. Heute strahlt uns die Sonne etwa 88 Grad Wärme zu, die gerade genügen, um unsre an sich schon recht kalte Erdoberfläche bis ungefähr auf 15 Grad im Mittel zu heizen. Damals aber müßten wir das Sechzehnfache jener 88 Grad erhalten haben, also rund 1400 Grad. Es dürfte Alarich und seinen Goten etwas warm geworden sein unter solcher Sonne! Man kann von der Ziffer ruhig sogar noch ein ganzes Teil für mögliche Fehlerquellen abziehen und bleibt doch im offensichtlichen Unsinn. Die Geschichte wird aber noch absurder, wenn man sie auf die kolossalen Zeiträume der fernen geologischen Epochen anwendet. Zu Beginn der bekannten Steinkohlenepoche gab es auf der Erde schon üppigen grünen Pflanzenwuchs. Da er bestand, können die irdischen Temperatur- und Lichtverhältnisse damals nur in einem sehr beschränkten Grade anders gewesen sein als heute. Nun dauerte diese geologische Periode selber mindestens über mehrere Millionen Jahre fort. Die ganze Sonne müßte also bei so rascher Abkühlung schon innerhalb dieser Erdperiode radikal äußerlich erloschen und erkaltet sein. Statt dessen folgten immer neue lange Epochen voll ebenso blühenden Lebens noch auf diese Steinkohlenzeit, und die Sonne wärmt und leuchtet heute noch. Es muß also faktisch nichts sein mit diesen 2 Grad heutiger Abkühlung, und in allen absehbaren Zeiten der Erdgeschichte, in denen Leben geblüht hat, kann ein ähnliches Tempo

der Temperaturabnahme auf der Sonne ebenso unmöglich bestanden haben. Dann aber muß eine geheime Macht den Sonnenofen fort und fort heizen. Fragt sich nur, wer diese Heinzelmännchen sind.

Eine alte Idee, die schon auf den hochverdienten Altmeister der modernen Wärmelehre, Robert Mayer, zurückgeht, suchte sie in den Meteorsteinen, die auf der Sonne niederfallen. Wir wissen ja: unsre Erde erfährt beständig schon ein kleines Bombardement durch solche Konterbande aus dem All. Wieviel mehr die mächtig anziehende Sonne. Immerzu prallten sie in unfaßbaren Mengen, ein wahrer Stein- und Eisenregen, auf sie herab, jeder Prall aber gäbe eine beträchtliche Hitze hinzu. Und so heizten diese Heinzelmännchen gleichsam durch beständiges Aufspringen, durch eine Art derben Schuhplattlers den Ofen. Ein sinnreicher Gedanke, aber doch wieder verkehrt. Denn auch er führt zu einer geschichtlich unmöglichen Konsequenz. Um die Sonne durch diesen beständigen Anprall immer wieder heiß zu schmieden, wären ganz ungeheuerliche Meteoritenmassen nötig. Bei jedem Prall aber bliebe sozusagen der Hammer doch in der Sonnenmasse stecken. Die Sonne müßte also unausgesetzt größer werden, in ihrer Masse zunehmen, genau im Verhältnis zu jenem Wärmeersatz. Das aber müßten wir auch wieder geschichtlich schon längst gemerkt haben. Wenn die Sonnenmasse ständig so rapid zunähme, änderten sich ihre Anziehungsverhältnisse. Sie holte ihre Planeten näher zu sich heran. Schon in wenigen Jahrhunderten müßte sich eine starke Verengung der Erdbahn und damit Verkürzung unsrer Jahreslänge geltend machen, und über Jahrtausende zurück müßte auch das unheimliche Dimensionen angenommen haben — Dinge, von denen abermals nicht entfernt die Rede sein kann.

Helmholtz, der geniale Erfüller Mayers in allen Wärmefragen, versuchte also genau den umgekehrten Weg. Er nahm an, daß die Sonne sich seit alters immerzu in ihrem Umfang verkleinere. Sie verdichtete sich beständig noch, schrumpfte äußerlich und konzentrierte sich innerlich. Eben dabei aber war stets Wärme entstanden und entstand heute noch. Für ihn sprangen die Heinzelmännchen also nicht von außen auf, sondern sie saßen im Sonnenball selbst als Teilchen dieser Sonne. Dort aber drängelten sie sich immer enger und enger zusammen, und dabei (um im Bilde zu bleiben) schwitzten sie so, daß es ausreichte, die Wärme zu erhalten. Diese Quetschwärme konnte ja keine Ewigkeitssache sein, zuletzt mußte auch sie ihre Grenze haben. Aber für einige Millionen Jahre mochte sie immerhin noch reichen, um die Dinge im Statusquo zu erhalten. Man möchte fragen, warum die hier doch nötige beständige Verkleinerung des Sonnendurchmessers von uns nicht direkt beobachtet, gemessen werden könnte. Aber sie konnte in Jahrhunderten so minimal sein, daß unsre grobe Durchmesserkenntnis sie bisher nicht faßte, zumal die uns sichtbare Oberfläche der Sonne nur ein loses Wolkengebilde ist. So hat diese Theorie von je am meisten Freunde gefunden. Und nur das eine steht auch ihr entgegen, daß sie nach einigen Millionen Jahren, rückwärts gerechnet, doch auch auf eine wesentlich andersartige Sonne der Vorzeit führen müßte. Von der aber wollen die bekannten Tatsachen des irdischen Lebens, die für uns sichtbar und ungestört jetzt bereits über hundert und mehr Millionen Jahre heraufkommen, so gar nichts andeuten. In letzter Zeit hat man probiert, auch noch das neueste Allerweltsheinzelmännchen, das Radium, heranzuziehen. Wenn in jedem Kilogramm Sonnensubstanz ein gewisser Prozentsatz Radium enthalten wäre, so könnte das wohl schon allein heizen, denn Radium strömt bekanntlich selber Wärme aus. Wenn dieses Radium seine Wärme aus nichts produzierte, so möchte hier geradezu eine Heizung für die Ewigkeit gegeben sein. Aber besonnenerweise würde man doch wohl auch wieder nach einer Quelle suchen müssen, die diese Wärme auf natürlichem Wege in diesem Radium vorher gespeichert hätte, so daß es sie jetzt nur zurückgäbe. Hier hat Arrhenius mit kühner Theorie eingesetzt, nach der im Sonnenball, wenn nicht gerade Radium, so doch gewisse merkwürdige chemische Verbindungen aufgespeichert wären, die sich bei ungeheurer Hitze und ungeheurem Druck gebildet und dabei zu ihrer Zeit enorme

Mengen Wärme verschluckt hätten. Indem diese alte Sparwärme erst langsam wieder ausgezahlt würde, könnte das Erkaltungsdefizit davon über Billionen von Jahren unschädlich gemacht werden.

Mag noch keine dieser Deutungen den echten Heinzelmännchen der Sonne genau auf die Finger schauen: gewiß bleibt, daß solche Geheimhände dort irgendwie arbeiten. Und immer kommt man, selbst wenn es nicht völlige Ewigkeitsarbeit sein sollte, noch auf Millionen, wenn nicht gar Billionen Jahre ihrer weiteren Hilfe für uns. Was aber werden „wir" in solcher Zeitenferne sein? Wesen, so hoch, daß uns selbst das nicht mehr schrecken könnte — kosmische Heinzelmännchen selbst, die an Sonnenrädern drehen? Oder Wesen, so tief, daß es nicht lohnte, ihr Schicksal zu erwägen? Es hat zuletzt nicht allzuviel Sinn, darüber zu grübeln. Wer die rechte Kraft seiner Weltanschauung hat, findet in jedem Augenblick seinen Ewigkeitsgrund — ob nun Sonnen in unfaßbarer Ferne vergehen oder bestehen.

# Das mißratene Baby



Es ist allgemein bekannt, daß der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt und das Ausbrüten und Aufziehen seiner Jungen andern Vögeln überläßt. Daß die Kuckuckseltern deshalb — wie vielfach angenommen wird — noch lange keine „Rabeneltern" sind, beweist schon die Tatsache, daß beide, Männchen und Weibchen, das Nest der auserkorenen Pflegeeltern ständig beobachten und zumeist so lange in seiner Nachbarschaft bleiben, bis ihr Baby Federn hat. Das Kuckuckweibchen geht bei der Auswahl der Pflegeeltern sehr klug zu Werke. In der Nähe eines Zeisig-, Bachstelzen- oder Grasmückennestes legt es sein Ei auf den Boden und trägt es dann in einem unbewachten Moment oder auch nachdem es die Mutter verscheucht hat, im Schnabel hinauf, wirft schnell ein bis zwei der im Nest befindlichen Eier hinaus und schafft so Platz für sein eignes Kind. Niemals legt die Kuckucksmutter mehr als ein Ei in dasselbe Nest, denn sie kennt den unersättlichen Hunger ihrer Kinder und weiß nur zu gut, daß das kleine Pflegemütterchen nie imstande wäre, zwei zu ernähren.

Den Pflegeeltern bringt das Kuckucks-



baby wenig Segen. Nicht nur, daß es gewöhnlich seine Stiefgeschwister, um Platz für sich zu schaffen, einfach hinausdrängt, so daß sie elend umkommen müssen; vor allem braucht es eine solche Menge Futter, wie es die kleinen Grasmücken nur mit Aufbietung aller ihrer Kräfte zu beschaffen imstande sind. Und dann wächst der Fresser und wächst! Bald ist das Nest zu klein, und er muß hinausklettern auf einen Ast. Die Ernährung wird immer schwieriger, das Gebaren immer gebieterischer. Die erstaunte und verzweifelte kleine Mutter kann den unersättlichen Schnabel nur noch erreichen und stopfen, indem sie sich auf den Rücken des Riesenbabys setzt. Bis der junge Kuckuck dann eines Tages flügge geworden ist und das halb verhungerte, um seine Brut betrogene Elternpaar den Platz des undankbaren Pfleglings leer findet.



# Acherontisches Ufer

Von

Julius Berstl

Mich trugen die Gedanken über Feld.
Grau war der Tag, und hinter Nebelflören
Versank die Welt.
Kein Laut zu hören.

Ich kam an einen Fluß. Am Ufer krochen
Krüpplige Weiden, krumm und morsch wie Greise,
Die kümmerlich, vom Schicksal längst zerbrochen,
Noch atmen, gehn und stehn — gewohnterweise.
Und Pappeln sah ich, düstre, starre, fahle;
Die standen senkrecht, unerbittlich streng,
Wie einer Welt verharschte Wundenmale.

War dies nun Traum? Jenseits der schwarzen Flut
Schien sich's zu regen. Nenn' ich's Gleiten, Schweben?
Ist dieses Wallen, Fließen auch noch — „Leben"?
Kreist in den stummen Schatten warmes Blut? —

Und du — auch du gingst in der bleichen Schar,
Durchsichtig zart, mit aufgelöstem Haar,
Das wie ein matter Schleier dich umfing
Und voller stumpfer Nebelperlen hing.

Ich rief — ich rief. Es war ein wunder Schrei.
War Liebe, Sehnsucht, Schmerz — war Wunsch und Hoffen.
— Du hörtest nicht. Du hieltest nicht betroffen.
Du glittest mit den andern stumm vorbei.

O tauber Schatten! Schon so fern dem Leben!
Vom Zwiespalt der Erinnerung befreit.
Statt dessen aber feierlich umgeben
Vom Glorienglanze der Unnahbarkeit.
Du Stück von meinem Ich! Jetzt auserkoren
Vom unbeschreiblich kühlen, klaren Licht
Der Ewigkeit. — Ich habe dich verloren,
Denn meiner Seele Schrei — du hörst ihn nicht! —

Ich sank zu Boden. Stumm. Zerbrochen.
— Am Ufer krochen
Krüpplige Weiden, krumm und morsch wie Greise.
Aus ihrem angstdurchwühlten, engen Kreise
Aufflammten Pappeln, düstre, starre, fahle,
Wie einer Welt verharschte Wundenmale.



Hafen von Munkmarsch

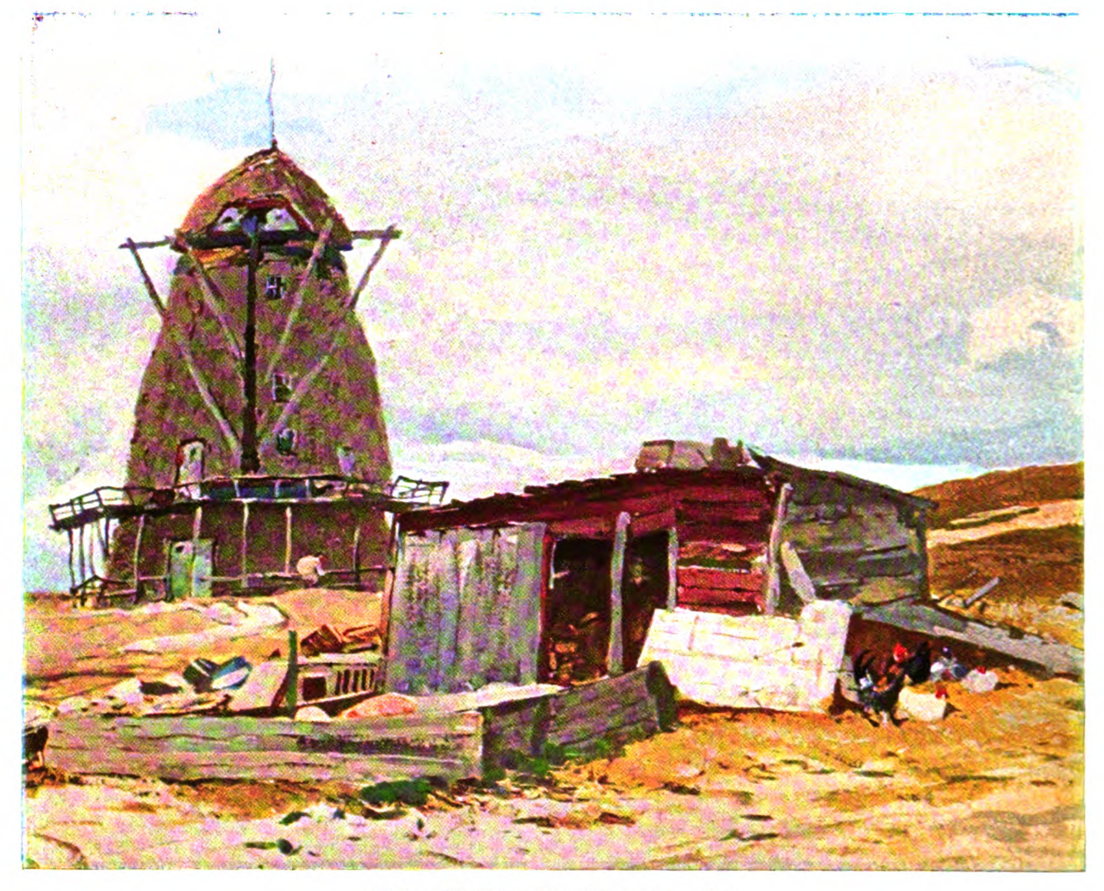
# Am Strand. Von Th. Clemens

Mit sechs Abbildungen nach Aquarellen von Hugo Mühlig

Helle Farben ... zarte Linien ... bunte Bilder ... Überall Fröhlichkeit, Spiel, Lachen.

Vielleicht ist der Strand das sommerlichste Bild, das sich unserm Auge bieten kann. Wenn wir einmal ein wenig darüber nachdenken, werden wir finden, daß jede Jahreszeit in bestimmten Naturgegenden ihren reifsten Ausdruck erfährt. Der Frühling auf keimenden Wiesen, in Gärten und Laubwäldern, die jung zu grünen beginnen. Der Winter wird am besten charakterisiert durch eine stark verschneite Gebirgslandschaft, wie uns ja schon beim bloßen Anblick eines einsamen, unbetretenen Gipfels, den ewiger Schnee bedeckt, ein winterliches Gefühl von Kälte und Unnahbarkeit erfaßt — selbst im Hochsommer. Der Herbst dagegen zeigt sich am deutlichsten im Park, wenn die Blätter rot auf den Bäumen glühen und Stück für Stück zu Boden sinken, wie mit einem purpurnen Teppich die Wege weich bedeckend. Und nirgends geht es im Juli und August sommerlicher zu als auf dem Strand.

Hier in diesen Bädern kann man die Natur in ihren erhabensten Formen erleben — und ganz gleichzeitig den größten Großstadtluxus mitmachen. Nicht zum wenigsten ist ja das der Grund, daß so viele Großstädter sich entschließen, auf Wochen nach einem solchen Ort zu fahren, der oft, was die Zahl der ständigen Einwohner betrifft, nicht zu den kleinsten Städten gezählt werden dürfte. So ist auch die Geschichte eines solchen Badeortes fast immer die gleiche: in den Sommermonaten erlebt er einen riesigen Aufschwung, wird zu einem Zentrum der reichen, vornehmen Welt, die sich hier, von allen Seiten kommend, zusammenfindet, um sich nicht zu lang-



Alte Mühle bei Munkmarsch

weilen. Im Herbst und Winter kommen nur die Gäste, denen die Natur in ihrer wahren Größe den imposantesten Eindruck erweckt und die das mildere See- und Inselklima dem rauheren Landwinter vorziehen.

Hier wollen wir reden von der Zeit, in der das Leben des Bades am bewegtesten pulsiert, und das Leben und Treiben nachzuzeichnen suchen, das an diesen Orten in den drei glücklichen, bewegten Monaten herrscht und tausend reizvolle Bilder verschiedenster Art entfaltet. Manchmal sind diese Bilder stürmisch, brandend, wie in den dänischen und westspanischen, meist aber sind sie himmelblau, wie die See selbst, zart, wie aus Pastell geschaffen, als wären sie von Degas.

*

Man mag so früh aufstehen wie nur immer möglich, man wird doch nicht der erste am Strand sein. Zumindest sind kleine, süße Kinder, fast nackt bis auf die prallroten Badehosen, schon da und springen im Wasser herum, schlagen mit der flachen Hand auf die Wogen, die dann klatschend nach allen Seiten Wasserperlen schießen lassen, worauf immer ein lustiges, helles Kinderlachen folgt.

Nichts ist ja so geduldig wie das Wasser! Auch hier bewahrheitet sich dieser Spruch des Brahmanen. Die Kinder spielen mit ihm, als wäre es ein Spielzeug, für sie geschaffen, sie streicheln es liebkosend, es ist weich und nachgiebig, sie peitschen es mit steifen Händen, da heult es auf. Aber immer bleibt es ruhig und geduldig fast wehrlos, — an gewissen Tagen. Es läßt sich alles gefallen — bis es aber plötzlich tief unten zu brummen beginnt, und wenn dann das liebe Kind nicht rasch, erschreckt aufspringt und davonläuft, kann die grollende Woge ihm sehr Böses antun!

Verläßt ein Badegast erst am Vormittag, gegen zehn etwa, sein Hotel-



Bei Westerland-Sylt

zimmer, so werden ihm schon auf der Treppe zahlreiche Menschen in lichten Gewändern begegnen, die alle zum Strand gehen. Scharen junger Mädchen in hellen Blusen, lichten, leichten Röcken und meist mit Tennisschuhen — wobei einem aufmerksamen Ohr nicht entgehen würde, daß diese jungen Mädchen meist Englisch sprechen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Engländerinnen die ersten am Strande sind; man könnte sie die Frühaufsteher dieser kosmopolitischen Welt nennen, die sich in einem solchen kleinen Badeort zusammendrängt.

Geht der säumige Gast dann die Molen entlang, um den Strand zu erreichen, so begegnet er einem immer dichter werdenden Trupp von Menschen, bis er schließlich das sanft ins Meer hinabgleitende Sand- und Kiesfeld erreicht: den eigentlichen Strand.

Hier herrscht bereits ein lustiges Treiben, ein erregtes Gewirr von Farben und Stimmen, und wenn ganz fern, wie am Ende der Welt, wo Himmel und Erde sich zu umschlingen scheinen, die weißen Segel lautlos vorüberschweben, gibt die melodiöse Harmonie dieses Kontrastes einen unvergeßlichen Eindruck. — In dieser beständig wogenden Veränderlichkeit des Strandlebens gibt es keine Ruhepunkte, bestenfalls könnte man die Strandkörbe zu ihnen rechnen; sie sehen wie feste Burgen aus und haben ihre Sandbauten und -wälle.

Am späten Vormittag zeigt sich der Strand in seiner größten Lebendigkeit. Jetzt flüchtet der längste Schläfer aus den warmen Federn gleich direkt ins Bad, jetzt drängt sich alles jauchzend ins kalte Element, und der Park, das Kurhaus werden immer einsamer, selbst die Strandpromenade.

Auf dieser breiten, sehr vornehm und sorgfältig angelegten Allee dicht am Strande machten die eleganten Herren und die Damen in großartigen Toiletten ihren Morgenspaziergang und warfen nicht selten spöttische Blicke auf die so Ungeduldigen, die sich schon jetzt im Wasser befanden und es gar nicht mehr abwarten konnten. Nun aber legen auch sie ihre eleganten Toiletten in den Kabinen alle ab und erscheinen im Badekostüm — mit dem man jetzt allerdings seine Überraschungen erleben kann. Wer vor Jahren die Bäder besuchte, konnte die vornehmsten Damen in einfachen, unauffälligen Badekleidern sehen, die immer zweckmäßig waren und bei den schönen Trägerinnen doch ein wirkliches Vergnügen am Schwimmen und Imwassersein vermuten ließen. Wer aber im letzten Sommer Weltbäder wie Ostende, Blankenberghe, San Sebastian besuchte, mußte, so leid es ihm tat, doch auf ganz andre Beweggründe schließen, die die mondäne Welt hierhergeführt haben; nicht mehr das Baden schien die Hauptsache zu sein, sondern diese — im Sommer, da die Großstadtsaison zu Ende ist — einzige Gelegenheit, sich zu zeigen. Die Überraschung eines jeden ruhigeren Badebesuchers war in den ersten Tagen wohl eine sehr große: denn die Damen sahen in ihren sogenannten Badekostümen so luxuriös gekleidet, angezogen aus, daß man beinahe eher erwarten konnte, sie gingen zu einem Jour als ins Wasser. Ein boshafter Beobachter würde sagen: daß diese Bekleidung die praktische Möglichkeit bezwecke, ein Bad nehmen zu können — ohne die Haut naß werden zu lassen. Aber ein weniger boshafter, mehr wohlwollender Mann, der, wie der ergebene Verfasser dieser Zeilen, zu den Bewunderern des weiblichen Geschlechts zählt, würde diese Sache nicht so tragikomisch nehmen und in ihr nichts weiter als eine Laune der Mode zu sehen trachten.

Die Mode ist ja die Königin der Launen, wenn es sich darum handelt, elegant angezogen zu sein. Aber wenn es sich — bisher zumindest — darum handelte, elegant ausgezogen zu sein, war die Mode noch ziemlich ungefragt geblieben, das heißt, es gab eigentlich überhaupt keine; es galt, so zweckmäßig als möglich gekleidet zu sein — weshalb man noch nicht häßlich gekleidet zu sein brauchte.

Jetzt gibt es also eine Mode, und sie ist die Errungenschaft unsrer neuesten Zeit, eine von den nicht sehr glücklichen Errungenschaften, wie ich rasch hinzufügen möchte. Wir wollen versuchen, sie ein wenig zu beschreiben, nicht zu ausführlich, weil uns armen Beobachtern und Männern überhaupt die Fachkenntnisse dazu ja fehlen und sich kein Schriftsteller angenehm berührt fühlt, wenn er den Gedanken nicht loswerden kann, daß eben in diesem Augenblick eine seiner



Steg bei Westerland-Sylt

schönen Leserinnen laut und hell aufzulachen beginnen könnte! Aber in den Augen eines in diesem Fach durchaus ungebildeten Laien, der in erster Linie Schönes sehen will — und es bei den neuen Moden leider vermißt, in diesen für alles Übertriebene empfänglichen Augen zeigt sich so ein Badekostüm neuester Kunst als eine riesige Übertreibung. Man kann also Damen sehen in Badeblusen, Baderöcken, bis zu den Füßen reichend wie ein Straßenkleid, oder nur bis zu den Knien, also wie ein Tanzkleid; mit oder ohne Kragen am Halse, mit ganzen oder Dreiviertel- oder Zweiviertel- oder Einachtelärmeln. Die Badekappen sind auch nicht anders, nicht weniger schlecht daran: eigentlich muß man aber sagen, daß auch sie verschwunden sind. Denn früher war die Kappe da, um das Haar zu schützen vor zu viel Wasser, Sand und kleinen Steinen, jetzt nimmt man sie, um dem Gesicht zu schmeicheln. Besonders hübsch macht sich nun allerdings eine elegante Schleife nicht, wenn eine wilde Meereswoge über sie hinfährt und ihre Form unliebenswürdigerweise zerstört.

Auch in der Farbenwahl der Damenkostüme gibt es durchaus zahlreiche Gesetze, und da ich sicher bin, daß meine klugen Leserinnen sie nicht zu eignem Gebrauch verwenden werden, wenn ich sie verschämt mitteile, sondern lediglich mit mir lachen werden, so will ich es also tun. Die Gesetze werden von den übersensiblen Damen nämlich wirklich sehr scharf und haargenau beobachtet, und es würde keiner von ihnen einfallen, am Lido ein schwarzes Badekostüm zu tragen, weil man das dort sehr abgeschmackt und unvornehm finden würde. Dahingegen wieder belächelt man an der spanischen Küste ein gelbes. Nein, in Spanien trägt die elegante Dame ein tiefrotes Badekostüm, nie ein anders gefärbtes, in Italien dagegen wieder ein orangegelbes, nie ein tiefrotes, in England muß es weiß sein, in Belgien muß es schwarz sein. Wir in Deutschland sind tolerant geblieben, wir lassen alle Farben zu — genauer: wir ließen bisher alle Farben zu, denn wer weiß, wie es in diesem uns bevorstehenden Sommer sein wird, und ob nicht da auch schon ein Farbenmonopol die „fashionable“ von der durchaus zurückgebliebenen Dame unterscheiden wird. Die Mode, obgleich sie eine zierliche Frau ist, macht doch Riesenschritte, und es ist nicht immer leicht, ihr auf dem Fuß zu sein und nicht zurückzubleiben. So mag denn wirklich dieses Jahr schon auch an der Nordsee das besagte Farbenmonopol zeitigen — und da möchte der ergebene Verfasser sich wieder einmal ungefragt in die Modeentscheidung hineinmischen und, wenn es nur immer noch möglich sein sollte, die tiefempfundene Bitte aussprechen: die weiße Farbe zu wählen. Sie ist wirklich die hübscheste für diese Kostüme, ganz bestimmt auch die hygienischste.

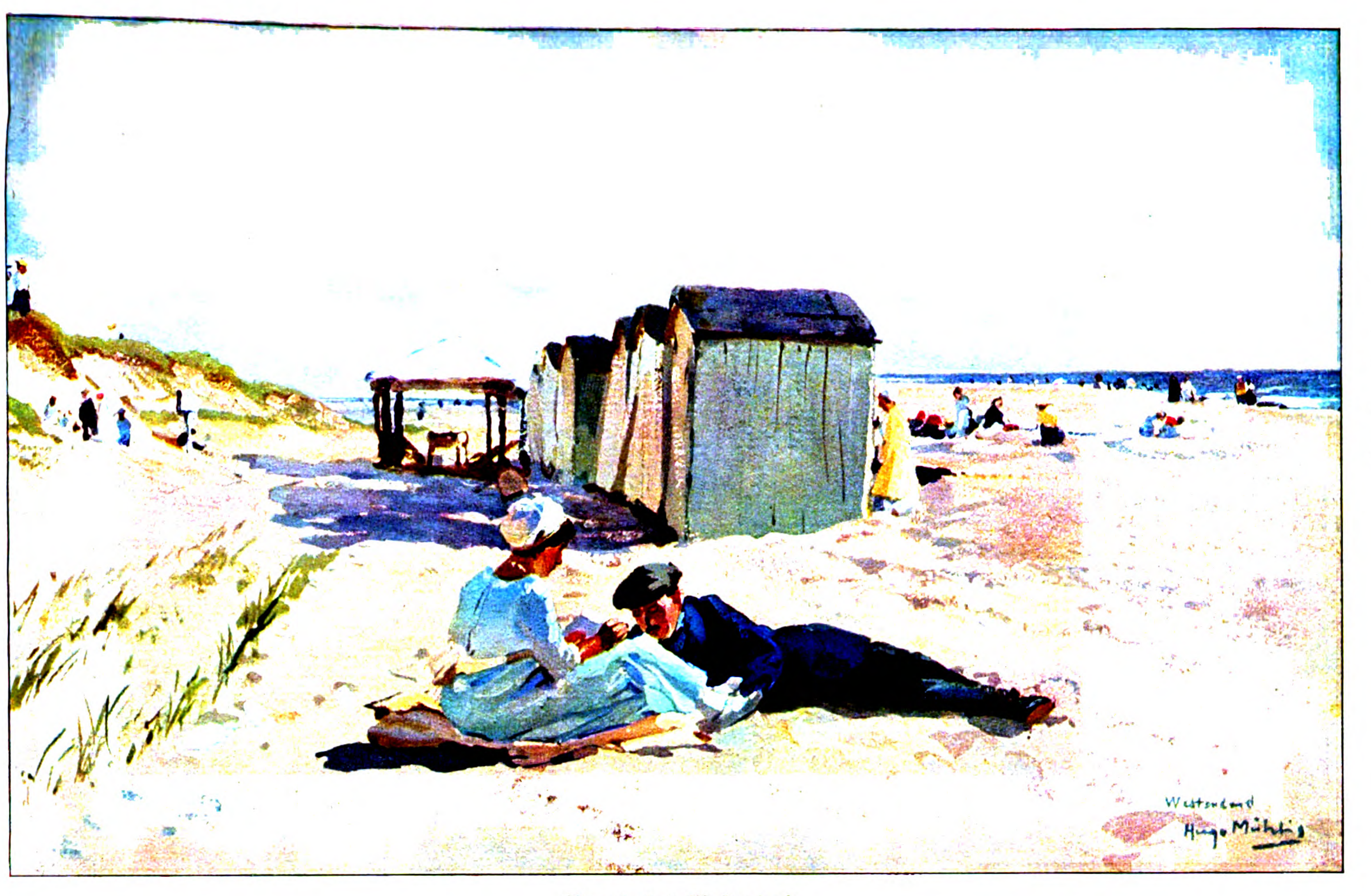
Da wir uns nun schon einmal auf das Bitten verlegt haben, so gibt es noch etwas, was uns, und nicht nur uns — was allen treuen Nordseebesuchern sehr auf dem Herzen liegt. In Italien, das ja mit dem Lido, in Belgien, das mit Ostende und Blankenberghe die mondänsten Badeorte besitzt, können wir Damen begegnen, deren Körper eine so schlanke und überraschend schöne Linie hat, daß wir die Augen von diesen zarten Gestalten gar nicht wenden können, daß wir uns ihnen schließlich sehr diskret nähern: wir gestehen es nicht ohne Reue, denn wir mußten dann die schreckliche Entdeckung machen, daß diese Damen unter dem Badekleid ein — Mieder trugen. Jedenfalls wird die Schwimmfreiheit dadurch außerordentlich vergrößert werden — trotzdem bitten wir die deutschen Damen, keine Mieder zu tragen und auch darin es den Engländerinnen gleichzutun, die, so weiß es die schreckliche Chronik des mondänen Lebens zu berichten — die einzigen im Bade Miederlosen sein sollen ...

Abgesehen von allem führt uns dies, und insbesondere das Mieder, auf die rechte Spur. Es bestätigt sich nur, daß gerade die „fashionabelsten“ Menschen ins Bad gehen, nicht um sich von den Mühen des Winters zu erholen, sondern eben nur, um sich zu zeigen.

*

Aber, wie das immer so ist, die Moden haben uns ganz abgelenkt. Wir kehren wieder zum Strand zurück.

Inzwischen ist es Mittag geworden, da beginnt sich auch schon die Menschenmenge zu lichten. Dann, in den heißen Nachmittagsstunden, zieht wohl mancher




Strand bei Westerland



Häuser auf Sylt

ein kleines Schläfchen vor; der Strand steht ziemlich leer da, glühend in der großen Hitze. Gegen fünf strömt wieder das Publikum heran, aber nicht mehr das ganz „fashionable“, sondern jenes, das wirklich baden will — während die Eleganten und jene, die es sein wollen, sich in den Cafés zeigen oder auf den Sportplätzen, denn an einem mondänen Badeort ist das Gute, daß man nicht so sehr ins Wasser zu gehen braucht, vielmehr alles andre, was man im Stadtleben schwer erreichen kann, hier mühelos zu seiner Verfügung hat — in erster Linie die Umgebung, die ja meist eine wundervolle ist, man macht Wagenausflüge, Ritte, treibt Sport, Tennis, Polo, besucht die Rennen, die berühmten Concours hippique, und in gewissen, ganz übermodernen Badeorten wie San Sebastian kann man auch Tauben schießen.

Gegen Abend wird der Strand wieder leer, jetzt sieht man nur mehr ein paar Unersättliche im Wasser, in der Ferne gleiten die Segelboote und kleinen Dampfer, lautlos, märchenhaft und wundervoll in ihrer Beleuchtung, die oft aus bunten Lampions besteht. Und während die Sonne ihre blutrote Scheibe ins Meer senkt, um nach Amerika zu fahren, sammeln sich die Badegäste auf den Terrassen, in den Theatern — oder aber, wenn eines im Orte ist, in den Kasinos, um recht viel Geld zu verlieren. Da ist es nun eine leider nicht zu leugnende Tatsache, daß an den Spielbänken von Monte Carlo, Ostende und Spa gar viel Deutsche zu treffen sind, daß oft gerade die Deutschen dort am meisten ihr Geld verlieren — was uns unsre Nordsee doch eigentlich nur um so begehrenswerter und — teurer machen sollte!








**Blumenverkäuferin**

Nach einem Gemälde von J. W. Godward



Pflanzung der Keime

# Maiblumen (Convallaria majalis)

Von

**Emil Gienapp**

Es gibt wohl nur wenige Pflanzenarten, deren Blütenprodukte im Laufe der letzten Jahrzehnte neben den Rosen und Veilchen zu so beliebten „Volksblumen" im wirklichen Sinne des Worts geworden sind als die der Maiblumen, Maiglöckchen oder Maililien. Wegen ihres symbolischen, frühlingskündenden Charakters, ihres angenehmen Duftes und eigenartigen reizenden Aussehens der Blumen, auch nicht zuletzt wegen ihrer vorzüglichen Verwendbarkeit als dankbare Blütenpflanzen für Unterpflanzungen der Gebüsch- und Gehölzpartien unsrer Hausgärten sind diese Kinder Floras in allen Bevölkerungsklassen gleich hochgeschätzt und beliebt. Die bei den wildwachsenden Pflanzen im gerollten, schmalen Blattwerk etwas versteckt sitzenden und mit nur wenigen gelblichweißen, glockenähnlichen kleinen Blüten besetzten Blütenrispen sind durch die Gartenkulturen zu äußerst kräftigen Blütenstielen umgebildet worden, an denen sich in der Regel 12 bis 15, vereinzelt auch wohl 16 bis 18 große, marmorweiße Blumenglocken befinden, die in ihrer Vereinigung eine wunderhübsche Traubenblüte darstellen. Mit der Aufnahme dieser wildwachsenden Pflanzenart in die Kulturen der gewerblichen Gärtnerei haben ihre Blüten von der früheren symbolischen Bedeutung wesentlich verloren. Denn wenn diese früher als Wahrzeichen grünender Maienzeit bei Waldausflügen von jung und alt eifrig gesammelt wurden und, zu einem Strauße vereinigt, als frühlingskündendes Kleinod das Zimmer schmückten, können wir in den letzten Jahren zu jeder Jahreszeit in den Blumenläden und Verkaufshallen der Märkte der Großstädte blühende Maiblumen zu wohlfeilen Preisen erwerben. Noch bis vor

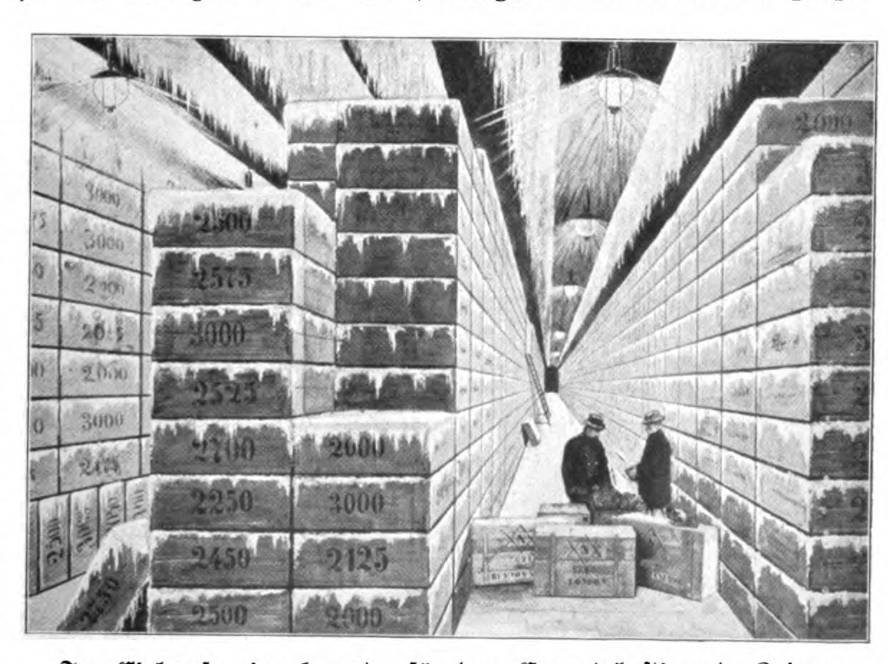


Ernte der Keime mittels Pflug

etwa zwei Dezennien war das anders; damals beschränkte sich die Anzucht von Maiblumen für Treibzwecke und zur Blumengewinnung für die winterliche Fest- und Ballsaison nur auf wenige gärtnerische Betriebe. Besonders waren es die Hamburger und Vierländer Gärtner, die in den achtziger Jahren die Anzucht der Maiblumen ihren Kulturen angliederten und sie in einigen Jahren außerordentlich gewinnbringend zu gestalten wußten, so daß der seit vielen Jahren in dem fruchtbaren Marschgebiete der Elbniederungen betriebene Gemüsebau zeitweilig auf ein Minimum zurückgedrängt wurde, um der wirtschaftlich vorteilhafteren Maiblumenzucht ausgedehnte Flächen Landes zu opfern. Bei der hohen Nutzung des Anbaues blieb es natürlich nicht aus, daß in allen Gegenden Deutschlands, soweit die Bodenverhältnisse es nur irgend zuließen, die Maiblumenproduktion als lohnender Erwerbszweig von allen landbesitzenden Bevölkerungskreisen aufgenommen wurde. Neben Berlin und der Provinz Brandenburg sind es heute auch Schlesien, Sachsen, Mecklenburg, Pommern, Holstein und angrenzende Gebietsteile, die ungeheure Mengen Maiblumen produzieren. Wir finden in einzelnen Landesteilen, wie zum Beispiel in Hamburg, Holstein und so weiter, einige gärtnerische Großfirmen (zum Beispiel E. Neubert in Wandsbek bei Hamburg, der auch die beigegebenen Bilder entstammen), die ausgedehnte Maiblumenplantagen besitzen und die im Einzelfalle ein Jahresprodukt von mehreren Millionen Keimen auf den Markt bringen. Die erzeugten Produkte bleiben aber nur zum kleinsten Teile in Deutschland; sie gehen in großen Mengen nach England, Rußland, Schweden, Norwegen, nach Österreich, Frankreich und im letzten Jahrzehnt besonders viel nach Amerika, wo diese Erzeugnisse deutscher Bodenkultur bei guten Preisen willige Abnahme finden. In ein ganz neues Stadium ist die Maiblumenkultur durch die Anwendung des Verfahrens getreten, im Herbste geerntete Keime in Gefrierräumen zu konservieren und sie erst im Laufe des folgenden Jahres entsprechend dem Bedürfnis des jeweiligen Konsums zur Blumengewinnung abzutreiben. Die auf diese Weise präparierten Keime hat man kurzweg als „Eiskeime“ bezeichnet. Ohne besonderes Treibverfahren bringen diese Keime zu jeder gewollten Jahreszeit innerhalb 25 bis 30 Tagen gut entwickelte und zudem gleichmäßig und vollbelaubte Blumen hervor, wie solche an Keimen frischer Ernte selbst unter Anwendung des kostspieligsten und technisch vollkommensten Treibverfahrens gar nicht

zu erzielen sind. Dieses Gefrierverfahren ist an sich äußerst einfach und läßt sich überall ohne große Kosten durchführen. In Großstädten dienen hierzu die vorhandenen Kühlhäuser, die mit dem Fortschritt der Kälteindustrie heute mit den besten Kältemaschinen ausgerüstet sind und damit gegen früher den unliebsamen Übelstand überwunden haben, daß sich durch Schmelzen des Eises verderbliche Feuchtigkeit im Raum ansammelt. Die in Kisten zu 500 bis 5000 Stück in Moos und Sand leicht verpackten Keime werden sofort nach der Ernte in diese Gefrierräume geschafft und bleiben hier so lange liegen, bis sie im Laufe des kommenden Jahres entsprechend verwertet werden können. Diese Eiskeime bilden seit Jahren ein stehendes Ausfuhrgut unsrer Seehäfen. Gegenüber Keimen frischer Ernte, die über die Zeit ihrer natürlichen Blumenentfaltung hinaus nicht mehr versandfähig sind und die sich durch die feste Verpackung bei längeren Seereisen leicht erwärmten, dadurch in Trieb gerieten und somit der Gefahr des Verderbens ausgesetzt waren, vertragen die Eiskeime infolge ihres Erstarrungszustandes die längsten Seereisen ohne jeden Schaden.

Die Kultur und Anzucht dieser herrlichen Frühlingsblumen ist im allgemeinen sehr einfach. Sie bedingt von der Pflanzung bis zur Ernte der treibfähigen beziehungsweise blühbaren Keime drei Jahre und kann im Großbetriebe mit billigeren weiblichen Arbeitskräften durchgeführt werden. Der sandige, leichte, mit Lehm untermischte und gut gedüngte Geestboden eignet sich zum Anbau der Maiblumen besser als der so schwere, bindende, wenn auch zumeist kräftigere Marschboden. In ersteren erhalten die Keime ein für die Frühtreiberei unbedingt erforderliches kräftiges Wurzelvermögen, während sie in Marschböden nur eine mangelhafte Bewurzelung aufzuweisen haben und außerdem durch die Einwirkung der Bodenfeuchtigkeit nicht selten in den Blumen „schwarzglockig“ werden und somit bedeutend an Wert verlieren. Die Pflanzung der Keime geschieht im Herbst oder Frühling. Es werden nur gesunde und kräftige Pflänzlinge für diesen Zweck verwendet, die in so tief ausgeworfene Rillen gelegt werden, daß die auf etwa 10 Zentimeter Wurzellänge beschnittenen Keime in zirka 1½ Zentimeter Abstand voneinander glatt und senkrecht darin Platz finden und reichlich 2 Zentimeter hoch mit Erde bedeckt werden können. Auf Beeten von 120 Zentimeter Breite kommen fünf Reihen, so daß diese unter sich einen Abstand von reichlich 20 Zentimeter erhalten. Zwischen den einzelnen Beeten wird ein entsprechend breiter Steig gelassen, um die Plantage während der dreijährigen Kultur düngen, reinigen und behacken zu können, ohne die Beete selbst betreten zu müssen. Im Frühling des dritten Jahres nach der Pflanzung werden auf der Plantage bereits Blumen in großer



Im Eishause eingelagerte, für den Export bestimmte Keime



Beschneiden der getriebenen Keime

gelegenen Arbeitsräumen wird dann durch geübte Arbeiter oder Arbeiterinnen die Sortierung der Keime in „blühbare“ (Treibkeime) und in „Nichtblüher“ (die späteren Pflanzkeime) vorgenommen. Erstere werden zu je 25 Stück gebündelt, um für den Versand leicht abgezählt werden zu können.

Die wirtschaftliche Nutzung der Maiblumenzucht hängt nun ganz wesentlich von der praktischen Durchführung der in Betracht kommenden verschiedenen Arbeiten ab. Während der Großbetrieb sich naturgemäß fremder Hilfskräfte hierzu bedienen muß und demzufolge meist die Arbeiten des Sortierens, des Bündelns und der Fertigmachung bis zur endgültigen versandfähigen Ablieferung unter ständiger Kontrolle einiger geschulter Aufsichtsorgane ausführen läßt, liegen die Verhältnisse beim landwirtschaftlichen Kleinbetriebe in der Regel derart, daß alle arbeitsfähigen

Anzahl erscheinen, die gepflückt und verwertet werden können und deren Stärke und Schönheit als Gradmesser für die zu erwartende Qualität der Ernte gelten kann. Mit dem Eintritt der allgemeinen Ruhe in der Natur, also mit dem Laubfall an Baum und Strauch, vollzieht sich auch an den Maiblumenpflanzen die Reife, so daß in den letzten September-, beziehungsweise in den ersten Oktobertagen mit der Ernte der Maiblumenkeime begonnen werden kann. In kleineren Betrieben und dort, wo es sich um Ernten eignen Bedarfes des Privatbesitzes oder der gewerblichen Gärtnerei handelt, werden die Pflanzen mittels Spatens oder eigens für diese Zwecke hergerichteter gabelförmiger Werkzeuge aus dem Boden gegraben, wohingegen sich der Großbetrieb in der Regel des Pfluges und der Pferdekraft für diese Zwecke bedient. In geschützt



Rohprodukt der Treibkeime

Mitglieder der Haushaltung zur Bewältigung der überreichen Arbeitslast, wie sie sich zu Zeiten der Maiblumenernte in kleineren landwirtschaftlichen Betrieben zusammendrängt, herangezogen werden müssen. Auf diese Weise wird die Arbeit von Leuten ausgeführt, die sich im Laufe der Jahre ein ausgezeichnetes Unterscheidungsvermögen für die voll und rund entwickelten blühbaren und die lang und spitz gewachsenen blütenlosen Pflanzenkeime erwerben.



Blühende Keime

Aus diesen bedingten und eigenartigen Verhältnissen heraus wird zur Zeit der Maiblumenernte in den Wohnstätten ländlicher Bezirke, namentlich in Holstein, Mecklenburg und in den wegen seiner Gartenkulturen seit Jahrzehnten sehr bekannten Hamburger „Vierlanden“, der Geist früherer Spinnstuben lebendig, in denen sich nach vollbrachter Arbeit kurzbelichteter Tage die in der Regel aus mehreren Generationen bestehende Familie sowie auch hilfs- und plauderbereite gute Nachbarn und desgleichen vereinigen, um sich durch einen möglichst baldigen und frühzeitigen Verkauf der geernteten Keime die etwas höheren Erstpreise zu sichern. Solche Arbeitsräume tragen einen überaus traulichen und typischen Charakter bäuerischer Eigenart und trotz angestrengtester Arbeitsleistung eine Schaffens- und Lebensfreudigkeit in sich, wie sie nur bei einer so arbeitsamen Bevölkerung wie in den Vierlanden möglich ist.

## Weiße und gelbe Tulpen

Weiße und gelbe Tulpen
Stehn leuchtend im grünen Gras,
Schwüler und feuchter Morgen,
Der Himmel ganz silberblaß.

Weiße und gelbe Tulpen —
Weshalb ist mein Herz so leicht?
Irgendwo singt ein Vogel
Ein Lied, das sonst keinem gleicht.

Caren Lessing



Hans Best: Guck in die Welt

# Der Briefkastenredakteur

Von

Arkadij Awertschenko

I

Der Redaktionsdiener trat in mein Zimmer und sagte:
„Sie werden verlangt."
„Von wem?"
„Vom Kaiser Ödipus."
„Was wünscht er?"
„Er bringt ein Manuskript, wie es scheint."
„Er soll warten. Wenn ich klingle, können Sie ihn hereinführen."

Nachdem ich geklingelt hatte, trat tatsächlich Kaiser Ödipus zu mir ein. Es war ein wohlgenährter junger Mann mit vorstehenden Augen, dicken Lippen und stolz emporgerichtetem Kopf. Sein Gesicht war ganz mit Sommersprossen bedeckt, die Hände mit roten Haaren.

„Guten Tag," sagte er herablassend. „Sie erinnern sich doch bestimmt des Kaisers Ödipus aus dem Briefkasten?"

„Nicht nur aus dem Briefkasten," erwiderte ich.

Er wunderte sich.

„Wie? Sie haben noch sonstwo meinen Namen gehört?"

„Ja. Es gab einen alten Griechen dieses Namens. Und Antigone..."

„In der Sage!" unterbrach er. „Habe ich mir nicht ein gutes Pseudonym ausgedacht?"

„Nicht übel."

„Schwierig, nicht?"

„Wohltönend," bestätigte ich.

„Ein interessantes Pseudonym. Sie waren wahrscheinlich erstaunt, als Sie mir zum erstenmal im Briefkasten antworteten. Was haben Sie doch damals geschrieben?"

„Wenn ich nicht irre, folgendes: Kaiser Ödipus, hier. Mit kaiserlicher Nachlässigkeit geschrieben. Manuskript vernichtet."

„Ja . . . es stimmt. Und das zweitemal schrieben Sie: „Dürre Öde bieten Sie auch jedem Leser Ihrer Gedichte."

Das Gedicht lautete:

> Weit und breit nur dürre Öde
> Bot sich meinem Auge dar,
> Und das Stroh im Felde wehte
> Wie frühgebleichtes Haar.

„Sie haben mich damals im Briefkasten nicht geschont!"

„Kommen Sie etwa," fragte ich vorsichtig, „wegen jener Antwort Genugtuung zu verlangen?"

„Nein, nicht darum. Ich komme zu Ihnen wegen Ihrer dritten Antwort.

Sie schrieben damals in ernstem Ton: Geben Sie das Dichten ein für allemal auf. Wir raten Ihnen freundschaftlichst, etwas andres zu tun."

Ödipus starrte mich an und fragte mit Wichtigkeit:

„Was denn andres?"

„Wie meinen Sie das?"

„Was soll ich andres tun?"

„Woher soll ich das wissen?"

„Nein," erwiderte er noch wichtiger, „so geht das nicht an. Wenn Sie mir auf der einen Seite einen so kategorischen Rat erteilen, müssen Sie mir auch auf der andern Seite beistehen. Sie müssen selbst zugeben, da Sie mir die poetische Tätigkeit entziehen, nehmen Sie sozusagen die Verantwortung für mein weiteres Schicksal auf sich."

„Ich könnte Ihnen vielleicht bei der Auswahl eines Berufs behilflich sein, aber dazu muß ich wissen, was Sie sind und auf welchem Gebiete Ihre Fähigkeiten liegen."

„Auf allen!" sagte er eilfertig.

„Das ist zu viel. Und sogar manchmal gefährlich. Man muß zu etwas Bestimmtem beanlagt sein. Zu welcher Tätigkeit hätten Sie zum Beispiel Lust?"

„Ich möchte gern eine Stellung haben, die zur Literatur in Beziehung steht."

„Zum Beispiel?"

„Ich möchte Sekretär in Ihrer Redaktion sein."

„Wir haben einen Sekretär."

„Das ist doch kein Hindernis. Sie könnten ihn entlassen."

„Wie sollen wir ihn entlassen, wenn keine Ursache vorliegt?"

„Soll ich Sie belehren?" sagte er lächelnd. „Machen Sie Krach, daß er ein wichtiges Manuskript verbummelt hat, und jagen Sie ihn fort."

„Und wenn ich das täte," erwiderte ich, auf seinen Vorschlag scheinbar eingehend, „wer garantiert mir, daß Sie Ihre Sache besser machen als er?"

„Aber ich bitte Sie! Ich würde sofort alles von unten nach oben wenden. Ich..."

II

In das Zimmer trat eine Angestellte.

„Was wünschen Sie, Sofja Naumowna?" fragte ich.

„Aus der Druckerei wird soeben mitgeteilt, daß die Zensur das Gedicht mit der Zeichnung nicht durchgelassen hat."

„Warum haben Sie denn das Gedicht mitgeschickt? Sie hätten die Zeichnung allein schicken sollen," sagte Kaiser Ödipus streng.

„Wir haben zuerst die Zeichnung eingeschickt, aber sie haben sie auch nicht durchgelassen."

Kaiser Ödipus trommelte mit den Fingern nervös auf dem Tisch.

„Was ist da nur zu tun?" flüsterte er, indem er überlegte. „Hm! ja. Sagen Sie, daß ich selbst hinkomme und mit Peter Wassiljewitsch alles verabreden werde."

Die Angestellte sah den geschäftigen Ödipus, dann mich verwundert an und ging hinaus.

„Wer ist Peter Wassiljewitsch?" fragte ich.

„Ein ... guter Freund. Die ganze Zensur ist von ihm abhängig ... Alpha und Omega! — Wo kaufen Sie das Papier für Ihre Zeitschrift ein? Was zahlen Sie?"

Ich nannte den Preis.

„Das ist viel zu teuer. Ich kann Ihnen das Papier um fünfzehn Prozent billiger verschaffen. Erlauben Sie?"

Bevor ich Zeit hatte, etwas zu erwidern, nahm er das Hörrohr des Telephonapparats zur Hand und verlangte das Amt: Bitte 77, 18 — ja, ich danke. Wer spricht? Du, Eduard Pawlitsch? Hör' mal! Wie teuer kannst du mir zuliebe das Papier für das „Neue Satirikon" rechnen? Wie? Also berechne. Ja... ebensolches. Wie? Kein Gedanke! Viel zu teuer. Du mußt es billiger machen. Wie? Nun, das ist etwas andres. Ich danke... Warum bist du denn gestern so plötzlich aus dem Aquarium verschwunden?... Ohne ein Wort zu sagen! Schäme dich... Also adieu! Wir schicken dir den Auftrag."

Er hing das Telephon an und sagte:

„Erledigt. Sie haben also Ihr Papier die ganze Zeit fünfzehn Prozent zu teuer bezahlt! Im Jahr macht das fünftausend Rubel aus, in zehn Jahren fünfzig, in hundert eine halbe Million."

Ich stand vom Stuhl auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Und nun sagen Sie mir," begann er nach einer Weile, „wie sieht es bei Ihnen mit den Annoncen aus? Warum annoncieren die Banken nicht bei Ihnen?"

Er hatte inzwischen meinen Platz eingenommen und machte Bleistiftnotizen in dem Eintragebuch.

„Die Banken annoncieren nicht in satirischen Zeitschriften."

„Unsinn. Die Reichsbank vielleicht nicht, aber Privatbanken, zum Beispiel die Sibirische... Wir können das sofort erledigen. Ich habe dort Beziehungen. Hallo! Bitte 121—14. Danke sehr. Sibirische Bank? Bitten Sie Michael Ewgrafowitsch. Bist du es? Guten Tag. Sag' mal, was für eine Dividende habt ihr in diesem Jahr? So, so. Ich habe nämlich ein Geschäft für dich. Wie? Ja. Schick morgen eine Annonce für das „Neue Satirikon". Wie? Unsinn! Ich will gar nicht hinhören! Na also. Was? Ach, nicht teuer. Fünfhundert Rubel für die Seite. Rabatt gibt es nicht!"

„Geben Sie ihm zwanzig Prozent Rabatt," sagte ich.

Er nickte vorwurfsvoll mit dem Kopf.

„Oh, Sie verwöhnen die Leute... Das sollten Sie nicht. Du, Großbuch, hör' mal! Wir geben dir einen Rabatt von zwanzig Prozent."

Er wandte sich zu mir.

„Das hat er Ihnen zu verdanken."

„Keine Ursache," erwiderte ich bescheiden. „Das Geschäft ist also abgemacht?"

Er hing den Apparat an.

„Heute kann er nicht mehr herschicken. Aber morgen früh. Schadet das nichts?"

„Oh, ich bitte."

Er legte die Hände auf der Brust zusammen und lehnte sich in den Sessel.

„Jetzt sagen Sie, wie ist es bei Ihnen mit dem redaktionellen Teil bestellt?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich möchte wissen, wer bei Ihnen schreibt."

„Sehr viele."

„Ja, ja... Ist Korolenko Ihr Mitarbeiter?" fragte er mit strenger Miene.

„Nein. Korolenko schreibt für humoristische Zeitschriften überhaupt nicht."

„Das macht nichts. Der Name ist interessant. Mag er irgendeine Kleinigkeit geben — das genügt. Wir wollen gleich einmal den Boden untersuchen. Wollen sehen, wie der Hase läuft... Hallo! Bitte „Die Russische Rundschau"! Wie? Habe keine Ahnung, welche Nummer. Sehen Sie einmal nach, Liebster."

„Ich blätterte gehorsam im Telephonbuch nach und sagte:

„477—11."

„Danke. Hallo! 477—11. Bitten Sie Wladimir Ignatitsch an den Apparat...

Ah, du bist es, Wolodja? Guten Tag, alter Junge! Nun, was schreibst und treibst du? Keine Ruh bei Tag und Nacht... Wie... Möchtest du nicht den Journalismus aufgeben und etwas Belletristisches schreiben... Ach... mach dir keine Sorge... Ich werde dir einen kleinen Vorschuß verschaffen, alles wie es sich gehört... Aber du mußt etwas Heiteres ausdenken. Weißt du, wie in früheren Zeiten. Ich brauche etwas für die humoristische Zeitschrift. Wie? Du hast etwas fertig? Siebenhundert Zeilen? Ach, das ist zu lang! Wie? Ja, es kann gekürzt werden. Wir werden es prüfen und im Briefkasten antworten. Adieu! Grüße Anna und Katja. Pfff!"

Er ließ sich erschöpft im Stuhl nieder.

III

„Sie haben große Beziehungen, wie ich sehe," sagte ich schmeichelnd.

Ödipus lächelte gönnerisch.

„Oh, es ist nicht so schlimm. Diesen und jenen kenne ich schon. Bitte, verfügen Sie nur über mich! Nun, jetzt sagen Sie mir, kann ich es mit Ihrem Sekretär aufnehmen?"

„Gott! Das ist ja überhaupt nicht zu vergleichen! Ich weiß nur nicht, wie man ihn am besten loswerden könnte: wegen eines verlorenen Manuskripts oder überhaupt wegen seiner Anschauungen?"

Ödipus überlegte.

„Ich weiß noch etwas andres," riet er. „Man schreibt ihm einen Brief im Namen einer andern Redaktion, bietet ihm das doppelte Gehalt. Er wird dann selbst kündigen, und wir werden ihm freie Bahn lassen."

„Eine gute Idee!" sagte ich. „Also bis morgen."

„Wollen Sie mir morgen telephonieren?"

„Telephonieren?" stammelte ich, indem ich ihn von der Seite anblickte. „Das wird nicht so einfach sein. Aber Sie sind wahrscheinlich mit dem Direktor der Telephonzentrale bekannt?"

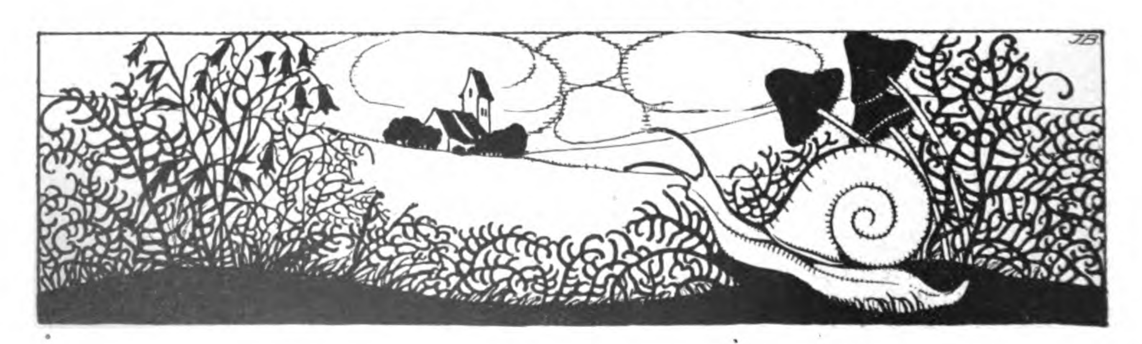
„Mit dem Direktor? Ausgezeichnet. Wer würde Wanitschka nicht kennen! Was wünschen Sie von ihm?"

„Bitten Sie ihn doch, unser Telephon anzuschließen. Der Apparat ist schon vor drei Tagen aufgestellt, aber noch immer nicht dem Hauptnetz angeschlossen. Wir sind, wie man zu sagen pflegt, von der ganzen Welt abgeschnitten."

Ödipus ging zum Sofa und strich die Lehne, dann ging er ans Fenster, schob die Portiere fort und blickte auf die Straße, nahm ein Streichholz aus dem Aschbecher, zerbrach es, legte es wieder zurück, strich wieder die Sofalehne, stellte den Bleistiftbehälter an eine andre Stelle, nahm seinen Hut, fuhr mit dem Ärmel darüber und stürzte plötzlich ins Vorzimmer. — — —

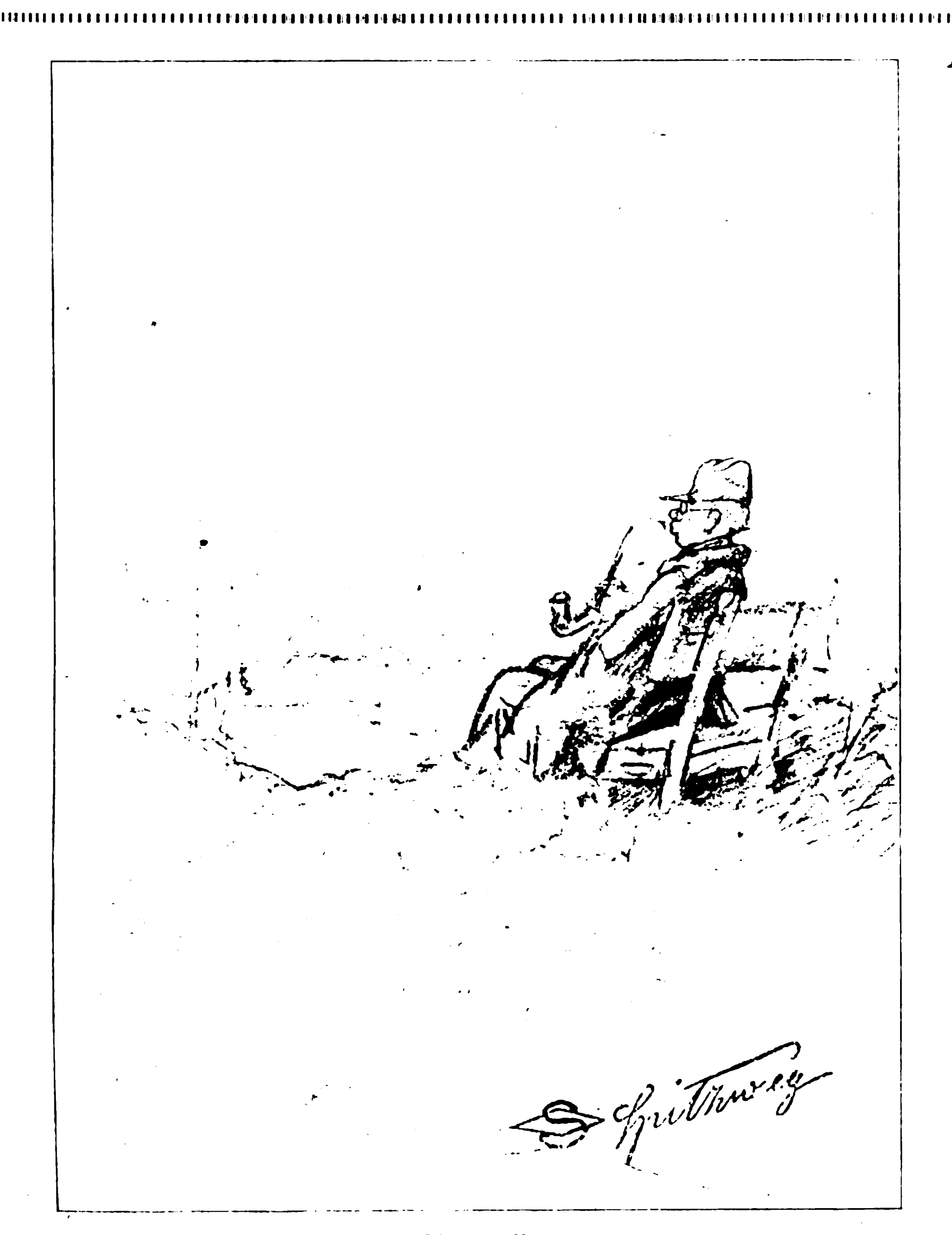
Wir haben unsern Sekretär behalten.

(Autorisierte Übersetzung von Stefanie Goldenring)



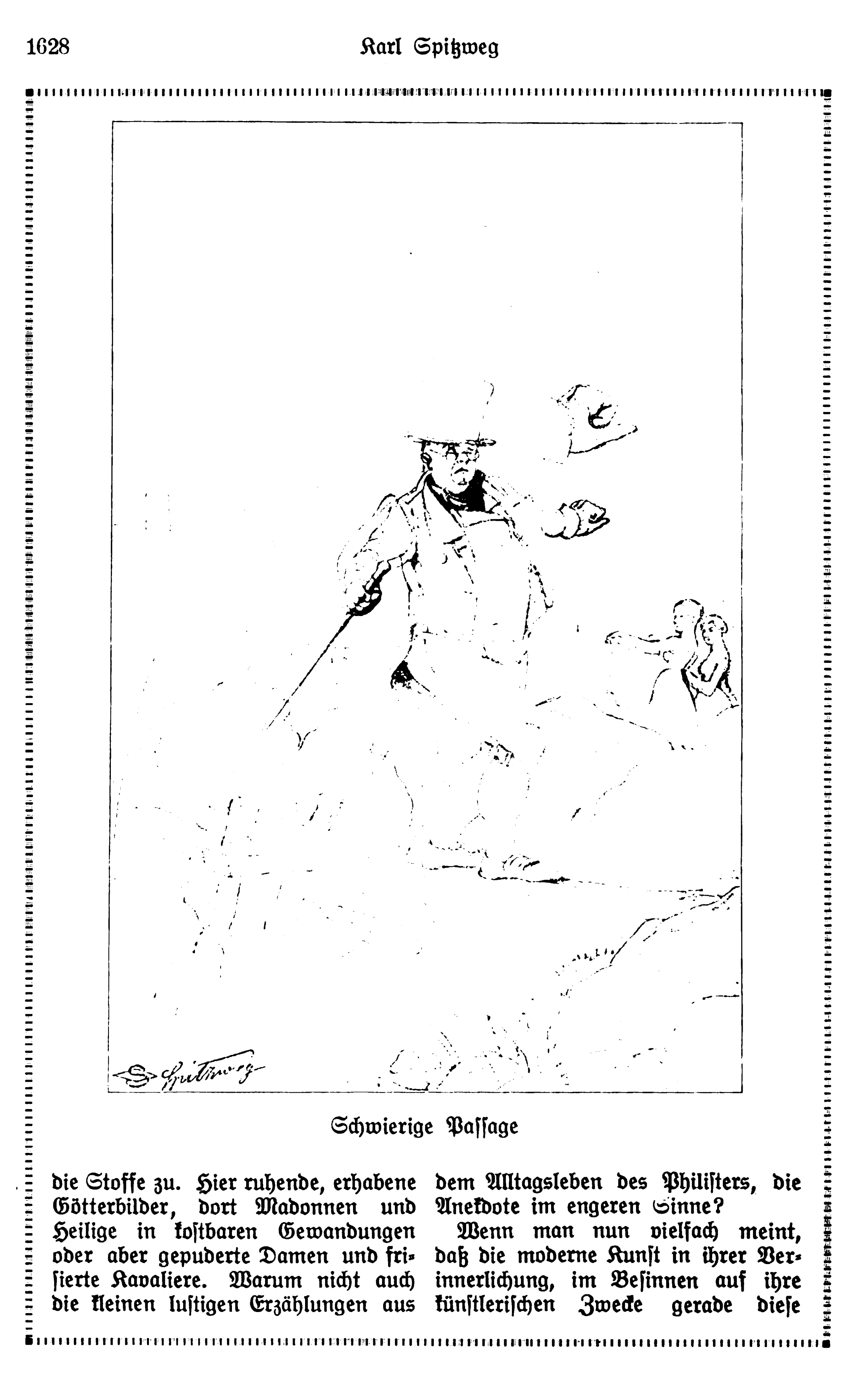
# Karl Spitzweg

## Zeichnungen aus seinem Nachlaß




Nach der Arbeit ist gut ruhn

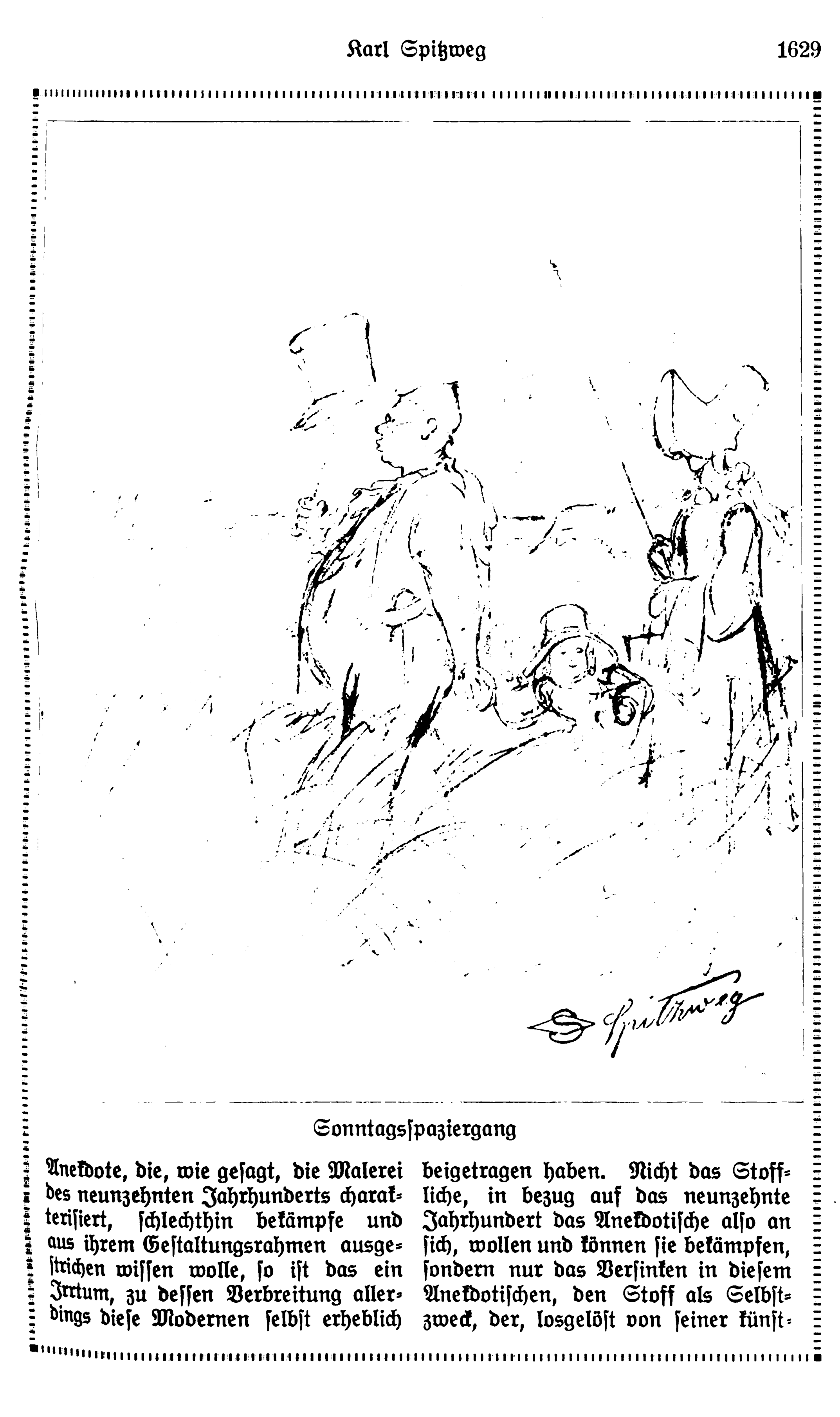
Daß die malerische Kunst des ausgehenden letzten Jahrhunderts inhaltlich die Anekdote bevorzugte, hat mit den künstlerischen Werten jener Epoche gewiß nichts zu tun. Das Zeitempfinden trägt dem Künstler



Schwierige Passage

die Stoffe zu. Hier ruhende, erhabene Götterbilder, dort Madonnen und Heilige in kostbaren Gewandungen oder aber gepuderte Damen und frisierte Kavaliere. Warum nicht auch die kleinen lustigen Erzählungen aus dem Alltagsleben des Philisters, die Anekdote im engeren Sinne?

Wenn man nun vielfach meint, daß die moderne Kunst in ihrer Verinnerlichung, im Besinnen auf ihre künstlerischen Zwecke gerade diese




Sonntagsspaziergang

Anekdote, die, wie gesagt, die Malerei des neunzehnten Jahrhunderts charakterisiert, schlechthin bekämpfe und aus ihrem Gestaltungsrahmen ausgestrichen wissen wolle, so ist das ein Irrtum, zu dessen Verbreitung allerdings diese Modernen selbst erheblich beigetragen haben. Nicht das Stoffliche, in bezug auf das neunzehnte Jahrhundert das Anekdotische also an sich, wollen und können sie bekämpfen, sondern nur das Versinken in diesem Anekdotischen, den Stoff als Selbstzweck, der, losgelöst von seiner künst-

lerischen Gestaltung, als Kunst auftritt, mit seinem literarischen Inhalt das Auge des malerisch Ungebildeten besticht und ihn zu falschen Urteilen veranlaßt. Daß die jüngsten Kunstrichtungen im Eifer dieses Kampfes oft übers Ziel hinausgehen und das rein Stoffliche der künstlerischen Darstellung gegenüber absichtlich vernachlässigen, ist dabei leicht zu verstehen. Denn es ist selbstverständlich, daß dieser Kampf bei der bereits tief eingewurzelten Entfremdung zwischen den von jener „Stoffmalerei" irregeleiteten Massen und dem wahrhaft Künstlerischen mit harten Strichen geführt werden muß.

Gerade Karl Spitzweg (1808 bis 1885), aus dessen Nachlaß wir hier einige seiner humorvollen, im besten Sinne anekdotischen Blätter veröffentlichen, ist in diesem Sinne ein Vermittler. Man weiß, eine wie große Rolle bei seinen Arbeiten das Stoffliche, und zwar das rein Anekdotische spielte, und doch wird ihm jede Zeit und jede Richtung als Künstler ihre Anerkennung nicht versagen können. Besonders als Maler, wo er mehr noch wie als Zeichner all seine lustigen Geschichten und Figuren, seine Hagestolze, Einsiedler, Nachtwächter und Spießbürger, seine romantischen Mondscheinlandschaften und Straßenszenen künstlerischen Gesichtspunkten unterordnete. Seine Wahrheitsliebe als Maler, die geschickte Verteilung der Lichtwerte, vor allem das wundervolle, fast in all seinen Arbeiten anzutreffende Helldunkel, heben ihn hoch heraus aus der Gruppe jener innerlich unwahren Genremaler seiner Zeit, die ihre stets mehr literarische als malerische Phantasie an den Stoffgebieten „Abschied vom Liebchen", „Der erste Kuß", „Ertappt", „Der Herzensdieb" und so weiter erhitzten, ohne diese Dinge künstlerisch zu verstehen, zu verdichten, ohne sie durch ihr Temperament zu variieren, ohne sie von innen heraus zu erleben wie Meister Spitzweg. L.

# Aphorismen

Am besten kommt man mit den Menschen aus, ohne die man auskommen kann.

*

Dumme Gedanken zeugen schneller als kluge, weil sie auf fruchtbareren Boden fallen.

*

Sei gewiß: solang dir ein Mensch kein Rätsel scheint, solang kennst du ihn nicht.

*

Es gibt Menschen, die so transparent zu scheinen vermögen, daß sie nie durchschaut werden.

*

Nie macht die Richtung den Dichter, nur der Dichter die Richtung — und nie der Richter die Dichtung.

*

Im Verkehr zwischen den Völkern ist die einzige Aufrichtigkeit: die Kriegserklärung.

Moritz Goldschmidt

# Feuerschutz auf Riesendampfern

Von E. Grüttel

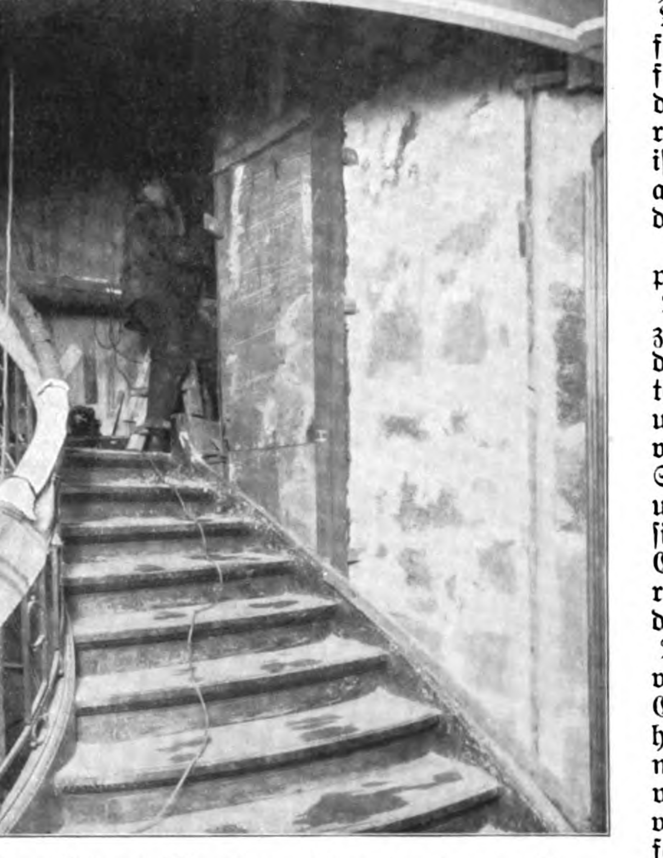
Auf der internationalen Konferenz in London haben sich die führenden Schiffahrtsnationen über die Sicherung von Seeschiffen gegen Feuersgefahr geeinigt. Das traurige Schicksal des „Volturno“ hat zu doppelter Vorsicht gemahnt, und bereitwillig beschlossen unsre großen Reedereien, den bereits bestehenden Unfallverhütungsvorschriften der Seeberufsgenossenschaft neue, umfangreiche Schutzmaßnahmen beizufügen, um jeglichem Vorkommnis auf hoher See wie im Hafen durchaus gewachsen zu sein. Das leicht erregbare Publikum wird durch eine Ausnahmekatastrophe sogleich völlig nervös. Es bedenkt nicht, daß von allen Unfällen, die sich auf See ereignen, nur der weitaus geringste Teil durch Brand entsteht, und es ist daher von Wichtigkeit, zu betonen, daß nach der Statistik beispielsweise im Jahre 1912 auf 100 Totalverluste von Seeschiffen (Dampfer und Segler) nur 4,5 auf Vernichtung durch Feuer entfielen. Im gleichen Jahre wurden von 7326 beschädigten Schiffen 418 durch Feuer angegriffen; 30 000 Schiffe befanden sich aber in Fahrt. Auch diese in An-



Selbsttätige Feuerlöscheinrichtung an der Decke. (Die in kurzen Abständen an der Decke verteilten Sprinklerbrausen treten selbständig in Tätigkeit, wenn ihre Metallverschlüsse bei bestimmter Temperatur zerschmelzen. Sie überrieseln dann den Raum und geben gleichzeitig Feueralarm in der Meldezentrale des Schiffes)

betracht der Schutzlosigkeit der Fahrzeuge mitten auf dem Ozean gewiß nicht hohe Zahl wird in Zukunft durch die neuen Vorsichtsmaßregeln noch wesentlich herabgemindert werden. Die verstärkte Sicherheit erstreckt sich auf sämtliche Seeschiffe, spielt aber naturgemäß die bedeutendste Rolle auf den modernen Riesendampfern, deren komplizierter Betrieb besonderen Schutz erfordert. Auf den Dampfern der Imperatorklasse der Hamburg-Amerika-Linie befinden sich während einer Überfahrt mehr als 5000 Menschen. Wie werden sie vor Feuersgefahr geschützt?

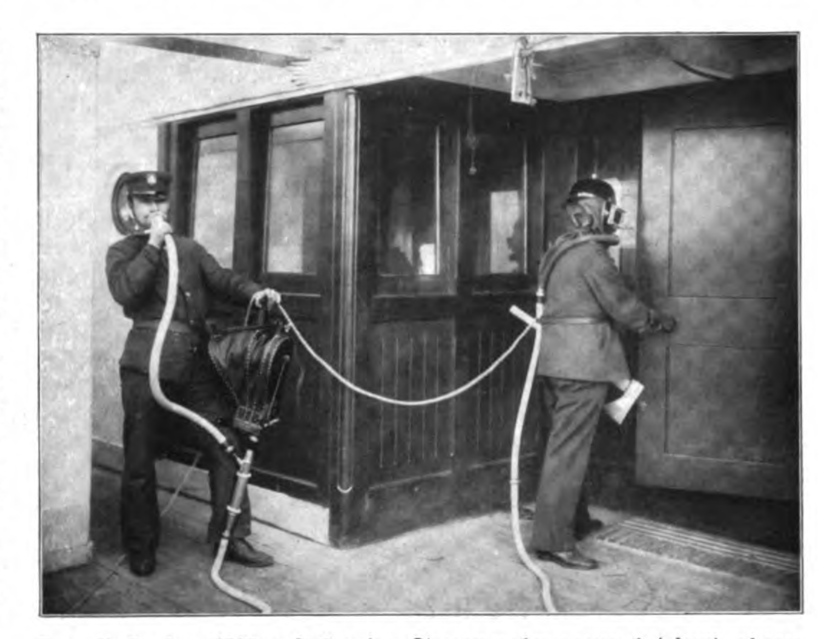
Dampfspritzen, Strahlrohre sowie Schlauchleitungen und Verschraubungen sind auf diesen schwimmenden Behausungen größten Stiles selbstverständlich in hoher Zahl vorhanden. Und einzelne dieser Schutzmaßnahmen offenbaren sich auch dem Blick des Fahrgastes. Von den Feuermeldern, die über das ganze Schiff verteilt sind, sieht er den Druckknopf in seiner eignen Kabine, auf den er bei Gefahr nur zu drücken braucht, um dadurch eine Glühlampe aufleuchten zu lassen und gleichzeitig eine Alarmklingel in Bewegung zu setzen. In den Gängen sieht er die rotlackierten Handfeuerlöschapparate bereit stehen, und während der Fahrt kann er allenfalls, vorausgesetzt, daß er sich nicht gerade im Schwimmbad oder im Wintergarten belustigt, die regelmäßig anzustellenden Feuermanöver beobachten. Die ganze fein verknüpfte und verzweigte Hauptanlage zum Schutz gegen einen etwaigen Brand bleibt jedoch unsichtbar für den Gast, genau wie in jedem großen Betrieb an Land. Er ahnt nicht, daß er, wie in jedem modernen Warenhause, im Treppenhause eines Riesendampfers von feuerfesten Wänden und Türen umgeben ist. Der Farbanstrich verdeckt ihm die Diatomalplatten aus Bimsdielenzement, die die Eisenschotten der Wände und Türen von beiden Seiten völlig umkleiden. Er sieht es dem Glas der Türen nicht an, daß es einer Temperatur von über 1000 Grad standzuhalten vermag, und weiß nichts von den feuerfesten Querwänden, deren Bauart das Ergebnis sehr langwieriger, sorgsamer Versuche der Kieler Hauptfeuerwache mit einem besonders für diesen Zweck aufgeführten Versuchshause darstellt. Sind alle diese Türen und Abteile geschlossen, so muß das Feuer auf seinen Herd beschränkt bleiben, kann sich nicht durch das Treppenhaus in die übrigen Decks verbreiten und wird durch die verschiedenen Anlagen sehr rasch entweder erstickt oder gelöscht.



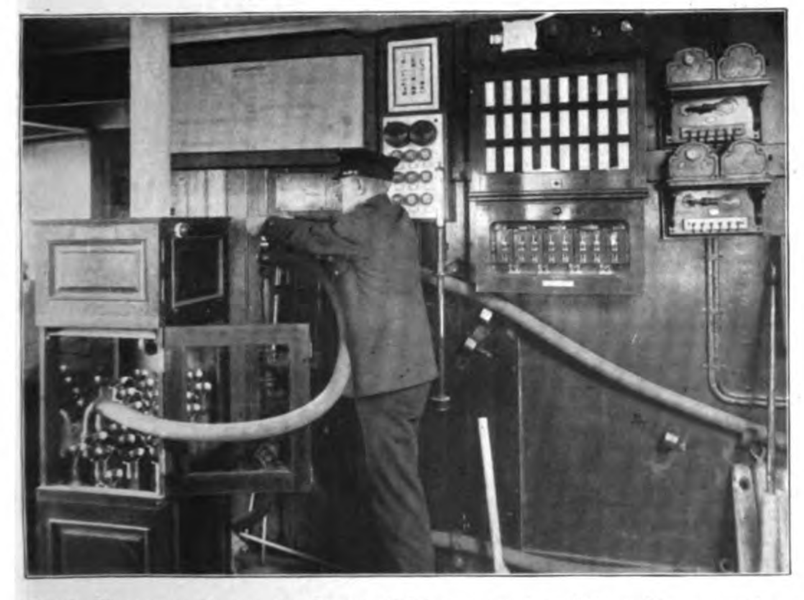
Feuersicherer Wandbewurf während der Bauarbeiten

Die Befehle für diese Arbeit gehen von der Zentrale für sämtliche Feuermeldungen aus. Sie hat ihren Platz

auf dem hinteren Teil des Promenadendecks und wird wie jede Hauptfeuerwache an Land von einem verantwortlichen Oberbeamten und fünf Unterbeamten bedient, die sämtlich bei der Kieler Feuerwehr eine berufsmäßige Ausbildung erfuhren. Sie haben Wach- und Rondedienst zu tun und alle Feuerlösch- und Meldeeinrichtungen auf dem ganzen Schiff in tadellosem, gebrauchsfertigem Zustande zu erhalten. Mit der Feuermeldung muß das gesamte Mannschaftspersonal auf das sorgfältigste vertraut sein. Es gibt an Bord eine sogenannte Sicherheitsrolle, die unter andrem auch eine Feuerrolle mit allen Vorschriften enthält, wie sie für Feuermeldungen und Alarmsignale, für Verteilung der Besatzung bei Ausbruch eines Brandes und den regelmäßigen Kontrolldienst in Frage kommen. 450 Feuermelder arbeiten auf ein Klappentableau, das in der Hauptwache untergebracht ist. Diese elektrischen Melder sind automatisch; bei einer bestimmten Temperaturhöhe setzen sie sich selbsttätig in Bewegung und bewähren sich daher besonders in weniger benutzten Schiffsabteilen wie Laderäumen, Posträumen, Kühl- und Provianträumen. Die Mannschaftsräume dagegen wurden, genau wie unsre modernen Theater, Fabriken und Mühlenbetriebe, mit der Grinnel-Sprinkler-Anlage ausgestattet, deren Rohrsystem ständig unter Wasserdruck steht. Bei einer bestimmten Temperatur schmilzt die Metallegierung, mit der die in kleinen Entfernungen angebrachten Brauseöffnungen verstopft



Der links im Bilde stehende Feuerwehrmann bedient einen Blasebalg sowie einen Sprech- und Hörschlauch, um sich mit dem Feuerwehrmann im Rauchhelm zu verständigen



Rich-Feuermelde- und Feuerlöschapparat auf der Kommandobrücke des Dampfers Imperator

sind, die Brausen — auf dem „Imperator" befinden sich 800 — betätigen sich, und diese Selbstbetätigung wird gleichzeitig durch einen elektrischen Alarmapparat auf der Hauptwache mechanisch angezeigt. Die Feuerlöschrohre wiederum stehen mit der allgemeinen Seewasserleitung in direkter Verbindung, so daß das erforderliche Druckwasser immer vorhanden ist und eine besondere Pumpe bei Feuerausbruch überflüssig macht.

Auf den Riesendampfern bedient man sich verschiedener Löschmittel. Branddirektor von Moltke, Kiel, weist in seiner kleinen Broschüre „Die Bekämpfung von Schiffsbränden" auf die einzelnen Arten hin. Allen voran steht das Wasser. Mit der Löschwirkung des Wassers ist zwar die Löschwirkung des Dampfes nicht zu vergleichen. Aber trotzdem kann man den Dampf, der den vom Heizraum ausgehenden Röhren entströmt, mit Erfolg zum Ersticken eines Feuers verwerten. Der Luftabschluß spielt in den unteren Schiffsräumen ebenfalls eine wichtige Rolle; auch Brände von Kohlenladungen bekämpft man auf diese Weise; sind sie jedoch noch nicht allzuweit vorgeschritten, so gilt Kohlensäure als ein vorzügliches Löschmittel.

## Fliederblüte

Blaßblau und weißgolden
Hängen Blütendolden
Von dem jungen Strauch. —
Möchtest du im Maie,
Mädel, nicht ins Freie?
Ich — ich möcht' es auch.

Sieh die Mückenschwärme
In der blanken Wärme,
Die der Frühling glüht! —
Auf dem Pumpenschwengel
Sitzt ein Spatzenbengel,
Pfeift ein Hochzeitslied. —

Richard Katz

## Abendglocken

Glocken über den Häusern,
Glocken zur Abendzeit,
Ihr habt den immer leisern
Stunden den Klang geweiht.
Aus dumpfen Gassen lauschen
Müde zu euch empor,
Ihr Ohr hallt noch vom Rauschen
Des Tags, der sich verlor.
Noch können sie nicht fassen,
Daß ihnen Frieden wird,
Die in des Lebens Gassen
Ruhlos umhergeirrt.

Leo Heller

## Lastentragen

Es ist kein Leid so schwer,
Daß es nicht zu tragen wär'.
Schlepp zu, schlepp zu,
Du Wandrer, du!
Die Schultern wurden dir gegeben
Zum Lastenheben.
Das Leben ist kein leichter Kauf,
Und bist du müd und matt,
Das Schicksal peitscht dich wieder auf
Von deiner Ruhestatt:
Schlepp zu, schlepp zu,
Du Wandrer, du!
Du mußt die Lasten tragen
In allen deinen Tagen.

Leo Heller

## Welle der Ewigkeit

Ein Vogel saß im Flieder
Und bannte mich:
Er sang so süße Lieder
Selig für sich.

Ich stand auf meiner Stelle:
Es war am Strande der Zeit,
Und es verweilte die Welle
Der rauschenden Ewigkeit.

Richard Schaukal

# Der Zwerg der Markgräfin

Von

## Herbert Stegemann

Der Zwerg Fritello, der den Hof der Gonzagas in Mantua mit seinen köstlichen Tänzen und Luftsprüngen zu ergötzen pflegte und dafür allgemein geliebt wurde, vom letzten Küchenjungen bis zur erlauchten Markgräfin Isabella d'Este aufwärts, lag schwerkrank danieder, und allgemeine Betrübnis herrschte darüber am ganzen Hofe. In den kuriosen Miniaturgemächern des „Appartamento dei Nani" trippelten die kleinen Leutchen angstvoll umher, und nicht einmal die ermunternden Sprüche des zum Besuche anwesenden französischen Hofnarren Galasso vermochten den Kranken und seine bekümmerte Umgebung aufzuheitern. Fiebernd wälzte sich der arme verkrüppelte Narr auf dem Lager, von dem er ahnte, daß es sein letztes sein mochte. Galasso, Matello, der immer lustige, der so oft die Hofgesellschaft zu Tränen des Lachens gebracht hatte, wenn er sich als „ehrwürdiger Pater Bernardino Matello" anmelden ließ und in einer Mönchskutte erschien, der kleine Jacopone und die Zwergin Piccina, die als Fritellos Ehegattin galt und mit ihm gemeinsam eines der seltsamen Pygmäengelasse bewohnte, alle standen traurig am Bette des Kranken, der kaum noch einen Anteil an dem verriet, was um ihn her vorging, als plötzlich die Markgräfin selbst erschien, um sich nach ihrem winzigen Günstling umzusehen. Die hohe Frau bückte ihr Haupt nicht ohne Mühe unter den niedrigen Türrahmen, und während das kleine Pygmäenvolk den Saum ihres schleppenden Seidenkleides küßte, beugte sich die Fürstin über Fritello, der seine Augen dankbar zu seiner Beschützerin erhob.

„Armer Kleiner," sagte die Markgräfin mit ihrer vollen, etwas dunklen Stimme, „du leidest sehr. Was sagt denn Messer Isidoro? Hat er ein neues Mittel erdacht, wie ich ihm befahl, um deine Schmerzen zu lindern?"

Ein Hustenanfall erschütterte den hageren kleinen Körper, und mitleidig hob die Fürstin den sich windenden Zwerg empor und brachte ihn in eine höhere Lage, indem sie ein reichgesticktes Seidenkissen hinter seinen armen Rücken schob. Der Kleine griff nach der schlanken, mit köstlichen Ringen geschmückten Hand Isabellas und drückte seine Lippen darauf.

„Messer Isidoro," flüsterte er, denn das Sprechen beschwerte seine leidende Brust, „war hier, gnädigste Frau, und hat mir ein Pülverchen gegeben — nun, ich hab' es geschluckt, und mir ist wie zuvor. Mir ist heiß, Madonna, und dann schüttelt mich wieder der Frost, und auf der Brust liegt es mir wie ein Koloß von Eisen. Mit mir ist's aus, Fritello wird nicht mehr vor Euer Gnaden tanzen und springen."

Isabella streichelte gütig die fiebernde Stirn. „Aber, mein guter Fritello, wer wird denn gleich das Schlimmste denken? Ich habe schon einen Kurier nach Florenz entsendet, dort wohnt ein berühmter Medizinmeister, und in wenigen Tagen bereits kann er zur Stelle sein. Was Messer Isidoro, den ich achte und schätze, wenn seine Kunst auch bisweilen versagt, nicht allein vermag, das werden zwei Ärzte im Verein schon zustande bringen. Und wenn erst der Frühling

wieder im Lande ist, dann tanzt uns unser Fritello wieder unter den Eichen im Park oder singt uns gar auf dem Wasser seine kunstreichen Weisen zur Laute."

Der Zwerg schüttelte mit einem wehmütigen Lächeln das Haupt. „Ich bin eigentlich alt, Madonna, wenn ich auch klein bin," sagte er und deutete mit seinem zierlichen Händchen auf seine Schläfe, wo sich bereits reichlich graues Haar zeigte, „und sobald wir Kleinen erst zu kränkeln anfangen, ist es auch schon mit uns vorbei. Wir sind Lichterchen, und jeder Wind kann uns ausblasen. Aber Gottes heiliger Wille sei gelobt. Wenn Eure Gnade mir nur zu versprechen geruhen möchte, daß Piccina nach meinem Tode hierbleiben darf, dann wäre mir schon leichter ums Herz."

Isabella nickte dem armen Kleinen beruhigend Gewährung zu und fuhr fort, ihn gütig zu streicheln. Sie sah das gebrechliche Wesen, das da vor ihr lag, auf einmal mit ganz andern Augen an als zuvor. Früher hatte sie den Kleinen geliebkost wie ein Schoßhündchen und ihn auch in ihrem Herzen nicht viel anders als ein solches angesehen; jetzt schien ihr das kleine Gesichtchen so verändert, die Augen blickten so weit und entrückt, als sähen sie schon eine andre Welt, und die wißbegierige und bedeutende Fürstin verspürte einen seltsamen Drang, in das Geheimnis dieses menschlichen Seelchens hineinzuschauen, das sich bisher unter der Maske eines lustigen Kindes, eines harmlosen Närrchens verborgen gehalten hatte.

„Sag mir, Fritello," hob sie nach einer kleinen Weile mit veränderter Stimme an, „murrst du nie gegen Gott, daß er dich so klein erschaffen hat?"

Der Zwerg begann zu weinen, heftig, unaufhaltsam. Aber schließlich versiegten seine Tränen, und sein kleines Antlitz bekam wieder den gewohnten Ausdruck von ruhiger Freundlichkeit.

„Nein, ich murre nicht, Madonna. Wie sollte ich denn gegen meinen Schöpfer murren? Es hat ihm gefallen, mich so klein zu erschaffen. Er hat mir viel Gutes gegeben, eine gnädige Herrin, ein freundliches Haus und die gute Piccina, die immer bei mir ist."

„Und fürchtest du dich nicht vor dem Tode, mein Kleiner?" fragte die Fürstin weiter, und da lief ein heftiges Zucken durch den Körper des Kranken. Er begann wieder zu weinen, aber sein Auge ward starr und blickte angstvoll geradeaus. Sein Atem ging hastig, und besorgt neigte sich Isabella über ihn, um die hastigen Worte zu verstehen, die seine keuchende Brust herausstieß.

„Ohne Sakramente, Madonna," schluchzte er und umklammerte die Markgräfin, „ohne Priester, ohne Glockengeläut — Madonna, alle die Jahre hab' ich mich danach gesehnt, einmal den Leib des Herrn zu empfangen wie ein richtiger Christenmensch, aber wir Kleinen sind ja nur Komödienspieler, und die Kirche gönnt uns die heilige Atzung nicht. Erbarmt Euch, gnädigste Herrin, gebt mir nur einen Priester, nur einen ganz kleinen winzigen Priester, damit ich beichten und als ein wirklicher Christenmensch vor meinen Erlöser treten kann."

Isabellas gütiges Herz war tief bewegt, und ihr freier, überlegener Geist hatte im Nu begriffen, aus welchen Beweggründen der Wunsch des armen Geschöpfes entsprang. Nur einmal im Leben, in der ernsten, feierlichen Stunde des Todes, von dem Makel der verhätschelten Lächerlichkeit und der possenreißerhaftigen Minderwertigkeit erlöst sein, nur einmal kein Zwerg, sondern ein Mensch sein und sich im Genusse des geweihten Leibes mit der ganzen Menschheit eins fühlen — das wollte der kleine Fritello. Und die Markgräfin streichelte ihn freundlich und versprach ihm aus willigem Herzen, seinen Wunsch zu erfüllen. Sie verließ die Zwergenwohnung und berief den Hauskaplan zu sich in ihr Arbeitskabinett.

Der geschmeidige Prälat wich aus, soviel er es vermochte. Der Markgraf, der

damals Generalkapitän des kaiserlichen Kriegsheeres war, stand nicht eben im besten Ansehen bei dem gewaltigen Statthalter Petri, dem leidenschaftlichen Julius II., und der Prälat mußte fürchten, durch die Erfüllung des Ersuchens der Markgräfin die Ungnade des Heiligen Stuhles auf sich zu ziehen, denn die Austeilung des Sakramentes an einen possenreißerischen Zwerg mußte in der Tat als ein Sakrilegium gelten. Der Kaplan weigerte sich. Und von den Geistlichen der Stadt hätte sich ohne Anweisung des Bischofs schwerlich jemand einer so bedenklichen Handlung unterfangen. Boten sprengten hin und her, aber keiner brachte die der Markgräfin erwünschte Nachricht. Inzwischen stieg das Fieber des kleinen Fritello, und Messer Isidoro kniete hilflos am Bette des Kranken, der, so oft Isabella nach ihm sah und sich liebevoll über ihn beugte, sie mit angstvoll fragenden Augen anblickte. „Gleich, gleich," beruhigte sie den Ungeduldigen, „der Priester kommt gleich." Und für einen Augenblick gab sich dann der Fiebernde zufrieden.

Guter Rat war teuer, und so verfiel Isabella schließlich auf einen Ausweg, auf einen frommen Betrug, der in seinen äußeren Formen zwar etwas Sakrilegisches an sich hatte, was übrigens die freigeistige Fürstin nicht sonderlich störte, der ihr aber durch die ihm innewohnende reine Absicht gerechtfertigt erschien. Ippolit, der vom Feldzuge zurückgebliebene Kammerdiener des Markgrafen, hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaplan, der inzwischen vielleicht aus Furcht vor dem Unwillen der Herrin das Schloß auf einige Stunden verlassen hatte. Die Fürstin, deren bei aller Tiefe und Gelehrsamkeit des Geistes doch kindliches Gemüt sich gern an allerhand Possen und Mummereien ergötzte und die, seltsamen Gegensätzlichkeiten der menschlichen Natur gehorchend, auch diese ernste Angelegenheit ins Scherzhafte zu verkehren geneigt war, befahl kurzerhand, daß Ippolito die priesterliche Stola anlegen und an dem sterbenden Zwerge die heilige Handlung vollziehen solle. Ippolito, blindlings zu gehorchen gewöhnt und überdies erfreut, den von ihm nicht eben geliebten Pfaffen einen Streich spielen zu dürfen, war unverzüglich bereit, und gerade war er im Begriffe, recht sorgfältig Toilette zu machen, als ein eiliger Bote meldete, daß Fritello nur noch Minuten zu leben habe und daher die höchste Eile geboten erscheine. So befestigte Ippolito die Stola nur oberflächlich über seiner gewohnten Livree, ergriff die heiligen Geräte und begab sich in Begleitung der Markgräfin an das Sterbebett.

Fritellos Augen leuchteten auf, als sich der Geistliche zeigte. Er beichtete, und Ippolito benahm sich nicht übel dabei. Endlich, nach erteilter Absolution, erhob sich der falsche Priester, um dem Sterbenden den Leib des Herrn zu reichen, und auch die Markgräfin, die sich bis dahin im Hintergrunde gehalten hatte, trat näher, um Zeugin des glückseligen Abschieds ihres kleinen Lieblings zu sein. Plötzlich aber, durch einen jener teuflischen Zufälle, die uns Sterblichen zugeteilt zu sein scheinen, riß die Befestigung der Stola, das violette priesterliche Gewand sank zur Erde, noch bevor der bestürzte Ippolito es festhalten konnte, und statt des Priesters, der des Höchsten Gnade und Segen majestätisch austeilte, stand der Fritello wohlbekannte Lakai vor ihm.

Ein schluchzender Seufzer kam aus der Brust des Kleinen. Er röchelte, er stieß die helfende Hand seiner Herrin zurück, und erst nach langen Zuckungen verschied er.



# Theodor Johannsen. Ein Maler der Mark

Von

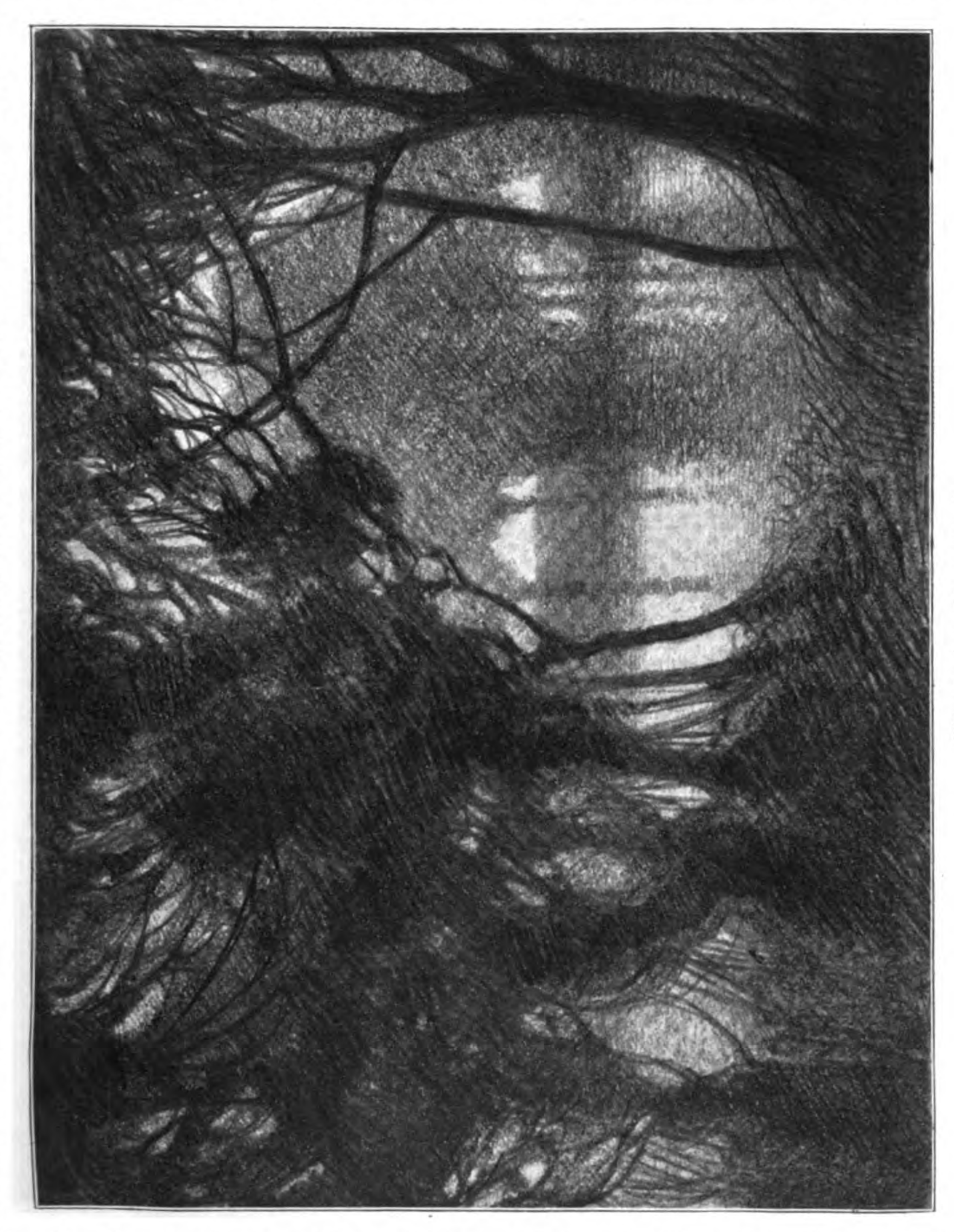
## Walther Unus

Die Landschaftsmalerei ist eine junge Kunst. Was uns so ruhig und selbstverständlich umgibt, offenbart seine Schönheiten spät, und es ist nicht verwunderlich, daß erst das vorige Jahrhundert der Landschaft zur größten und allgemeinen Popularität verhalf. Wieviel Entdecker hier am Werke gewesen sind, wissen wir noch nicht, aber jedenfalls wird Theodor Johannsen unter ihnen genannt werden müssen. Vor allem vielleicht, obwohl seine Bedeutung auf künstlerischen Gründen beruhen wird, als Maler des Havellandes. Es ist noch gar nicht lange her, daß Karl



Bauernhaus mit Birnblüte

Hagemeisters Verdienste allgemein gewürdigt worden sind, der Jahrzehnte um die malerischen Reize von Werder warb, und nun stellt sich in Johannsen ein



Abend im Spreewald

zweiter Name neben den seinen. Wieder ist es kein Schnellfertiger. Mit unendlicher Zähigkeit hat dieser Schleswiger mit dem dänischen Einschlag um die Marklandschaft und die weiche Wasseratmosphäre gekämpft, hat mit ihr zusammengelebt, alle Jahreszeiten über sich ergehen lassen, um schließlich in ihrem sichtbaren Bilde den Ausdruck ihres Wesens zu finden.

Der bescheidene Hügelcharakter des Alluvialgebiets scheint kaum Motive



Theodor Johannsen: **Blick a**



Werder in der Kirschenblüte

großen Stils zu geben, die den Beschauer auf den ersten Blick fangen. Aber ist der Blütenglanz von Werder, der Obstkammer Berlins, ist eine weite, blühende Wiese, eine Ecke im Wald, ein Baum — sind das alles keine Wunder? Ist die Tatsache ihres lebendigen Daseins nicht geheimnisvoll genug? Und es ist noch ein Besonderes um diese Havellandschaft: die duftige, dunstige Atmosphäre der Seen, einen ästhetischen Wert ersten Ranges, malerisch ausgedrückt zu haben, das darf Johannsen mit Recht als einen Ruhmestitel beanspruchen. Stimmung war lange Zeit ein verrufenes Wort der Malerei, aber so gewiß sie immer ein notwendiges Element der künstlerischen Sprache bleibt, nie hat sie Johannsen zur Verherrlichung flüchtiger Reize und Eindrücke mißbraucht. Sie ist nur gerade das Mittel, die köstlichen schwebenden Töne in der Luft und die Gemeinsamkeit des organischen Lebens zu schildern. Die Tendenz seines Bildes ist genau der Gegensatz der flüchtigen Stimmung, nämlich die Ewigkeit der einfachen Natur entzückt und begeistert darzustellen.

Aus tausend einzelnen Erfahrungen fügt sich um einen bescheidenen Stoff der Aufbau seiner Gemälde. Die Malerei ist eine Kunst der Sinne, und eine entzückte Sinnlichkeit ist es, die diese Kirschbäume und Blumengärten, diese sommerlichen Birken und herbstlichen Sümpfe malt. Johannsen liebt sein Land, er liebt es und findet es auch dort interessant, wo es einmal herb und arm erscheint und seine Bilder ein wenig leer zu werden drohen. Wer ihm folgt, wird gerade dort in der Malerei selbst tiefe Schönheit entdecken, wie hier Ton aus Ton entwickelt, wie harmonisch alle Dinge in dasselbe Licht gehüllt werden und untereinander verwandt erscheinen. Oft ist es geradezu, als wäre ein Fenster aufgerissen, und wir sähen unmittelbar in die freie atmende Natur. Kein Gedanke erinnert je an das Atelier, an seine Mühsal, an das Bildermachen.

Selbstverständlich sind alle Bilder trotzdem sorgfältig in sich abgeschlossen. Nur begnügen sie sich eben nicht mit der Erfüllung dieser einen Forderung, sowenig wie mit der sachlich treuen Wiedergabe der Objekte, dem Bericht. Ihre Kraft liegt in der Tiefe der schöpferischen Empfindung. Johannsen hat seinen Stil gefunden: keine Stilisierung, die immer einen Rest von Vergewaltigung mitschleppt und schließlich auch nur dort am Platze ist, wo man nur schmücken will, auch keine Allegorie, gegen die sich unser Naturgefühl bald auflehnt. Der engste Anschluß an die natürliche Erscheinung genügt gerade noch der Stärke seines Ausdrucks. Das organische Leben hat es ihm angetan, und um das kräftig und einfach zu schildern, wählt er gern größere Formate, weil nur in ihnen die Lebendigkeit seiner Motive, Blumen, Büsche und Bäume recht treu und glaubhaft geschildert werden kann.

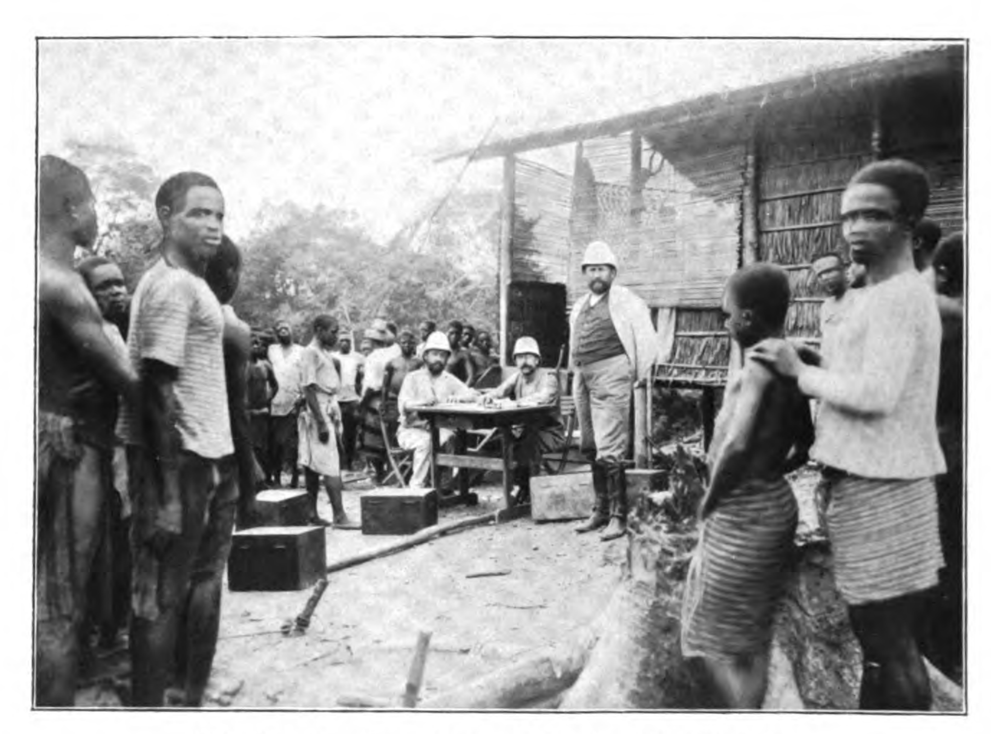
In gewissem Sinne bedeutet solche Landschafterei die Erfüllung einer alten Sehnsucht. Es sei an eine Stelle in den Briefen des Hamburger Romantikers Runge erinnert, die eine entschieden subjektive Gestaltung in Blumen, Tieren und Landschaft voraussieht: „Sie alle wären nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dafür tut.“ Aus der Erkenntnis der plastischen Fähigkeiten müssen wir ein neues Verhältnis zu den Naturgebilden gewinnen, müssen wir vor allem einen Schritt näher an die Farbe herankommen, die „uns noch immer mystisch ist und bleiben muß“.

Vielleicht würde Runge in dem starken Realismus Johannsens die Erfüllung seiner Wünsche nicht erkennen wollen. Aber die grundlegende Empfindung ist gewiß dieselbe, und in der Tiefe der Johannsenschen Wirklichkeiten ruht eine starke Mystik.





Theodor Johannsen: Am großen Zernsee



Lohntag in einer Faktorei in Deutsch-Ostafrika

# Neger bei der Arbeit

Von

## W. Langheld

Es gibt nichts Fauleres unter der Sonne als den Neger!" Wie oft habe ich diesen Ausspruch gehört und wohl selbst in der ersten Zeit meiner neunzehnjährigen afrikanischen Tätigkeit wiederholt. Nun ist Faulheit ein sehr relativer Begriff. Schon in den ersten Tagen des Menschengeschlechts wurde die Arbeit nicht als Genuß geschätzt. Der Fluch, der Adam aus dem Paradiese trieb, lautet dahin: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." So ist die Arbeit nicht als Belohnung, sondern als Strafe in die Welt gekommen.

Ein großer Teil der Europäer würde auch wohl kaum arbeiten, wenn nicht das harte Muß dahinterstände, wenn nicht das nordische Klima uns zwingen würde, Werte zu schaffen, um dafür Wohnung und Kleidung einzutauschen, wenn nicht unsre Nahrungsmittel nur durch intensive Arbeit dem Boden entrungen werden müßten. Wir brauchen gar nicht so weit zu gehen, um zu beobachten, wie Menschen, die dem Zwange der Arbeit nicht so unterworfen sind, gern dem süßen Nichtstun frönen. Die Südeuropäer ziehen fast ausnahmslos ein beschauliches Sichsonnen jeder Arbeit vor. Erst die entwickelte Kultur und eine höhere Erziehung lassen den Menschen den Wert der Arbeit richtig einschätzen. Aber abgesehen von diesen allgemeinen Gesichtspunkten, ist der Neger tatsächlich nicht so faul, wie er verschrien wird. Er leistet nur nicht mehr, als er unbedingt gebraucht. Da seine Bedürfnisse äußerst gering sind, sind auch das Maß der Arbeit und die



Eingeborene beim Maisstampfen in Deutsch-Ostafrika

dadurch erworbenen Werte nicht sehr groß. Bei höheren Anforderungen, die er an das Leben stellt, wird er auch mehr leisten müssen.

Wir müssen bei der Negerarbeit Gebiete unterscheiden, in denen die Nahrungsmittel mit wenig Anstrengungen zu erlangen sind, und solche, wo der Boden nur seine Frucht hergibt, wenn er energisch bearbeitet wird. Eines der glücklichsten Länder in erster Hinsicht sind oder vielmehr waren die weiten Gebiete am



Bauhandwerker

Viktoriasee. Hier kann man sich tatsächlich noch in das Paradies versetzt glauben. Die Hauptpflanze, die die Eingeborenen kultivieren, ist die Banane, und ihre Staude gibt dem Neger fast alles, was er zum Leben braucht. Je nach ihrer Abart werden die Früchte roh gegessen, gekocht, gebacken; ein sehr angenehmes Getränk, eine Art Wein, wird aus ihnen hergestellt; die Fasern werden als Stricke zu Netzen und dergleichen verwendet, aus den Blättern und so weiter werden Kleider verfertigt, sie werden zum Decken der Häuser verwendet, kurz, die Bananenstaude ist der Universallieferant für alle Bedürfnisse des Lebens. Morgens begiebt sich der Paterfamilias in seinen Bananenhain, sieht sich um, von welcher Staude die Früchte am reifsten sind, haut sie ab, kappt die Staude, da aus ihren Wurzeln neue Sprößlinge hervorsprießen, von denen der stärkste an Ort und Stelle bleibt, während die andern versetzt werden und dadurch zur Vergrößerung der Anlage dienen. Die Staude bleibt liegen, wo sie gefällt ist, und vermehrt den Humus durch ihr Verrotten. Damit ist das Tagewerk dieses Biedermannes erschöpft. Als Zuspeise dienen Fische oder Fleisch von der Herde. Das mit unsrer Besitzergreifung verbundene Eindringen der Kultur hat in den paradiesischen Zuständen einen Wandel geschaffen. Die Leute lernten Bedürfnisse kennen, sie wollten sich nicht mehr in ihre Bananenblätter kleiden, sondern Stoffe tragen. Ihr Ehrgeiz ging danach, nicht mehr von den primitiven, strohgeflochtenen oder aus Lehm gebrannten Tellern mit den Fingern zu essen, sondern von Emailletellern mit Messern, Gabeln, Löffeln zu speisen, Tassen und dergleichen zu benutzen. Sie sahen bei uns Petroleumlampen, die ihnen praktischer als ihr bisher gebräuchlicher Kienspan erschienen, und so waren sie gezwungen, mehr zu arbeiten. Das Land ist immer noch so glücklich, daß die Arbeit nicht die neun- bis zehnstündige anstrengende Tätigkeit unsrer Industriearbeiter erfordert. Sie trocknen die Felle ihrer geschlachteten Haustiere, die früher nur zum Teil benutzt wurden, sie sammeln Wachs und dergleichen und bringen es den Kaufleuten zum Austausch gegen die neuen Artikel, die sie kennen und schätzen gelernt haben.

Anders liegen die Verhältnisse in den Gebieten, wo schon intensive Arbeit zur Beschaffung der notwendigen Nahrungsmittel erforderlich ist. Dies sind einesteils die Länder, die sehr zahlreich bevölkert sind, infolgedessen der gesamte Boden in Kultur genommen ist, oder die weiten Urwaldgebiete.

In ersteren ist die Gefahr der Verarmung des Bodens durch die ständige Bebauung sehr groß. Eine Düngung ist nur an sehr wenigen Stellen Zentralafrikas bekannt und wird von vielen Völkern direkt verachtet, weil sie behaupten, es wäre eine unappetitliche Sache, durch Zuhilfenahme von Mist Nahrungsmittel zu produzieren. Als sie mir das einst erklärten, und ich ihnen erzählte, daß in Deutschland alle Felder ausnahmslos gedüngt würden, zeigten sie sich sehr erstaunt, und ich bin überzeugt, daß sie an ihren Lagerfeuern den Kopf über die seltsamen weißen Fremden und ihre Sitten geschüttelt haben mögen. Der zu stark in Anspruch genommene Boden gibt die notwendigen Nahrungsmittel natürlich nur her, wenn er bis zu einem möglichst tiefen Grunde aufgerührt wird. Wenn man durch die volkreichen Gebiete Unjamwesis und Usutumas hindurchzieht und tagelang die mit schwerer Mühe bearbeiteten ausgedehnten Mtamafelder der Eingeborenen sieht, so wird man irre an der so oft verrufenen Faulheit der Bewohner des schwarzen Erdteils. Dabei ist die Kultur sehr anstrengend. Die Leute kennen als Hilfsmittel nur eine sehr primitive Hacke. Pflug und die Verwendung von Zugtieren zur Bearbeitung des Bodens sind gänzlich unbekannt. Es gehört große Kraft dazu, um in dem zum Teil steinharten, von der Sonne ausgetrockneten Boden die tiefen, häufig ein Meter betragenden Furchen auszuheben. Damit ist aber die Arbeit noch nicht erledigt. Nach dem Säen und dem Heranreifen des Getreides müssen die Eingeborenen Tag und Nacht auf der Hut sein, um die Feldfrüchte vor den zahlreichen Vögeln und Affen zu schützen. Sonst kann es passieren, daß sämtliche Ähren ihrer Körner beraubt sind. Noch schlimmer als die Vögel hausen die Affen. Ein Feld, das ein Rudel der in Afrika so zahlreichen Paviane besucht hat, ist definitiv erledigt.

Das Einbringen der Ernte ist auch ziemlich mühsam. Die einzelnen Halme müssen abgeschnitten, gesammelt und in

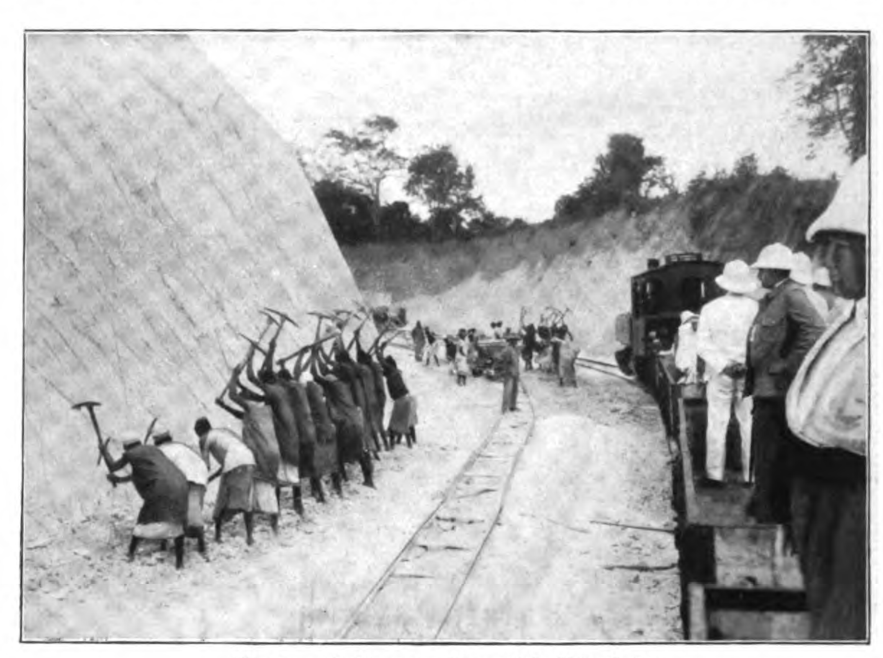


Plantagenarbeiter in Deutsch-Ostafrika

das Dorf gebracht werden, wo sie dann auf einer Art Tenne ausgedroschen werden. Die Arbeit der Mehlbereitung liegt den Frauen ob und ist bei den primitiven Hilfsmitteln, die sie besitzen, ziemlich groß. Mühlen, die durch Hand- oder Windkraft getrieben werden, gibt es nicht. Die einzelnen Körner werden zunächst



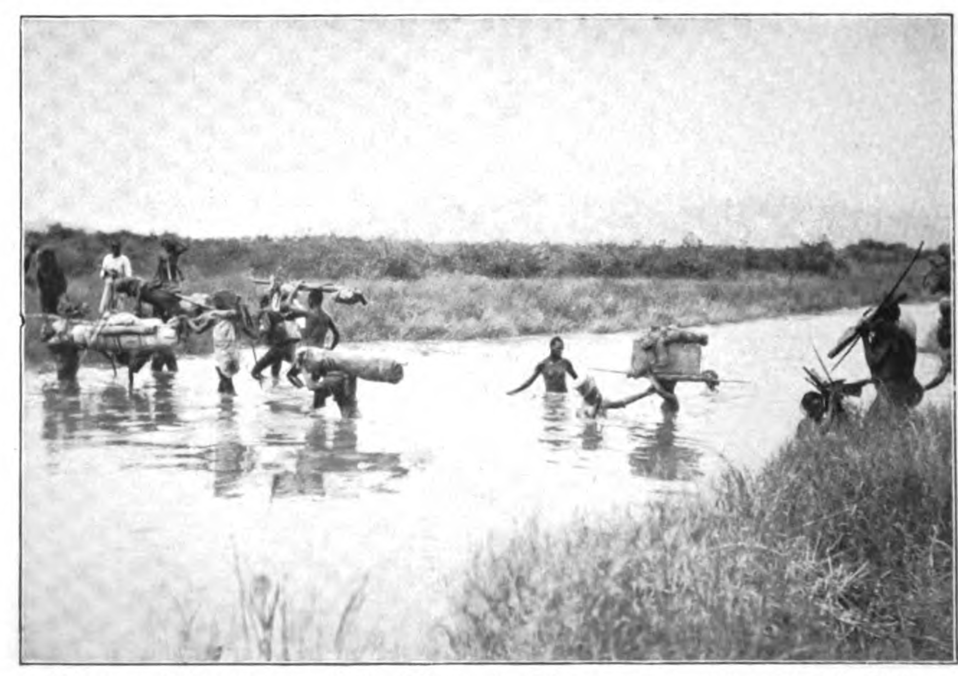
Eingeborene beim Holzfällen in einem afrikanischen Urwald



Bahnarbeiter in Deutsch-Ostafrika

roh zwischen zwei Steinen zermahlen, dann durch Aussieben von der Spreu gesäubert und zum Schluß in Holzmörsern mit Holzstößeln zerstampft. Manchmal werden sie auch schon zwischen den Steinen zu feinem Mehl verrieben. Aus dem so fertiggestellten Mehl wird Mehlbrei gekocht oder kuchenähnliche Brote gebacken.

Die erste Anlage einer größeren Pflanzung im Urwald erfordert vielleicht noch größere Anstrengungen. Der Urwald mit seinen riesenhaften Stämmen, mit den alle Zwischenräume ausfüllenden Lianen kann nur mit größter Mühe niedergelegt und geklärt werden. Die gefällten Bäume, das Strauch- und Lianenwerk fortzu-



Transportkarawane, einen Fluß überschreitend, in Deutsch-Ostafrika



Eingeborene bei der Mahlzeit in Ostafrika

schaffen, ist unmöglich. Man läßt sie möglichst austrocknen, brennt sie ab, auch um dadurch eine Art Düngung zu erzielen. Dafür, daß die Arbeit noch schwieriger ist, ist der Lohn größer. Der jungfräuliche Boden ist reich an den Substanzen, die zum Aufbau der Pflanzen gehören. Ist mal der Boden geklärt und bestellt, so erfordert die weitere Arbeit keine bedeutende Mühe.

Auch bei diesen schon vor unsrer Besitzergreifung stärker arbeitenden Leuten haben sich die Bedürfnisse mit dem Fortschreiten der Kultur vermehrt, und um diese erwerben zu können, müssen die Eingeborenen danach trachten, Werte zu schaffen. In den weiten Steppenländern unsrer Kolonien versuchen sie es durch Einsammeln von Naturprodukten wie Wachs und dergleichen, durch Viehzucht oder indem sie Sachen anpflanzen, die der europäische Kaufmann von ihnen kauft, Baumwolle, Erdnüsse, Sesam und andres mehr.

Eine weitere Art und Weise, sich Mittel zum Ankauf von Lebensbedürfnissen, die sie bisher nicht kannten und die ihnen die Kultur gebracht hat, zu verschaffen, ist, daß sie für den Europäer arbeiten. Auch hierzu hat ihnen erst die größere Entwicklung der Kolonien Gelegenheit gegeben. In früheren Zeiten war die einzige Arbeit, die für fremde Rechnung geleistet und entsprechend honoriert wurde, die Beschäftigung als Träger einer Karawane. Wir haben bis in die jüngste Zeit in unsern Kolonien mit Ausnahme von Südwestafrika, wo Ochsenwagen den Verkehr vermitteln, kein andres Transportmittel gekannt als den Menschen. In endlosen Zügen bewegten sich die Neger einer hinter dem andern auf den schmalen Pfaden unsrer Schutzgebiete. Aus dem Innern wurden die Produkte an die Küste gebracht, in das Innere Stoffe, Perlen, Draht, Seife, Pulver, Gewehre und andre Gegenstände, die als Tauschartikel und infolgedessen als Geld galten. Natürlich ist die Art des Transportes sehr teuer, und die Entfernungen, wohin weniger wertvolle Artikel transportiert werden können, sind daher beschränkt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß zum Beispiel in Ostafrika mit Hilfe von Trägern Mais nicht weiter als 50 bis 60 Kilometer, Sesam 180 Kilometer, Reis höchstens 250 Kilometer weit herbeigebracht werden kann. Die europäischen Artikel, die in das Innere versandt werden, vertragen den Transport bis in die weitesten Gebiete, werden naturgemäß entsprechend teurer. So kostete früher ein Stück Stoff am Viktoriasee das Fünffache des Preises an der Küste. Wie enorm die Wertsteigerung von Sachen infolge des Transports durch Träger wird,

erhellt der Umstand, daß die Flasche Bier, die an der Küste Deutsch-Ostafrikas 1 Mark wert war, in Tabora, ungefähr 800 Kilometer von der Küste, 4,20 Mark, in Udjiji, 350 Kilometer weiter, 5 Mark kostete.

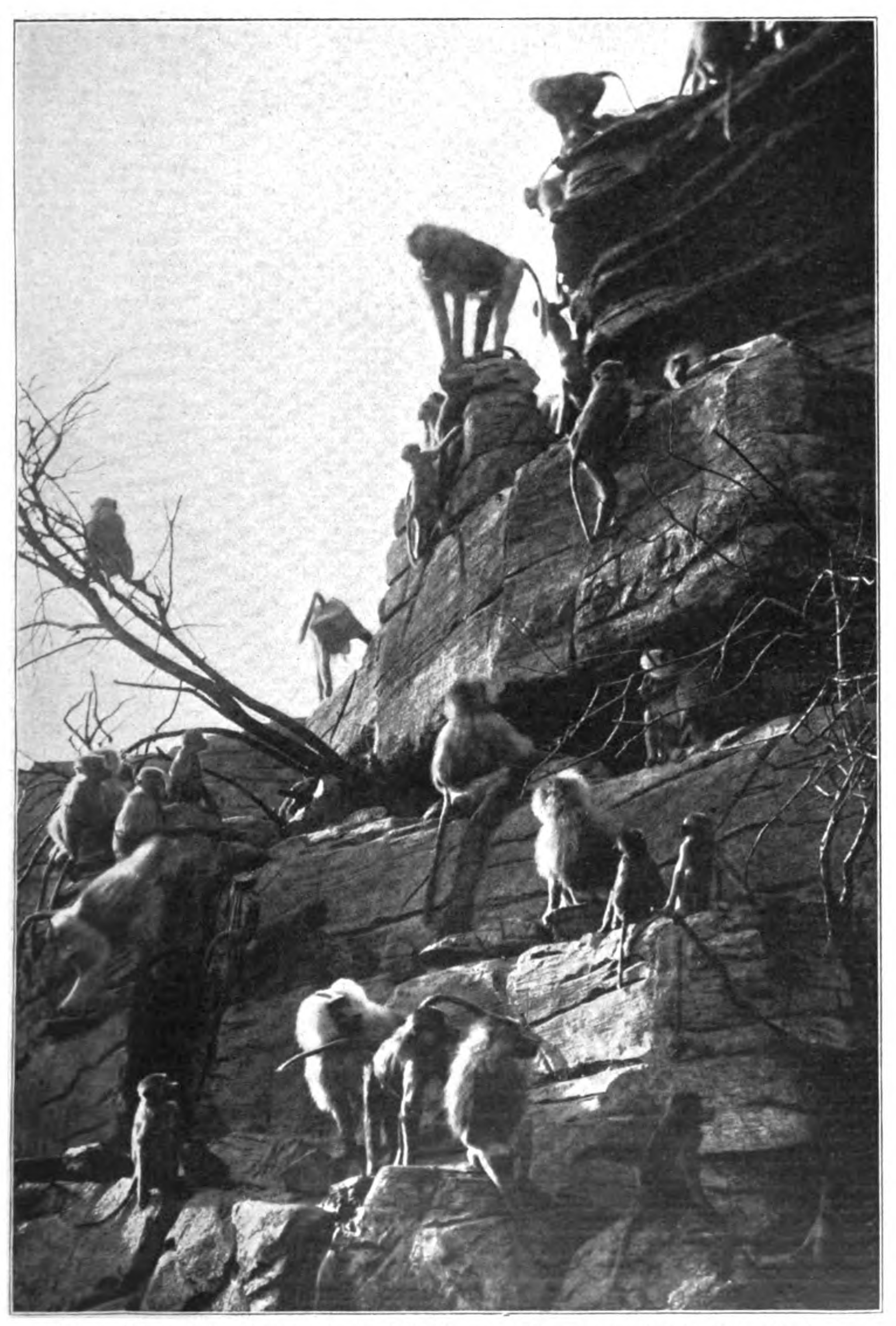
Die Leistungen, die die Neger als Träger vollbringen, sind auch nach unsrer Auffassung bedeutend. Allerdings muß man dabei bedenken, daß sie in ihrem eignen Lande, in dem Klima, an das sie gewöhnt sind, arbeiten. Aber trotzdem gehört die volle Einsetzung ihrer Kraft dazu, um schwer bepackt unter glühender Tropensonne sechs bis sieben Stunden, manchmal bei längeren Durststrecken noch länger zu marschieren. Je nach den Stämmen, denen sie angehören, sind die Leute mehr oder weniger befähigt, schwere Lasten zu tragen. Manche Stämme, wie Wagogo und Massai, dann ein großer Teil der westafrikanischen Neger sind fast gänzlich unfähig, größere Lasten fortzuschaffen. Der ostafrikanische Mnjamwesi oder Msukuma trägt ohne nennenswerte Ermüdung Lasten bis zu 100 Pfund. Bei meinem Rückmarsch vom Viktoriasee nach der Küste 1896 trug der Führer der Karawane, der an der Spitze ging und das Marschtempo angab, einen Elfenbeinzahn von 132 Pfund, ohne sich jemals ablösen zu lassen. Dazu kam noch sein Kochgeschirr, beim Marsch durch die Massaisteppe seine Verpflegung, Schlafmatte und die allerdings nur dürftige Bekleidung, zusammen doch wohl zirka 150 Pfund.

Eine andre Gelegenheit, sich Mittel zu verschaffen, ist die, als persönliche Diener in den Dienst der Europäer zu gehen, und im allgemeinen sind die weißen Herren mit den Leistungen der schwarzen Diener zufrieden. Natürlich ist, wie bei jeder Beschäftigung des Negers, die richtige Behandlung eine Hauptsache. Auch darin unterscheidet sich Afrika von Europa weniger als man denkt, denn bei unrichtiger Behandlung ist es auch im Kulturlande schwer, gute Dienstboten zu haben.

Die Besitzergreifung der weiten Gebiete Afrikas durch die deutsche Nation hat die Gelegenheit zur Arbeit und zum Erwerb von Mitteln bedeutend gefördert. Plantagen werden angelegt, Bauten errichtet, Wege und Eisenbahnen gebaut. Für diesen Zweck wird eine große Menge von Leuten gebraucht. Besonders der Eisenbahnbau beschäftigt große Massen. Dadurch aber, daß durch die Eisenbahnen die Träger frei werden, wird ein Mangel an Arbeitern nicht entstehen.

Alle, denen die Entwicklung unsrer überseeischen Besitzungen am Herzen liegt, werden dies mit Freuden begrüßen; denn es gibt keine unproduktivere Tätigkeit als die eines Trägers. Der Träger ist ja nicht faul im eigentlichen Sinne, sondern er arbeitet, aber er schafft keinen Wert, sondern transportiert bereits geschaffene Wertobjekte von einem Ort zum andern. Wenn einmal die Tausende und aber Tausende von kräftigen Menschen, die in nutzloser Tätigkeit als Träger jetzt das Land durchziehen, frei werden für eine produktivere Beschäftigung, dann erst kann aus unsern Kolonien das werden, was wir erhoffen und erstreben, nämlich ein wertvoller Besitz des deutschen Mutterlandes.





Aus Hagenbecks Tierpark in Stellingen: Der neuerbaute Affenfelsen
und seine Bewohner



Der alte Bajonettkampf. Schweizer Landsknechte gegen burgundische Ritter
Nach einem Gemälde von Maissiat

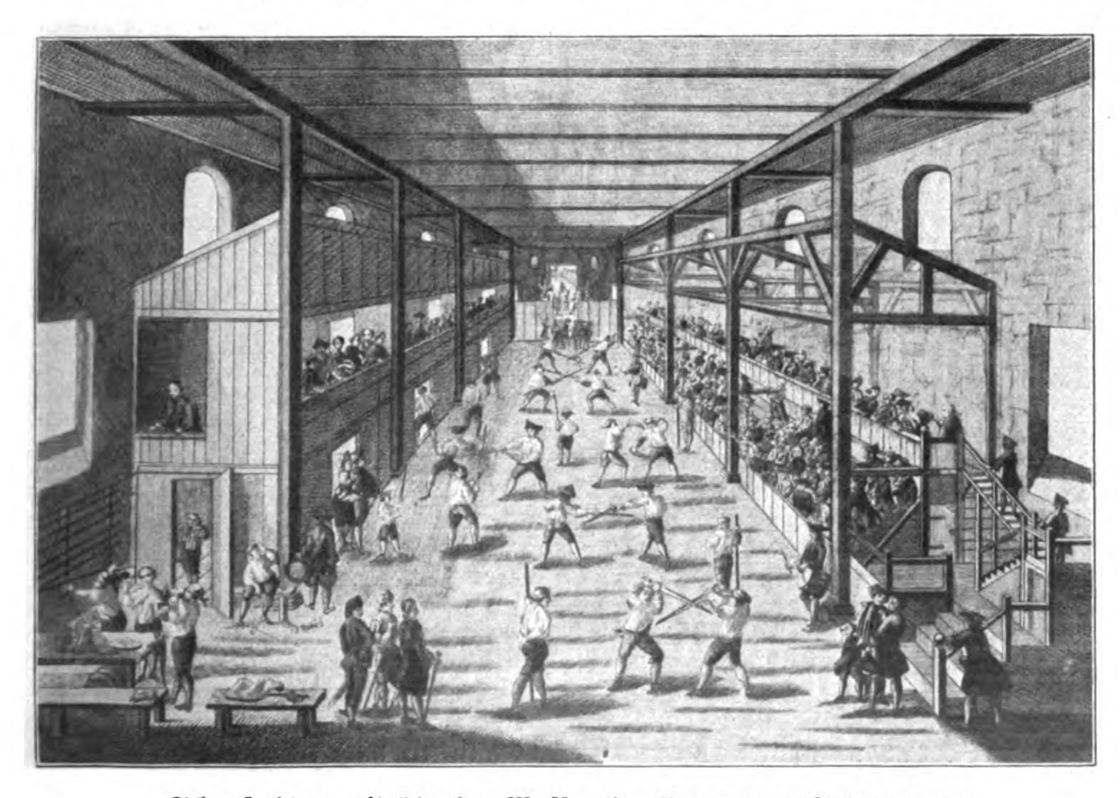
# Das Bajonett. Von Otto von Loßberg

Die Kriegskunst ist wirklich veränderlich. Dieser klassische Trost jedes Soldaten, mit dessen militärischer Auffassung ein Vorgesetzter nicht einverstanden ist, bleibt keineswegs auf den Leutnantswitz, also den Kasernenhof, den Exerzierplatz und das Manövergelände, beschränkt, sondern bestätigt seine Richtigkeit jeweils aufs neue, wenn es eine ernsthafte Probe auf das Friedensexempel gibt. Auch die paar Wochen des Balkanringens haben, soweit die künstlich eingedämmte Berichterstattung zutreffende Rückschlüsse erlaubt, allerhand neue Erfahrungen gebracht und dazu alten, die man teilweise für überlebt ansprechen wollte, zu frischen Ehren verholfen. Feldmarschall Graf Alexander Wassiljewitsch Suworow-Rymnikski, der kurz vor der napoleonischen Jahrhundertwende bei Cassano, Trebia und Novi die Franzosen mit der blanken Waffe zu Paaren trieb und dafür von seinem Zaren mit dem Titel eines Fürsten Italijski belohnt wurde, hat die Kugel eine Törin, das Bajonett allein weise genannt. Was der alte tapfere Haudegen und sein Nachahmer Dragomirow den Regimentern des Gospodar anempfohlen und eingedrillt hat, steht diametral der Lehre des ersten Napoleon gegenüber: Le feu c'est tout! Das Draufgängertum mit dem kalten Stahl, das 1799 in der Poebene zum Erfolge geführt hatte, schien als Kriegsmittel genau hundert Jahre später am Spionkop und bei Magersfontein völlig abgewirtschaftet zu haben, mit dem Erfolg des Schützenfeuers so sehr und allein des großen Korsen Taktik recht zu geben, daß noch während des Burenkrieges die Abschaffung des aufzupflanzenden Seitengewehres von scheinbar berufenster Seite in mehr als einem Heere gefordert worden ist. Aber schon der Russisch-Japanische Feldzug hat denen recht gegeben, die vor einer Verallgemeinerung der eigenartigen Verhältnisse des südafrikanischen Veldts dringend warnten. Zwischen dem Orange und dem Zambesi fochten Jäger

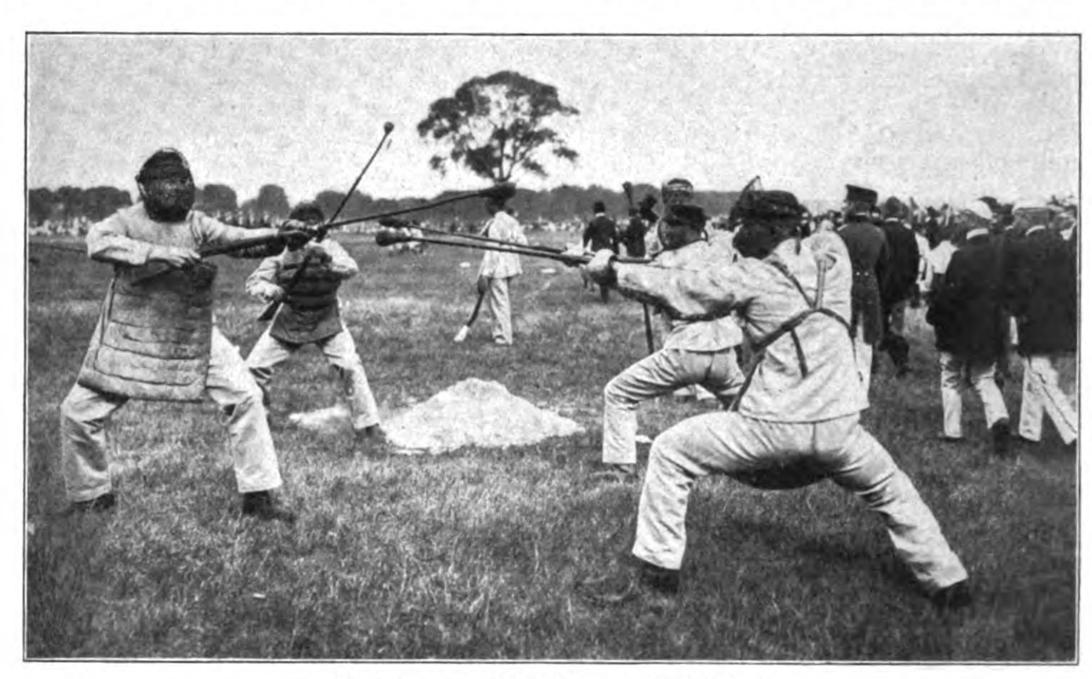
und Guerilleros, derenganze Art sich zu schlagen Landes- und Kulturvorbedingungen angepaßt war, die auf keinem europäischen oder sonst großzügigen Kriegsschauplatz zu finden sind; die Engländer aber litten an einer so stark ausgeprägten Verlustscheu, daß sie es nur ganz selten zum Nahkampf brachten. Gerade die Gegner der Russen waren es, die nach dem scheinbaren Anti-Suworow-Intermezzo von 1899 bis 1902 die alte Lehre von der Weisheit des Bajonettes zuerst wieder in die Wirklichkeit umsetzten. In den wiederholten Nachtgefechten des Krieges in Ostasien heftete das japanische Bajonett im letzten entscheidenden Ansturm mehr als einmal den Sieg an die Fahnen des Mikado. Der jetzige Kommandeur der schwäbischen Grenadiergarde, der als preußischer Generalstäbler für sechs Monate beim japanischen Feldheer geweilt hat und Augenzeuge einer Reihe von Gefechten und Schlachten war, erzählt von der Erstürmung des Sankuaischischan durch die 10. Division in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober 1904, daß es auf



Elfer Grenadier in den Befreiungskriegen



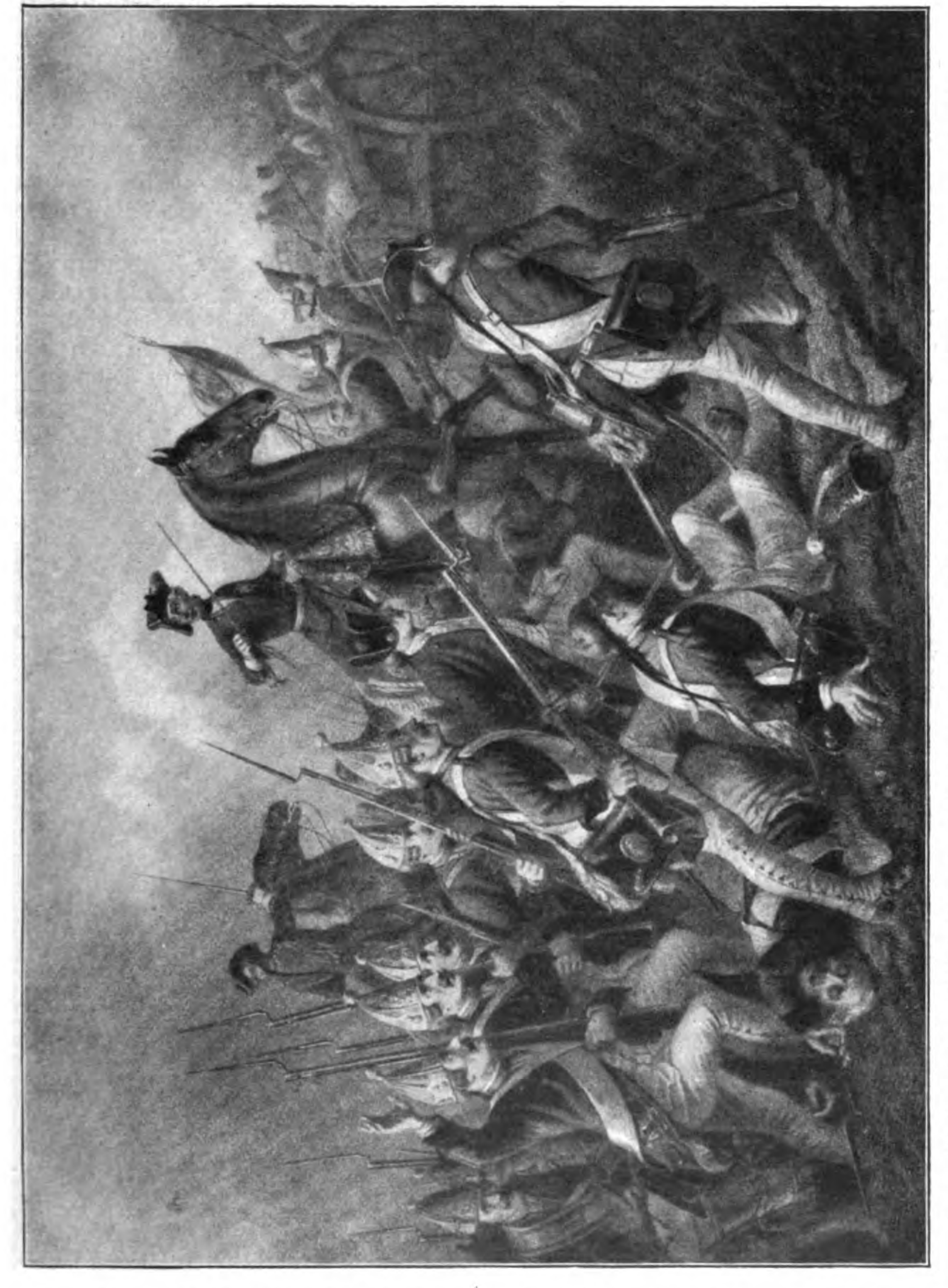
Schaufechten mit blanken Waffen im siebzehnten Jahrhundert



Modernes militärisches Stoßfechten

der ganzen Linie zu einem erbitterten Kampfe Mann gegen Mann gekommen sei. Schließlich hat dort die überlegene Fechtausbildung der Japaner die Russen zum Rückzuge gezwungen. Gerade wie bei Le Bourget am 30. Oktober 1870 hat vierunddreißig Jahre später um das Schahodorf ein stundenlanger Häuserkampf getobt mit Verlusten durch das Bajonett, die das Wort vom Niedergange der blanken Waffen wie einen blutigen Hohn anmuten lassen. Die alten Samurais, der Stamm des japanischen Offizierkorps und der Kriegerkaste, waren für Fechtübungen aller Art nicht minder begeistert als etwa die Italiener des Cinquecento, die große öffentliche Turniere mit allerhand Handwaffen abhielten. Dieser Sport ist in das Volksheer des Tenno übernommen worden und hat seinen besonderen Teil zu dem Erfolge von 1904 und 1905 beigetragen. In der deutschen Armee nimmt das Bajonettieren bei den militärischen Turnübungen eine hervorragende Stellung ein. Unter dem frischen Eindruck der Schilderungen der preußischen und bayrischen Offiziere, die auf russischer und japanischer Seite den Feldzug in Korea und in der Mandschurei mitgemacht haben, hat im Februar 1906 der Kaiser nach einer Besichtigung in der Militärturnanstalt in Berlin eine Ansprache an die teilnehmenden Offiziere gerichtet, worin er auf die Bedeutung des Bajonettfechtens für die Stärkung des Selbstvertrauens und der Moral des einzelnen Infanteristen hingewiesen hat. Trotz der vorbereitenden Entscheidung, die sich mittels der weittragenden kleinkalibrigen Gewehre schon auf große Entfernungen abspielt, tritt das eigentliche Zusammenbrechen der feindlichen Widerstandskraft erst in dem Augenblicke ein, wenn die glitzernden Bajonette in dem blanken Stahl den eisernen Willen zum Siege widerspiegeln lassen. Nicht nur die Schlachten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer roheren Stoßtaktik sind durch den Sturmangriff entschieden worden. Bei Chlum und Rosberitz, bei Weißenburg, Wörth und in den Kämpfen um Metz hat der Anlauf mit dem Bajonett überall die eigentliche letzte Entscheidung gebracht. Als 1884 die Landungsmannschaften des Kreuzers „Olga“ im unentschiedenen Feuergefecht sich stundenlang mit den Kamerunern herumgeschossen hatten, da brachte der rasch entschlossene Bajonettangriff des damaligen Leutnants, heutigen Generals von Etzel mit einem Halbzuge Seesoldaten die Entscheidung des heißen Tages und gewann uns eine blühende

Kolonie, dem blutjungen Offizier den ersten seit dem Französischen Krieg vom alten Kaiser Wilhelm verliehenen Schwerterorden. Der verstorbene Gesandte bei den Hansastädten, Graf Goetzen, der 1898 als Garde-Ulanenoberleutnant das amerikanische Okkupationsheer nach Kuba begleitet hat, wußte sehr anschaulich von der Schlußphase des heißen Junitages von San-Juan-Hill zu plaudern, als Oberstleutnant Theodor Roosevelt, seinen Rauhreitern vorauseilend, gegen den linken spanischen Flügel vorstieß und mit gefälltem Gewehr die letzte spanische Stellung vor Santiago de Cuba aufrollte. In den Karrasbergen sind die Witbois und Hottentotten in den schweren Aufstandsjahren von 1905 und 1906 wiederholt nicht der deutschen Schießfertigkeit, wohl aber dem



Der Bajonettangriff bei Hohenfriedberg unter persönlicher Führung Friedrichs des Großen

Stoße gewichen, der hinter den drohenden Seitengewehren unsrer Reiter saß. Neunzig vom Hundert aller Verwundungen der Kriege der Neuzeit gehören der Kugel und dem Artilleriegeschoß, nur zehn Prozent schlägt die blanke Waffe. Trotzdem sind alle Heere, die es mit einer Verkürzung oder gar Beseitigung des Bajonetts oder des Reitersäbels versucht haben, reumütig zur ursprünglichsten aller neuzeitlichen Trutzwaffen zurückgekehrt. Hat doch sogar Napoleon Bonaparte seinen Lehrsatz vom Feuer, das alles sein soll, auf der Brücke von Lodi in den Wind geschlagen und selbst einen Sturmanlauf seiner Bataillone angeführt. Es gab damals und gibt heute noch Gefechtsmomente, wo die beste und geschulteste Feuerkraft vor der physischen Kraft und ihrem bezwingenden Eindruck zurücktreten muß. Vor noch nicht vielen Jahren ist man darum auch in Frankreich ernsthaft dem Gedanken nähergetreten, die nichtberittenen Offiziere mit einer Art von friderizianischem Sponton, mit einem Spieß auszurüsten, der Form und Größe eines Alpenstockes hatte und dessen lange, starke Metallspitze die dünne, kurze Säbelklinge ersetzen sollte. In den tapferen Bulgaren, die bei Kirkilisse, Lüle-Burgas und Tschorlu ihr „Na noche“, den Ruf nach dem Messer, erschallen ließen, muß so etwas wie von dem patriotischen Berserkertum der preußischen Landwehren von Hagelberg und an der Katzbach gelebt haben. Bei dem märkischen Städtchen und bei Liegnitz hielten im August 1813 der Kolben und das Bajonett die gleiche furchtbare Ernte unter den verhaßten Franzosen wie eben der Jatagan der Ferdinandregimenter unter den Redifs des Großherrn. Funkelt der erbarmungslose Stahl von Bajonne ein paar Schritte nur vor dem Auge des Besiegten, dann kehrt die Kriegskunst zu jenen ebenso einfachen wie furchtbaren Formen des Altertums und des Mittelalters zurück, die ein Ringen zweier Gegner bis zur allgemeinen Vernichtung durchführen ließen, wo Niederlage und Tod gleichbedeutend waren. Vor der blanken Waffe geht der blasse Schrecken einher! Der ist das Geheimnis ihres neuerstandenen Erfolges.

## Sonett

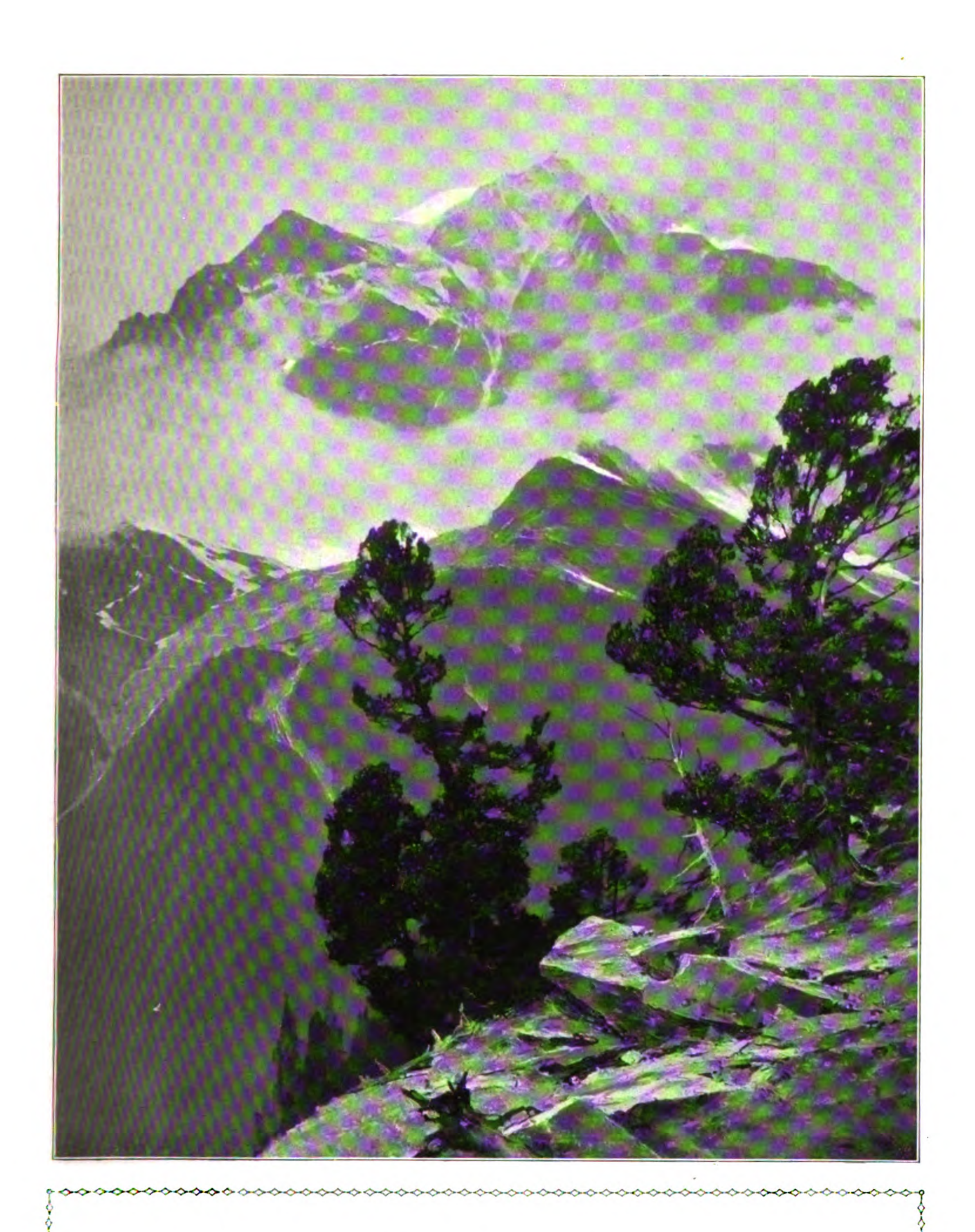
Es geht den Fluß hinab. Das Tal ist schmal,
Gesäumt vom Seidenschimmer junger Weiden.
Rot loht am Horizont ein Bacchanal,
Des starken Lichtes glühendes Verscheiden.

Mit kleinen goldnen Kronen ohne Zahl
Sich weit des Wassers spitze Wellen kleiden,
Und über alles wie ein Riesensaal
Klärt sich der Himmel wie von allen Leiden.

Es geht den Fluß hinab ... Schon haucht die Nacht
Und läßt die Schleier auf die Büsche sinken;
Ein huschend Flüstern längs dem Wasser lacht.

Es geht den Fluß hinab. Die Sterne winken —
Nun laß mich nach des Tags verrauschter Pracht
In allen Träumen der Natur ertrinken.

Thassilo von Scheffer



Der Ortler aus dem Zaital

Nach einem Gemälde von E. Harrison-Compton



# Kultur der Gegenwart



## Literatur

Als die Cottasche Verlagsbuchhandlung im vergangenen Herbst einen sehr teuren Neudruck der ersten Fassung des Kellerschen „Grünen Heinrichs“ für Bücherfreunde veranstaltete, wurde von manchen Seiten geradezu über Heiligtumsschändung geklagt, und man erinnerte an den von Bächtold aufbewahrten Ausspruch des Meisters Gottfried: „Die Hand möge verdorren, welche je die alte Fassung wieder zum Abdruck bringt!“ Nunmehr druckt Cotta in zwei starken billigen Bänden eine „Studienausgabe“ der ersten Fassung des „Grünen Heinrichs“, die von Emil Ermatinger mit einer nützlichen Einleitung und mit einigen wenigen bescheidenen Anmerkungen ausgestattet ist. Ich habe schon in der teuren Liebhaberausgabe kein Verbrechen gesehen und halte bei aller Ehrerbietung vor Kellers Willen diese Studienausgabe für ein sehr verdienstliches Werk. Jene erste Fassung war ja nicht Handschrift geblieben, sondern sie war in einer ganzen stattlichen Auflage gedruckt worden, und ihre Seltenheit, die fast der Verschollenheit gleichkommt, rührt ja nur daher, daß Keller mehr aus Schrulle und Verärgerung als zwingenden Kunstgründen mit dem weitaus größten Teil des ersten Druckes seinen Ofen geheizt hat. Ermatinger berichtet, daß Keller es „schmunzelnd geschehen ließ, wenn man sich für die erste Fassung interessierte“, und gelegentlich hat der Dichter einem guten Freunde einen Abdruck der ersten Fassung geschenkt. In wenigen Jahren wird ja ohnehin Keller für jeden Buchhändler frei, und alsdann wird auch die erste Fassung des „Grünen Heinrichs“ mehr als einmal abgedruckt werden. Die Gründe, die der Herausgeber Ermatinger für die Berechtigung dieses Neudrucks schon vor Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist anführt, halte ich für durchaus triftig, besonders diesen: „Was für Kellers Lebzeiten durchaus zu Recht bestand, gilt heute nur noch bedingt. Jener Kampf gegen eine verständnislose Literaturgeschichte, die das Buch verdammte, weil sie es in keiner der beliebten Schubladen unterbringen konnte, ist längst nicht mehr nötig; der Ärger über die Literaturpedanten aber war es, was nicht am wenigsten mithalf, dem Dichter die erste Fassung zu verleiden.“ Daß die erste Fassung ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Kenntnis von Kellers dichterischer Entfaltung und seiner Stilkunst ist, das braucht heute keinem mehr gesagt zu werden. Der Neudruck erleichtert den Forschern und den liebevollen Laien eine Ar-



Paul Ilg



# Kultur der Gegenwart



heit, die bisher ja auch schon betrieben wurde, aber wegen der Seltenheit des ersten Grünen Heinrichs mit lästigen Schwierigkeiten verbunden war.

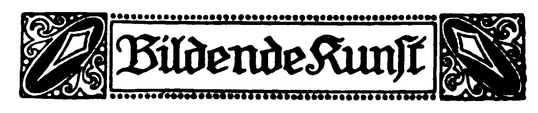
*

Die schweizerischen Erzähler der Gegenwart spielen mehr und mehr die Rolle literarischer Nothelfer: wer sich durch die ungeheure Mehrzahl deutschländischer Romane, auch der in der Presse mit betäubendem Lärm ausposaunten, so tief angeödet fühlt, daß er am liebsten überhaupt kein Buch dieser Art mehr anrühren möchte, der greift doch nach einem neuen Bande der erzählenden Jungschweiz mit dem Gefühl der Sicherheit, daß er zum mindesten keinen ganz unliterarischen Schund in die Hände bekommen wird. **Paul Ilg** ist einer dieser jungen Schweizerdegen, wie man ehedem tüchtige Schriftsetzer benannte, auf die man sich verlassen und von denen man noch Größeres erwarten kann. Seine Erzählung „Das Menschlein Matthias" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) würde an Gehalt und Umfang gar vielen unsrer Romane schreibenden Philosophierer ein Roman heißen; aber Paul Ilg ist ein viel zu bescheidener und echter Könner im Erzählen, um durch eine auch nur halbfalsche Vorspiegelung mehr scheinen zu wollen, als er mit diesem Buche wirklich beabsichtigt: eine Geschichte von lebenswahren Menschenkindern möglichst lebenswahr und an unser Herz greifend vorzutragen, ohne eine umfassende Entwicklung von Menschenseelen abrollen zu lassen, wie der Begriff des Romans sie fordert. Darum ist aber seine Erzählung von der tapferen, unehelichen Mutter und ihrem Menschlein Matthias gewiß ebenso wertvoll wie ein längerer Roman, wenngleich dieser Matthias am Schluß noch immer nur ein Menschlein ist. Kraft und zugleich Zartheit paaren sich in dieser erzählenden Dichtung Ilgs zu einem überaus eindrucksvollen Gebilde. Ich kann auch nicht finden, daß Ilg, wie manche seiner Beurteiler gemeint haben, Gottfried Keller zum Vorbilde genommen hat. Ich glaube, dieser Irrtum, dem ich in den Besprechungen der Werke vieler Jungschweizer begegnet bin, rührt einfach daher, daß die Beurteiler die kraftvollere, saftreichere und reinere Sprache der schweizerischen Erzähler für kellerisch halten, während sie doch das beneidenswerte Gemeingut eines sprachlich weniger als wir verbildeten Volkes ist, das sich fast durchweg im mündlichen Verkehr der urwüchsigen Mundart bedient und auch in der Schriftsprache aus dem Vollen schafft, anstatt abgeschliffene europäische Redensarten nachzuschreiben.

*

Das Deutsche Verlagshaus Vita in Berlin gibt in guter deutscher Übersetzung das neueste Werk von **Rudyard Kipling** heraus: „Spiel und Gegenspiel" (englisch: Actions and Reactions), bereitet uns aber damit einige Enttäuschung. Kipling ist in diesem Geschichtenbande, dem einige mittelmäßige Gedichte beigefügt sind, nicht mehr der wundersame Erfinder und künstlerische Ausführer, den die gesamte Leserwelt des Erdballs aus seinen zwei Dschungelbüchern bewundert und liebgewonnen hatte. Die Hauptgeschichte: „Mit der Nachtpost", eine Schilderung der Luftschiffspost und des gesamten Luftschiffsverkehrs aus dem Jahre 2000, ist einfach langweilig. Vor lauter erkünstelten Kunstausdrücken, bei denen sich Kipling selbst unmöglich etwas Klares gedacht hat, wird die ganze Geschichte unverständlich, wie wenn man etwas in einer Sprache Geschriebenes liest, die man kaum notdürftig kennt und für die es kein Wörterbuch gibt. Warum in aller Welt müssen denn Dichter, die sich durch ein paar Meisterwerke Ruhm erworben haben, bis an ihr Lebensende jahraus, jahrein weiterdichten, nachdem ihre oft engumgrenzte Begabung sich erschöpft hat?

Eduard Engel



# Bildende Kunst

## Die Hamburger Kunsthalle

Vor rund fünfundzwanzig Jahren machten die Hamburger ihren jungen Landsmann Alfred Lichtwark zum Direk-



# Kultur der Gegenwart

tor ihrer Kunsthalle. Er war ursprünglich Volksschullehrer gewesen, hatte dann mit Unterstützung einiger reicher Kaufherren Kunstgeschichte studiert und sich schließlich an den Berliner Museen mit dem Museumswesen vertraut gemacht. Es war für seine Gönner gewiß nicht schwer, ihn durchzusetzen, er hatte ja „allens richtig lihrt", und die Kunsthalle bedeutete so wenig, daß die sonst jungen Kräften feindliche Sucht nach Zelebritäten keine Rolle bei dieser Wahl spielte.

Als Lichtwark starb, ließ er die Kunsthalle als einen Stolz seiner Stadt zurück, wichtig für ganz Deutschland durch ihren Inhalt, vorbildlich nicht nur als Sammlung durch die Verbindung heimatlicher und allgemeiner Interessen, sondern auch als Kunstpflegestelle, von der aus Anregungen in die Patrizierhäuser und in die bescheidensten Wohnungen fließen, dem Leben anmutige Formen zu geben. Ein schön angewandtes Leben!



Alfred Lichtwark

Man versucht Lichtwarks Programm zu formulieren. Vielleicht kann man dann seine Wirkung nachmachen. Aber er hat nie ein Programm gehabt, sowenig wie er sich je einer Richtung oder einer Gruppe hingegeben hat. Wie jede große Leistung, so war auch seine das selbstverständliche Sichauswirken eines Menschen.

Er gehörte zu den heute seltenen Männern, die sich durch die gelle Forderung des Entweder — Oder nicht dazu bringen lassen, Teile ihrer Ganzheit aufzugeben oder zu verleugnen. Die Zugehörigkeit zu dem guten Europa hinderte ihn nicht, ein guter Hamburger zu bleiben. Die Empfindung dafür, was die moderne Kunst leistete, tat dem Gefühl für die Werte der älteren, damals mißachteten deutschen Malerei keinen Abbruch. Er war seines Instinktes so sicher, daß ihm kein Spott der einen noch der andern Partei etwas antat.



Gustav Pauli

Er wagte es sogar, dem deutschesten aller Vorurteile, daß etwas Gutes von weither sein müsse, zu trotzen. Er ließ auch in Kunstdingen dem natürlichen Gefühl seine Stelle, das sonst zugunsten wechselnder Verschrobenheiten so gern verächtlich ausgeschaltet wird.

Kunstpflege beginnt zu Hause, so hätte er seine Grundempfindung formulieren können. Was den empfänglichen Knaben und Jüngling in seiner Vaterstadt angezogen und was er nie vergessen hatte, das begann er seinen Landsleuten, die es nicht kannten oder nicht schätzten, darzustellen und zu zeigen: die malerische Schönheit der Stadt, die gediegene Einfachheit der alten Landhäuser und ihres Hausrates, die stille Feinheit der Maler, die dort geboren waren.

# Kultur der Gegenwart



Er sammelte, was von Werken einheimischer Künstler zu bekommen war. Es war leicht und billig, weil die Besitzer auf diese Stücke, die keinen Kurs hatten, auch keinen Wert legten. Da waren Meister des Mittelalters, Franke und Bertram. Da waren Maler vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, die Wasmann, Speckter, Olivier, Runge, Oldach. Und als er sie zusammen hatte, da zeigte sich, daß diese lokalen Werte deutsche Werte waren. In Meister Franke war eine Kraft entdeckt, die gleichbürtig neben die berühmten trat. Durch die Bilder des neunzehnten Jahrhunderts erkannte man, daß es eine deutsche Malerei in einer Periode gegeben hat, in der die Geschichte keine kannte. Die Konsequenz war ein Suchen überall und dann die gloriose Jahrhundertausstellung, die eine ganz neue Schätzung der eigenen Kunst einleitete.

Er zog alle wichtigen Maler der Zeit nach Hamburg, zunächst um den Bürgern die Augen aufzuschließen, ihr Kunstinteresse durch das Stoffliche anzuregen. Zunächst war wieder wie bei dem Sammeln der heimischen Bilder ein Lächeln die Antwort, in der Stadt selbst und außerhalb. Wenn man damals einem Hamburger entzückt von der Schönheit des Hafens erzählte, so antwortete er wohl kühl und skeptisch: „Je, des szägt Lichtwärk." Und draußen bemerkte man weise, es sei doch einfacher, einen guten vorhandenen Liebermann, Kalckreuth zu kaufen. Aber Kalckreuth hat nie Stärkeres gemalt als seine Hafenbilder, für Liebermann ist Hamburg neben Holland fast eine zweite Heimat geworden. Und die Hamburger haben oder bekommen ein Verhältnis zu ihrer Heimat, wie es die Bewohner keiner andern Stadt haben.

In Baukunst und Kunsthandwerk stellte Lichtwark dem polytechnischen Wesen mit seinen falschen Formaten und billigen Ornamenten die gute Hamburger Tradition entgegen. Wenn er den Widersinn empfand, Palastfenster und Flügeltüren in das moderne bürgerliche Wohnhaus zu übernehmen, so empfand er ihn gerade als Hamburger von den alten guten Häusern dieser Stadt. Aber wieder war das lokal Richtige auch das allgemein Richtige. Lichtwark und die mit ihm gingen, hißten das ganze Bauwesen der Zeit in die neue, jetzt herrschende Richtung auf Einfachheit.

Es ist schon oben gesagt worden, daß er nicht daran dachte, sich in Hamburgisches einzuschließen. Die Kunsthalle sollte natürlich eine deutsche, in gewissem Maße sogar eine europäische Galerie sein. Alle großen Meister, Böcklin, Feuerbach, Menzel, Leibl, Trübner, sind in ihr ausgezeichnet vertreten, und manches erlesene Stück französischer Malerei ist ebendahin gewandert.

Lichtwark hat seine Arbeit vollendet, aber es war ihm nicht mehr vergönnt, die Galerie in dem Neubau zu sehen, den er ihr mit großer Sorgfalt vorbereitet hat.

Ihm folgt in Gustav Pauli der bisherige Direktor der Bremer Kunsthalle, der gewiß seine Arbeit als Sammler und Pfleger guter Kunst in gleicher Weise fortsetzen wird. Pauli ist eine vornehme Persönlichkeit, in allen seinen Äußerungen fest, aber gehalten. Er ist, wenn man rubrizieren darf, wohl moderner als Lichtwark und wird der Kunst der letzten Zeit einen größeren Raum geben.

Ob er Lust und Gabe hat, auch die Geschmackspropaganda seines Vorgängers fortzusetzen, das muß die Erfahrung lehren. Fritz Stahl

# Erziehung u. Schule

## „Nacktkultur"

Es geht nicht anders: man kann das Wort Nacktkultur nur zwischen Gänsefüßen ertragen. Den Mund umspielt ein Lächeln, wenn er es aussprechen muß; wer dieses Lächeln versteht, begreift die Kompliziertheit des Problems. Es ist ein kaum definierbares Lächeln, und indem ich es versuche, seinen vielfältigen Sinn zu umschreiben, bin ich mir dessen bewußt, daß nur ein Künstler und nur ein Kunstwerk fähig sind, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Man lächelt über sich selbst, in dem Bewußtsein nämlich, daß man sich in einer schwierigen Situation befindet; so ungefähr, wie ein



# Kultur der Gegenwart

plumper, ungelenker Mann vor einer turnerischen Aufgabe stehen mag, wenn er weiß, daß er sich nun blamieren wird... Dann denkt man wohl an manche der lebendigen Blamagen, die im Zeichen der Nacktkultur barhäuptig und barfuß umhergehen, im Mönchsgewand und andern Maskeraden... Es mischt sich aber ein bitterer Zug von jener sittlichen Entrüstung, die den Philister in uns kennzeichnet, in jenes Lächeln: die Erinnerung an mancherlei Ausschreitungen, denen die Nacktkultur als ein willkommener Vorwand dienen muß, „Harmlosigkeiten", wie sie immer wieder die Gerichte beschäftigen...



Neue Phot. Gesellschaft, Berlin-Steglitz

R. Boeltzig: Reifenwerferin

Aber auch den Gerichten pflegt das Problem der Nacktkultur nicht immer ganz klar zu sein, und es überwiegt durchaus nicht jener Zug sittlicher Entrüstung in dem Ausdruck des Lächelns, wenn man den Begriff Nacktkultur mit dem Staatsanwalt zusammen denkt; im Gegenteil, gerade in der letzten Zeit hat sich der Staatsanwalt mit Beziehung auf unser Problem zu einer lebendigen Blamage besonderer Art ausgewachsen, indem er ehrlich bemüht war, allerlei Auswüchse auf diesem Gebiet zu unterdrücken. Es handelt sich um die sattsam bekannte Angelegenheit der Konfiskationen von Wiedergaben künstlerischer Bildwerke, die unsre Gerichte bis hinauf zum Reichsgericht in der letzten Zeit allzusehr beschäftigt haben. „Nach Erkundigung an zuverlässiger Stelle" hat der in solchen Dingen sehr zuverlässige Professor Brunner, der Berliner Zensurbeirat, festgestellt, daß „in den letzten Jahren . . . nicht weniger als 1300 bis 1400 verschiedene Muster" von sogenannten Künstlerpostkarten „in mehreren hunderttausend Exemplaren rechtskräftig konfisziert worden" sind. Diese ungeheuerlichen Zahlen zeigen zweierlei ohne weiteres: erstens, daß von Gerichtswegen systematisch auf solche Konfiskationen ausgegangen wird (in Parenthese muß man hierbei mit dem geziemenden Respekt auf die denunziatorische Beihilfe von eigens zu diesem Zweck organisierten Sittlichkeits-Schnüffler-Vereinen hinweisen); das zweite, das aus den Zahlen sich erweist, ist, daß diese staatsanwaltliche Tätigkeit von beträchtlicher Bedeutung



# Kultur der Gegenwart



für manche industrielle Betriebe sein muß. Drittens kommt noch hinzu, daß, wie wir später sehen werden, die amtliche Äußerung des Richters auch die Kunst sehr in Mitleidenschaft zieht — aber alle diese einzelnen Momente interessieren uns hier nur in zweiter Linie; in erster Linie kommt für uns in Betracht, daß es sich in der Hauptsache um eine erzieherische Angelegenheit von eminenter Bedeutung handelt, die um so wichtiger ist, als nebenbei eben noch so wichtige Interessensphären berührt werden, Interessen, die, wie die Kunst und auch die Industrie, selbst wieder starke erzieherische Möglichkeiten in sich tragen.

In dem Prozeß gegen Anselm Feuerbachs „Schlummernde Nymphe" sagte der Staatsanwalt: „Es müsse doch schließlich möglich sein, daß ein Vater mit seinen Kindern durch die Straßen gehen kann, ohne diesen die Augen verbinden zu müssen. Es sei unter allen Umständen ungehörig, ein nacktes weibliches Wesen in dieser Form auszustellen." In diesem denkwürdigen Satz ist alles Wesentliche des Problems ausgesprochen; dabei ist zu beachten, daß „unter allen Umständen" besagen will: auch wenn die Reproduktion allen Anforderungen künstlerischer Art entspricht; und „in dieser Form" bedeutet: im Schaufenster an sehr auffallender Stelle.

Die Form der Schaustellung „nackter" Kunstwerke oder ihrer Abbildungen ist in der Tat ein Gesichtspunkt, der für die erzieherische Wirkung sehr in Betracht kommt; der Ort und die Art der Darbietung ist einfach ein Stück des Kunstwerks selbst, wie der Rahmen, in dem ein Bild hängt, und wenn man diesen Maßstab anlegt, kann man dazu kommen, das gleiche Bildwerk einmal (vom Standpunkt des Pädagogen aus) gutheißen und das andre Mal es ablehnen zu müssen — denn ebenso, wie der (heilige) Zweck die (weniger heiligen) Mittel heiligt, so kann auch ein unheiliger Zweck die heiligsten Mittel entweihen. Darum ist gar nichts dagegen einzuwenden, wenn man einem Geschäftsmann die Konzession entzieht oder wenn man ihn, wie das einmal ein vernünftiger Schulleiter anordnete, boykottiert, weil er offenbar darauf ausgeht, die Sinnlichkeit unreifer Kinder, die bei ihm Federn, Tinte, Hefte und so weiter einkaufen, durch raffinierte Zusammenstellung „pikanter Neuheiten" zu reizen; ob er das nun mit Nachbildungen staatlich konzessionierter Kunstwerke tut oder ob er richtige Zoten verwendet, ist gleichgültig.

Diese Anschauung widerspricht scheinbar dem fundamentalsten Grundsatz im Kampf gegen die Schund- und Schmutzliteratur, der ja selbst auch ein Kampf gegen verderbliche Unkunst ist; dort sagt man, das beste, wenn nicht das einzig wirksame Kampfmittel sei die Verbreitung guter Literatur, durch die die unreine Freude am Schlechten und Gemeinen „von selbst" langsam ausgetilgt werde. Und ich will und muß außerdem noch einen viel bedeutsameren Zeugen gegen mich zu Wort kommen lassen: das Reichsgericht, das im Kampf der Polizei gegen die Kunst erfreulicherweise die Partei der Kunst ergriffen hat, spricht klar und einsichtig wie ein Ästhet in seinem Urteil gegen einen unglaublichen Mißgriff eines Berliner Landgerichts von der „dem Kunstwerk (und seiner adäquaten Reproduktion) innewohnenden Kraft, das Natürliche zu adeln und auf das anstößige Gefühl des Betrachters verklärend zu wirken". Man müßte also meinen, daß gute Kunstwerke und ihre guten Reproduktionen nie und auf niemand anders als erhebend und in diesem Sinne erziehend wirken könnten — aber wer das behauptet, betreibt Vogel-Strauß-Politik. Auf die breiten Massen wirkt die Kunst vor allem durch das Medium des rein Stofflichen; in der Literatur wird dieses Stoffliche in einer Form geboten, die vom Gedanklichen stark durchtränkt ist, weshalb das stofflich „Anstößige" in dieser Hinsicht durchaus harmlos und gleichgültig sein kann. Wo in der Literatur dieses Gedankliche zurückgedrängt ist, ist das Kunstwerk, wie etwa das des Boccaccio, für die breite Masse einfach nicht geeignet: denn *jenes* Gedankliche, das im Wesen der künstlerischen Form

allein liegt, pflegt dem Laien schwer oder gar nicht zugänglich zu sein. In der bildenden Kunst verhält es sich nun so, daß jenes Gedankliche um so mehr von formalen Momenten zurückgedrängt wird, je höher das Kunstwerk zu bewerten ist; die gedanklichen Momente können aber wieder hinzukommen durch die Form der Darbietung: in Schulen, in Kirchen, in Museen, Vorträgen, in wissenschaftlichen Werken...

Wer von Laien imstande ist, bei solchen Gelegenheiten „Nuditäten" zu wittern und „Anstoß" zu nehmen, hat einfach nicht jenen „normalen" Moralbegriff, den das Strafgesetz in seinem vielbesprochenen „Unzuchtsparagraphen" zugrunde legt, er ist anormal, und ihm ist nicht zu helfen — selbst wenn er ein Staatsanwalt ist.

Es ist also natürlich lächerlich und bedauerlich dazu, wenn das Gericht Reproduktionen von Kunstwerken etwa, wie es jüngst vorkam, in den Verkaufsständen der Museen selbst konfiszieren läßt: grotesker läßt sich die Sittlichkeitsschnüffelei nur noch in Verbindung mit Schulen und Schulbüchern denken. Das Gesetz hat überhaupt mit künstlerischen Reproduktionen von Kunstwerken gar nichts zu tun, sondern, wie aus dem Gesagten hervorgeht, nur mit fragwürdigen Formen der Darbietung. Werden solche „Künstlerpostkarten" in sachgemäßer Weise ausgestellt und zum Verkauf dargeboten, dann ist es Sache der Erzieher, die Kinder vor schlechten Gedanken zu bewahren, der Richter aber müßte sich jener Worte erinnern, die ein preußischer König aussprach, als die Aufstellung der acht Plastiken auf der Berliner Schloßbrücke wegen der Kinder beanstandet wurde: „Unsre Kinder werden sich daran gewöhnen müssen, schaden wird ihnen das nicht."

„Daran gewöhnen": das ist gewiß das pädagogische Prinzip und die einzige Möglichkeit, eine durch jahrhundertelange Gewöhnung eingefleischte, eine jahrhundertelang und auch heute vielfach noch von der mächtigsten Kulturinstanz, nämlich von der Kirche, gepredigte falsche Scham zu überwinden.

Ernst Guggenheim



## Politik

### Deutschland, England und Rußland

Seit langer Zeit bildet die Frage unsrer Beziehungen zu England und Rußland die Grundlage für die Beurteilung unsrer ganzen auswärtigen Politik. Es ist daher wohlbegründet, daß sie immer wieder erörtert wird, wie es auch in letzter Zeit viel geschehen ist.

Was England betrifft, so ist oft gesagt worden, sein Bestreben gehe dahin, gegen die jeweilig stärkste Macht auf dem Kontinent Front zu machen und gegen sie auch die andern Mächte des Kontinents zu hetzen. Ferner wird behauptet, der Wettbewerb des aufstrebenden Deutschen Reiches mache England zu seinem natürlichen Feinde und zwinge es, den unbequemen Mitbewerber zu vernichten und zu verdrängen. In alledem liegt eine gewisse Wahrheit, aber ganz richtig ist es auch nicht und bedarf der kritischen Richtigstellung. Englands Kontinentalpolitik ist allerdings bis in die neueste Zeit hinein von den gekennzeichneten Gedanken beherrscht gewesen, nämlich so lange, wie England als vornehmste und im Grunde einzige Weltmacht den kontinentalen europäischen Großmächten gegenüberstand. Aber England mußte diese altüberlieferte Politik, deren letzter Vertreter noch Lord Salisbury war, einer Revision unterziehen, weil sich die Verhältnisse am Stillen Ozean in bemerkenswerter Weise verschoben hatten, als zuerst China im Kampfe mit dem aufstrebenden Japan unterlag und dann Rußland mit offenbaren Absichten auf nordchinesische Gebietsteile und Korea hervortrat. Ferner aber, weil die Vereinigten Staaten von Amerika nach dem Krieg eine völlig veränderte Weltstellung eingenommen hatten. Das alte Schema paßte nicht mehr; England mußte jetzt eine Politik der Verträge und Bündnisse einleiten, um seine Stellung im Mittelmeer und dadurch sowie im Anschluß daran auch seine asiatische Stellung zu verstärken. Dazu mußte die französische Freundschaft gewonnen werden, und diese war nur



# Kultur der Gegenwart



durch eine sichtbare Gegnerschaft gegen Deutschland zu erhalten. Diese zur Schau getragene Gegnerschaft diente gleichzeitig dazu, im Innern die widerstrebende Gefolgschaft der liberalen Regierung für die als notwendig empfundenen Flottenverstärkungen zu gewinnen und den Schein aufrecht zu erhalten, als folge die britische Regierung noch immer den altüberlieferten Grundsätzen, an die die öffentliche Meinung einmal gewöhnt war. Von einem wirklichen Deutschenhaß im allgemeinen kann wohl in England nicht die Rede sein, obwohl zuzugeben ist, daß das Deutschtum in England eine Stellung einnimmt, die es gewissen erwerbstätigen mittleren Schichten unsympathisch und unheimlich macht. Das ist unsern deutschen Landsleuten nicht als Vorwurf anzurechnen, sondern es ist die natürliche Folge des bei den Engländern entstandenen Eindrucks, daß die Tätigkeit dieser Deutschen in altenglische Gewohnheiten, Sitten, Anschauungen und Arbeitsmethoden Bresche legt. Im allgemeinen ist der Durchschnitt des englischen Volks gegenüber allem ausländischen Wesen viel zu unwissend und gleichgültig, als daß man erwarten dürfte, die Engländer würden sich uns gegenüber in Liebe oder in Haß über einen mäßigen Grad hinaus erhitzen. Man hält nur mit großer Zähigkeit den einmal aufgenommenen Ideenkreis fest, und der stammt noch aus einer Zeit, wo an ein volles Verständnis neudeutschen Wesens noch nicht zu denken war. Es ist schon viel, daß sich jetzt wenigstens die Achtung vor dem deutschen Volk langsam in weiteren Kreisen Bahn bricht.

Aus diesen Andeutungen ist zu ersehen, inwieweit in unsern landläufigen Vorstellungen ein richtiger Kern steckt. Dagegen darf man die Ansichten der führenden, wahrhaft unterrichteten und gebildeten Kreise Englands doch nicht so stark unterschätzen, wie es bei uns hier und da Mode geworden ist. Für diese führenden Männer ist die antideutsche Politik ein wohlberechnetes Mittel zur Förderung ganz bestimmter, im englischen Interesse liegender Zwecke, niemals aber ein Grundsatz, der zu selbständigen Konsequenzen führen soll. Sie wissen, daß ein deutsch-englischer Krieg auch in dem für England günstigsten Falle England so schwer schädigen würde, daß kein ernsthafter Staatsmann die Verantwortung dafür übernehmen könnte. Auch tut man der Intelligenz und dem weltpolitischen Verständnis der Engländer schweres Unrecht, wenn man meint, sie faßten den deutschen Wettbewerb etwa unter den Gesichtspunkten auf, aus denen ein kleinstädtischer Krämer die Errichtung eines mit den gleichen Artikeln handelnden Ladengeschäfts an der nächsten Straßenecke ansieht. Man sollte sich bei uns endlich entschließen, die angebliche Furcht der Engländer vor der deutschen Konkurrenz in das Gebiet der Fabel zu verweisen, soweit die führenden Kreise von Handel und Industrie in Frage kommen. So unerfahren und kindlich sind diese Leute wirklich nicht. Ebenso sollte man mit der üblichen Überschätzung der englischen Presse bei uns aufhören. Unbeschadet der tüchtigen Leistungen ernsthafter Blätter bleibt doch die Tatsache bestehen, daß aus verschiedenen Gründen die gelesensten und bekanntesten Zeitungen mit viel stärkeren Sensationsmitteln arbeiten müssen, als man sich bei uns vorzustellen pflegt, und daß sie anstatt der hohen politischen Ziele, die wir voraussetzen, oft genug nur sehr kleinen Zwecken und geschäftlichen Interessen der engsten Art dienen.

Daß wir bei alledem England gegenüber vorsichtig und kühl bleiben müssen, ist selbstverständlich. Aber es ist doch auch wieder eine Erleichterung der politischen Beziehungen, daß wir unser Verhalten ziemlich sicher auf ein ruhiges Abwägen der Interessen aufbauen können. Man spricht jetzt viel von den allmählich freundlicher werdenden deutsch-englischen Beziehungen. Das ist ja auch sehr schön und erfreulich. Gleichwohl würde man sich sehr täuschen, wenn man in dieser Tatsache etwas andres sehen wollte als den Ausdruck der gegenwärtigen zufälligen Interessenrichtung Großbritanniens. Aber England ist wenigstens über den Standpunkt hinausgelangt, wo es eine neue Wendung





seiner Politik nicht anders einleiten zu können glaubte als durch Hervorkehrung aller Stacheln gegen Deutschland.

Viel unberechenbarer sind zurzeit die Strömungen, die unser Verhältnis zu Rußland bestimmen. Wir wissen noch nicht, und niemand kann es mit Sicherheit voraussehen, wie sich in Rußland die Vertreter des aus einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung hervorgegangenen russischen Staatswesens und seiner realen wirtschaftlichen Interessen mit den neuen Kräften, die aus der Tiefe des Volkslebens zum Lichte drängen, und den ihnen noch beigemischten Elementen unklarer Gärung gegenseitig abfinden werden. Wir müssen damit rechnen, daß Volksstimmungen einmal an die Stelle staatsmännischer Erwägungen treten können. Käme es nur auf sachliche Urteile berufener Persönlichkeiten an, so läge zu einer Trübung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland kein Grund vor. Denn alle besonnenen Kreise Rußlands sind der Wiederholung des alten verhängnisvollen Fehlers abgeneigt, einen äußeren Konflikt als Ablenkungsmittel für innere Schwierigkeiten zu benutzen. Sie wissen, daß Rußland zu seiner nächsten Entwicklung dringend den Frieden braucht und daß eine Störung der Handelsbeziehungen mit Deutschland weit über die nächsten Verluste hinaus Rußlands Entwicklung zurückschleudern würde. Aber es läßt sich leider nicht bezweifeln, daß die Vorstellung eines unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Germanen und Slawen, und damit auch zwischen Deutschland und Rußland, viele Köpfe in Rußland so stark beherrscht, daß die Abwägung des Nutzens ganz dahinter zurücktritt. Vorläufig sind die Gegengewichte noch erheblich stärker und werden es voraussichtlich noch geraume Zeit bleiben. Deshalb brauchen wir uns nicht zu beunruhigen, aber wir dürfen uns auch nicht einschläfern lassen und müssen die dahinter lauernde Gefahr wenigstens kennen.

Unter den erwähnten Gegengewichten ist vor allem die Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus zu nennen, dessen Selbständigkeit und Willenskraft bei uns auf Grund von oberflächlichen Eindrücken sehr unterschätzt zu werden pflegt. Ebenso bietet die Persönlichkeit des Ministerpräsidenten Goremykin starke Garantien, falls dem hochbetagten Staatsmann noch eine längere Amtsdauer beschieden sein sollte. Und bei einer unbefangenen Musterung aller für die Politik Rußlands in der nächsten Zeit entscheidenden Einflüsse wird man auch aus den vielbesprochenen Rüstungen Rußlands keine weitgehenden Schlüsse ziehen. Rußland war nach den üblen Erfahrungen des Japanischen Krieges, gehindert durch innere Umwälzungen und Umwandlungen, mit der Erneuerung seiner Rüstung sehr bedächtig vorgegangen. Daß es nach den Balkankriegen von 1912 und 1913 ein schnelleres Tempo einschlägt, um dergleichen nicht wieder erleben zu müssen, das bedarf keiner besonderen Erklärung. Daß es ferner alle Vorbereitungen seiner Mobilmachung auf den Aufmarsch an den Westgrenzen einrichtet, ergibt sich aus seiner geographischen Lage. Wir brauchen uns nicht des gleichen Fehlers schuldig zu machen, den wir den Franzosen und Engländern uns gegenüber vorwerfen, daß sie nämlich aus notwendigen Vorbereitungen der Kriegsbereitschaft die Absicht, einen Angriffskrieg zu führen, herauslesen. Aber es kann auch nichts schaden, wenn den Russen gelegentlich zu Gemüte geführt wird, daß nicht diese militärischen Maßregeln selbst, wohl aber die zügellose panslawistische Unmanier und der überhebliche Ton der sie begleitenden Preßstimmen und andrer Kundgebungen von uns nicht so selbstverständlich hingenommen werden, wie es die russische Selbstgefälligkeit erwartet. Daß dafür die vernünftigen Leute auch in Rußland Verständnis haben, hat sich bereits gezeigt, und so braucht man einstweilen für die deutsch-russischen Beziehungen auch dann keine ernsteren Befürchtungen zu hegen, wenn der Wunsch, die geldspendenden französischen Freunde gut zu stimmen oder von uns bei den künftigen Handelsvertragsverhandlungen etwas herauszudrücken, die russische Politik wieder einmal veranlassen sollte, mit dem Gedanken eines Bruches zu spielen. W. v. Massow



# Kultur der Gegenwart



## Naturwissenschaft

Über die Zusammensetzung und Entstehung der Erdkruste ist in letzter Zeit eine Theorie aufgestellt worden, die bei der gebildeten Welt großes Interesse erregen wird. Die neuen Forschungen stammen von einem jungen englischen Gelehrten, R. Kirkpatrick, der schon als Kenner der Tiefseeschwämme einen guten Ruf genießt.

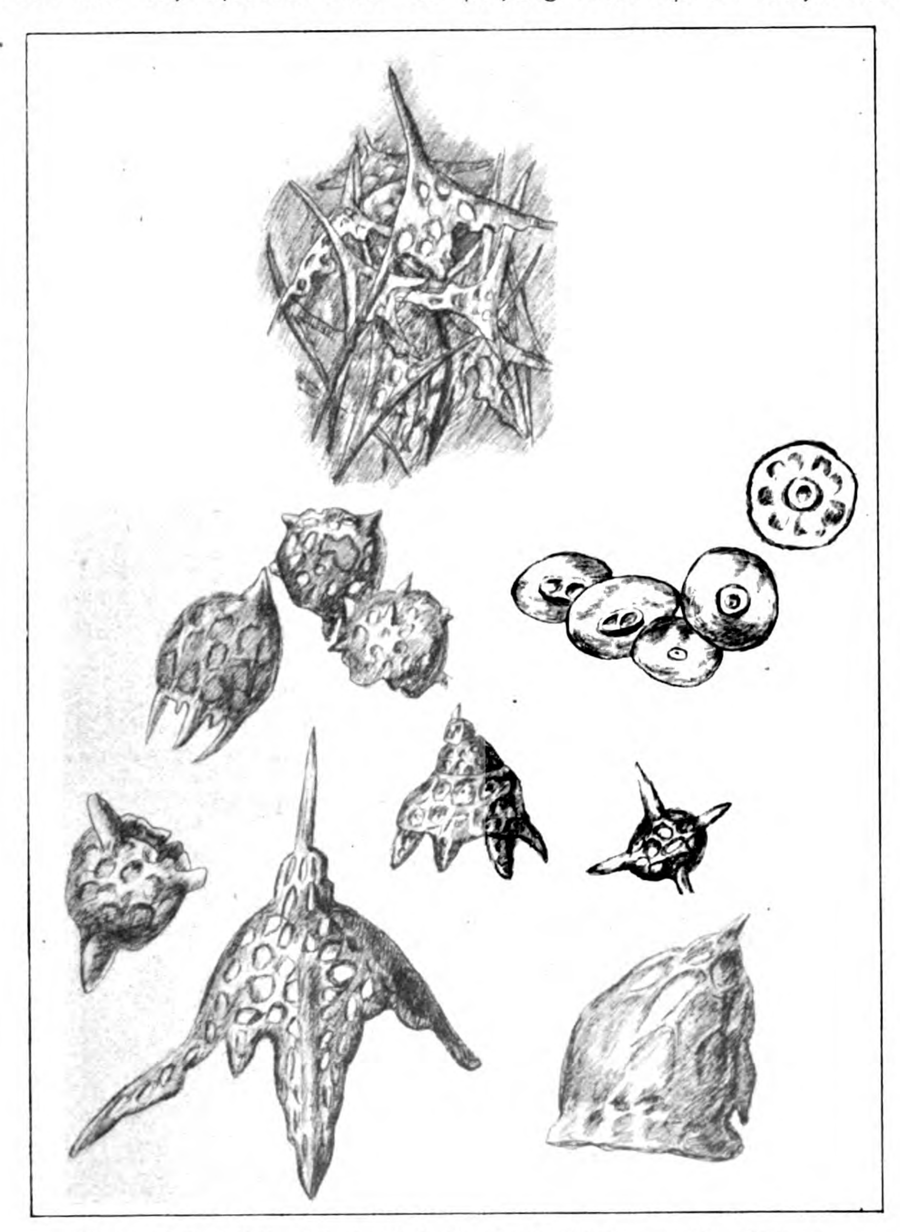
Die bisher allgemein geltende Ansicht ließ die eigentliche Kruste unsres Planeten aus den sogenannten Urgesteinen bestehen, die nichts andres als die erkaltete, kristallinisch gefügte Rinde des einst feuerflüssigen Globus darstellen. Dazu kommen die sogenannten Sedimentgesteine, Niederschlagsschichten aus dem einst einen großen Teil der Erde bedeckenden Meere. Während letztere natürlich zahllose Reste aus der reichen marinen Lebewelt einschließen, vor allem ungeheuer zahlreiche Skelette von Urtieren (Foraminiferen, Radiolarien), ja während sie, wie zum Beispiel die Kreide, geradezu aus solchen durch ihre Zierlichkeit unser Entzücken erregenden Skeletten bestehen, nahm man natürlich an, daß die Urgesteine ohne jeden Lebensrest sein müßten, da sie unter Bedingungen gebildet wurden oder entstanden, die jegliches organische Leben ausschließen. Man nannte diese Urgesteine (Granit, Gneis und andre) azoisch oder „lebenslos". Für in gleichem Sinne azoisch hielt man natürlich auch die vulkanischen oder Eruptivgesteine, weil sie, aus Vulkankratern oder -spalten kommend, die Oberfläche ja in feuerflüssigem Zustande erreichen. Ganze Inseln des Atlantischen (St. Helena), des Indischen (Kerguelen, Weihnachtsinseln) und des Pazifischen Ozeans (Fidschiinseln) sind wesentlich aus solchen Eruptivgesteinen gebildet. — Der Gegensatz zwischen azoischem und Schichtgestein bildet ja eine Grundlehre der Paläontologie.

Zum erstenmal schien diese Lehre erschüttert, als in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts englische Geologen in den uralten Laurentischen Schichten Kanadas Spuren von Lebewesen gefunden haben wollten. Diese Schichten sind bedeutend älter als das Kambrium, die älteste, sichere Lebensreste führende Schicht der Erde (von unbedeutenden präkambrischen Funden abgesehen); sie lagen eingebettet zwischen Urgesteinslagen (Gneis), die sicher furchtbaren terrestrischen Katastrophen unterworfen und verschoben und gequetscht waren, als wären sie durch eine Mangelmaschine gegangen (put through a mangle). Trotzdem erinnerten gewisse Partien der Laurentischen Schichten fraglos an Skelettreste großer Urtiere (Foraminiferen), und die Gelehrten Dawson und Sir Logan sprachen sich dafür aus, daß es sich bei diesen uralten, weit jenseits der bisherigen Lebensgrenze liegenden Gebilden um Reste eines Tieres handle, dem man den poetischen Namen „kanadisches Morgenrötetier", Eozoon canadense, gab.

In späterer Zeit begann sich lebhafter Widerspruch gegen die Eozoontheorie zu regen. Vor allem deutsche Gelehrte, der verstorbene Berliner Museumsdirektor K. Moebius an der Spitze, sprachen sich (1878) mit aller Schärfe gegen die organische Natur des Eozoon aus, das sie für ein rein mechanisch entstandenes Gefüge aus weißlichen Kalk- und grünlichen Kieselschichten (Olivin, Serpentin) ansprachen. Diese Theorie schien glänzend bestätigt, als Gregory und Johnston-Lavis bald darauf an echt vulkanischem Gestein, sogenannten Vulkanbomben aus dem Monte Somma, die Struktur des Morgenrötetierchens fanden; damit schien dieses den Gnadenstoß zu erhalten.

Kirkpatrick begann seine aufsehenerregenden Forschungen mit einer Nachuntersuchung des Eozoon. Zunächst stellte er fest, daß das grünweiße Schichtengefüge in der Tat nichts mit organischer Struktur zu tun hat; dagegen glaubt er mit aller Sicherheit gesehen zu haben, daß das ganze Gestein in all seiner Schichtung aus miteinander verbackenen Schalen winziger Urtiere (Foraminiferen: Nummuliten) besteht, die etwa entfernt kleinsten Schneckenhäuschen ähneln. Ursprünglich bestanden sie aus

kohlensaurem Kalk, verkieselten dann aber teilweis, wie denn ja aus der Versteinerungslehre wohlbekannt ist, daß Tierskelette aus kohlensaurem Kalk die Komplexe als Reste eines einzigen Urtiers deuten und übersah dabei die feinste Struktur, deren allergenaueste Untersuchung eben erst die wahre Natur der



Organische Reste (wesentlich Urtierskelette) aus Urgesteinen
Nach Originalzeichnungen von R. Kirkpatrick

Tendenz haben, zu verkieseln. Die erste Deutung des Eozoon war richtig und falsch zugleich: es ist wohl tierischen Ursprungs; aber man wollte größere eozoischen Gesteine als Konglomerate winzigster Tierschalen enthüllte.

Nach diesen, wie der englische Forscher meint, absolut sicheren Befunden wandte



# Kultur der Gegenwart



er sich zur Untersuchung andrer bisher für völlig azoisch gehaltener Gesteine. Ohne hier im einzelnen auf seine Methoden und Resultate eingehen zu können, heben wir gleich hervor, daß er zu dem Ergebnis gelangte, daß alle Eruptiv- und Urgesteine organischen Ursprungs ganz oder doch wesentlich aus winzigen, verkieselten oder schon von Natur kieseligen Urtierskeletten zusammengesetzt sind. Neben den weniger bekannten Foraminiferen will er neuerdings auch die durch Haeckels Schriften wohlbekannten wunderzierlichen Radiolarien, ferner Kieselalgen gefunden haben (vergleiche die Abbildung). Diese Lebensreste setzten sich in geologisch sehr ferner Zeit aus einem flachen, warmen, ungeheure Mengen einfachsten Lebens bergenden Urmeer ab und bildeten so über der anfänglich glatten wahren Erstarrungskruste (die wir nach Kirkpatricks Ansicht scheinbar noch nicht kennen) einen dicken organischen Schichtenmantel. Bei der fortschreitenden Erkaltung und Schrumpfung des Erdkerns wurde nun diese Mantelschicht aufgewulstet, zerrissen, zerklüftet, teilweise enorm erhitzt, umgeschmolzen und umkristallisiert, wodurch sich die ursprüngliche Struktur wieder verwischte, so daß die eigentliche Natur der feinsten Organismenreste der Aufmerksamkeit der Forscher entgehen konnte. Dies war um so mehr möglich, als die Gesteine meist nicht von Fachzoologen, sondern von Petrographen untersucht wurden. Über die eigentlichen Vulkangesteine, die ja nach Ansicht des englischen Forschers ebenfalls zahllose Organismenspuren enthalten sollten — gleichen doch die Monte-Somma-Bomben dem Eozoon! — vermag ich keine ganz plausible Theorie aus den mir vorläufig vorliegenden Kirkpatrickschen Schriften zu entnehmen. „Nachdem die der Schrumpfung nachgebende (organisch entstandene) Erdkruste sich für einige Zeit beruhigt hat, kühlt das Gestein ab und kristallisiert; wo schwache Stellen in der Kruste waren (sind), gibt diese nach, eine Vulkaneruption findet statt, die durch das Einbrechen des Meeres gesteigert wird" — auf diesem Wege, meint anscheinend Kirkpatrick, können dann auch Teile der organischen Kruste in die vulkanischen Ereignisse mit einbezogen werden.

Eine ausführliche Kritik der an sich hoch geistvollen Theorie, die geeignet wäre, uns ganz neue Vorstellungen von der Natur großer Teile unsres Heimatplaneten zu übermitteln, möchte ich nicht versuchen. Die wissenschaftlichen Spezialisten verhalten sich vorläufig ablehnend, so ablehnend, daß der Verfasser seine Schriften im Privatverlag (Lamely & Co., London 1913) herausbringen mußte. Ich möchte nicht verschweigen, daß ich in Kirkpatricks Urgesteinsschliffen nirgends Organismenspuren von annähernd der Deutlichkeit der mitgegebenen Abbildungen habe sehen können; daß fraglos große Beobachtungsschwierigkeiten bestehen, wird niemand leugnen wollen, der die Technik derartiger Spezialuntersuchungen, die Tücke des Objekts und des Zufalls kennt. Da zu erwarten steht, daß die bedeutende Frage in naher Zeit spruchreif wird, möchten wir später nochmals darauf zurückkommen und nur eine vorläufige Information über die Angelegenheit mitgeteilt haben.

*

Die Bedeutung des **Jugendstadiums**, das heißt der zwischen Geburt und Vollreife liegenden Periode, die jeder Organismus zu durchlaufen hat, bildet oft ein gar nicht leicht verständliches Problem der Biologie. Nicht selten ist der jugendliche Organismus ganz anders als der erwachsene gestaltet, lebt unter andern Bedingungen, ist an andre Ernährungs- und Bewegungsweise angepaßt als seine Erzeuger. Man bezeichnet solche Jugendstadien als „Larven": nicht selten ist ihre tiefere biologische Bedeutung diejenige, daß die Larvenstadien günstigere Bedingungen ausnutzen, mehr und leichter Nahrung finden können als das erwachsene Tier. Man sagt, es sei ein Freßstadium „vorgeschaltet", das in vielen Fällen außerdem noch der Vermehrung der Nachkommenzahl und der Verbreitung der Art dienen kann. Die als plumper Freßschlauch wirkende Schmetterlings-

# Kultur der Gegenwart



raupe, die die günstigen Ernährungsbedingungen des Wassers in enormer Zahl ausnutzenden Froschkaulquappen, die leichtbewegliche, in den Meeresströmungen treibende Larve des plumpen Seeigels mögen als Beispiele dienen. In den meisten andern Fällen, wo keine typische Larve vorkommt, sah man im Jugendstadium meist nur eine „noch“ unvollkommenere, hilflosere Form des Erwachsenen, einen Zustand nach Art eines notwendigen Übels, der wegen des speziellen Fortpflanzungsmechanismus der vielzelligen Tiere passiert werden muß. Die höheren Tiere und vor allem der Mensch konnten als Beispiele dienen.

Neuerdings ist die Frage nach der biologischen Bedeutung der menschlichen Kindheit von dem Franzosen Claparède in etwas andrer Beleuchtung gezeigt worden. Er macht darauf aufmerksam, daß schon beim höheren Tier der Reife eine Periode eigenartiger psychophysischer Verrichtungen vorhergeht: Nachahmung und Spiel. Beide sind nicht zufällige oder gar unvollkommene Eigentümlichkeiten des Jugendstadiums, sondern von höchster Bedeutung für Erlernung und Übung der im Lebenskampf erprobten Verrichtungen der betreffenden Tierart, auch des Menschen; kämen diese Funktionen der Jugendperiode ganz in Fortfall, so müßte die Spezies zugrunde gehen. Je kürzer die Lernzeit, desto geringer die Chancen für die spätere psychische Qualität. Wir wissen ja, womit das weibliche Geschlecht die relative Frühreife des Mädchenalters bezahlt — meint Claparède!

Dr. Wilhelm Berndt

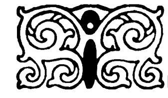


## Technik

Ich könnte Edison bedauern. Die wüste Reklame, die mit seinem Namen gemacht wird, steht schlecht zu ernster Arbeit, und jede Sensationsnachricht, die über ihn verbreitet wird, mindert sein Ansehen in der Welt der Wissenschaft.

Seit vielen Jahren haben wir den Kinematographen, das lebende Bild, und seit vielen Jahren haben wir die Sprechmaschine; schon vor einer Reihe von Jahren sind auch Versuche gemacht worden, beides miteinander zu verbinden. Die Aufgabe, die dabei vorliegt, ist zunächst für einen Techniker nicht sonderlich schwierig, wenigstens gehört dazu kein überragender Kopf, sondern lediglich emsige und fleißige Mechanikerarbeit; es handelt sich nur darum, bei der Aufnahme und Wiedergabe einen sogenannten Synchronismus herzustellen, die beiden Apparate, Phonographenwalze und Filmspule, müssen so miteinander gekuppelt werden, daß zu jeder Lippenbewegung der zugehörige Ton genau gleichzeitig kommt. Derartige Aufgaben kommen häufig vor, und sie sind mit verschiedenen Mitteln schon gelöst worden. Schon der alterälteste Telegraph, der Zeigertelegraph von Siemens, mußte synchron arbeiten.

Die Arbeit, die bei den neuen sprechenden Bildern von der Edison Co. vor allem geleistet worden ist, besteht nicht eigentlich in der Kombination von Phonograph und Kinematograph, sondern in der Verbesserung des phonographischen Aufnahmeapparates, der jetzt auf eine so hohe Stufe der Empfindlichkeit gebracht worden ist, daß er auch noch solche Gespräche deutlich aufnimmt, die in größerer Entfernung mit normaler Stimme geführt werden. Dadurch ist es möglich geworden, ganze Bühnenvorstellungen phonographisch aufzunehmen, die Schauspieler können sich in angemessenen Räumen frei bewegen und sprechen, sie brauchen nicht mehr in einen Trichter hinein zu reden, dieser kann so weit entfernt stehen, daß er auf der gleichzeitig erfolgenden kinematographischen Aufnahme nicht mehr erscheint und diese selbst ein durchaus natürliches Bild gibt. Das ist natürlich ein sehr erfreulicher Fortschritt. Aber eben nur ein „Schritt“ zum Ziel, das schließlich darin besteht, beliebige Vorgänge auf dieser Erde durchaus getreu in Bewegung, Lauten und Geräuschen und letzten Endes auch Farben aufzunehmen und zu beliebiger Zeit wieder vor unsrem Auge hervorzaubern zu können. Die Fixierung der Bewegung



# Kultur der Gegenwart



ist mit Hilfe der Photographie zuerst gelungen. Aber hier ist es natürlich auch nur schrittweise vorwärts gegangen, und es sind uns heute noch sehr bestimmte Grenzen gezogen, die allerdings das Publikum nicht sonderlich empfindet. Der kinematographische Aufnahmeapparat ist ein photographischer Momentapparat. Nun weiß jeder Amateur, daß selbst bei der teuersten Optik und den allerempfindlichsten Platten Momentaufnahmen durch die natürliche Helligkeit eine Grenze gezogen ist. In der Nacht kann man keine Momentaufnahme mehr machen, und selbst in der Dämmerung geht es bei den allerbesten Hilfsmitteln nicht.

Einen nächtlichen Ausbruch des Vesuvs kann man nicht kinematographieren, ebensowenig eine Venezianische Nacht oder eine abendliche Feuersbrunst. In geschlossenen Räumen hört die Kunst überhaupt auf, wenn man nicht sehr starke künstliche Lichtquellen zu Hilfe nimmt. Alle die Bilder von Wohnräumen, die uns auf der weißen Leinwand gezeigt werden, sind auf einer offenen Bühne bei Tageslicht oder sehr starker elektrischer Beleuchtung gestellt.

Eine gewisse Schwäche hat der Apparat auch noch: um ein ruhigeres Bild zu erhalten, läßt man den Apparat im Theater schneller laufen, als er bei der Aufnahme des Bildes lief, denn bekanntlich setzt die Empfindlichkeit der Platten auch bei gutem Licht der Schnelligkeit eine Grenze. Die Folge dieser Schwäche, die nicht im mechanischen, sondern, wie gesagt, in der chemischen Beschaffenheit der photographischen Schicht ihre Ursache hat, ist, daß alle Bewegungen bei der Wiedergabe viel hastiger erscheinen. Die Kinodarsteller berücksichtigen diese Verhältnisse, sie gewöhnen sich allmählich daran, bei der Aufnahme alle Bewegungen langsamer als normal auszuführen, so daß sie später natürlich erscheinen, aber dort, wo der „Operateur“ keinen Einfluß auf das Objekt hat, zum Beispiel bei der Aufnahme einer Parade, kommt die unnatürliche Schnelligkeit unangenehm zur Geltung. Vielleicht gelingt es eines Tages, noch empfindlichere Platten und noch lichtstärkere photographische Objektive zu konstruieren, dann wird dieser Mangel beseitigt werden können. Chemiker und Optiker müssen hierzu an die Arbeit gehen.

Ein weiterer Mangel vom ideellen Standpunkt ist ferner der Mangel an Farbe. Auch hier sind wir auf dem Wege, aber noch sehr weit vom Ziel. Mit der gewöhnlichen Kamera kann man heute nach dem verbesserten Verfahren von Lumière schon sehr schöne Aufnahmen in natürlichen Farben machen, aber alle diese Aufnahmen sind Zeitaufnahmen, müssen Zeitaufnahmen sein, weil die Empfindlichkeit der sogenannten Autochromplatten ganz bedeutend geringer ist als die der gewöhnlichen Platten für einfarbige Bilder. Und zwar liegt das im Prinzip des Verfahrens.

Alle Lichtstrahlen müssen durch einen farbigen Filter gehen und kommen dann erst auf die lichtempfindliche Schicht. Für die äußerst raschen Momentbilder des Kinematographen ist diese Methode noch bei weitem nicht reif, und vielleicht wird sie auch niemals reif werden.

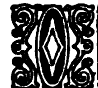
Es gibt aber doch schon farbige Naturaufnahmen im Kino, wird mir der Leser entgegenhalten. Gewiß. Aber das sind keine farbigen Photographien, sondern mit besonderen Farben nachträglich bemalte Filmstreifen. Ein geschickter Künstler wird so ziemlich die richtigen Töne treffen, aber es ist eben keine Photographie, keine mechanische, automatische Wiedergabe der Wirklichkeit.

Und nun die „Stimme“. Der Phonograph ist schon recht alt, er hat anfangs großes Aufsehen erregt und große Hoffnungen erweckt, aber letzten Endes ist er bei dem ernsten Teil der Menschheit zum Spielzeug geworden. Das eben ist ja der Fluch all dieser automatischen Verfahren: der wirklich künstlerisch empfindende Mensch wird sich vor einer ganz getreuen Wiedergabe beugen, aber mangelhafte Reproduktion beurteilt man wohl als interessant, nicht aber als schön, vor allem wird man sie nie und nimmer als Ersatz für das Original gelten lassen wollen. Bei der reinen Pantomime, die der moderne Kino bringt, ist die Repro-



duktion schon so vollkommen geworden, daß die Mehrheit der Menschen über die noch vorhandenen Mängel hinwegsieht. Bei dem Phonographen gehört jedoch schon eine bedeutend größere Portion Einbildungskraft dazu, um die menschliche Sprache als „natürlich" zu bezeichnen. Reiner Gesang, gewisse Instrumente werden noch verhältnismäßig gut wiedergegeben, aber die normale Sprache verliert absolut ihren Charakter, ihre Färbung. Solange der Phonograph die Stimme nicht absolut getreu, frei von Nebengeräuschen, in natürlicher Klangfarbe wiedergibt, solange kann auch das sprechende Bild nicht natürlich sprechen.

S. Hartmann

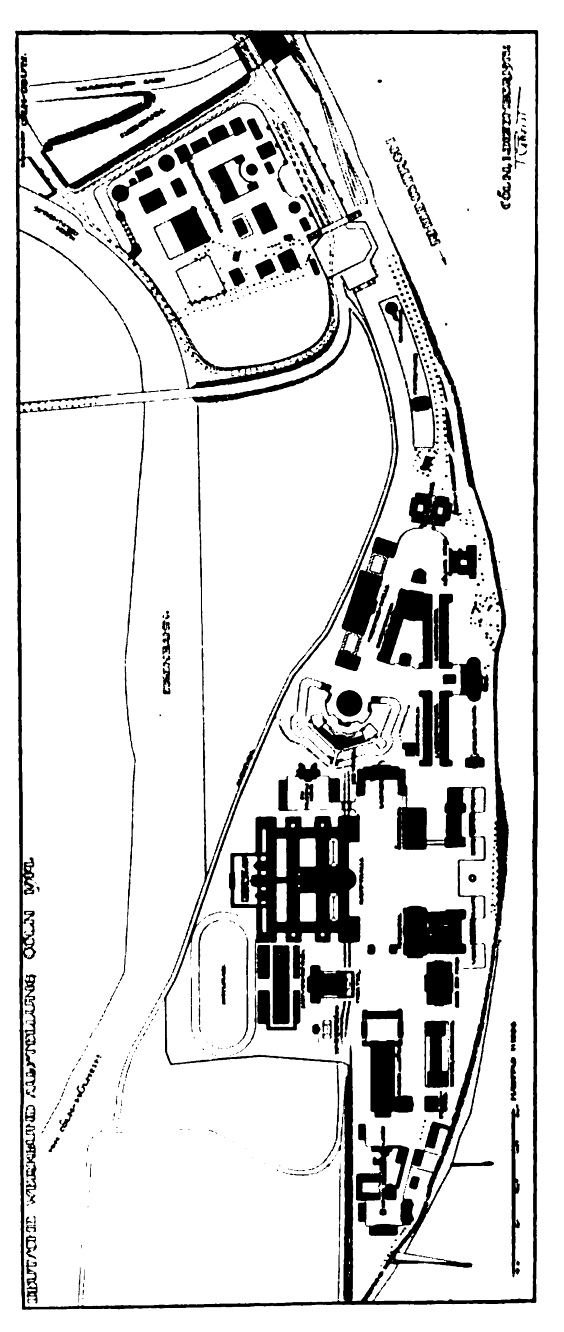


## Architektur



### Die Architektur auf der Werkbundausstellung in Köln 1914

Der Deutsche Werkbund ist eine Zusammenfassung aller in der kunstgewerblichen und architektonischen Bewegung tätigen Kräfte, der das Bestreben hat, die neue Bewegung auf weiteste Kreise zu übertragen und namentlich die Industrie zum Anschluß zu bewegen. In diesem Sommer wird er seine erste Propagandatat in Gestalt der Werkbundausstellung in Köln vollbringen. Freudig hat die Stadt Köln den Gedanken begrüßt und durch Bereitstellung der Mittel seine Verwirklichung ermöglicht. Köln ist in bezug auf Ausstellungen jungfräulicher Boden, während andre Städte von gleicher Größe, vor allem Düsseldorf, sodann aber auch Dresden, Leipzig, Darmstadt, Breslau, und von süddeutschen Städten München und Stuttgart in den letzten Jahrzehnten zahlreiche und auch sehr erfolgreiche Ausstellungen veranstaltet haben. Die Werkbundausstellung wird aber voraussichtlich nicht nur eine Ausstellung werden, die an Größe und Anziehungskraft den größeren Ausstellungen der andern Großstädte gleichkommen wird, sondern sie beansprucht gleichzeitig auch eine besondere Bedeutung durch ihr Programm, den Qualitätsgedanken in Deutschland und in der Welt zu verbreiten. Die Stadt Köln als Durchgangsstation für den Strom der englischen und amerika-

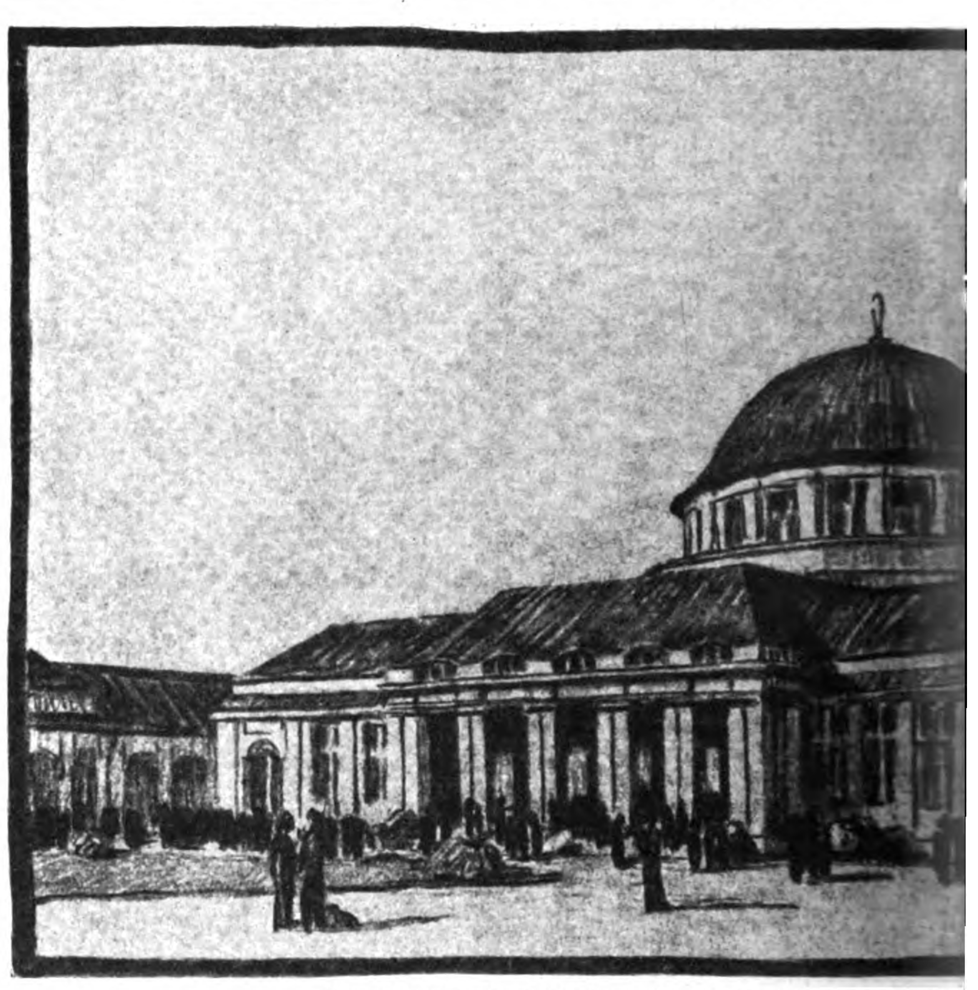


nischen Kontinentreisenden ist geographisch dazu prädestiniert, die Bestrebungen auch dem Auslande zu übermitteln, zumal wahrscheinlich auch ein sorgfältiges



# Kultur der Gegenwart

Studium der Ausstellung von Frankreich aus stattfinden wird, das sich seit Jahren damit beschäftigt, in einer großen internationalen kunstgewerblichen Ausstellung seine Kräfte mit Deutschland zu messen. Einen wesentlichen Vorzug bietet Köln durch den Ausstellungsplatz. In unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs (man braucht nur die große Rheinbrücke zu überschreiten) breitet sich ein großes, bisher von der Eisenbahn benutztes Gelände am östlichen Ufer des Rheines aus, das allerdings noch im Hochwassergebiet liegt, aber durch seine landschaftliche Schönheit sowohl als durch seine unmittelbar an die Altstadt angrenzende Lage geradezu als ideal bezeichnet werden muß. Das Flußufer ist reichlich mit malerischen Gruppen alter großer Bäume besetzt, die mit den Terrassen der Restaurants und Cafés in Verbindung gebracht sind. Den vom Sehen ermüdeten Ausstellungsbesuchern ist dadurch eine Erholungsstätte sondergleichen bereitet. Das niedrigere Hochwassergebiet (die Überschwemmungsgefahr tritt in der Regel nur in der Herbst- und Frühjahrszeit ein, so daß für die Ausstellungsmonate Bedenken nach dieser Richtung nicht vorliegen) ist durch einen Damm vom Hinterlande getrennt, in der Linie des Dammes liegt ein altes Fort der früheren Befestigung Kölns mit hohen Futtermauern und Bastionen. Nachdem dieser landschaftlich so bevorzugte Ausstellungsplatz gewählt war, handelte es sich darum, einen Bebauungsplan aufzustellen, der diese Vorteile ausnutzte und dabei in praktischer Beziehung den Bedürfnissen der Ausstellung in jeder Hinsicht nachkam. Der Bebauungsplan ist eine Arbeit des Beigeordneten und Leiters der Ausstellung Rehorst in Köln, der sich überhaupt um das Zustandekommen der Ausstellung in hervorragender Weise verdient gemacht hat. Wie die Abbildung zeigt, gelangt man, eine alte Baumallee durchwandelnd, durch das verhältnismäßig enge Zugangsgebiet zunächst zu einem torartigen Verwal-



Zur Werkbundausstellung in Köln 1914: „Die Fa



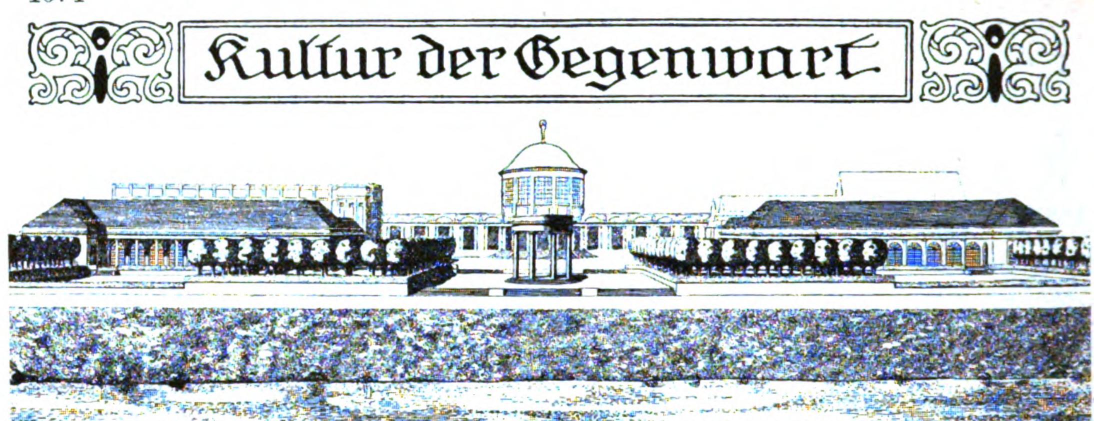
## Kultur der Gegenwart




…enschau“. Architekt Hermann Muthesius, Nikolassee

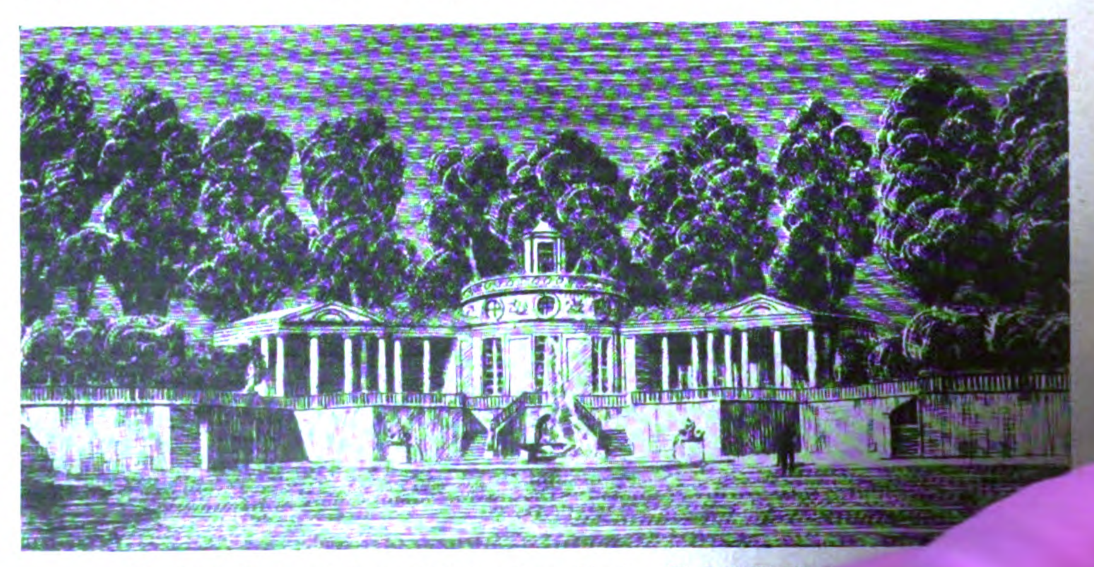
tungsgebäude (erbaut vom Architekten Carl Moritz in Köln) mit einem Mittelhofe, den alle Besucher durchschreiten müssen. Man befindet sich dann auf einem kleineren Platz, dessen gegenüberliegende Wand von dem kuppelgekrönten Gebäude der sogenannten „Farbenschau“ eingenommen wird (Architekt der Unterzeichnete). In dieser Farbenschau sollen die Bestrebungen vorgeführt werden, die sich auf die Wiedererlangung einer Farbenkultur beziehen. Nicht nur freudige, farbige Dekorationen werden gezeigt, sondern vor allem sind auch die Früchte der Arbeit technischer Art ersichtlich, die in den letzten zehn Jahren mit Eifer darauf gerichtet war, die unechten Teerfarbstoffe durch echte zu ersetzen. In dieser Beziehung wird das Publikum zum ersten Male einen vollen Einblick in das wichtige, noch wenig gekannte Gebiet erhalten. Vor der Farbenschau, an die sich rückwärts noch der Pavillon der Hamburg-Amerika-Linie anschließt, gabelt sich der Weg, links führt er durch eine sogenannte Ladenstraße dem Hauptplatze entgegen, rechts abbiegend gelangt man auf das vorerwähnte Fort, welches mit einem reizenden Teehäuschen von Wilhelm Kreis in Düsseldorf gekrönt ist. Auf dem Wege nach dem Fort liegt die Verkehrshalle vom Architekten Eberhardt in Offenbach, bestimmt zur Aufnahme von Fahrzeugen und Einrichtungen, die dem Verkehr dienen, soweit sie in einwandfreier Form vorhanden sind. Die vorerwähnte Ladenstraße soll solchen Geschäften, die sich die Hebung des guten Geschmacks angelegen sein lassen, die Hand bieten, in einem der fünfzig Läden, welche links und rechts diese Straße umsäumen, eine Verkaufshalle zu eröffnen. Die lange Reihe der Läden wird durch einen Ausgang nach dem Rheinufer unterbrochen, der zu einem Café von Adelbert Niemeyer führt.

Nach Verlassen der Ladenstraße erblickt der Besucher rechts das große Gebäude



Wein- und Bierrestaurant, vom Rhein gesehen. Architekt Bruno Paul, Berlin (Im Hintergrund die Haupthalle von Th. Fischer, München)

des österreichischen Hauses, erbaut von Josef Hoffmann in Wien, links das Bierrestaurant von Bruno Paul in Berlin, das, wie das Café von Niemeyer, mit Terrassen nach dem Rhein hin ausgestattet ist, von denen aus der malerische Anblick der hochragenden Türme der Stadt Köln ein unvergleichliches Bild bietet. Weiter rheinabwärts schließt sich symmetrisch zum Bierrestaurant das Weinrestaurant an. Beide Gebäude umsäumen den Hauptblick, der sich vom gegenüberliegenden Rheinufer auf das Ausstellungsgelände bietet, den Blick auf den großen Hauptplatz, dessen Westfront von der Haupthalle von Theodor Fischer in München begrenzt wird. Die axial gestellte, sich schlank über das Ausstellungsgelände erhebende Kuppel ist das Wahrzeichen der Ausstellung. Am Platze liegen noch das Festhaus von Peter Behrens und das Sächsische Haus von Lossow & Kühne in Dresden. Die Haupthalle birgt den wesentlichen Inhalt der gesamten Ausstellung und wird selbstverständlich der Anziehungspunkt werden; alle Gebiete, auf die sich die künstlerische Reform der letzten fünfzehn Jahre erstreckt hat, Innenkunst, Textilkunst, Keramik, Metallkunst, ferner kirchliche Kunst, Gartenkunst, Grabmalkunst, Kunst der Bühne und nicht zuletzt die neuzeitliche Architektur werden dort umfassend vorgeführt. Den Hauptplatz verlassend, gelangt der Besucher auf einen kleineren Nebenplatz, dessen eine Seite von einem Theater von Van'de



Teehäuschen auf dem bestehenden Fort. Architekt M...

## Kultur der Gegenwart



Velde in Weimar eingenommen wird, während die zwei andern von einem Fabrik- und Bureaugebäude von Walter Gropius in Berlin und dem Hause der Frau, dessen Entwürfe von Frau Knüppelholz-Roeser herrühren, begrenzt sind. Im Fabrikgebäude sollen Maschinen vorgeführt werden, die in ihrer Form einwandfrei sind, das Bureaugebäude soll musterhafte Bureaueinrichtungen aufnehmen. Dem Fabrikgebäude gegenüber liegt das Haus der Staaten Bremen und Oldenburg (Architekten Abbehusen & Blendermann, Bremen). Im letzten Zipfel des Ausstellungsgeländes ist eine reizvolle Kleinhauskolonie, die den Namen „Neues niederrheinisches Dorf" trägt, aufgebaut. Architekten dieser Anlage sind Professor Metzendorf und Regierungsbaumeister Fischer, beide in Essen. Die Kolonie soll die neueren Bestrebungen in der Besiedlungspolitik und in der Bauberatung verdeutlichen.

Man erkennt aus den Namen der Erbauer der Gebäude, daß beinahe alle in der heutigen deutschen Architekturbewegung tätigen Kräfte zu Worte gekommen sind, denn es bestand die Absicht, daß auch die Bauten selbst, abgesehen von ihrem Inhalt, das Programm des Werkbundes verdeutlichen sollten.

Leider läßt sich eine Ausstellung von dem Umfange der vorliegenden ohne den obligaten Vergnügungspark nicht aussichtsvoll finanzieren, dieser Vergnügungspark fehlt also auch auf der Werkbundausstellung nicht. Er ist aber von der eigentlichen Ausstellung völlig und übrigens auch sichtbar getrennt und bildet eine kleine Anlage für sich, ganz nahe am Brückentor gelegen. Selbstverständlich ist versucht worden, auch die hier errichteten Gebäude in eine möglichst gute und geschmackvolle Form zu kleiden.

Hermann Muthesius

## Die Frau im öffentlichen Leben

### Frauenstimmrechtskrisen

Die längst erwartete Spaltung in der deutschen Frauenstimmrechtsbewegung ist zur Tatsache geworden. Es war vorauszusehen, daß verschiedene politische Grundanschauungen auch von einer alle verbindenden Forderung nicht auf die Dauer zusammengehalten werden konnten. In drei Richtungen ist die Bewegung zurzeit geschieden. Die heftigen Kämpfe galten dem Grundprinzip des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht, dem Kampf um das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, in welchem die radikalen Elemente die einzig mögliche Grundlage eines Kampfes um die politische Befreiung der Frau erblicken. Die Gruppe, die dieses Prinzip im Deutschen Verband nicht mehr genügend fest vertreten fand, hat sich kürzlich isoliert und eine neue Gründung, den „Frauenstimmrechtsbund", ins Leben treten lassen. Außerdem besteht eine „Deutsche Vereinigung für Frauenstimmrecht", in welcher das demokratische Grundprinzip niemals sehr fest betont war und die, im Gegensatz dazu, eher als konservativ bezeichnet wird. Die Loslösung der radikalen Elemente aus dem Deutschen Verband für Frauenstimmrecht erfolgte auf Grund lebhafter Auseinandersetzungen, die besonders bei der letzten Frauenstimmrechtstagung zu Eisenach im Herbst des vergangenen Jahres ihren starken Ausdruck fanden. Während ein Teil der Mitglieder auf dem Standpunkt steht, daß die Frauen eines Staates, in dem sie überhaupt kein Stimmrecht besitzen, nicht mehr Rechte verlangen könnten als die Männer, daher in Deutschland der Kampf um das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht wohl nicht für den Reichstag, aber für die einzelstaatlichen Parlamente taktisch unrichtig, wenn auch im Prinzip wünschenswert sei, vertritt die andre Gruppe die Meinung, daß das Prinzip als solches eben um jeden Preis hochgehalten werden und in der betonten Forderung seinen Ausdruck finden müsse. Die Führerin dieser radikalen Partei ist Frau Minna Cauer, die unermüdliche Vorkämpferin der politischen Frauenbewegung und Herausgeberin der Zeitschrift gleichen Namens. Der Deutsche Verband für Frauenstimmrecht wurde 1902 auf Initiative von Dr. jur. Anita Augspurg gegründet, und seine demokratische Wahlrechtsforderung wurde im



# Kultur der Gegenwart



Jahre 1907 auf der Generalversammlung in Frankfurt am Main auch satzungsgemäß festgelegt. Die systematische Erschütterung dieser Grundsätze durch mehr rechtsgerichtete Konventikel und Gruppen mußte eine Loslösung sowohl der demokratisch als auch der mehr konservativ gesinnten Elemente mit sich bringen, so daß der gemäßigte Kern allein blieb. Mit Recht wurde betont, daß diese Spaltung in drei Richtungen eigentlich insofern nicht zu beklagen sei, als nunmehr die Anhänger der verschiedensten politischen Richtungen sich der Frauenstimmrechtsbewegung auf jeden Fall anschließen könnten und, gemäß ihrer politischen Weltanschauung, einen konservativen, einen gemäßigten und einen demokratischen Verein vorfinden. Im übrigen hat die Zersplitterung schon deshalb nicht wundergenommen, weil, wie von Minna Cauer richtig hervorgehoben wurde, „die Zersplitterungssucht im deutschen Charakter liegt“ und weil bei einer solchen Bewegung politische Gegensätze hervortreten, die ausgekämpft werden müssen. Außer diesen drei bürgerlichen Organisationen haben wir in Deutschland aber noch die proletarisch-demokratische Frauenstimmrechtsbewegung, und eine katholische bahnt sich an.



Phot. H. Hermann

Minna Cauer

„So ist die berühmte Fünfzahl vorhanden,“ sagt Minna Cauer, „die, wie es heißt, in Deutschland immer erst erreicht werden muß, ehe sich die Gemüter zufriedengeben.“ Alle Parteien haben also jetzt Ursache, sich um der Frauen Gunst auf politischem Gebiet zu bemühen. Um neuerliche Differenzen zu vermeiden, hat der neugegründete Frauenstimmrechtsbund in den Satzungen einen Passus hervorgehoben, der weitere Kämpfe um denselben Punkt ausschließt: „Die Mitgliedschaft verliert jede Vereinigung, die gegen den Grundsatz des Bundes — allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht für die Frauen — agitiert oder in deren Mitgliederkreis solch eine Agitation besteht.“ Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß vor wenigen Wochen auch ein deutscher Männerbund für Frauenstimmrecht in die Öffentlichkeit getreten ist, dem Mitglieder aller Parteien angehören können.

Vergleichen wir mit diesen deutschen Spaltungen die Verhältnisse im Ausland, so kommen wir zu dem Resultat, daß in England zum Beispiel die Zersplitterung einen weit größeren Umfang hat als hierzulande. In England gibt es viele große Frauenstimmrechtsvereine — etwa 50 an der Zahl — mit vielen Mitgliedern, die sogar nach Berufen und Konfessionen sich voneinander sondern. So gibt es eine Stimmrechtsliga der Schauspielerinnen, der Künstlerinnen, der Turnlehrerinnen, eine jüdische Liga für Frauenstimmrecht, eine Vereinigung der Londoner Graduierten für Frauenstimmrecht, den nationalen Stimmrechtsverein der industriellen und berufstätigen Frauen, Stimmrechtsvereine bestimmter Klubs sogar (zum Beispiel des Purpur-Weiß-und-Grünklubs), eine Liga für Frauenstimmrecht der schottischen Kirche und eine eigne Stimmrechtsvereinigung für Schriftstellerinnen sowie eine „Steuerverweigerungsliga der Frauen“, die mit besonderer Tatkraft für die von ihr verfochtenen Rechte kämpft und insbesondere mit dem Mittel der Obstruktion arbeitet. Die Mitglieder dieser Vereinigung leisten passiven und aktiven Widerstand gegen die Besteuerung. Sie wechseln zum Beispiel so oft als nötig ihre Wohnung, um sich der Steuerbe-



# Kultur der Gegenwart



Christabel Pankhurst, die bekannte Suffragettenführerin, vor Beginn ihrer agitatorischen Tätigkeit

hörde zu entziehen — eine Maßnahme, die nur in einem Lande, in welchem der unbegrenzte Schutz des privaten Heims ein Grundprinzip der Rechtspraxis ist, überhaupt durchgeführt werden kann. Im großen und ganzen sind die Freunde des Frauenstimmrechts in England der Meinung, daß diese vielfachen Spaltungen der Bewegung eher nützen als schaden, weil diese vielen Spezialvereine sich eben mit aller Wucht auf ein ganz bestimmtes Publikum konzentrieren und dadurch Kreise heranziehen, die sich von politischer Initiative sonst wahrscheinlich fernhalten würden. Schauspielerinnen zum Beispiel gehen nur selten in öffentliche Versammlungen. Ganz anders aber ist es, wenn sie selbst eine eigne Stimmrechtsliga besitzen, die sich direkt nur an sie wendet und sie immer wieder zur politischen Stellungnahme heranzieht. Ob diese intensiven öffentlichen Kämpfe für die Frauen, als Geschlecht betrachtet, von Wert oder Schaden sind, darüber hört man die widersprechendsten Meinungen. Ein bedauernswerter Beleg für die Ansicht der konservativen Kreise, daß diese Kämpfe der Weiblichkeit der in ihnen beteiligten Frauen schaden, wäre es, wenn sich die Version bewahrheitete, wonach aus der noch vor drei Jahren blühenden jugendfrischen Christabel Pankhurst in dieser Zeit die versorgt und verbittert aussehende Frau geworden wäre, die unser Bild zeigt. Wenn aber selbst ein Leben des Kampfes einer Frau



Vier Jahre später: Christabel Pankhurst, neueste Aufnahme

den fröhlichen, unbefangenen Gesichtsausdruck rauben sollte, so muß man sich doch sagen, daß solche Kämpfe kaum ein Mensch zu seinem Vergnügen aussicht, sondern von seinem Schicksal unerbittlich dazu gezwungen wird. Sind es öffentliche Kämpfe, so möge man ihn noch beneiden, denn so mancher Mensch, Mann oder Frau, kommt in seinem Privatleben nicht zur Ruhe und muß sich das Anrecht auf die natürlichsten Güter innerhalb unsrer Gesellschaftsordnung erst mit Mühe und Zähigkeit erobern. Entweder er kämpft und verbraucht sicherlich ein gut Teil seiner freudigen Lebensauffassung dabei oder er kämpft nicht, läßt sich beugen und beiseite schieben und wird dann als ein Enterbter auch nur schwerlich zu seinen Lebensrechten gelangen. Solang in unsrer Seele Kraft und Wille und Mut zum Kampf überhaupt noch vorhanden sind, sind wir noch im Besitz des wichtigsten Lebenselementes und noch lange nicht zu beklagen. Wer in der Lage ist, sich mit ganzer Seele für irgendeine Menschheitsfrage einsetzen zu können, der scheint mir tatsächlich noch zu den Beneidenswerten zu gehören. Hat sich ein solcher Mensch dem öffentlichen Kampf verschrieben, so ist es kein Wunder, wenn bei der unlauteren Taktik der Verweigerung begründeter Rechte mit allen Mitteln eine große Bewegung immer weiter um sich greift. So herrscht jetzt bei den französischen Frauenrechtlerinnen eine besonders lebhafte Kampfesstimmung. Bei den letzten Wahlen wurden mit Hilfe der Arbeiterpartei sieben weibliche Kandidaten aufgestellt. Einigen davon, wie der Rechtsanwaltin Maria Verone und ihren Begleiterinnen, wurde kurzerhand der Eintritt in das Wahllokal verweigert. Derselbe Fall der Annullierung einer von ihrer Partei gewählten weiblichen Vertreterin ihres Geschlechts hat sich in Böhmen ereignet, wo die Schriftstellerin und Frauenführerin Vykova-Kuneticka ebenfalls die Realisierung ihrer erwählten Kandidatur nicht durchsetzen konnte. Daß man das Frauenstimmrecht auch in den wissenschaftlich und politisch einflußreichen Kreisen Frankreichs sehr ernst nimmt, beweist ein Preisausschreiben, das die französische Akademie für moralische und politische Wissenschaft im Jahre 1912 über das Frauenstimmrecht erließ. Das Resultat ist kürzlich verkündet worden. Von den im ganzen eingelaufenen elf Arbeiten waren nur zwei ganz, drei teilweise feindlich und sechs günstig in der Beurteilung der Frage ausgefallen. Der Preis wurde zwischen einem Anhänger und einem Gegner geteilt. Im Januar dieses Jahres kam es im deutschen Parlament zu lebhaften Auseinandersetzungen über das Frauenwahlrecht. Der Abgeordnete Dr. Cohn wies darauf hin, daß es notwendig sei, der Frau das Stimmrecht einzuräumen, weil ihre Stellung im Wirtschaftsprozeß ihr heute so wesentliche Pflichten auferlegt, daß man sie von staatsbürgerlichen Rechten unmöglich länger ausschließen könne. „Mindestens“ müsse man den Frauen den gleichen Anteil an der Gesetzgebung gewähren wie dem Manne, wobei noch die Erwägung hinzukommt, „daß es umfangreiche wichtige Gebiete unsrer Gesetzgebung und unsrer Verwaltung gibt, die dem Empfinden, den Kenntnissen und dem Wesen der Frau weit näher stehen und von ihr deshalb viel besser zu beurteilen sind als vom Manne“. Der Redner wies auf die großen Gebiete der Erziehungsfragen, der sozialen Fürsorge, der Waisenpflege und ähnliche Wirkungskreise hin, in denen der Einfluß der Frau heute unentbehrlich geworden ist. Dazu kommt, daß 18½ Millionen erwerbstätiger Männer 9½ Millionen arbeitender Frauen gegenüberstehen. Also nicht nur ein Drittel, wie bisher behauptet wurde, sondern die Hälfte aller erwachsenen Frauen ist jetzt bereits gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt durch eigne Arbeit zu verdienen. Die gewohnten Argumente, daß das Wahlrecht „den Blütenstaub von der weiblichen Seele abstreifen würde“, wies der Redner als Redewendungen, die keinen Augenblick ernst gemeint sind, von sich und betonte mit Recht, daß der Blütenstaub der weiblichen Seele durch schwer ausgebeutete Arbeitsleistungen, wie man sie ihr seit jeher „freistellte“, durch Arbeit in der Fabrik, auf dem Bau, im Bergwerk, in der dumpfen Heimarbeitsstube weit eher abgestreift werde, als wenn sie alle fünf Jahre einmal zur Wahl ginge, um die Gesetze, denen auch



# Kultur der Gegenwart



sie unterworfen ist, mit zu bestimmen. Interessant ist es, daß in einigen Gebieten Indiens die Frau das kommunale Wahlrecht besitzt, so in dem Gebiete von Bombay allein in 119 Bezirken, ebenso in der Provinz Burmah. Eine neue Werbemethode ist jetzt im Staate Neuyork gebräuchlich. Sie erinnert einigermaßen an die Schneeballkollekte und wird die „Kette der Freiheit" genannt. Jeder Anhänger des Frauenstimmrechts, gleichviel welchen Geschlechts, bildet ein Glied dieser Kette, und seine Pflicht besteht darin, zehn Wähler für die 1915 bevorstehenden Wahlen für das Frauenstimmrecht zu gewinnen, ferner muß jedes Glied fünf neue Glieder finden, die die Agitation in demselben Sinne fortsetzen. Ins Schwarze getroffen haben mit ihrer Frauenstimmrechtsforderung die Japaner. Dort sind es gerade die Konservativen, die für die Frau das Stimmrecht verlangen. Sie haben einen Gesetzentwurf eingebracht, der für die Mütter das Stimmrecht vorsieht und das Motto trägt: „Kein Kind, kein Stimmzettel." In unserm Zeitalter des Geburtenrückgangs eine sehr beachtenswerte Erscheinung! Interessant ist es, zu erfahren, daß Bismarck für die politischen Rechte der Frau eintrat. Zu einer Abordnung schlesischer Frauen äußerte er sich 1894 in der folgenden Art: „Ich bedaure stets, daß unsrer besseren Hälfte des menschlichen Geschlechts bei uns nicht mehr Einfluß auf die politischen Verhältnisse gestattet ist. Wenn unsre Wahlen etwas mehr unter weiblichem Einfluß stattfänden als bisher, dann glaube ich, würden sie nationaler und besser ausfallen. Halten die Frauen fest zur Politik, so halte ich die Politik für gesichert." Sicherlich hatte Bismarck mit diesen Worten eine Stützung der konservativen Politik im Auge, da er im weiteren Verlauf seiner Ansprache an das Ewigweibliche im Sinne des bewahrenden Elementes appellierte. Die Wirkung des Frauenstimmrechts wäre in ganz verschiedenen Ländern jedenfalls ganz verschieden. In gewissen Punkten aber dürfte von der Beteiligung der Frau ein Fortschritt zu erwarten sein, besonders in den Fragen der sozialen Gesetzgebung, des Pazifismus und ähnlichem. Mögen sich also die Anhängerinnen und Anhänger des Frauenstimmrechts ruhig in mehrere Parteien spalten, die Einigkeit im Hauptpunkt, in der Durchsetzung des aktiven und passiven Wahlrechts für die Frauen, ist und bleibt die von allen anerkannte Hauptsache, und erst wenn diese Grundforderung erreicht ist, werden die Strömungen des politischen Willens der Nation wirklich auch mit den Frauen zu rechnen haben.

Grete Meißel-Heß

# Sport

Im Laufe der letzten Jahre hat es der deutsche Flugsport zu einer bedeutenden Entwicklung gebracht. Wir haben eine kleine Armee von Fliegern, die auch schon ganz gründlich an den Rekorden beteiligt ist, die dieser so schnell international gewordene Sport aufgestellt hat. Der neueste Höhenrekord ist der des deutschen Fliegers Linnekogel, der die bedeutende Höhe von 6300 Metern erreicht hat. Nur artistisch, scheint es, ist man uns auf dem Gebiet des Flugsports noch um einige Grade voraus. Wenigstens kann sich Frankreich des kleinen Mannes rühmen, der es durch unausgesetzte Übung zum vollkommensten Beherrscher der Flugmaschine gebracht hat: Pégoud. Über den Wert oder Unwert seiner Leistungen für das praktische Fliegen ist schon oft genug debattiert worden, und man kann nur die ungemein energievolle Tatkraft dieses Franzosen stets von neuem hervorheben. Es ist auch ganz und gar nicht angebracht, hier, wie es neuestens an gewissen Stellen beliebt ist, einen sehr unangebrachten Chauvinismus hervortreten zu lassen. Pégoud hat eben allen Fliegern der Welt neue Ziele vor Augen geführt. Es ist auch nicht gesagt, daß nun alle flugbeflissenen Leute ein tolles Gewirbel in der Luft anheben sollen, Voltigen und Saltomortale schlagen, als wenn sie sich im Zirkus befänden. Ohne weiteres ist es ferner klar, daß sich jeder Sport rein artistisch zirkusmäßig betreiben läßt, wie es ja auch tatsächlich geschieht. Aber hier kommt etwas ganz andres in Frage.



# Kultur der Gegenwart



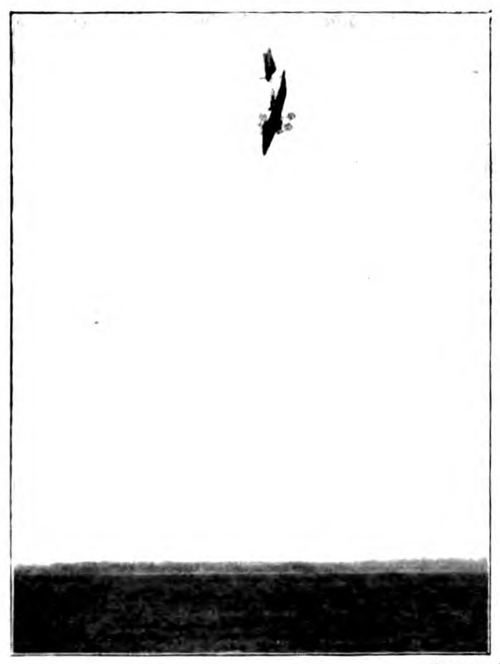
Der Flieger Pégoud hat gezeigt, daß es, mit gewissen Talenten ausgestattet, möglich ist, die allervollkommenste Herrschaft über die starre Flugmaschine auszuüben. Er hat gezeigt, daß es unbedingt möglich ist, sich in engsten Konnex mit der Maschine zu setzen, diesen starren, von Menschengeist erdachten Organismus durch entsprechende körperliche und geistige Mittel gefügig zu machen. Das Werk des Franzosen sollte man daher nicht unterschätzen, sollte es propagieren und nicht als kindisch abtun, weil jeder Purzelbaum, ob er nun in der Luft oder auf der Erde geschlagen wird, uns als etwas sehr Lustiges scheint. Wie es auch Pégoud selbst erzählt, sind seine vielbestaunten Künste zu einer Zeit entstanden, als er der Flugmaschine recht hilflos gegenüberstand, als er selbst den einfachen Flug gerade beherrschte und er bei dem eigenartigen, eigensinnigen Aufbäumen der Maschine gegen seinen Willen immer mehr dazu gedrängt wurde, hier eine Herrschaft auszuüben, das starre Ding unter den eignen Willen zu zwingen. Daß ihm das nun gelungen ist, wird in der Geschichte des Fliegens stets als eine bedeutende Tat anerkannt werden müssen — nicht nur in der Sportchronik der Franzosen.

Arno Arndt



Phot. A. Groß, Berlin

Der deutsche Flieger Linnekogel, der vor kurzem mit einem Flug von 6300 Meter Höhe den Höhenweltrekord aufstellte





Phot. A. Groß, Berlin

Der deutsche Sturzflieger Gustav Tweer — Der französische Sturzflieger Pégoud

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



Schneeschmelze an der Fünffingerspitze

Nach einem Gemälde von S. Mackowsky




# Der Ochsenkrieg

## Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

## Ludwig Ganghofer

(Fortsetzung)

Herzog Ernst mustert die beiden, die in ihren Prügelwunden und blauen Malen schrecklich aussehen. Es scheinen fahrende Musikanten zu sein; der eine, klein und dick, hat eine zerfetzte Blatterpfeife um den Hals hängen, der andre, in dessen fahlem Gesicht die Augen scheu und angstvoll rollen, trägt auf dem Rücken eine verbeulte Laute.

Ruhig sagt der Herzog: „Strafen? Diese zwei? Die haben mitgeholfen, um uns zu wecken in der Nacht. Wir wollen diese Wohltäter mit Dank zurückschicken zu ihrem Herren."

Da sprengen vier Kundschaftsreiter über die Straße her. Sie haben bei Freiham den fliehenden Feind entdeckt, der über Alling und Puechheim hinaus entrinnen und zwischen den weglosen Mooren die feste Landbrücke bei Olching gewinnen will.

„Drauf und dran!" Mit diesem frohen Kampfschrei läßt Prinz Albrecht seinen Schimmel jagen.

„Jung! Sei bedächtig!" mahnt der Herzog. Aber da drängen schon alle Gäule dem Schimmel nach. Mitten in dem Reiterschwarme springen und hopsen keuchend die beiden Musikanten, jeder mit der Hand an einen Sattel gefesselt. Und hinter den Gäulen, von Staub umwirbelt, folgen im Laufschritt die drei Heerhaufen der Zünfte und das Gewirr der Bauern.

Bei Freiham, in einer Wiese, sitzen Verwundete, die dem fliehenden Trupp des Wessenacker nimmer folgen konnten. Erschöpfte Menschen und niedergebrochene Rosse liegen in dem Buchenwald, durch den der Weg des rasselnden Reiterhaufens geht. Und als die Herzoge das breite, lange Wiesental des Starzelbaches erreichen, das sich beim Jägerhause von Hoflach aus bewaldeten Hügeln nach Norden gegen die Sümpfe des Dachauer Mooses hinzieht, sehen sie aus den Dächern von Puechheim und Alling, die der fliehende Wessenacker in Brand gesteckt, den Rauch und die Flammen aufgehen. Und weit da draußen, über tausend Schritte vom Hügel des

Jägerhauses, gegen Olching hin, gewahren sie in der Mittagssonne das bunte, funkelnde, blitzende Gewirr eines großen, auf vierthalbtausend Helme zu schätzenden Heerhaufens, dessen gestaute Massen von zwei Seiten gegeneinander drängen und sich zu ordnen suchen.

Während die Flammen der Dörfer wachsen und von den Brandstätten das Jammergeschrei der Bauern und ihrer Weiber herüberschrillt, faßt Herzog Ernst den Gaul des Sohnes am Zügel. „Langsam, Brechtl! Das Ding wird ernst. Der Vetter Loys ist da. Er ist der Stärkere."

„Wir sind die Besseren!" trotzt der Junge.

„Jetzt wirst du den Schnabel halten und dich gedulden." Ruhig gleiten die Augen des Herzogs und rechnen und messen. Da drüben eine schwere Übermacht. Und ein Heerhaufe, dessen Kern aus einer geschulten Söldnertruppe und aus vielen Hunderten von ritterlichen Herren besteht, die aller Dinge des Krieges kundig sind. Herüben nur an die zwanzig adlige Leute, eine kleine Söldnerschar, dazu das bescheidene Heer der Städter, die gestern noch bei ihrem bürgerlichen Handwerk waren, und der regellose Schwarm der Bauern, die schlechtbewaffnet von der Drischeltenne gelaufen kamen. Doch hier der feste Boden und für den Notfall die waldigen Hügel der Heimat als Deckung. Und die da drüben stehen auf feuchten, schlüpfrigen Wiesen, zwischen Dreck und Moos. Da drüben der übermütige Friedensbruch, herüben die ehrliche Notwehr, das stärkere Recht. „Mit Gottes Gnad! Wir wollen es wagen."

Zwei adlige Herren des Hofes mit einem Trompeter reiten hinüber, um Herzog Ludwig von Ingolstadt zur Schlacht zu fordern. Vier Söldner begleiten sie und führen die zwei gefesselten Musikanten, die Herzog Ernst seinem gütigen Vetter Loys „zurückerstattet", mit freundlichem Dank für den roten Weckruf dieser Nacht.

Während die Rauchfahnen der beiden brennenden Dörfer sich in der Sonne hinkräuseln über die welkenden Buchenwälder, nimmt Herzog Ernst mit zwanzig Trabanten seinen Stand auf dem Hügel, der das kleine Jägerhaus von Hoflach trägt. Von hier aus kann er das ganze Wiesental, das ein Schlachtfeld werden soll, und die Anordnung seines Heerhaufens überschauen.

In die Mitte des Treffens stellt er unter Führung des Prinzen Albrecht seine adligen Herren, die kleine Schar seiner Harnaschreiter, die Berittenen der Bürgerschaft und den Kriegshaufen der „schweren Zünfte", der Schmiede, Schlosser, Zimmerleute und Bräuer. Zur Linken und Rechten die Schwärme der Bauern. Beiderseitig ist das Treffen geflügelt durch die Armbruster und Leichtbewaffneten der Bürgerschaft, jeder Haufe gestützt durch hundert Faustschützen. Hinter dem Treffen steht ein Trupp von Nothelfern, deren Führung der Herzog sich vorbehält.

In dieser ernsten Stunde, während das Treffen sich ordnet, hört man plötzlich aus einem hinter Stauden versteckt liegenden Bauerngehöft das klägliche Schreien und drollige Glucksen eines Schweines, das abgestochen wird. Und da ruft der schmucke Michel Ungeraten mit seiner starken, lustigen Stimme in das ernste Schweigen hinein: „Die schlauen Luder denken halt: selber schlucken macht fett. Und stechen die gute Sau noch ab, eh die Raubleut kommen."

Über die Breite des Treffens rollt, jede Beklommenheit bezwingend, ein fröhliches Gelächter hin.

Auch Herzog Ernst — in aller Sorge, die ihn bedrückt — muß schmunzeln. Und heiter sagt er zu den Kriegsleuten, die ihn umgeben: „Müssen wir sterben, so ist unser Tod kein hartes Ding. Wir sterben mit Lachen."

## VII

In dem großen Zelte, das man am Ufer der Amper mit aller Hast auf dem feuchten Bruchboden der Olchinger Wiesen errichtete, stehen die beiden Münchener Herren und ihre Gefolgsleute mit verbundenen Augen vor Herzog Ludwig. Und hinter ihnen zittern die zwei dem gütigen Vetter Lops zurückerstatteten Musikanten.

Von draußen rauscht der wirre Lärm des gestauten Heerhaufens in das Zelt herein, dessen Tuchspalten verbrämt sind vom Glanz der Mittagssonne. Das Schreien und Fluchen, das Geklirr und Geknatter, das Stampfen und Keuchen der Gäule, die vielen Trompetenstöße, die von weither Antwort erhalten — das alles klingt zu einer üblen Stimme zusammen. Der flüchtende Schwarm des Wessenacker, mit den Verwundeten und Erschöpften, mit den scheuen, keinem Zaum mehr gehorchenden Gäulen, verwirrte den Aufmarsch des Ingolstädter Haupthaufens, dessen Nachhut und Karrenwurm sich auf der Straße von Geiselbullach noch weit hinauszieht, gegen Feldgreding und Dachau hin. Bis die Nachzügler eintreffen, wird's noch eine Stunde dauern; sie können nur langsam, nur in dünner Zeile marschieren; bei jedem Schritt, der hinausgeht über die schmale Straße, tappt der Fuß in den nassen Filzboden, den von der einen Seite das Dachauer Moos, von der andern das stundenlange, den trägen Lauf der schwarzen Maisach geleitende Haspelmoor heranschiebt.

Immer lauschte Herr Ludwig hinaus in diesen bösen Lärm. Etwas Grauenvolles wühlte in seinem zornroten Gesicht. Im Schimmer seiner französischen Rüstung saß er auf einem Feldsessel. Ein Dutzend von seinen Freunden und Hauptleuten war um ihn her. In einem Winkel des Zeltes nähte des Herzogs Leibarzt dem rotgefärbten Wessenacker die Wunden zu. Und gesondert von den andern — auf einer kleinen Truhe, die Ludwigs Feldschatz, die Kleinode seiner Herzogswürde und sein Majestätssiegel enthielt — auf dieser Truhe saß mit lang übereinander geschlagenen Beinen eine wunderlich sinnwidrige Gestalt aus Silber, Gold und bunten Farben: Prinz Höckerlein, für den Kampf gerüstet. Er schien die zwei Musikanten nicht zu sehen. Mit ruhigem Lächeln betrachtete er bald die Münchener Herren, bald den Vater. Der schwieg und biß die Zähne übereinander, sah immer den einen der beiden Musikanten an, der die verbeulte Laute hinter dem Rücken trug, und nun plötzlich drehte der Herzog das Gesicht und musterte mit einem funkelnden Zornblick seinen Sohn.

Da sagte einer der Münchener Herren, während er den Kopf mit der Augenbinde gegen den Nacken legte: „Euer Gnaden lassen uns lang auf Antwort harren. Mit der Tapferkeit und den ritterlichen Sitten, die man Euch nachrühmt, ist das übel zu vereinen."

„Du!" Herzog Ludwig sprang vom Sessel auf. „Nimm das Maul nicht so voll! Und deinen zwei Fürsten sag: sie sollen des Fechtens heut noch satt werden. Ich hoffe, sie haben für flinke Gäule gesorgt. Die werden sie brauchen." Er machte einen Wink mit der Hand. Und als die Münchener Herren aus dem Zelt geführt waren, sagte er in wühlender Erregung zu seinen Hauptleuten: „Wir müssen Zeit gewinnen. Man soll die Münchener Kindlein mit verbundenen Augen so lang im Kreis herumführen, bis sie die Geduld verlieren. Alles andre ist beredet. Dieses München, das meiner vergaß, soll merken, wer ich bin. Ich will rote Hochzeit mit ihm halten." An seiner kostbar inkrustierten Rüstung zerrte er eine Schnalle auf, als wäre der Stahl für seine Brust zu eng geworden. „Von den Frauen, die ich

genommen, hat sich noch keine als sturmfest erwiesen. Sie starben an meinen Umarmungen. So soll München fallen, wenn ich es umklammere. Jeder an seinen Platz! Mit Gott, meine Treuen! Helft mir! Und ich will's euch danken." Er reichte jedem die Hand; den Prinzen übersah er.

Die Herren verließen das Zelt — nur der Wessenacker blieb und ließ sich den nackten Oberkörper mit den nötigen Pflastern belegen. Auch Prinz Ludwig tat so, als wolle er sich mit den Hauptleuten entfernen.

„Mein Seelenwürmchen?" Herr Ludwig lachte in galligem Hohn. „Willst du nicht bleiben?"

„Gerne, lieber Vater! Wenn du mich duldest in deiner Nähe!" Der Bucklige setzte sich wieder auf die Truhe hin.

Der Herzog riß abermals eine Schnalle seiner Rüstung auf. Und schrie: „Wo ist der Wolfl?"

Aus der Zeltkammer, in der man zwei Hunde winseln hörte, huschte der Kämmerer Graumann heraus. Er sah, daß dem Herzog etwas an seiner Rüstung nicht taugte, und wollte zugreifen.

Mißtrauisch, mit groben Fäusten, packte Herr Ludwig den Greis an den Handgelenken. „Wolfl? Bist du auch schon falsch? Hab ich von denen, die in meinem Hause waren, nur meine zwei Hunde noch?"

„Herr!" Dem alten Mann wurden die Augen naß.

Da sagte der Herzog rasch: „Verzeih mir!" Er küßte ihn auf die Wange. Nun war er ruhig, fast heiter: „Mein guter Wolfl, heut muß ich mich wehren um mein Leben. Schnalle mir diesen flitzrigen Pariser Dreck herunter! Und gib mir die blaue deutsche Rüstung, die mir meine Ingolstädter schenkten! Und gib mir aber auch das schwerste von meinen deutschen Schwertern!"

Im Winkel des Zeltes brummte der Wessenacker: „Gott sei Dank!"

Das hörte Herr Ludwig nicht. Während Wolfl die Arbeit begann, sah der Herzog immer die zwei Musikanten an, die, grau von Staub, mit verprügelten Köpfen und den blutig zerkratzten Gesichtern zitternd neben dem Spalt des Zeltes standen. „Du!" Er meinte den kleinen Dicken mit der zerfetzten Blatterpfeife. „Dich kenn ich nicht. Was gehst du mich an? Auf Erden gibt's viele Menschen, die keine Ursach haben, mir treu zu sein. Spring zu den Dunklen, die dich bezahlen für dein leuchtendes Feuerwerk von gestern. Mach, daß du weiterkommst!" Wie eine Ratte, die der Falle entronnen, surrte der Dicke durch den Spalt des Zeltes hinaus. „Aber du?" Herr Ludwig nickte gegen den Lautner. „Warum bleibst du heute so fern? Sonst warst du doch immer sehr nahe bei mir. Komm her! Oder hast du Angst? Vor mir? Hab ich dir nicht tausendmal bewiesen, wie gütig ich sein kann?"

Zitternd machte der Lautner ein paar taumelige Schritte, während das Gesicht des Prinzen, der lächelnd in seiner Mißgestalt auf der Truhe saß, eine gelbliche Färbung bekam.

Der Herzog sah den hinkenden Musikanten an. „Wahrhaftig! Das Gehen wird dir sauer. Warum bist du mit dem rätselhaften Dorn in deinem Fußballen nicht daheimgeblieben? Um mir den Verläßlichsten meiner Verläßlichen wieder gesund zu machen? Warum nicht, mein treuer Nachtigall?"

In einem Schreck, der zum Verwechseln einer Wahrheit ähnelte, sprang Prinz Höckerlein von der Truhe auf und kreischte: „Vater! Um Christi Barmherzigkeit! Der da? Dein Peter Nachtigall? Jetzt erkenn ich ihn erst! Gott, Gott, ich sorge, der hat etwas Böses getan. Laß ihn in Ketten legen! Laß ihn verwahren —"

„Schweige!" schrie Herr Ludwig. „Gestern hat dir mein treuer Peter

keinen Sperber vergiftet. Gestern hat er nur mir einen Tropfen Gift ins Leben geschüttet. Wem zuliebe?"

Da sagte der Bucklige sanft: „Mein teurer Vater ist seiner Sinne nicht mächtig und redet, er weiß nicht, was." Während er sich gegen die Truhe hindrehte, warf er einen beruhigenden Augenwink zu dem zitternden Musikanten hinüber.

Der atmete auf und fing von seiner Ehrlichkeit zu reden an. Ein Dorn, den man sich in den Fußballen trat, kann ausschwären. Freilich, das Gehen bleibt eine schmerzhafte Sache. Aber reiten kann man. Und da reitet man mit einem guten Gesellen durch Tag und Nacht, zu seinem Herrn, auf dem kürzesten Wege. Und da sieht man bei München die Dörfer brennen. Und da muß man glauben: wo die Flammen aufsteigen, ist unser Herr, unser siegreicher Fürst! Man reitet auf diese weisenden Feuer zu. Aber die dummen Bauern! In ihrem Grimm und Wahnsinn fassen sie zwei Unschuldige.

„Wessenacker?" Herr Ludwig, dem der Kämmerer die blauen Stahlplatten der deutschen Rüstung um den hohen, kraftvollen Körper schnallte, stieß einen lachenden Laut vor sich hin. „Klingt das nicht so bieder, als wär es auf Münchener Malzboden gewachsen? Und darf ich diesem Menschen zürnen? Hundertmal befahl ich ihm, als Meister für mich zu lügen. Jetzt lügt er als Meister wider mich. Sancta justitia!"

„Ach, gnädigster Herr! Wollt Ihr meinen ehrlichen Worten nicht glauben," flötete Peter Nachtigall, „so laßt meinen blutigen Schädel für meine Unschuld reden! Den hab ich den wütigen Bauern geduldig hingehalten, daß sie mir nit das Lautenspiel beschädigen. Schauet, Herr! Mein Spiel hab ich mitgenommen. Weil ich doch als Halbgenesener hergeritten bin, um meinem Herrn für müde Lagerstunden eine Kurzweil zu bringen, wie er sie lieb hat!"

Bei diesem Beweise, der sieghaft hätte werden können, vergriff sich Meister Nachtigall im Ton. Und Herr Ludwig packte die verbeulte Laute, riß sie vom Band und schlug sie dem Musikanten von rechts und links um die Ohren, daß die Saiten kreischten und der hohle Holzbauch in Scherben ging. Den Halsstumpf mit den geringelten Stahlfäden schleuderte er gegen die Zeltwand. Bei dieser Gewalttätigkeit schien sein wühlender Zorn sich völlig entladen zu haben. „Peter!" sagte er ruhig. „Bei allem hast du noch Glück! Wär ich die kluge Laus von Burghausen, so ließe ich dich jetzt auf die spanische Bank legen, bis du redest, was wahr ist. Aber dein Glück erkor dich zu einem Getreuen des dummen Stiers von Ingolstadt. Tausend Stunden hast du mir schön gemacht. Ich kann dich nicht ermorden um einer einzigen willen, die mir häßlich wird. Geh mir aus den Augen! Und suche den verschwundenen Laitzinger! Den auf einem süßen Botenweg die Straßenräuber erschlugen — wie mein zärtlicher Herzkäfer vermutet."

„Glaubt mein geliebter Vater, daß es anders wäre?" fragte der Bucklige unter aufatmendem Lächeln, während Peter Nachtigall seine blutenden Ohren flink aus dem Zelte hinaustrug.

In der blaublinkenden Rüstung trat Herzog Ludwig vor den Prinzen hin. „Was du getan hast, weiß ich nicht." Aus seinen Augen sprach eine schwere Trauer. „Ich weiß nur, es war ein schlechtes Ding. Und ich spüre, daß mir die Münchener Vettern, noch ehe die Schlacht begann, einen mörderischen Streich versetzten." Er preßte die zitternden Fäuste auf den Panzer. „Verraten werden? Das ist, seit Jesus sterben mußte, kein allzu hartes Ding. Man sollt es nur nicht erfahren. Das ist das Harte."

Auch Hauptmann Wessenacker war wieder in den Stahlmuscheln seiner

mit Dullen besäten Rüstung. Er sagte ernst: „Herr! Um der Ehre Eures fürstlichen Sohnes willen hättet Ihr den Nachtigall nicht so barmherzig entlassen dürfen.“

Da knirschte der Herzog: „Ich hab's getan, weil ein meineidiger Knecht nicht zeugen soll wider meinen einzigen Sohn und Erben.“

„Dein einziger Erbe? Ja, Vater!“ Prinz Ludwig richtete sich auf. „Dein einziger Sohn? Stimmt das?“ In den Augen des buckligen Knaben war ein kalter und böser Blick. „Da du immer von andern die Wahrheit willst, solltest auch du bei der Wahrheit bleiben.“

Der Herzog lachte. „Du? Bist du mein Blut? Oder bist du der Sohn eines Kochs?“ Er faßte den Wessenacker am Arm und zog ihn vor den Prinzen hin. „Sieh dieses verbogene Geschöpf an! Das nur mein Erbe sein will. Und sag mir, ob es denkbar ist, daß mich der da verraten hat?“ Er atmete schwer. „Wenn's nicht Wahrheit wäre, daß die Salzacher Laus daheim in ihrem Pelze sitzt und durch den Zollern um Frieden bettelt, so müßte ich glauben — —“ Herr Ludwig biß die Zähne übereinander. „Nein! Ich mag's nicht sagen. Wer einen schlechten Gedanken ausspeit, macht die Welt unsauber.“ Er stülpte den Helm über die Kettenhaube. „Komm, Wessenacker! Kampf ist ein Willen Gottes. Sonst hätte der Himmlische die Menschen ohne Falsch erschaffen.“ Ruhig sagte er zu seinem Sohne: „Gott allein soll zeugen für oder wider dich. Mit meinen Einrössern stell ich dich in die erste Reihe des Treffens. Da soll sich erweisen, ob du schuldlos bist. Wie Gott dich zeigt in dieser Schlacht, so stell ich dich morgen zu München vor deine Richter, die ich aus Heer und Volk berufe.“

Lächelnd sagte Ludwig Höckerlein: „Dann bin ich morgen ein Gereinigter.“

Ohne zu antworten, ging der Herzog aus dem Zelte. Wolfl Graumann trug ihm das schwere Schwert und die mit Stahl geplatteten Handschuhe nach.

Der Prinz guckte den Medikus an. „Ich bin gesund. Um meinetwillen brauchst du nicht zu bleiben.“ Er rief mit scharfer Stimme zwei Namen. Während der Medikus davonging, kamen aus der Zeltkammer zwei Diener gesprungen, ein junger und ein alter. Erschrocken sahen sie, wie Prinz Ludwig den Deckel der Truhe öffnete, den kleinen Lederbeutel mit des Herzogs Majestätssiegel herausnahm und unter dem Brüstling des höckerigen Panzers verwahrte.

Der Alte flüsterte zitternd: „Gnädigster Herr! Ihr rennet in Euer Verderben! Laßt Euch raten, schauet mein weißes Haar an, Alter macht das Gehirn hellsichtig.“

„Aber die Lenden schlaff und das Feuchte in der Nase trocken. Die Kräfte fallen aus, aber in den Ohren wachsen die Haare.“ Ludwig Höckerlein war heiter. „So seh ich es an meinem Vater und an dir. Drückt dich dein Gewissen, so beichte morgen. Heut ist Arbeitstag. Sobald die letzte Dummheit meines Vaters da draußen anfängt, schafft ihr den Wolfl beiseite. Dann alles, was da in der Truhe ist, auf meine Troßtiere! Und fort! Nehmt die Straße nach Emmering. In den Stauden des Buchenwaldes sollen mich zwei von den Meinen mit vier guten Gäulen erwarten. Ihr mit den Troßtieren flink voraus, über Bruck nach Augsburg! Dort verbergt ihr euch“ — Prinz Ludwig sah mit funkelnden Augen in die Truhe — „bis ich diese schönen Dinge von euch fordere. Ein Drittel des gemünzten Goldes ist euer. Und bin ich Herzog, so seid ihr die Besten unter den Meinen.“ Seine Stimme bekam einen klagenden Ton. „Ich fürchte, mit meinem

törichten Vater geht's hinunter. Vielleicht schon heute. Kluge Menschen halten sich an jene, die emporkommen. Aber tut, was ihr wollt. Wenn ich die Krone trage, laß ich meine Feinde hängen." Er klappte lautlos an der Truhe den Deckel zu. „Geht, ihr Treuen! Gott wird euch segnen." Die beiden blieben ratlos noch immer stehen. „Der Wolfl kommt!" Da sprangen sie flink in die Zeltkammer hinaus, und lächelnd wandte Prinz Ludwig das Gesicht.

Wolfl Graumann kam mit sechs Einrössern in blankem Stahl und in scharlachroten Wappenröcken. Einer von ihnen sagte streng: „Gnädigster Prinz! Wir müssen Euch holen. Die Arbeit will anheben, wenn die Sonn, die uns widrig ist, hinuntergeht hinter die Wälder."

„Die Sonne? So? Diese Sonne! Immer geht sie hinunter, wenn das Helle sterben will. Ich komme. Habt nur ein bißchen Geduld, ihr Gradgewachsenen! Einer, wie ich, bewegt sich langsam." Prinz Ludwig machte seinen wippenden Spinnenschritt und legte einen herzlichen Klang in seine dünne Knabenstimme. „Komm, guter Wolfl! Mache mich bereit! Heut will ich sterben für meinen geliebten Vater. Zieh mir die Schnallen fest! Gib mir den Degen, den mein Vater ablegte! Der ist so scharf wie leicht. Und hüll mir den grauen Mantel um das Höckerchen, das mein Panzer hat." Er lächelte. „Sonst erkennen mich die Feinde zu schnell. Wenn sie fliehen, bevor ich fechte, bleib ich ohne Ruhm."

Schweigend tat der Kämmerer, was der Prinz ihm befohlen hatte.

„Guter Wolfl! Warum so mürrisch? Weil du hörtest, wie ungerecht der Vater wider mich redet? Ich will ihn lieben dafür, wie es der Heiland befiehlt. Sag ihm das, wenn ich in der Schlacht für ihn gestorben bin. Und ehrlich: hab ich dich schon zur Untreu verleiten wollen? Nein? Also! Und hab ich den Vater nicht immer vor diesem bösen Nachtigall gewarnt? Erst gestern noch! Dieser Nachtigall ist ein Meister in schönen Dingen. Alles Schöne ist falsch." Seine Stimme wurde leis. „Und diese beiden, die der Vater noch mit ins Feld genommen —" Prinz Ludwig flüsterte dem Kämmerer zwei Namen ins Ohr, doch immer noch so laut, daß die sechs Einrösser diese zwei Namen deutlich hören konnten. „Mir glaubt der Vater nicht. Warne du ihn vor diesen beiden! Das sind Diebe. Gestern auf dem Marsche hab ich sie reden hören von meines Vaters Truhe. Sei wachsam, guter Wolfl! Hüte meines Vaters Gut und Leben! Gott wird dich segnen dafür. Wenn ich heute sterben muß und hinaufkomme, will ich die Heiligen bitten, daß sie dir beistehen. Um meines geliebten Vaters willen."

In diesen Worten war ein Klang von rührender Kindlichkeit. Und als der Greis verwundert aufblickte, sah er unanzweifelbare Tränen über das breite, blasse Gesicht des Prinzen herunterkollern.

Draußen unter dumpfem Sausen ein Trommelgerassel und rasche Trompetenstöße. Der Führer der Einrösser sagte: „Gnädigster Prinz! Es ist an der Zeit!"

Mit den nassen Augen nickte Prinz Ludwig den sechs Gepanzerten herzlich zu. Wippend trat er zu ihnen, reichte jedem die Hand, wickelte den mausgrauen Mantel um seine Rüstung und sagte: „Schützet den Sohn eures Fürsten!" Als die Sieben hinaustraten durch den Spalt des Zeltes, fiel wieder die Sonne herein.

Wolfl Graumann strich mit dem Handrücken über seine Stirn, als müßte er einen Nebel vor seinem Blick verscheuchen. Da faßten ihn grobe Fäuste vom Rücken her und rissen ihn zu Boden. Bevor er schreien konnte, hatte

er einen Leinenbausch im Munde. Die beiden, vor denen der Prinz ihn gewarnt hatte, fesselten ihm Hände und Füße, wickelten ihm einen Mantel seines Herrn um das Gesicht herum, und so ließen sie ihn liegen.

In der Zeltkammer winselten und kläfften die zwei Hunde, während die schweren Säcke aus der Truhe gehoben und davongetragen wurden.

Hinter dem Zelte machte sich ein Trupp von berittenen Leuten mit zwei schwerschleppenden Saumtieren und vier leeren Gäulen durch den schönen Abend davon, kreuzte die auf der Dachauer Straße im Laufschritt anrückende Nachhut des Heeres und mußte sich bei der Amperbrücke durch einen Knäuel von Troßwagen winden, mußte einem Schwarm der kreischenden Gelägerdirnen entrinnen.

Der letzte Zug der Spießknechte, der den breitgezogenen Rücken des gegen die brennenden Dörfer Puechheim und Alling vorrückenden Schlachthaufens einzuholen versuchte, geriet auf der feuchten, von Menschen und Rossen zerstampften Wiese aus dem Zusammenhang: schließlich sprang ein jeder, wohin er wollte und wo er besseren Grund zu finden hoffte. Noch ehe diese zerstreuten Moosgaukler den vordrängenden Heerschwarm erreichen konnten, blieb er stehen. Nach allem Lärm war plötzlich eine wunderliche Stille in der Luft. Die Menschenmassen waren unbeweglich und stumm. Nur die Rosse, die der schlechte Boden unruhig machte, blieben nicht still; sie trampelten und keuchten. Und im Rücken des Heeres, unter dem Schwarm der wirren Springer, hallten aufgeregte Stimmen in die beklommene Stille hinein: „Sie beten! Nieder auf die Knie! Sie beten schon!“

Ein paar Soldknechte sprangen noch bis zum Heerhaufen hin und gerieten hinter die Hilfstruppe des heiligen Peter von Berchtesgaden, der mit Salzburg und Chiemsee die linke Flanke neben Herzog Ludwig stützte.

Unter diesen Rittern war ein schmuck Gerüsteter, dem der ergrauende, zierlich gestutzte Knebelbart über die Halsberge herausstach. Mit dem Eisen puffte er seinen Nachbar zur Rechten an, der in flämischer Rüstung auf einem Pongauer Rappen saß und sich im Gebet auf den Hals seines Gaules beugte: „Du! Jetzt möcht ich das Gesicht Gottes sehen!“

Der in der flämischen Rüstung blieb versunken in sein Gebet. Doch des Neugierigen Nachbar zur Linken, der junge Hundswieben, tuschelte ein bißchen verzagt: „Gesicht Gottes? Aschacher? Denkst du ans Sterben?“

„Ich? Sterben? Noch lang nicht. Was geht mich das alles an? Wenn man nur gesund ist. Ich hab das Gesicht gemeint, das der Herrgott jetzt machen muß, bis er weiß, mit wem er's halten soll, mit Ingolstadt oder mit München? Seine lieben Kinder sind wir alle. Und da beten wir, und es beten die andern. Wem soll er helfen, wen soll er hauen? Heut ist das ein hartes Geschäft: Herrgott sein!“ Hartneid Aschacher legte den Kopf zurück und sah durch die Klumsen des Schlachtvisiers in die blaue Luft hinauf.

Ein reiner, leuchtender Himmel wölbte sich mit milder Schönheit über den zwei betenden Heeren. Die niedergehende Sonne hing wie eine große, blitzende Goldkugel zwischen den Kronen des welkenden Buchenwaldes, der hinter dem Hoflacher Jägerhause lag. Alle Spitzen der Bäume waren wie zierliche, glitzernde Glutfäden, von so starkem Schimmer, daß das menschliche Feuerwerk der in Flammen stehenden Dörfer neben dem strahlenden Glanz des Waldes und Himmels eine farblose, schwächliche Sache wurde. Sogar der dicke braune Rauch der Brandstätte — da ihn die Abendsonne in Purpur und Gold verwandelte — war heller und schöner als die matte Knisterflamme dieser hundert Hütten, in die der Mensch seine sengende Kunst getragen. Je höher die purpurnen Qualmwolken in die Sonne stiegen,

um so feiner und leuchtender erschienen sie und waren zuletzt wie zarte, aus Rosenschimmer gewobene Schleier, hinter denen die langen Züge der von der Sonne angestrahlten Waldhügel gleich Ketten wundersam geschliffener Topase funkelten.

Vor den brennenden Dörfern und im Wiesentale zwischen den Hügeln waren die knienden Münchener schon umwoben von blauen Schatten. Über das breite Treffen der Ingolstädter zuckten von der Höhe des Hoflacher Waldsaumes noch die schimmernden Lanzen der Sonne herunter, ließen die Waffen und Panzer funkeln, setzten blitzende Flämmchen auf die tausend blanken Helme und machten aus den scharlachfarbenen Einrössern einen Tanz von grellroten Lichtern. Und hinter Herzog Ludwigs betendem Schlachthaufen fielen die Schatten von Menschen und Pferden lang und blauschwarz über die zerstampfte Wiese hinaus: die Schatten der Fußknechte wie die Schwarzbilder knorriger Baumstämme, die Schatten der Reiter wie die Nachtgestalten märchenhafter Ungeheuer. Dann floß die schöne Sonne, die diese schwarze Fabel erfunden hatte, wie geschmolzenes Gold über die Wiesen zur Amper und Meisach hinunter, weit, weit hinaus über das öde Sumpfgelände der endlos scheinenden Moorflächen, und in der Ferne verwandelten sie die Waldberge von Dachau in lange Frühlingshecken, an denen die Blutrosen blühten.

Zahllose Wassertümpel des weiten Moorlandes, große und winzige, spiegelten den hellen Glanz des Himmels und waren wie blitzende Silberschilde und wie verschwenderisch ausgestreute Goldmünzen. Und die kleinen, unsichtbaren Zwerge, die diesen Hort von Gold und Silber bewachten, sangen eine geheimnisvolle Weise. Millionen von Fröschen und Kröten unkten im schönen Abend: „Gwo gwo gwo gwo gwo ..." Es war wie ein Urweltlied mit einem einzigen Worte, wie ein Schwingen und Beben der abendlichen Erde, wie eine Todesstimme der unerforschlichen Tiefe.

Einer von den Rittern, die mit Herzog Ludwig beteten, drehte beim Klang dieses Liedes langsam das Gesicht, das bedeckt war vom Visier des mit Fasanenschwingen geflügelten Helmes. Eine tiefe Erschütterung befiel ihn. Während er die mit Stahl geplattete Zügelfaust in die Mähne seines Rappen wühlte, war ein schmerzender Schrei in seiner Seele. „Moorle, Moorle! Auf dem Hängmoos? Wie du dich geweigert hast, in den Dreck zu springen? Bist du da nicht klüger gewesen, als Menschen sind?"

So stark und mächtig wurde das Getön der Sümpfe, daß es noch zu hören war unter dem frommen Schlachtgesang, den die beiden Heere zu singen begannen, als sie gegeneinander rückten.

Herzog Ludwig hatte die Losung ausgegeben: „Vorwärts! Mit einem wilden Stoß! Dem festen Boden zu, auf dem wir siegen! Alles niedergeritten! Die Schlacht muß gewonnen sein, eh man hundert Vaterunser betet. In München steht unser Bett."

So wollten es seine Ritter und Reiter. Doch die Gäule versagten. Wie Kinder vor der Nacht, so zitterten die Rosse vor diesem schwarzen, mürben Boden. Kein Reiten und Rennen war's, ein grauenvolles Auf und Nieder, ein Kämpfen um jeden Sprung, ein Klatschen und Keuchen. Von den Waldhügeln knatterten die Büchsen der Stadtschützen gegen die langsam vordringende Reitermasse. Wer aus dem Sattel stürzte, wurde von den scheuenden Rossen in den Morast gestampft. Auch auf den Flanken des Ingolstädter Haufens fing man zu feuern an. Dieses Gebummer machte die scheuen Gäule noch wilder. Schon drohte die ganze Reihe des Treffens in Verwirrung zu geraten. Da kam der bessere Boden. Endlich! Endlich!

Unter Trommelschlag und Trompetenstößen hörte man Herzog Ludwigs mächtige Stimme über alle Köpfe hallen. Doch bevor die Übermacht seiner Ritter und Reiter den wilden Stoß und das sieghafte Niederreiten beginnen konnte, saust der Kern des Münchener Treffens auf den zerrissenen Gegner los, voraus der junge Prinz mit seinem jauchzenden: „Drauf und dran!"

Nun sind die beiden Heere von Schatten umflossen. Und diesen wilden Zusammenstoß begleitet ein Gerassel, als kollerten schwere Eisenpfannen, Kupferkessel und zerspringende Glocken zu vielen Tausenden über einen steilen Berg herunter. In dem grauenvollen Geschütter geht alles unter, was der Wehschrei eines Menschen ist, der Jauchzer eines Tapferen, der zu siegen hofft, das Röcheln eines Verlorenen, der sterben muß.

Hoch über dem wirren Schattengebalge von Menschen und Gäulen, von Blei und Eisen, von Dampf und Feuer — droben im Glanz der Sonne — rudert ein riesiger Schwarm von Wildgänsen durch die leuchtende Luft. Sie kommen vom Haspelmoor und fliegen den Seen der Berge zu. Während sie über das Schlachtfeld ziehen, bleibt der lange Keil ihres Heeres ruhig und verwirrt sich nicht — sie fliegen so hoch, daß alles, was unter ihnen auf der Erde wimmelt, ein winziges, träges, kriechendes Ding wird, dessen sie nicht zu achten brauchen.

Von der roten Sonne beschienen, sehen die vielen Vögel, die den Hügel von Hoflach überfliegen, wie eine Wolke wehender Rosenblätter aus.

Unter den Gepanzerten, die vor dem Jägerhause bei Herzog Ernst zurückgeblieben sind, schreit ein Frommer und Abergläubischer: „Jesus, ihr Leut, schauet hinauf in die Luft! Uns fliegen die Engel des Himmels zu. Wir müssen siegen."

Herzog Ernst, auf seinem schweren, unbeweglich stehenden Rosse, wirft einen raschen Blick in die Höhe und murrt: „Deine Engel haben Flügel. Aber Federn auch. Und sie schnattern." Dann späht er mit vorgebeugtem Halse wieder hinunter auf das wirre Bild der Schlacht, deren ohrbetäubendes Getöse zu ihm heraufquillt. Er wird unruhig. Eine bange Sorge beschleicht ihn. Der bescheidene Hauf seiner Reiterei ist zu hitzig vorgeprellt. „Ich sag's ja, der verrückte Jung! Wenn's schief geht, reiß ich ihm die Ohren weg." Er späht und streckt sich über den Rist des Gaules hin. Unter der Halsberge pocht ihm der Blutschlag wie ein Hammer. Immer mehr mißfällt ihm das gefährliche Spiel da drunten. Wohl hat sich Prinz Albrecht mit den Sechshundert, die hinter ihm herjagten, in tollkühner Tapferkeit schon tief hineingekeilt zwischen die Massen des Gegners und sägt sich noch immer weiter, weiter gegen das Fürstenbanner des Ingolstädters hin. Doch hinter dem Prinzen und seinen Reitern ist ein böses Loch geblieben; der Kernhaufe des Münchener Fußtreffens kann nicht so schnell folgen, obwohl die schweren Männer wie junge Buben rennen; und die leichten Flanken, bedrückt durch den regellos hetzenden Schwarm der Bauern, ziehen sich zu weit auseinander und werden gegen die Hügel geschoben. Wenn die berittene Übermacht der Feinde sich noch völlig herausstampft aus dem schlechteren Boden, ist alles verloren und alles wird niedergerasselt.

Aus der Kehle des Herzogs fährt ein rauher Schrei. Sein Sohn ist verschwunden, ist gesunken, vom Gaul gerissen. Ein wildes Gebrüll da drunten, halb wie Jubel und halb wie Schreck. Für einen Augenblick schließt der Herzog die Lider. Dann reißt er den schweren Streithammer vom Gürtel, wirft durch einen Ruck des Kopfes das Helmvisier herunter und schreit: „Ihr Männer! Los! Und drauf und dran! Oder mein lieber Sohn ist hin."

Die zwanzig gepanzerten Rosse jagen über den Hügel hinunter, durch eine Lücke des Treffens gegen den Feind.

Schon kreischt man über die stockenden Reihen hin: „Der Prinz ist tot!" Und Hunderte stehen erschrocken, Hunderte wollen sich wenden. Da hallt die Stimme des Herzogs: „Fürwärts, ihr guten Leut! Erschrecket nit! Mein Sohn ist wie ein andrer. Rettet euer Volk und Land! Drauf und dran! Hie gutes München! Seht, wie der Feind entflieht!" Dieses letzte Wort ist eine Lüge; doch eine hilfreiche. Gleich einer Mauer, die zu laufen verstand und jetzt das Springen lernte, drängt die neugeschlossene Reihe des Städter- und Bauernheeres dem Herzog nach und fällt mit Piken und Sensen, mit Bidenhändern und Morgensternen gegen Ludwigs anfeuchende Reitermenge. Und Herzog Ernst bahnt eine Gasse, faßt den Streitkolben mit beiden Fäusten und haut nach links und nach rechts hinunter, mit plumpen, klobigen Streichen, mit gewaltigen Hammerschlägen, unter denen die Helme und Schädel, die Platten und Knochen splittern. Hinter dem Herzog schiebt sich der Hauf der schweren Zünfte nach und ein Trupp von Bauern, die mit grimmigen Hieben dreinschlagen. Allen voran ist der Michel Ungeraten mit seinem rostigen Eisen. Er hält dem Herzog den Rücken frei und hat für jeden, den er mit wütendem Streiche niederdrischt, die drei gleichen Worte: „Schmeck, wie's tut!"

Ein wüstes Geraufe und Stoßen, Schreien und Fluchen ist um den niedergestochenen Apfelschimmel des Prinzen her. Vom schweren Körper des Gaules halb in den Morast gepreßt, wehrt sich der Liegende mit ermattenden Kräften. Einer schlägt ihm das Eisen aus der Faust, ein roter Einrösser reißt ihm den Helm herunter, faßt ihn am Hals und drückt den vom Blondhaar umringelten Kopf des Prinzen in den Kot: „Ergebt Euch, Herr!" Da saust in dem wirren Gewühl der Streitkolben des Herzogs auf den Nacken des Einrössers. Der bricht zusammen. Über ihm ein lachender Schrei: „Ui? Wolltest du meinen Jungen fangen? Den brauch ich selber." Die Münchener wollen jubeln, doch sie müssen sich ihres Lebens wehren. Zwei Reiterhaufen des Ingolstädters überflügeln das Gebalge, das um den Prinzen ist. Ludwigs Hauptmann Christoph Laiminger rennt gegen den Herzog an. Ein Streich des Michel Ungeraten wirft ihn vom Gaul. Und der Michel will noch schreien: „Schmeck, wie's —" Doch das dritte seiner Worte findet er nimmer. Stummgeworden rollt er unter die Hufe der Rosse.

In dicken Schwärmen prellen die Ingolstädter vor. Und ohne zu lügen, jauchzen schon viele von ihnen: „Sieg! Sieg!"

Da schrillt zwischen den roten Einrössern eine dünne Knabenstimme: „Rettet euch! Alles verloren! Rettet euch! Wendet die Gäule! Unser Herzog in Gefahr!" Der vordringende Schwarm der Ingolstädter stockt. Eine dumpfe Verwirrung. Und einer im mausgrauen Mantel reißt mit zerrenden Fäusten sein Roß zur Flucht. Wieder und wieder zetert er die zwei gleichen Worte: „Rettet euch! Rettet euch!" Zwanzig, dreißig, hundert beginnen zu fliehen. In langen Reihen wanken und weichen sie.

Herzog Ludwig mit den fremden Hilfstruppen, die im Treffen die Nachhut hatten und noch zu keinem Streiche gekommen waren, wirft sich dem Gewirr der Fliehenden entgegen, will das rennende Unglück zum Stehen bringen, befiehlt und droht und bittet, reitet gegen das eigne Volk und schlägt mit seinem deutschen Schwerte die eignen Leute nieder.

Wie eine eiserne Mauer preßt sich das Heer der Münchener gegen die weichenden Reihen des Gegners und drängt die letzten, die noch stehen möchten, auf den moorigen Boden zurück. Hier wird jedes Roß zu einem Feinde

seines Reiters. Die fuchtelnden Hufe schlagen auf Menschenleiber. Ein Stöhnen, Keuchen und Schreien. Und während die Frösche millionenstimmig das ewige Lied der Tiefe singen, wälzt ein verzweifelter Knäuel von Menschen und Tieren sich immer weiter gegen die weglosen Sümpfe hin. Rosse versinken bis über den Bauch, gestürzte Reiter tappen und waten, werden vom Gewicht der Rüstung immer tiefer gezogen und bleiben hängen wie Fliegen im bösen Honig.

Keine Rettung mehr! Herzog Ludwig muß das Elend der Stunde erkennen. Doch alles Zähe seiner Kräfte bäumt sich in ihm, und seine Fäuste greifen nach einem neuen Schimmer von Hoffnung. Noch ist nicht alles verloren. Nur sein Sohn ist ein Verräter geworden, oder noch ein Ekelhafteres: ein Feigling. Sonst nur ein Tag verspielt! Wohl liegen tausend von Ludwigs Treuen auf der Wiese oder hängen im Moor, oder rennen wer weiß wohin. Zweitausend hat er noch! Und mehr! Die muß er retten, zusammenhalten und führen, muß ihnen die Straße sichern, muß sie bei Dachau auf festen, verläßlichen Boden bringen. Dort will er sie sammeln, will sie ruhen lassen bis zum Morgen. Und wenn sie erkannten, daß nur der Haß des Bodens und die Widrigkeit einer Stunde sie besiegte, will er sie zu einem neuen, glückreicheren Stoße gegen München führen, morgen, in dieser jungen Sonne, die seine Sonne ist, die Sonne von Sankt Matthäi!

Mit den Truppen, die noch frisch geblieben — mit den Salzburgern und Gadnischen, mit dem Zug der Chiemseer und Törring — besetzt er im Blutglanz des sinkenden Abends die Amperbrücke bei Olching und formiert einen langen, weit auseinanderstrebenden Trichter, der die verwirrten Schwärme der Fliehenden auffangen und sie zu ruhigem Rückmarsch in dünner Reihe zwingen soll.

Das gelingt ihm.

Es gelingt, weil Herzog Ernst bei dämmerndem Abend die Seinen sammelt, um sie von einer hetzenden Verfolgung auf gefährlichem Boden abzuhalten. Und weil er ein genügsamer Sieger ist „Gott hat uns aus der Not gehoben. Jetzt wollen wir barmherzige Menschen sein."

Im sinkenden Zwielicht werden die Verwundeten zusammengetragen, Freunde und Feinde. An die Dreihundert hocken und liegen im Wiesgarten vor dem Hoflacher Jägerhause. Nur wenige sind schwer verletzt. Gefallen ist vom Heer der Münchener nur ein einziger. Er liegt wie ein steifes Holz im Gras, ist in den Mantel des Herzogs eingewickelt und hat einen neuen Namen bekommen. Man wird ihn zu München in der Schloßkirche bestatten, und der Büchsenmeister Völschel, der alle Verse für seine Haupt- und Kammerbüchsen selber macht, hat schon eine Grabschrift für ihn gefunden:

Ein Bauer hieß Michel Ungeraten,
Da seine Auglen noch blitzen taten,
Hat gelacht für Sieben, gefochten für Zehn,
Heißet im Himmel: Herr Seelenschön!

Das Verslein gefiel den Fürsten, Bürgern und Bauern. Nur ein alter Schwabinger schüttelte den Kopf und sagte: „Seiner einschichtigen Mutter wird's nit zusagen. Der wär ein lebendiger Ungeraten lieber."

In der matten Helle, die der versinkende Brand der beiden Dörfer am späten Abend noch machte, musterte Herzog Ernst die Schar der Gefangenen. Fast ein halbes Tausend. Nicht viele waren in der Schlacht gewonnen; unter ihnen ein paar von des Ingolstädters besten Leuten: der verwundete Hauptmann Christoph Laiminger, Herr Jörg von Frauenberg und Seiz

Marschall von Oberndorf. Die meisten der Gefangenen — darunter mehr als zweihundert adlige Herren — hatte man nach der Schlacht aus dem grauen Pfuhl gezogen. Wie man Fische im Moorwasser fängt, mit der hohlen Hand. Bevor man diese erbeuteten Grafen und Barone unter Siegesjubel und Glockengeläut nach München einbringen konnte, mußte man sie ein bißchen säubern. Mit plätschernden Wassergüssen spülte man ihnen den Morast von den kostbaren Rüstungen. Lachend sagte Herzog Ernst: „Ihr Herren, verzeihet der groben Wäsch! Meinem Sohn ist's auch nit feiner ergangen. Der putzt noch allweil an seinem langen Haar und riecht wie ein fauler Karpf."

Von irgendwo — aus einem Dorfe, das noch nicht verbrannt war — klang im Grau des Abends der Hall einer Glocke.

Der Herzog und die Seinen beugten das Knie zur Andacht. Sie dankten dem Himmel für den flinken Sieg, den sie im Gold dieses sinkenden Tages erfochten hatten, bevor eine langsame Christenseele hundert Vaterunser hätte beten können.

Nach dem Amen tat Herzog Ernst das Gelübde: „Wo Gott uns geholfen hat, will ich zu ewigem Gedächtnis eine Kapelle erbauen."

Unter einem Himmel, der noch hell war, begann das Heer der Münchener den fröhlichen Rückmarsch. Die Bürger schwatzten, die Bauern sangen.

Von den glostenden Feuerstätten der niedergebrannten Dörfer huschten Männer und Weiber am schwarzen Waldsaum gegen das stillgewordene Schlachtfeld hinunter und holten sich von den kaltgewordenen Ingolstädtern, die Herzog Ludwig wider Willen zurückgelassen hatte, eine kleine Vergütung für ihren Brandschaden. Bei der Plünderung des vergessenen Fürstenzeltes fanden sie einen Gefesselten, dem sie die Freiheit gaben, weil sie glaubten, das wäre einer von Herzog Ludwigs Feinden.

Gelächter, harte Flüche und leise Stimmen. Und manchmal ein lautes Klatschen in den weißlichen Wassertümpeln, die noch immer einen Schimmer von Helle zu spiegeln hatten.

Über den großen Pfützen zuweilen ein Flügelrauschen, ein aufgeregtes Entengeschnatter.

Und noch immer sangen die Frösche.

In der Dämmerung huschten zwei große Hunde wie rasend zwischen dem Schlachtfeld und dem Lauf der Amper umher. Winselnd und kläffend verschwanden sie im Dunkel.

## VIII

Wie ein schwingender Orgelton, verschwebend und wieder wachsend, scholl das Lied der weiten Sümpfe in die kommende Nacht. Von den Rändern der flachgedehnten Moore klang es noch über das feste Land hinaus, bis zu den schwarzgewordenen Waldhügeln, die zwischen Günding und Dachau einen großen, dunklen Wiesenkessel umzogen.

In den schwarzen Wäldern nirgends ein Feuerschein. Doch immer wieder das Geräusch von brechenden Zweigen, ein Stampfen ungeduldiger Pferde, ein leises Klirren von Eisen.

Aus einer finsteren Wand des von unsichtbarem Leben durchlispelten Waldes lösten sich zwei graue Reiter und hielten auf einem Wiesenhügel: Malimmes und Jul. Ihre Gäule standen Seite an Seite, während die beiden schweigend hinausspähten über das singende Moor.

Gegen Westen streifte den Horizont noch ein matter Blutschein des versunkenen Tages. Und in der südlichen Ferne, wo der Himmel zwischen

dem Stahlblau der vorrückenden Nacht und dem glimmenden Rot des Westens eine gelbgrüne Tönung hatte, hing etwas Traumhaftes in den Lüften. Es war von rätselhafter Form, hatte ein zartes Leuchten und drohte hinter den dampfenden Herbstnebeln zu versinken. Fast glich es den schimmernden Zacken einer großen Krone, die ein unsichtbarer König trug: die Kette der Berge, auf deren höchsten Zinnen noch ein roter Nachglanz der untergegangenen Sonne lag.

In dem leiser werdenden Lied der Frösche ließ sich von Westen ein Geräusch vernehmen, ähnlich dem fernen Lärm jener Elendsnacht, in der die Ramsauer den andächtigen Bittgang zum heiligen Zeno unternommen hatten. Wie ein Gerüttel von Erbsen in einer eisernen Schüssel.

Ruhig sagte Malimmes: „Da kommen sie. Herr Heinrich hat gut gerechnet. Wenn er die wilde Fiebernacht übersteht, wird Gott wieder wollen müssen, was der Herzog will. Wär ich der Herrgott, so hätt ich einen andern Willen."

Stumm und unbeweglich kauerte Jul im Sattel, war auf den Hals des Pferdes gebeugt und spähte über das klingende Moor hinaus.

„Was wir da schaffen müssen, ist ein übles Ding." Malimmes redete durch die Zähne. „Einen Feind totschlagen? Gut! Einen Erschlagenen drosseln? Ich versteh's nit." Er lachte. „Muß wohl sein, daß ein niedriger Lumpenkerl nit weiß, wie ein fürnehmer Herzog rechnet: zweimal zwei ist drei für die andern, zweimal zwei ist sieben für den Herzog. Sein Turm wird fett dabei. Unsereins bleibt mager."

In der nebligen Ferne, wo die ruhelosen Erbsen rasselten, glommen die Fackeln auf, die der fliehende Heerhaufen entzünden mußte, um zwischen Sumpf und Sumpf die feste Straße nicht zu verlieren. Und im Süden wuchs ein rötlicher Schein: das Freudenfeuer, das man zu München entzündete. Um die heimkehrenden Sieger zu begrüßen, läutete man in der Stadt mit allen Glocken. Das vielstimmige, durch Ferne und Nebel sanft gedämpfte Geläut schwamm über den singenden Sumpf herüber und mischte sich mit dem Lied der Frösche, das wie eine zärtlich flüsternde Stimme im Dunkel schwebte: „Komm komm komm komm komm —"

Schauernd unter den stählernen Schienen, fiel Jul im Sattel vornüber und preßte das Gesicht in die Mähne des Gaules.

Malimmes ließ den Zügel fallen, griff mit beiden Armen hinüber und richtete den zitternden Gesellen auf: „Sei gescheit! Tu dich aufrecht halten! Was ist denn das?"

„Malimmes! Ich sterb, ich sterb!"

Da lachte der Bauernsöldner mit einem wunderlich wehen Klang. „Sterben? Das glauben die Maidlen allweil, wenn ihr Leben erst richtig anheben will."

Jul hob den Kopf und sagte mit der Stimme einer verzweifelten Seele: „Mensch, ich versteh dich nit! Du redest wieder, ich weiß nit was."

„Ganz gut verstehst du mich. Guck übers Moor hinaus!" Malimmes deutete nach den Fackeln, die weit da draußen gaukelten. „Da kommt einer. Der lebt! Er muß leben. Da glaub ich dran, du Kind meines gütigen Herren! Eh zwei Tag versinken, ist das Lachen in dir. Oder seit Adam ist kein Prophet auf der Welt gewesen, und der Malimmes vom Taubensee ist ein Schaf mit sieben Haxen." Das heitere Schwänzlein, das er hinter den Ernst seiner Worte gehängt hatte, wollte nicht wirken.

„Du tust mich martern."

„So mußt du's halt ein lützel aushalten. Ein junges Mannsbild darf

nicht wehleidig sein. Jetzt bist du noch eins. Was du sein wirst, bis der Neumond ins Wachsen kommt, mag ich nit wissen. Und paß auf, Gesell, ich sag dir was! Die irdischen Leut in ihrer Torheit reden von allerlei Sachen. Die sagen: Tod oder Leben, Ehr oder Schand, Hab oder Armut, Licht oder Finsternis. Für alles, nach dem sie dürsten oder was sie fürchten, haben die narrischen Menschen so einen Laut. Ist alles bloß ein lausiges Wörtl. Alles ist Nußhaut. Kern ist bloß ein einzigs. Die's richtig erleben, können nit sagen, was es ist. Bloß die wissen es, die's nie nit finden und allweil hungern. Die sagen: Glück! — — Bub? Hörst du, was ich sag?"

Ein schluchzender Laut.

In der Höhe fingen die Sterne zu blitzen an, während über dem Moor das Nebelziehen der Herbstnacht immer dichter qualmte. Die Feuerhelle der siegreichen Stadt war schon verschwunden. Und auch der Schein der vielen Fackeln, die sich über die Moorstraße herbewegten, drohte zu erlöschen in diesem schwärzlichen Grau. Doch immer lauter scholl das Erbsengerüttel in der Eisenschüssel.

Während die Köpfe der zwei ruhig stehenden Gäule zärtlich miteinander scherzten, waren die Worte des Malimmes ein heißes Flüstern: „Muß ein hurtiges Ding sein! Das Glück! Hat zwei springende Füß, will nit stehen bleiben und mag nit warten. Lauft einem allweil davon. Wer's haben will, muß es greifen im richtigen Schnaufer. Ich Esel hab den richtigen verpaßt. Liebs Maidl, tu die Augen auf! Wenn dein Glück kommt, so pack's!" Seine Stimme wurde wie das Knirschen eines Fieberkranken. „Laß nimmer aus! Das Glück ist alles. Und was du brauchst dazu, das nimm! Ist alles dein! Mein Sack und Geld, mein Roß und Eisen, mein Blut und Leben. Nimm's! Und daß du's weißt: fürgestern hat mir der Herzog einen geschenkt, den ich fangen will. Und der ist dein! Nimm ihn! Nimm ihn!"

Taumelnde Worte: „Ich weiß nit, wen du meinst!"

„Den du lieb hast!"

„Mensch!" Eine Stimme in heißem Zorn. „Bist du ein Narr? Oder redest du im Rausch?"

Nach langem Schweigen sagte Malimmes heiter: „Jetzt hast du's troffen! Ist wahr, heut hab ich den Becher fest gelupft. Ich fürcht mich nit so leicht. Aber heut? Recht hast du! Heut hab ich mir ein lützel Mut in die Leber gegossen. Weil ich sorg, daß morgen Verliertag ist. Das Letzte verlier ich nie. Ich selber bleib mir noch allweil. Aber morgen verlier ich das Beste." Er faßte mit einem wilden Griff den Zügel des Falben. „Komm! Wir müssen dem Seipelstorfer Meldung machen, daß die Mäus ins Wasser hupfen." Er ließ die zwei Gäule keuchend hinaufjagen über den steilen Hügel, auf dem der Wald begann.

Draußen im Moor verwandelte sich das Gerüttel der Erbsen in ein schweres Eisengerassel. Gäule stampften, man hörte das Räderknarren flink fahrender Karren, den dumpfen Schritt marschierender Haufen. Das Wiehern und Schnauben der Rosse, schreiende Befehle, und die vielen aufgeregten Stimmen — alles schmolz ineinander zu einem wirren Lärm. Auf der festen Wiesenfläche, die vom Halbkreis der im Nebel unsichtbaren Berge umzogen war, sammelte sich das fliehende Heer des Ingolstädters. Zelte wurden aufgeschlagen, Lagerfeuer angezündet. Bei den Troßkarren rauften sich die Hungrigen um die Zehrung, die man austeilte. Die geleerten Karren verkeilte man gegen die Moorstraße zu einer Schanze, um das Kriegsvolk gegen einen nächtlichen Überfall der Münchener zu schützen.

Als die Erschöpften bei den Feuern ruhen konnten, ihren Hunger stillen und den Durst ersäufen, kam in den Lärm des von Nebeln umsponnenen Lagers ein heiterer Klang. Die Lagerdirnen sorgten für Aufmunterung der betrübten Helden.

Den Herzog hatte man zu einem Hauptmannszelt geführt, vor das Fürst Pienzenauer die Gadnischen als Wache stellte. Seinen scharlachfarbenen Einrössern traute Herr Ludwig nimmer.

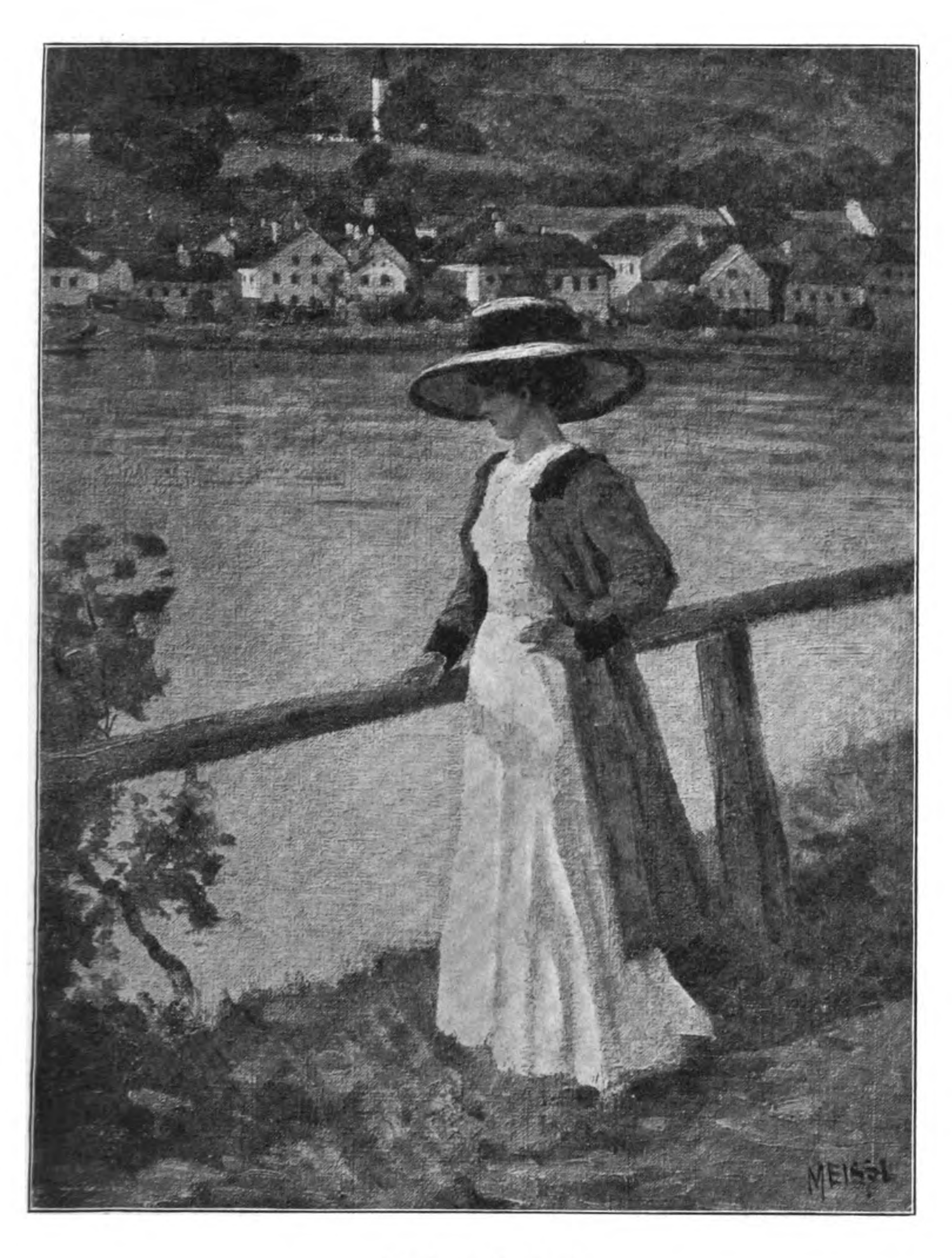
Während ihm beim Schein einer Kienfackel der zitternde Wolfl, der ein gedunsenes Gesicht und an den Handgelenken dicke Striemen hatte, die blauen, unter Schlammkrusten erloschenen Stahlschienen herunterschnallte, blieb der Herzog schweigsam. Er schien nicht zu hören, was die Herren und Hauptleute redeten, die im Zelte waren. Immer sah er die zwei abgehetzten Hunde an, die in ihrem schlammigen Haar auf einer Pferdedecke lagen und die jappenden Zungen über die schwarzen Lefzen hängen ließen.

Sein stolzer Körper war gebeugt, sein Gesicht gealtert. Dunkle Ringe lagen um die Augen, tiefe Schnitte um den Mund. Was ihm der Wolfl hatte sagen müssen, hatte ihm die letzte Kraft gebrochen. Als er des Eisens ledig war, sah er die Herren an und machte mit der Hand eine dankende Bewegung. „Morgen! Heut sind wir müde. Wer schlafen kann, soll es tun!“ Er lächelte ein bißchen. „Laßt euch was Holdes träumen! Die schönen Dinge muß man im Schlafe finden. Für den Wachenden sind sie, man weiß nicht, wo.“

Nun war Herr Ludwig allein mit dem Kämmerer. Geduldig ließ er sich säubern und pflegen, nahm einen Bissen und leerte den Becher. Schon auf das Lager hingestreckt, umklammerte er plötzlich mit seinen starken Fäusten die dünnen Waden des bejahrten Dieners und schrie: „Wolfl? Kannst du es glauben? Ein Sohn! Glaubst du das?“

Der Alte schüttelte den weißen Kopf. „Er hat mich doch selber vor den zwei Dieben gewarnt, die ihm verdächtig waren. So hätt er doch nit geredet, wenn er —“

„Gelt, nein? Und das mit dem Nachtigall? Das kann doch so sein! Und diese Feigheit in der Schlacht? Nicht Feigheit. Nein. Ich will Schreck sagen. Auch in gradgewachsenen Menschen muß erst erzogen werden, was Mut heißt. Ein Kind. Halb noch ein Kind. Und die erste Schlacht. Schreck ist ein menschliches Ding. Sein Schreck kostet mich viel. Das ist wahr. Aber auch ich erschrecke noch manchmal. Ich erschrecke vor Ratten. Weil mir ekelt. Und auch das ist wahr: er ist nicht gut, Wolfl. Böse Dinge sind in ihm. Wie in uns allen. Aber solch ein Fürchterliches? Nein. Was ich denken muß, ist nur ein Wechselbalg des bösen Mißtrauens in mir. Wolfl! Spei aus vor mir! Ich verrate. Nicht dieses verirrte Kind, das heute nacht um meiner Torheit willen seinen Kopf hinlegen muß, ich weiß nicht, wo.“ Er fiel auf das Lager hin. Eine Weile — bis Wolfl Graumann die Hunde gesäubert hatte — blieb er unbeweglich. Dann fuhr er mit dem Oberkörper auf, streckte die Arme und lockte mit zärtlichem Laut. Die zwei Bracken kamen gesprungen, duckten sich zu ihrem Herrn auf das Lager und machten sich klein unter seinen Armen. Mit den Händen preßte er die braun und weiß gefleckten Köpfe der Törringer Bärenfinder an seine Brust, wurde ruhig und lächelte. „Sieh her da, Wolfl! Das sind Tiere. Viele Menschen wissen nicht, warum es Tiere gibt.“ Er schmiegte das Gesicht gegen die Schnauzen der beiden Hunde. „Wie gut sie riechen!“ So blieb er ruhig liegen, mit den Runzeln eines wühlenden Denkens auf der Stirne.




**An der Donau**

**Nach einem Gemälde von August von Meißl**

Als einer der Bracken lauschend den Kopf erhob, fuhr auch Herr Ludwig auf und fragte heftig: „Wer hat die Wache vor unserm Zelt?"

Wolfl stammelte: „Ich weiß nit, Herr!"

„Hole mir den Mann, der da draußen befiehlt!"

Der Alte huschte davon. Und in der flämischen Rüstung — grau von Schlamm, der auch die Fasanenschwingen des Helmes noch so dick bespritzt hatte, daß sie wie Sperberflügel waren — trat Lampert Someiner in das Zelt. „Der gnädigste Herr gebietet?"

Weit die Augen öffnend, setzte der Herzog sich auf und nahm die Köpfe der Bärenfinder unter die Arme, als müßte er sie vor einem Fremden zur Ruhe zwingen. Doch sie murrten nicht. „Ei, schau doch! Der Ritter Someiner! Mein Berchtesgadner! Nimmer so schmuck wie vor einem Jahr. Und doch gefällst du mir besser." Er tat einen tiefen Atemzug. „Freund Pienzenauer hat es gut mit mir gemeint. Du vor dem Zelt da draußen? Da kann ich schlafen ohne Sorg. Und ich bin müde." Herr Ludwig sah wie verwundert die Köpfe seiner ruhigen Hunde an und nickte. „Die wissen, wer du bist." Er hob das Gesicht. „Jetzt weiß ich es auch. Zu Ingolstadt bist du mir in der Masse entronnen. Die Masse ist dünner geworden Da sieht man den einzelnen. Heut hast du mir Arbeit getan, bei der die Tapfersten verzagten. Viele Hunderte von meinen verstörten Schöpsen hast du zu Vernunft und auf ruhigen Weg gebracht."

„Herr, die haben sich selber besonnen."

Dem Herzog fiel die heiser umflorte Stimme auf. Er lächelte. „Hast du schon wieder einen verkühlten Hals?"

„Nein, Herr! Das ist noch allweil so. Es bleibt. Was schadet's?

Schweigend betrachtete Herr Ludwig diesen ruhigen, festen Mann, der noch die Jahre des Jünglings hatte. Dann sagte er ernst und langsam: „Die Törichten fragen. Und irgendwann kommt eine Stunde, die ihnen Antwort gibt. Daß du vor mir stehst, so fest, heute, in meiner Schmach, das ist eine Antwort. Für mich." Seine Worte wurden schwer wie Blei. „Warum hab ich dich nicht besser beschaut? Damals? Ich hätte auf deine junge, redliche Stimme hören sollen. Dann säß ich heute nicht, wo ich sitze. Und unsre Heimat wäre nicht ärmer geworden um viele Tausende von Menschen! — Damals, weil du heiser warst, hab ich dich ein bißchen drollig gefunden. Und wenn ich mich recht besinne, sagte ich dir ein höhnisches Wort. Willst du mir das verzeihen?" Der Herzog streckte die Hand.

Lampert umklammerte mit seiner gepanzerten Faust diese Hand, die von den Konstanzer Narben durchschnitten war. In seiner tiefen Erschütterung wußte er nicht, was er sprach. Er sagte: „Herr, für Euch in den Tod!"

Der Herzog schüttelte den Kopf. „Tod? Nein, Someiner! Jetzt weiß ich, was ich will. Morgen wollen wir einen Weg zu erträglichem Leben suchen. Und heimziehen, den Stolz zerbrechen und unser Haus bestellen. Der Fritz von Zollern würde sagen: meinen jungen Acker bauen. Und lernen wollen wir, wie man sein muß als Vater, um einen treuen Sohn zu haben." Herr Ludwig erhob sich und drückte schmeichelnd die Hunde auf das Lager hin. Nun hatte seine Stimme fast einen heiteren Ton. „Kluge Greise sagen gerne: zu spät! Sie sind die Narren. Weise sind nur die Hoffenden. Morgen kommt die Sonne von Matthäi. Sobald der Morgennebel schwindet, sollst du zu meinen Vettern nach München reiten. Dich will ich schicken. Du sollst meine Versöhnung mit ihnen bereden. Komm zu mir, wenn es Tag wird. Da besprechen wir alles. Jetzt lege dich ein paar Stunden schlafen! Hier in diesem Waldloch sind wir sicher."

In froher Erregung sagte Lampert: „Ich will wachen."

Der Herzog lachte. „Tue, was du mußt! So lautet das Gesetz der Verläßlichen. Jetzt kann ich schlafen. Gute Nacht, Someiner!"

Ein glückliches Leuchten war in Lamperts Augen. „Gesegneten Morgen, Herr!"

„Someiner? Bist du vermählt?"

Eine dunkle Welle ging über das braune Gesicht. „Nein, Herr!"

„Friede kommt. Nimm dir ein gesundes Weib! Und zeuge gradgewachsene und redliche Söhne! Man braucht sie auf Erden." Der Herzog wandte sich zu seinen Hunden und streichelte ihre schönen Köpfe. Als Lampert Someiner das Zelt verlassen hatte, sagte Herr Ludwig: „Wolfl? Wie kommt das? Ein Mensch. Und redet keine zwanzig Worte. Und wird ein Stab und ein Wegweis. Wie kommt das?"

„Gnädigster Herr, das weiß ich nit."

„Wolfl, du bist ein altes dummes Huhn." Heiter faßte der Herzog den Kämmerer am Ohrläppchen. „Das kommt so, weil in graden und gesunden Menschen die Seele zu reden anfängt, wenn die Lippen arm werden." Er streckte sich auf das Lager hin. „Lösche die Fackel! Dann kannst du schlafen gehen."

Draußen klirrte der Stampfschritt einer gepanzerten Ronde, die von Feuer zu Feuer ging, um Ruhe zu gebieten.

Die Flammen erloschen bei den Zelten und zwischen den wirren Haufen der Menschen, die in den Mänteln auf der blanken Erde lagen. Nur vor der Wagenschanze, bei der man, gegen die Moorschanze hin, eine starke Wache postiert hatte, loderte noch eine hohe Feuersäule. Ihre Helle lockte das Nachtleben des Moores an. Pfeifende Bekassinen schossen vorüber, dicke Rohrdommeln, die wie Raben krächzten, überflatterten mit schwerem Flug die hohe Flamme, und manchmal sauste ein kleines Entenvolk heran, wendete mit ängstlichem Geschnatter und verschwand wieder. Das Gewimmel der Moosschnaken hing wie ein wogender Schleier in der Helle, und ruhelos kam ein immer wachsender Flug von Nachtschmetterlingen gegen die Flamme her; das war wie ein rötliches Schneegestöber; jene, die tief in das Feuer flogen, verwandelten sich in aufblitzende Sternchen; und die andern, die sich nur versengt hatten, begannen rings den Boden mit kleinen Leichen und mit einem Gewühl von kribbelnden, in Schmerzen taumelnden Insektenleibern zu bedecken. — —

Als der Morgen graute, wurde Lampert Someiner, der wachend die ganze Nacht vor dem Fürstenzelt gestanden, zum Herzog gerufen.

Träg ermunterte sich das Lager. Die Leute, die bei der quälenden Insektenplage keinen Schlaf gefunden hatten, waren übernächtig, müd, erschöpft, voll übler Laune; und immer scharrten die angepflöckten Gäule, unruhig und gereizt.

Gegen die siebente Morgenstunde begann der Nebel sich aufzuhellen und kroch nach Westen über das Moor hinaus. Manchmal sah man einen Schimmer, als wäre irgendwo die Sonne.

Mit kleinem Geleit — an den langen Speeren die weißen Friedenslappen — trabte Lampert Someiner, als Gesandter des Herzogs, von der Wagenschanze über die Moorstraße hinaus, auf München zu. Beim Reiten schlossen sich manchmal seine Lider über den heißen, rotgeränderten Augen.

Sonnbeglänzte Waldkämme tauchten aus dem schwindenden Grau; wie kleines, glitzerndes Spielzeug sah man zwischen leuchtenden Schleiern und blauen Himmelsflecken die Dachauer Höhe mit Mauern, Turm und spitzigen

Firsten; und in der Tiefe blinkten schon die vielen Wassertümpel des Moores wie funkelnde Silberschilde zwischen goldgetönten Nebelstreifen.

Da scholl von dem Waldloch, in dem das Lager war, ein wüstes, grauenvolles Geschrei.

Lampert verhielt seinen Pongauer Rappen, streckte sich in den Bügeln und spähte. Zwischen den wehenden Dünsten, aus denen das fürchterliche Stimmengekreisch herausschrillte, sah er ein braunes Gewühl von Menschen und Rossen. Und über die sonnbeglänzten Waldhügel rollten blitzende Wogen von Eisen gegen das verwirrte Lager herunter: dicke Reiterschwärme und breite Züge von Fußknechten.

„Wendet! Jesus Maria! Wendet!" brüllte Lampert mit seiner rauhen Stimme, warf den Rappen herum und riß das Eisen aus dem Leder. „Wendet, ihr guten Leut! Der Herzog in Not!"

Er jagte mit den Sechsen, die sein Geleit waren, gegen das Lager zu. Auf der Straße, die schmal durch die weglosen Sümpfe hinzog, quoll ihm ein tobendes Gedräng von Fliehenden entgegen, von springenden Männern, schrillenden Dirnen und hopsenden Reitern. Lampert sperrte mit seinem Geleit den Weg, befahl und schrie und bettelte und stach die Rosse nieder, die an ihm vorüber wollten. Aber da half kein Mut und kein Wille eines Menschen mehr. Die Angst dieser waffenlos Entfliehenden war wie eine sinnlose Walze, die alles niederdrückte, was ihr im Wege stand.

Die junge Sonne von Matthäi lächelte goldschön aus dem reingewordenen Blau herunter, und vom Dachauer Kirchturm klang das Geläut der frommen Sonntagsglocken, während auf der Moorstraße die niedergerittenen Menschen sich unter den Hufen der jagenden Rosse wälzten und schreiend über die Straßenböschung hinunterkollerten in den grundlosen Schlamm. Die vielen im Morast auf und nieder tauchenden Hände waren wie hüpfende Fische, und gleich aufgeblähten Fröschen waren die irrenden Menschenköpfe, die mit starren, weit aufgerissenen Augen aus den Tümpeln ragten. Rosse tappten und keuchten durch den schwarzen Pfuhl, versanken und tauchten wieder auf, wühlten sich in den Tod hinein oder hingen mit den Vorderbeinen geduldig an einen Moosbuckel angeklammert. Und eines von diesen Rossen — ein Pongauer Rappe — stand reiterlos und mit enggestellten Hufen auf einer kleinen Raseninsel, peitschte seine graugewordenen Flanken mit dem schlammtriefenden Schweif und wieherte klingend über den von Sonne klingenden Sumpf hinaus.

Und drüben, gegen Norden hin, auf der andern Seite des von Heinrichs Truppen schon umzingelten Lagers, war ein klirrendes Gehämmer wie von tausend Schmieden.

Herzog Ludwig, im blauen Stahl seiner Ingolstädter Rüstung und mit dem breiten deutschen Schwerte, brach unter verzweifelten Streichen eine Bresche in die eiserne Mauer der Landshuter Harnascher. „Lieber den Tod, als mich fangen lassen von dieser giftigen Spinne!" Er schlug und focht und erkämpfte Schritt um Schritt — mit ihm Herr Peter Pienzenauer und die Chiemseer, der Hochenecker mit den salzburgischen Rittern und gegen dreihundert von Ludwigs Lehensherren und adligen Söldnern. Und allen voraus, immer an der Seite des Herzogs oder vor ihm her, drosch und hämmerte Kaspar Törring, der aus dem „Teufel von Jettenbach" verwandelt war in den mörderischen Satan von St. Matthäi. Das Gekläff von Ludwigs Hunden, die hin und her durch das Gewühl der Kämpfenden sausten, schien die tollkühnen Kräfte des Törring zu verdoppeln. So oft er das Zorngeläut der Bärenfinder hörte, lachte er unter dem blutbespritzten

Visier und schlug und schmetterte alles vor sich nieder. Und immer suchten seine Augen, immer schrie er: „Die Laus? Wo hat sich denn die winzige Laus versteckt?" Er brüllte: „So eine Laus! Ich will ihr einen Tod bescheren, gegen den das Leiden meiner sechzig Bracken ein seliges Verschnaufen war!" Und als er die Landshuter Mauer durchbrochen hatte, wandte er den schweren, in Eisen gehüllten Gaul und schlug und riß den Herzog aus dem Gewühl heraus, das ihn bedrängte.

In Erschöpfung keuchte Herr Ludwig: „Durch! Nach Regensburg, zum König! Oder alles ist verloren für mich."

Die letzten, die um den Herzog waren, begannen schon mit dem Fürsten die Flucht gegen das enge Waldtal beim Webelsbache. Da rasselte eine neue Mauer lebendigen Eisens gegen sie heran: Herzog Heinrichs Kerntruppe, die Harnaschreiter und Trabanten von Burghausen. Beim Zusammenstoß ein Stahlgeschütter, daß es weithin durch die Lüfte klirrte und allen Stimmenlärm verschlang, der über der Kampfstätte fieberte. In dicken Haufen rasselten die Burghausener gegen den Herzog an, jeder wollte den goldenen Preis der tausend Dukaten verdienen, mit denen Herr Heinrich den kostbaren Gefangenen zu bezahlen versprochen hatte. Ein wüstes Hauen, Stoßen und Stechen. Nur einer von diesen Schwergepanzerten, ein klobiger Mann, dem das weiße Schläfenhaar unter dem Helmsturz herausquoll, schlug mit seinem langen, breiten Eisen nicht zu und hob es nur, um die niedersausenden Hiebe von sich abzuwehren. Doch immer tiefer drängte er den Gaul in das klirrende Gewühl und streckte sich und spähte, atmete schwer unter den stählernen Platten und suchte, wie ein Dürstender den Brunnen sucht. Nun ein Zucken, ein Aufstraffen des Körpers. Und ein wilder Schrei:

„Hartneid Aschacher!"

Ein schmuck Gerüsteter, dem unter dem kurzen Schlachtvisier der ergrauende Knebelbart wie eine zierliche Sache herausstach, drehte bei diesem schrillen Anruf wie in Verblüffung den Kopf. „Wer bist du?"

„Wehr dich, Lump! Einen Gruß von meinem Weib und Kind! Ich bin der Ramsauer Richtmann."

Ein Lachen unter dem Visier. Und der Chiemseer schwang sein Eisen. Da fuhr die schwere, in der Sonne blitzende Klinge des Bauern schon herunter wie ein zuckendes Licht. Und fuhr dem Hartneid Aschacher unter dem Arm in den Panzer und durch die Lende hinunter bis ins Geschlecht.

Aufatmend löste Runotter die Fäuste vom Griff seines Schwertes, das in dem rot aus dem Sattel stürzenden Mannskörper stecken blieb.

„Du nötest kein Weib nimmer!"

Runotter wandte den Gaul und suchte einen Weg aus dem tobenden Gewühl. Für den Ramsauer Richtmann war der Krieg zu Ende. Einen Hieb, den er kommen sah, parierte er mit dem geschienten Arm.

„Bauer, Gotts Teufel," brüllte hinter ihm eine Stimme, „wenn du nit schlagen magst, so wehr dich doch!" Und weil dieser Schreiende sah, daß der Bauer ohne Waffe war, entriß er einem adligen Herrn den Streitkolben. „Nimm, Bauer! Gotts Teufel, so nimm doch!" Das Gewühl des Kampfes keilte die beiden auseinander. Und Runotter, der einen niedersausenden Streich mit dem Arm nicht völlig parieren konnte, sagte ruhig zu dem Gegner: „Wie, Mensch, tu nit so grob! Dir bin ich nit feind!" Da stach ein andrer dem Herrn, der den Streich geführt hatte, das Roß zu Boden. Der Stürzende, der halb unter den Pferdeleib zu liegen kam, verlor den Helm: ein strenger Graukopf, bärtig, mit hagerem Gesicht und blitzenden Augen, die klug waren und ohne Schreck.

Runotter, dieses Gesicht erkennend, sprang erschrocken aus dem Sattel. „Jesus!" Mit den blutenden Armen zerrte er den Gestürzten unter dem Gaul hervor, stülpte ihm den Helm über das Grauhaar, gab ihm die Waffe in die Faust und half ihm auf das eigne Roß hinauf.

Fürst Pienzenauer in seiner Erschöpfung stammelte: „Deinen Namen!"

Schweigend wandte sich der Ramsauer ab und verschwand in dem Gewirr der Gäule.

Das war in dem gleichen Augenblick, in dem der Hauptmann Seipelstorfer den Herzog Ludwig halb aus dem Sattel gerissen hatte. Doch er brachte ihn nicht ganz zu Boden, mußte ihn wieder lassen, weil ein übles Versehen geschah.

Ein Söldner, der die Landshuter Farben trug und dem unter dem Helmsturz eine weiße Narbe gegen das braune, magere Kinn herunterlief, verbeulte dem Fürstenfänger mit einem verirrten Flachhieb den Helm so fürchterlich, daß der Seipelstorfer duselig wurde. Und Kaspar Törring, diese hilfreiche Sekunde benützend, riß den Herzog in eine freie Gasse — und drosch und sägte mit seinem schartig gewordenen Eisen — und schrie dem taumeligen Seipelstorfer höhnisch zu: „Sag deiner hundsmörderischen Laus, daß ich ihr den Loys genommen hab!"

Hinter dem klein zusammengeschmolzenen Häuflein der Ingolstädter, das die Umzingelung durchbrochen hatte und im Tal des Webelsbaches einen Fluchtweg gegen Norden fand, ging noch lange die hetzende Verfolgung her. Der Weg, den sie nahm, wurde bestreut mit niedergebrochenen Rossen und blutenden Menschen.

Um die Mittagsstunde — während die Sieger zu Sackmachern wurden, das Lager plünderten, die große Zahl der adligen Gefangenen um alle kostbaren Waffenstücke erleichterten und mit etwas unchristlicher Sonntagsarbeit die kaltgewordenen Feinde bis auf die letzte Leinwand schälten — in dieser sonnenschönen Mittagsstunde von St. Matthäi war Hauptmann Seipelstorfer noch immer duselig und wurde geplagt von einem steten Brechreiz. In so üblem Zustand mußte er seinem Herrn die Meldung bringen, daß Herzog Ludwig der eisernen Schlinge entronnen war. Fluchend ritt er zum Fürstenzelt hinauf, das inmitten einer freien Waldhöhe in der Sonne stand, umzogen von einer Schanze und einem blitzenden Ringe stahlgeschienter Wachen, die der Büchsenmeister Kuen befehligte. Herr Heinrich hatte reichlich für die Sicherheit seines Lebens gesorgt, das an diesem Tage minder vom Feinde als von dem brennenden Fieber in seinem Blute bedroht war.

Der Eingang des Zeltes war bewacht von vier Trabanten, die mit Eisen neben ihren Gäulen standen — unter ihnen Jul, dessen bleiches Gesicht mit irrendem Blick heraussah unter dem geflickten Schirmblech des Reiherhelmes.

Hauptmann Seipelstorfer bekreuzte sich, bevor er das Zelt betrat.

Ein Bündel senkrechter Sonnenstrahlen, durchwoben vom bläulichen Dampfe des Räucherwerkes, fiel von der Zeltgabel in den dämmrigen Raum. Der Leibarzt und vier Diener waren da; und weiße Tücher sah man, Schüsseln mit Essig und Wasser, Näpfe mit qualmenden Wohlgerüchen. Neben dem Tragsessel stand das Feldbett, auf dem der kleine braune Herzog im Zittern und Zähneschauer seines Leidens ruhte, mit nacktem Oberkörper und in den mit Stahl geschienten Reithosen. Sein Gesicht war verzerrt und brannte heiß. Die dünnen Lippen hatten eine weiße Kruste vom Fieberschorf. Und unter dem wirren Schwarzhaar, das sich buschig nach zwei Seiten sträubte, brannten die Augen wie ruhelose Flammen.

Beim Eintritt des Seipelstorfer fuhr Herr Heinrich auf, griff mit den kleinen, mageren Fäusten in die Luft und schrie: „Wo ist er? Habt ihr ihn?“ Der Hauptmann brauchte nicht zu antworten; sein Gesicht hatte dem Herzog schon alles gesagt. Ein welscher Fluch. Eine jagende Flut von Schimpfworten. Und mit den Zuckungen eines Tobsüchtigen fiel Herzog Heinrich auf die Kissen zurück.

Während der Arzt und die Diener um den von Fieber und Jähzorn geschüttelten Fürsten beschäftigt waren, blieb der Seipelstorfer ratlos stehen, noch lange. Endlich ging er. Als er das Zelt verließ und in die Sonne hinaustrat, hörte er den Herzog lallen: „Gott hat's nicht wollen. Aber ein Gutes hat auch Gottes Unlust. Heut hab ich tausend Dukaten gespart.“

Draußen sagte der Hauptmann zum Büchsenmeister Kuen: „So, du! Jetzt spei mich an! Ich bin in Ungnad.“

Der andre, mit den Brandnarben von Plaien im Gesicht, antwortete ruhig: „Das ist allweil so. Sobald er dich braucht, schießt ihm die Gnad schon wieder ein.“

Seipelstorfer nickte. „Hast recht! Ich tu, was sein muß. Fragt der Herr, so sag ihm, daß ich die Gefangenen nach Landshut führen laß. Viel Ehr stecken wir heut nicht auf den Helm.“ Mürrisch ging er davon und schwang sich in den Sattel.

Nach einer Weile kam einer von den Dienern aus dem Zelt gesprungen: „Flink, ihr Leut! Drei, viere sollen reiten! Nach Dachau hinauf. Und einen geistlichen Herrn holen! Schnell!“

Jul und die drei andern, die vor dem Zelt die Wache hatten, jagten davon. Zu Dachau fanden sie einen alten, kleinen, dicken Pfarrer. Der nahm sein frommes Heilgerät in einem Schnerfsack auf den Rücken. Dann schnallten sie ihn auf den Gaul des Jul, weil der Falbe unter den vier Rossen das frömmste war. Im Saus davon. Der hochwürdige Herr, der über dem Sattel wie ein Kleiensack hin und her schotterte und vor Angst und Mühsal fürchterlich zu schwitzen begann, wurde auch von der Frage noch gemartert: wie man mit einem Herzog vor seinem letzten Stündlein reden muß? So, wie mit einem Dachauer Bauern? Das ging nicht. Da mußte man feiner kommen. Aber wie? Der Hochwürdige fand es nicht. Er wollte sich nach der Titulatur des Herzogs erkundigen und wandte sich an den gepanzerten Buben, der mit der Hand an einen Sattelriemen des Falben geklammert hing und die Sprünge des Gaules klirrend mitmachte. Doch ehe der hopsende Pfarrer seine Frage stellen konnte, mußte Jul in Erschöpfung den Riemen auslassen und taumelte auf den Moosboden hin. Er blieb eine Weile liegen, mit den Fäusten auf dem Brüstling seines Panzers. Dann erhob er sich und fing im Wald zu rennen an und verlor den Weg. Oder zog ihn der wirre Lärm, der von irgendwo aus der Tiefe des Moorlandes zu ihm heraufttönte? Er sprang immer schneller, seine jungen Glieder schienen die Last des Eisens, das sie beschwerte, nicht zu fühlen. In seinen Zügen war der Ausdruck einer quälenden Angst, in seinen Augen der Blick einer gehetzten Seele.

Der Waldsaum. Und ein freier Blick von der Höhe hinunter in das Wiesental, in dem eine wilde Fröhlichkeit das eroberte Lager füllte. Zelte, Karren, Menschen, Rosse, Kriegsleute und Weiber, alles war klein durcheinander geschüttelt, wirr und farbig, von Sonne funkelnd und lebendig. Schallendes Gelächter, schreiende Stimmen, johlender Liedergesang und grelles Dirnengekreisch — das Bild eines siegreichen Heerhaufens, wie es Jul seit dem Sommer des vergangenen Jahres zu dutzendmalen gesehen

hatte. Und dennoch hatte das Bild dieses Sieges nur ein halbes Gesicht. Es fehlten die verzweifelten Bauern, und man sah keine brennenden Dörfer. Weil man im Land der Freunde und Verbündeten war, und weil die Ingolstädter an diesem Morgen zum Brennen keine Zeit mehr gefunden hatten. Und noch ein andres Ding war da drunten, das dem üblichen Bild der Siege nicht gleichen wollte. Auf der Moorstraße und am Rand der Sümpfe waren viele, viele Menschen mit Brettern und Stangen wunderlich beschäftigt. Fischten sie nach Fröschen und Mooskarpfen? Oder suchten sie nach versunkenen Menschen?

Auf der andern Seite des Lagers war es wie sonst nach einem Gefechte: viele Pferdeleichen; eine lange Reihe von Lastträgern; und immer zwei von ihnen trugen etwas, das einem steifen Pfahl oder einem eingeknickten Sacke glich.

In der Seele des Buben schrie die Sorge: „Der Vater? Malimmes? Und —“ Mit sinnlosen Sprüngen hetzte er über den steilen Hang hinunter. Jäh ein Erstarren des jungen, schlanken Körpers. Und mit vorgestrecktem Hals ein entsetztes Spähen.

Weit da draußen im Moor, scharf abgehoben von einem glänzenden Tümpel, stand die zierliche Schwarzgestalt eines Rosses mit dicker Mähne und langem, wehendem Schweif.

Wer von Kind auf bei Tieren war, die Tiere liebt und dreimal ein Tier gesehen hat, erkennt es wieder.

Ein gellender Schrei. Und in taumelnder Seele eine jagende Bilderflucht: das Hängmoos mit den singenden Fröschen, und der Rappe auf einer kleinen grünen Insel im Sumpf; eine Feuerstätte mit brüllenden Ochsen, und der Rappe, der den buckligen Tod im Sattel trägt; das Hallturner Aschenfeld, von dem ein schaudervoller Geruch zum Fuchsenstein herüberweht, und dieser von Asche graugewordene Rappe, auf dem ein aschengrauer Reiter sitzt — —

Da draußen steht dieser Rappe. Und wiehert über den Sumpf hinaus — mit leerem Sattel —

Und der Reiter, den er getragen? Wo ist dieser Reiter? Dieser Reiter?

„Moorle!“

Wie die Schwalbe einen rauschenden Strom überfliegt, so schwimmt dieser klingende Schrei über den Lärm der Tiefe. Und der Gaul da draußen steht wie versteinert, mit gestrecktem Hals.

Durch das Gewirr der Leute, die am Ufer des Sumpfes mit Brettern, mit Spießen und langen Stangen fischen — die einen aufgeregt und barmherzig, die andern roh belustigt und den Fisch, den sie angeln wollen, nach dem Gewicht seines Lösegeldes schätzend — durch dieses Leutgewirr kämpft sich ein junger Harnascher, stößt andre nieder, schlägt mit den Fäusten zu, wenn der Weg sich sperren will, gewinnt die Moorstraße, jagt an der Böschung hin, späht mit huschenden Augen nach einem Pfad im Sumpfe, und immer wieder klingt seine gellende Mädchenstimme über die von Sonne glitzernden Tümpel: „Moorle — Moorle, ich komm —“ Er sieht nicht, daß ein Schwarm von Leuten hinter ihm her ist, hört nicht, was sie schreien, hört auch jene zornige Stimme nicht, die immer die gleiche Silbe brüllt, nur die eine Silbe: „Jul! Jul! Jul!“ So schrien einmal, auf der Straße vom Hallturm nach Berchtesgaden, zwei Stimmen in Zorn und Sorge. Jetzt schreit nur e i n e immer die gleiche Silbe wieder: „Jul, Jul, Jul...“

Am Hang der Straße jagend, reißt der gepanzerte Bub die stählernen Armkacheln von seinen Schultern, die Platten von den Armen, die Schienen

von den Schenkeln. Ein paar Augenblicke unter keuchenden Atemzügen rastend, zerrt er die gespornten Schuhe und die leinenen Lappen von den Füßen. „Moorle, ich komm!“ Und während er leichtfüßig, mit nackten Sohlen, von einem Moosbuckel zum andern springt, manchmal bis übers Knie hinuntertappend, schleudert er das Schwert in den Sumpf.

Manchmal ein Stücklein besseren Bodens, dann wieder das fürchterliche Grau, mit großen, trüben Lachen, mit Watspuren und Moorlöchern. Hat hier ein Roß sich durchgestampft? Ist dort ein Mensch versunken? Ein Speer ragt mit der Spitze aus dem Sumpf, dort schwimmt ein roter Mantel in einer Pfütze, hier zittert das trübe Wasser um ein regungsloses Ding, das aussieht wie ein blasses Menschengesicht.

Um den Buben herum ist eine Wolke der Moosschnaken. Immer müder und kürzer werden seine Sprünge. Das Eisen, das er noch trägt, ist schwer und zieht. Während die Augen suchen, in Angst und Hoffnung, reißt er die Halsberge und die Kettenhaube herunter, stülpt den geflickten, schlechtgewordenen Helm mit den Reihergranen wieder auf das dicht um die Schultern fallende Schwarzhaar, reißt am Brüstling seines Panzers die Schnallen auf, schleudert die stählernen Muscheln von seinem Leib, zerrt mit dem Lederwams den wunderlichen Polster herunter, der wie eine große Brille ist, und trägt nur noch das grobe Bubenhemd und die lederne Reithose, die bis zu den Hüften schon behangen ist mit Schlamm.

Das nahe Wiehern eines Gaules, aufgeregt und schmetternd.

„Moorle! Moorle!“

Durch dick verflochtenes Schilf ein verzweifelter Kampf. Ein Niederbrechen bis zu den Rippen, ein mühsames Aufwärtsklimmen. Jetzt wieder das offene Moor, mit grünen Buckeln, mit großen Silberschilden und kleinen Goldmünzen, mit den schlammig vollgeronnenen Stapfen eines Rosses. Und da drüben, auf halbe Steinwurfweite, steht der graugefärbte Pongauer, hat vorgequollene, weißgeränderte Augen und wiehert dem Leben entgegen, das er kommen sieht.

Es kommt; mit wilden Sprüngen, die den Tod verhöhnen. Und so oft sich die nackten, von Moor und Wasser triefenden Füße aus einem tragenden Rasenschopf hinüberschwingen zum andern, strafft und streckt sich der schlanke Mädchenkörper. Und unter dem schlammbespritzten Hemde zittern leise bei jedem Sprung die strengen Brüste.

Ein verstörtes Innehalten. Rings um den wiehernden Pongauer nur das glitzernde Wasser. Wo ist der Reiter? Julas verzweifelte Augen suchen, suchen, suchen. Schrei um Schrei. Doch keine Antwort. Nur von der Moorstraße quillt der Leutlärm herüber. Und ein Söldner, der zwei lange, feste Bretter von einem Troßkarren losgerissen, springt von der Straßenböschung hinunter und verschwindet im Schilf.

Immer schreit die Suchende. Ein jähes Besinnen in dieser ratlosen Angst. Nicht hier, wo der geduldige Rappe steht — da drüben muß sie suchen, wo die schlammigen Watstapfen des Pferdes herausführen aus einem Gewirr grüner Moosschöpfe! Sie springt und springt. Und sieht zwei graugewordene Fasanenflügel, die sich zwischen den Moosgräsern matt bewegen. Ein jauchzender Schrei der Suchenden, die gefunden hat. In ihrer Freude wagt sie einen unmöglichen Sprung, verfehlt den Rasenbuckel, tappt daneben und versinkt, zerrt sich in die Höhe, lacht und weint, macht sieben Sprünge noch, bei denen der Tod mit schwarzen Fäusten nach ihren Füßen greift — und da sieht sie über dunklem Wasser den geflügelten Helm und dieses bleiche, mit Schlamm bespritzte Mannsgesicht.

Ein zerwühlter, schwarzer Teig ist um ihn her. Vom Gewicht des Eisens hinuntergezogen, hängt er bis über die Halsberge im Moor, die geschienten Arme seitwärts gestreckt, mit den gepanzerten Fäusten eingeklammert in zwei kleine Moosschöpfe. Seit dem Morgen hing er so und wagte sich nimmer zu rühren, um nicht völlig zu versinken. Die Erschöpfung hat sein Gesicht gelähmt, doch die Augen sind offen. Sein Blick ist stumpf, er scheint die schwarz und grau umwickelte Gestalt, die immer näher kommt, nicht zu erkennen. Doch die schreiende Stimme hört er. Nun plötzlich ein Aufleuchten in den starren Augen. Er hat den Helm mit den Reihergranen erkannt. Wer ihn trägt, das weiß er — und nun weiß er auch, wer gekommen ist und um seinetwillen den Tod nicht fürchtet. Ein Aufatmen, ein Versuch, sich höher emporzuziehen — ein Lächeln wie in einem schönen, aber wunderlich verrückten Traum — dann schließen sich die Lider, während der Kopf mit dem schweren Eisenhute langsam gegen den Nacken sinkt.

Aufschreiend wagt Jula den Sprung nach einem Rasenschopf, der unerreichbar scheint. Und sie gewinnt ihn, die kleine Insel trägt, doch die Wucht des Sprungs wirft ihr den Helm vom Kopf. Sie will ihn haschen und könnte ihn noch greifen, bevor er niedertaucht. Aber da muß sie die Arme nach jenem sinkenden Leben strecken, das ihr mehr gilt als das eigne. Sie hat sich niedergeworfen. Von dem Rasen, der sie trägt, vermag sie den Arm des Niedergleitenden nicht zu fassen. Um ihn zu erreichen, muß sie hinunter in den schwarzgrauen Pfuhl. Die linke Faust in das zähe Wurzelwerk einklammernd, gleitet sie bis an die Arme hinunter — und kann mit der freien Rechten den Sinkenden greifen, faßt ihn am Wangenkamm der Halsberge, zerrt ihn langsam, langsam durch den zähen Schlamm an ihre Brust heran, hält seinen Nacken umklammert, fängt zu schreien an — und verstummt plötzlich und wird ruhig, weil sie sieht, daß einer kommt, der helfen wird. Gott will ihr beistehen und schickt den stärksten und treuesten der Menschen.

Es rauscht im Schilfe. Über die Kolben und Blätter taucht ein graues, flinkes Rad herauf, verschwindet, ist wieder da, kommt immer näher und näher. Etwas Farbiges taucht aus dem Röhricht heraus: Malimmes, seiner eisernen Wehr entkleidet, in der bunten Söldnertracht, mit nackten Füßen. Er hat zwei lange, feste Bretter. Auf dem einen steht er, das andre läßt er ein Rad schlagen, wirft es vor sich hin, springt hinüber, packt das Brett, auf dem er gestanden, schwingt es herum und baut die fliegende Brücke immer flinker gegen die beiden hin, die im Moor gefangen hängen. Immer lacht er, weil Lachen mutig macht; doch bei diesem Lachen zittert's wie Zorn in seiner fröhlich tuenden Stimme: „Höia, huppla, ihr zwei süßen Moosvögel, nur ein lützel Geduld, jetzt haben wir's gleich." Und während er das feste Brett hinschmeißt, daß die Schlammfetzen aufspritzen, höhnt er im Grimm seiner galligen Laune: „Ui, fein stecket ihr da beisammen, ihr zwei! Aber eine schieche Gelegenheit habt ihr euch ausgesucht. Sonst, wenn Glück und Lieb bei der Jugend Einstand halten, duftet's nach Rosmarin und Veiglen. Bei eurer Seligkeit schmeckt's wie auf dem Nüremberger Fischmarkt am Karsamstag!"

Erschrocken starren ihn Julas Augen an. Und ihre Stimme bettelt und zürnt: „So hilf doch, du! So hilf doch! Hilf!"

Er lacht in seiner Qual. „Gotts Teufel, ja, was soll ich denn machen sonst? Zwei, die speisen können, und einer, der hungern muß, ist allweil noch besser, als müßten alle drei das Maul an den Bindfaden hängen." Er hat das zweite Brett dicht vor die beiden hingeschoben, betrachtet ihre Gesichter, und das Lachen vergeht ihm. Ernst, mit einer wunderlichen Trauer,

sagt er: „So ein Krieg halt, gelt! Alles, was schön ist, muß er versauen! Wie du und der da, Maidl, so schaut die liebe bayrische Welt jetzt aus.“ Mit beiden Armen hat er zugegriffen und lupft den in halber Ohnmacht taumelnden Ritter Someiner aus dem Schlamm heraus.

Jula schwingt sich ohne Hilfe auf die Bretterbrücke.

Schweigend schält Malimmes dem Lallenden das schwere, schlammige Eisen der flämischen Rüstung vom Leib und schleudert Stück um Stück hinaus in das Moor. Auf der Brust und am Halse reißt er ihm den Koller und das Hemd auseinander. Und Jula schöpft immer Wasser mit den hohlen Händen und wäscht dem Taumelnden das Gesicht, die Brust und an den Handgelenken die Stellen, wo die matten Pulse ticken.

Beim Anblick dieser stummen, sorgenden Zärtlichkeit wird Malimmes ungeduldig: „Wie, du, jetzt laß einmal gut sein! Gar so päppeln brauchst du ihn nit. Der reißt schon von selber die Augen wieder auf — und greift nach dir.“

Verstört sieht Jula an ihm hinauf und stammelt: „Malimmes? Bist du's? Oder ist's ein andrer?“

Er vermeidet ihre Augen und murrt vor sich hin: „Krieg ist überall. Ich weiß nimmer, was recht und gut ist.“ Verstummend kniet er auf die Bretter nieder, schiebt seinen Nacken unter den Ohnmächtigen und nimmt ihn auf den Rücken und streckt sich. Er steht unter der schweren Menschenlast ein bißchen gebeugt. Dann sagt er ruhig: „Sei zufrieden! Ich trag ihn hinaus. Mit den Brettern mußt du den Weg machen. Das ist leichter.“

Während Jula über die Moosbuckel des Schlammes die fliegende Brücke baut und die Bretter schwingt, sieht Malimmes sie ein paarmal an und wendet gleich den Blick wieder von ihr ab. Was sie noch am Leib hat, klebt an ihr. Wie ein schönes, nacktes Weib, das aus dem Moorbad herausgestiegen ist — so sieht sie aus.

Ein Schilfboden mit besserem Grund. Und als der vergessene Pongauer die drei im Röhricht verschwinden sieht, beginnt er zu wiehern, daß es klingt wie eine Trompete.

„Sein Gaul!“ schreit Jula erschrocken auf.

Da verliert Malimmes die Ruhe wieder. „Mußt du denn alles haben? Dem Gaul ist nit zu helfen. Sei zufrieden, weil du dein Mannsbild hast.“

Stumm, mit Schmerz und Trauer in den Augen, sieht Jula ihn an. Und schweigend, in beginnendem Ermüden, baut sie die Bretterbrücke durch das Schilf.

Die Moorstraße war schon nahe. Deutlich hörte man das Schreien der Leute. Aber in dem hohen Röhricht und unter dieser dicken Wolke der in der Sonne schwärmenden Moosschnaken sah man nicht weit.

Und überall im Schilf die lärmenden, lachenden Menschen. Sie machten dem Malimmes das Brückenbauen mit den Brettern nach und fischten noch an die zwanzig von den eisernen Karpfen heraus. Wie viele hinuntergesunken waren in die schwarze Ewigkeit, das wußte man nicht.

Als das Röhricht dünner wurde und der Boden fester, ließ Malimmes die Last, die er trug, auf das Brett heruntergleiten. „Herr Someiner! Könnet Ihr stehen?“

Lampert hatte die Augen offen. Mühsam straffte er die von allem Grauen dieses Tages zerbrochenen Glieder. Er nickte. Und sah die Jula an, immer die Jula. Matt umklammerte er die Hand des Malimmes. „Ich danke dir.“

„Braucht's nit, Herr! Heut ist Zahltag für das Rappenholz von Berchtes-

gaden. Und für das Ingolstädter Rössel. Das müßt Ihr jetzt wieder reiten. Es ist mit dem Falben so gut zusammengewöhnt. Was sich lieb hat, därf man nit auseinanderreißen." Malimmes lachte. „Wie, Maidl, komm her da! Tu deinen Herrn schön in der Höh halten. Sonst fallt er um. Wie ihr ausschaut, ihr zwei, so laß ich euch nit hinaus. Ich mag nit, daß die Leut spotten, wenn so ein feines Paar daherkommt. Erst muß ich euch ein lützel säubern." Weil Jula nicht kommen wollte, ließ er den schwarzen, lächelnden Träumer allein auf dem Brette stehen. Da kam sie erschrocken gesprungen und griff mit beiden Armen zu. Und Malimmes hopste davon. Gleich kam er wieder mit einem Mantel und einem Eisenhut.

Jula hielt die Arme um den taumeligen Mann geklammert, sah ihn aber nicht an, sah immer gegen die Moorstraße hin, auf der die vielen Leute lärmten. „Der Vater? Wo ist denn der Vater?"

„Ich weiß nit, Maidl! Aber da mußt du nit Sorg haben." Malimmes sagte, was er selber glaubte. „Aus dem Treffen ist er aufrecht und lebendig heraus. Derzeit hab ich ihn nimmer gesehen." Unter den Toten und Verwundeten, die man zusammentrug, hatte er den Bauer nicht gefunden. „Ein Schub von adligen Herren, die man gefangen hat, ist nach Landshut abgegangen. Kann sein, da hat ihn der Seipelstorfer als Geleitsmann mitgeschickt. Mußt nit Angst haben! Komm, jetzt laß dich sauber machen — wie du sein mußt — heut —"

Er füllte den Eisenhut mit Wasser und goß es über Julas Schultern hinunter, um ihr den Moorschlamm von den Gliedern zu spülen. Den zweiten Guß bekam der Ritter Someiner. Dann Jula wieder einen. Guß um Guß. Malimmes teilte redlich. Und als die beiden auf dem schmalen Brett sich schauernd aneinander preßten, schöpfte er immer flinker und goß so reichlich, daß an den Triefenden bald keine Spur von Moorschlamm zu entdecken war. „Gelt, ja?" Er lachte wild. „Das ist gut für euch zwei: ein lützel kalt Wasser!" Dann wurde er ernst. Und seine Hände zitterten, als er den Mantel um Julas Körper hüllte. „Nimm! Da draußen sind Leut. Ich mag nit, daß die Grasaffen dich anschauen." Ein Zug von Schmerz erschien in seinem braunen, hageren Gesicht, dessen große Narbe so weiß wurde wie ein Kreidestrich. Und da fand er sein Lachen wieder und stülpte lustig den Eisenhut über Julas Kopf. „So! Du Kriegsmann! Laß nur dein feines Raubgut nimmer aus!"

Lachend watete er den beiden voraus, dem festen Boden entgegen.

## IX

Der Sonntagabend von St. Matthäi brannte mit allem Farbenzauber der Moorluft über dem trunkenen Lager, das erfüllt war von einem johlenden Gewühl. Hunderte von Bauersleuten waren aus den nahen Dörfern herbeigelaufen. Unternehmungslustige Wirte kamen mit großen Karren angefahren und verzapften Bier, Branntwein und gesüßten Roten. Fiedler und Blatterpfeifer spielten auf, und die Heertrödler handelten den Kriegsleuten die Beute ab. Von den Fußknechten des Ingolstädters, die man gefangen, entwaffnet und gegen Schwur auf Urfehde entlassen hatte, war die Hälfte geblieben, um sich mit den Siegern anzubrüdern und bei leeren Hosensäcken zu einem Trunk und Bissen zu kommen. Und die zahlreichen Lagerdirnen des ingolstädtischen Trosses hatten sich, den Wechsel des Lebens klug erfassend, zu Herzog Heinrichs beutereichem Heer geschlagen; eins von ihren großen Huschelzelten stand mit Pfeifenklang und Gelächter nicht weit von dem Wiesenfleck, auf dem in langen, stillen Reihen die

Kaltgewordenen lagen, deren Bestattung man wegen des heiligen Sonntags auf den kommenden Morgen verschoben hatte.

Der Lärm in den Lagergassen, das Gequiekse der Musikanten, die brüllenden Liederklänge, das Gelächter und Aufkreischen der Weiber und das emsige Dullenklopfen eitler oder gewissenhafter Kriegsleute — das alles schwoll zu einem Brummton ineinander wie von einer schwingenden Riesensaite.

Inmitten des in Tollheit schwärmenden Menschenhaufens stand ein stilles Zelt mit geschlossenen Tüchern. Malimmes hatte dieses Leinwandhaus einem Landshuter Söldner abgehandelt, dessen Beute es geworden war. Als Jula den erschöpften, taumelnden Mann da hereinführte, wurde Lampert von einer grauenvollen, an seinen letzten Kräften reißenden Erschütterung befallen. Es war das Hauptmannszelt, in welchem Herzog Ludwig die müde Rast dieser mörderischen Nacht gehalten hatte. Die erloschene Kienfackel stak noch im Eisenring, im Winkel war noch die schlammige Pferdekotze, auf der die beiden Hunde gelegen, und daneben das grobe Deckenlager, niedergedrückt und zerwühlt von einem schweren Körper, der sich hin und her gewälzt hatte in unruhigem Schlaf.

Beim Anblick des leeren Lagers riß sich Lampert von Julas Händen los, griff mit suchenden Fäusten ins Leere und schrie: „Ein Roß — nach München — ich muß nach München —"

Malimmes mußte den besinnungslos zu Boden Taumelnden auffangen und auf das Lager heben.

„Hilf ihm! Hilf ihm!" bettelte Jula in Sorge.

„Eins nach dem andern," sagte Malimmes, „fliegen kann ich nit." Er holte dürres Holz und Reisig, schlug Funken und schürte ein kleines Feuer an, dessen Rauch durch die Zeltgabel hinausquirlte. „Da tu dich trücknen, Maidl! Sonst mußt du morgen dein Glück mit Niesen und Husterei beginnen. Was ihr sonst noch nötig habt, ihr zwei, das treib ich schon auf."

Als er gehen wollte, umklammerte Jula seinen Arm.

Er sagte ruhig: „Laß aus! Heut tu ich den letzten Dienst als meines Bauern redlicher Knecht. Der Krieg ist aus. Ich muß auch was haben. Morgen reit ich nach Regensburg. Da geht mein freies, lustiges Leben an." Das heitere Lachen, das er bei diesem Wort versuchte, gelang ihm nicht.

Stumm, mit nassen Augen, sah Jula ihm nach, als er davonging.

Er brachte Wasser in zwei hölzernen Tränkeimern, brachte Leinwand und Wäsche, Zehrung, Brot, Geschirr und Löffel, einen zinnernen Becher und einen Krug mit Wein, Gewürz und Honig; er brachte nach seinem erprobten Augenmaße Kleider, Mäntel, Wehrstücke, Waffen, brachte alles, was man braucht zu einer Reise durch unsicheres Land. Wie ein Zaubermeister war er. Und wenn ihm einer nicht gutwillig geben wollte, redete Malimmes mit seiner eisernen Faust. Um alles herzuschaffen, tat er Dinge, für die ein strenger Profos ihn zu Stock und Bank, vielleicht zum Galgen gesprochen hätte. „So! Da liegt, was nötig ist!" Während seine schweratmende Brust sich hob, betrachtete er prüfend den jungen Someiner, der auf Herzog Ludwigs letztem Kriegsbett in einem bleischweren Schlafe seiner Erschöpfung lag. Ohne Jula anzusehen, murrte Malimmes: „Ein Stündl darfst ihn schlafen lassen. Nit länger. Sonst kreistet er morgen wie ein Mühsamer. Wenn er sich rührt einmal, da mußt du ihn wecken. Und nachher hilfst ihm. Hast es ja gelernt von mir." Unter dem Zeltspalt sagte er noch: „Ich geh derweil und hol dir den kostbaren Gaul noch aus der Schmier. Es müßt mir leid sein, wenn du von deinen Sachen was mängeln tätst."

Draußen blieb er stehen und preßte den Arm über die Augen. „Gotts Teufel und Not! Was ist ein verliebter Mensch für ein haariger Ochs! Die siebzehn, die auf dem Hängmoos hätten grasen sollen, sind nackete Mäus dagegen!“

Der leuchtende Abend drohte schon seine schönsten Farben zu verlieren, und die Frösche sangen. Im Lärm des Lagers hörte man das Lied der Sümpfe nicht. Aber draußen auf der Moorstraße — als Malimmes mit drei Verwegenen, die ihm helfen wollten, die fliegende Brücke mit vier Brettern baute — war das Unken der Kröten und Frösche wie ein Glockenton in der Luft.

Der Pongauer, den man als schwarzes Figürchen gegen den gelben Himmel sah, graste ganz gemütlich auf seiner verläßlichen Insel.

„Freilich! Der weiß, daß ein Ochs um seinetwegen in die schwarze Supp springen muß!“

Das wurde eine schauerliche Arbeit. Malimmes, zwischen seinen grimmigen Flüchen, brüllte immer: „Es hilft dir nichts! Heraus mußt du!“ Und als die drei Verwegenen mutlos wurden und den Malimmes im Stiche ließen, brachte er den Gaul allein heraus. Während er das keuchende Tier durch das letzte Röhricht zerrte, begann die Nacht zu sinken, und die Sterne funkelten. Wie er Jula und Lampert gesäubert hatte, so machte er auch den Pongauer blank. An den eignen Kleidern ließ er den Sumpfschlamm hängen. Und den linken Arm bewegte er ein bißchen langsam; der Gaul hatte ihn geschlagen.

Hinter dem Hauptmannszelte wurde der Pongauer angepflöckt. Dann schickte Malimmes einen davon, um den Falben von der Zeltstätte des kranken Herzogs herunterzuholen. „Und frag den Hauptmann, wohin man den Runotter verschickt hat.“ Er selber holte den eignen Gaul und pflöckte ihn neben den Pongauer.

Dann saß er in der sternhellen Nacht neben den beiden Rossen auf der Erde und hielt den Kopf zwischen die Arme gewühlt. Er wollte die linde, zärtlich klingende Knabenstimme nicht hören, die im Zelte redete. Und dennoch mußte er lauschen und diesen Klang in seine Seele trinken. Deutlich hörte er, wie die Stimme sagte: „Paß auf jetzt! Ein lützel weh wird's tun. Aber das mußt du aushalten. Es hilft. So hat der Malimmes auf dem Schwarzeneck meinem Vater geholfen!“

Der Lauschende knirschte durch die Zähne. „Guck! Mit meinen eignen Wörtlen redet sie.“

Er hörte die drei Streiche der Handschneide, dann die Stimme der Jula: „Jetzt mußt du ein paar feste Schritt machen!... Gelt? Viel besser geht's?“

Ein leises, frohes Lachen, nur ein bißchen heiser: „Ich schau dir in die Augen und bin gesund.“ Lange war kein Laut mehr zu hören. Nun die gleiche Stimme: „Warum wirst du immer so stumm, wenn ich rede?“

„Weil mir deine kranke Stimm so weh tut. Und weil sie mir so lieb ist.“

Malimmes rannte in die sternhelle Nacht hinaus, die sich von den Moorflächen her mit dünnen Nebeln zu füllen begann.

Im Lager war es ruhig geworden. Viele hatten sich schon auf den Heimweg gemacht. Und viele, die müd oder betrunken waren, schliefen schon. Nur vor den Wirtsbuden grölten die noch immer Durstigen, und aus den Huschelzelten wirbelte die tolle Heiterkeit, der Fiedelklang und das Pfeifengetriller zu den halb verschleierten Sternen hinauf.

Wie angesteckt von dieser Lustigkeit schrie Malimmes plötzlich einen wilden Jauchzer in die Nacht. Dann sang er vor sich hin:

Ich leb, weiß nit, wie lang,
Ja leb, wie lang?
Ich sterb und weiß nit wann,
Ja sterb, und wann?
Ich reit, weiß nit, wohin,
Wohin?
Weiß nit, warum ich so fröhlich bin!

Ohne daß er es wollte, war er wieder dem Hauptmannszelte zugegangen und saß neben den zwei Gäulen wieder auf der Erde, mit der Stirne zwischen den Fäusten. Und hörte die Stimme des jungen Someiner, der immer redete, heiß und drängend:

„Jula, das muß ich tun. Ich muß nach München. Noch heut in der Nacht, in dieser Stunde, jetzt. Leben und Freiheit, die ich dir und deinem Mut verdanke, will ich nützen für den Fürsten, dem ich diene. Sein Elend hebt nicht auf, was er in meine Hand gegeben. Ich muß. Mein Weg nach München in dieser Nacht ist nötiger, als er's am Morgen war. Ich reite. Dich lasse ich nicht im Lager. Wir gehören zueinander. Komm! Von München schicke ich dich heim zu meiner Mutter. Willst du? — — — Jula? Willst du? So rede doch!"

Ein Schweigen.

Und Malimmes wußte, daß Jula um ihres Vaters willen den Kopf geschüttelt hatte.

Lampert fing wieder zu reden an. Er bat. Dann wurde seine Stimme streng. Aber das hörte Malimmes nimmer; er hatte den Hufschlag eines Gaules vernommen und sprang dem Gesellen entgegen, der den Falben brachte. „Hast du droben gefragt? Wo ist er?"

„Keiner weiß was. Beim Geleit der Landshuter ist er nit. Ich hab den Kuen gefragt und den Seipelstorfer —"

„Schweig! Vergeltsgott, Mensch! Und geh!"

Unbeweglich stand Malimmes in der Nacht, mit dem Zügel des Falben in der Hand. Eine Sorge war ihm kalt durch das Herz geronnen. Aber was er fürchtete, das mußte nicht so sein. Unter Tausenden von Menschen verlauft sich einer leicht. Nur der Runotter nicht. Der weiß, wo er hin muß. Freilich, in solch einer Wirrnis kann es hundert mögliche Dinge geben, an die man nicht denkt. Aber das Ungewisse ist eine Pein, die härter als die Wahrheit ist. Darf dem lieben Mädel solch ein würgender Schatten über das junge Glück dieser Stunde fallen?

„Das tät der Bauer nit wollen. Und ich will's auch nit."

Malimmes pflöckte den Gaul neben den beiden Kameraden an. Der Ingolstädter und der Falbe waren gleich wieder mit den zärtlichen Ohren beieinander, und der Pongauer guckte bei diesem Gesellenspiel verwundert zu.

Im Gesicht eine steinerne Ruhe, schob Malimmes das Zelttuch beiseite. Unter dem Loderschein der Kienfackel standen die beiden und hielten sich an den Händen.

„So, Maidl! Jetzt hab ich verläßliche Botschaft. Es ist so, wie ich geraten hab. Der Seipelstorfer hat den Bauer mit dem Herrenschub nach Landshut und Burghausen geschickt. Von Burghausen muß er ins Gadnische, weil er mit dem Fürstpropst seinen Ramsauer Unfried auf gleich bringen will. Er laßt dich grüßen, sagt der Seipelstorfer. Und laßt dir sagen, du sollst eine Gelegenheit ins Gadnische suchen, wie bälder, wie besser. Mich hat er freigegeben. Der Krieg hat ein End. Ich reit nach Regensburg. Gott behüt dich!" Seine Stimme blieb wie Eisen. „Ist ein Jahr voll Grausen und

doch eine schöne Gesellenzeit gewesen, ist schon wahr. Aber jeder Faden muß einen Zipfel haben. Ein Landl gibt's, das man Heimat heißt." Malimmes lachte. „Da sehen wir uns schon wieder einmal! Gott behüt dich, Maidl! Gottes Gruß, Herr Someiner!"

Er sah das Erblassen in Julas Gesicht und wandte sich ab und ging mit schweren Schritten davon. Draußen in der Nacht begann er zu rennen wie ein Dieb, der den Profosen fürchtet. Er hörte noch diesen wehen, in Tränen erstickten Schrei: „Malimmes, Malimmes —"

Springend keuchte er: „Schrei, wie du magst! Morgen lachst du!"

Neben der Moorstraße, die nach München führte und schon vom Nebel umhangen war, stand er zwischen dem Röhricht bis zu den Hüften im Sumpf. Und wartete.

Ein paar von den Feuerkröten, die auch in der Nacht nicht schweigen, sangen noch ihr eintöniges und dumpfes Lied.

Malimmes wartete.

Droben auf dem schwarzen Hügel, wo Dachau stand, schlug eine Glocke die zweite Morgenstunde.

Malimmes wartete.

Da kamen die beiden, in dunklen Mänteln, auf dem Falben und dem Pongauer.

Sie ritten im Nebel vorüber. Und verschwanden im Grau.

Einer, der aussah wie ein gebeugter Greis, stieg aus dem Moor heraus.

Noch immer hörte man von vier oder fünf Stellen des Lagers her jene tolle Heiterkeit, den Fiedelklang und das Pfeifengetriller.

„Die haben's gut!"

Malimmes ging hinüber zum Hauptmannszelt und trat in den leeren Raum. Allerlei Zeug war auf dem Deckenlager und auf der Erde. Die Kohlen glommen noch. Und die Fackel brannte.

Er nahm sie aus dem Eisenring und ging davon.

Da hörte er ein wildes Gewieher und sah, wie der Ingolstädter aufgeregt an der Pflockleine zerrte und wütend ausschlug. „Ui, guck! Einer, der nit einschichtig bleiben mag!" Malimmes löste die Leine, gab dem ungebärdigen Gaul einen zärtlichen Schlag auf den Hinterbacken und ließ ihn laufen. „In Gottes Namen! So renn halt deinem Gesellen nach, den du nit missen kannst!"

Der Gaul, mit gestrecktem Hals und wehendem Mähnenhaar, stob in die neblige Nacht hinaus.

Malimmes wanderte mit der Fackel durch das Lager — an einem der Huschelzelte vorüber, in dem es lebhaft zuging — und stieg durch den Wald zu der Höhe hinauf, wo Herzog Heinrich in den glühenden Zangen seines Fiebers lag.

Der steile Weg war halb schon überwunden. Da blieb Malimmes plötzlich stehen, hob die Fackel und lauschte in den Wald hinein. Ihm war, als hätte er den Laut einer menschlichen Stimme gehört. „Höia! Was ist denn da?" Er hörte das müde Stöhnen wieder und sprang der Richtung zu, aus der es kam.

Zwischen den Wurzeln eines dicken Baumes hockte einer und sah aus wie ein plumper Hügel aus rotbraunem Eisen mit einem Menschenkopf, um den die weißen Haarsträhnen hingen.

„Jesus! Bauer!" Malimmes preßte den Fackelstumpf in die Gabel eines doppelten Baumes. „Wie, was ist denn, Bauer? Wie geht's denn?"

Eine ruhige, wunderlich versunkene Stimme: „Nit schlecht. Überall erträgliche Schmerzen."

Der Söldner wollte den Kauernden aufrichten.

Runotter schüttelte den weißen Kopf und sagte wie ein Schlaftrunkener: „Laß mich hocken! Zum letzten Weg hat's nimmer gereicht. Mein Krieg ist aus gewesen. Ich hab hinauf wollen zum Buben. Da hat's mich umgeschmissen."

Schweigend sah Malimmes das entfärbte Gesicht an, das die Hand des Todes schon berühren wollte. Und da wurde er ganz ruhig, setzte sich neben seinen Herrn, zog ihm die gepanzerten Fäustlinge herunter und faßte die feuchten, erkaltenden Hände.

Langsam drehte Runotter den Kopf. „Dich hab ich auch mit hineingerissen in meine Not. Verzeih mir's!"

„Geh, Narr, was redest du denn da?" Malimmes lachte. „Ich bin ein Einschichtiger. Du bist mein Herr. Ich bin dein Knecht. Und bleib's."

Auch Runotter, den der Rotschein der Fackel umzüngelte, fand ein mattes Lächeln. „Die Leut lügen, die auf die Menschen schelten. Auf der Welt ist Treu. Weil du lebendig bist. Bleib, wie du sein mußt! Wo einer Untreu übt, geht Feuer nieder, daß ihm die Händ verbrennen." Mühsam hob er die geschienten Arme, streckte sie gegen den Schein der Fackel, drehte die von trockenem Blut umkrusteten Hände hin und her — und nickte — und sah immer diese Hände an. Dann ließ er sie fallen. „Mein Kind ist ohne Schuld. Gott muß gerecht sein! — Gelt, Malimmes? Und du bist da? Jetzt, wenn Fried wird, kann's ja noch allweil werden. Zwischen meinem Maidl und dir."

„Ui, Bauer, da ist mir der Ofen kalt worden." Wieder lachte Malimmes. Aber es klang nicht froh. „Dein Maidl braucht mich nimmer. Jetzt ist ein andrer da. Der jung Someiner. Nie hast du mir glauben wollen. Heut in der Nacht ist's Wahrheit worden. Die zwei, die mögen einander."

Nach langem Schweigen murmelte der Sterbende heiter vor sich hin: „Der jung Someiner! Schau! Der jung Someiner!" Seine Stimme wurde kräftiger. „Das ist ein fester und grader Mensch. Der wird's anders machen als sein Vater. Da möcht ich wieder leben."

Ein Aufzucken und Flackern des Lichtes. Die Fackel neigte sich, fiel aus der Baumgabel heraus, kollerte über den Waldboden und erlosch.

Die zwei Männer saßen in der Finsternis.

„Malimmes! Tu mich auflupfen! Ich möcht die Welt nochmal anschauen — von so hoch herunter, wie ein Mensch seinen Kopf aufheben darf."

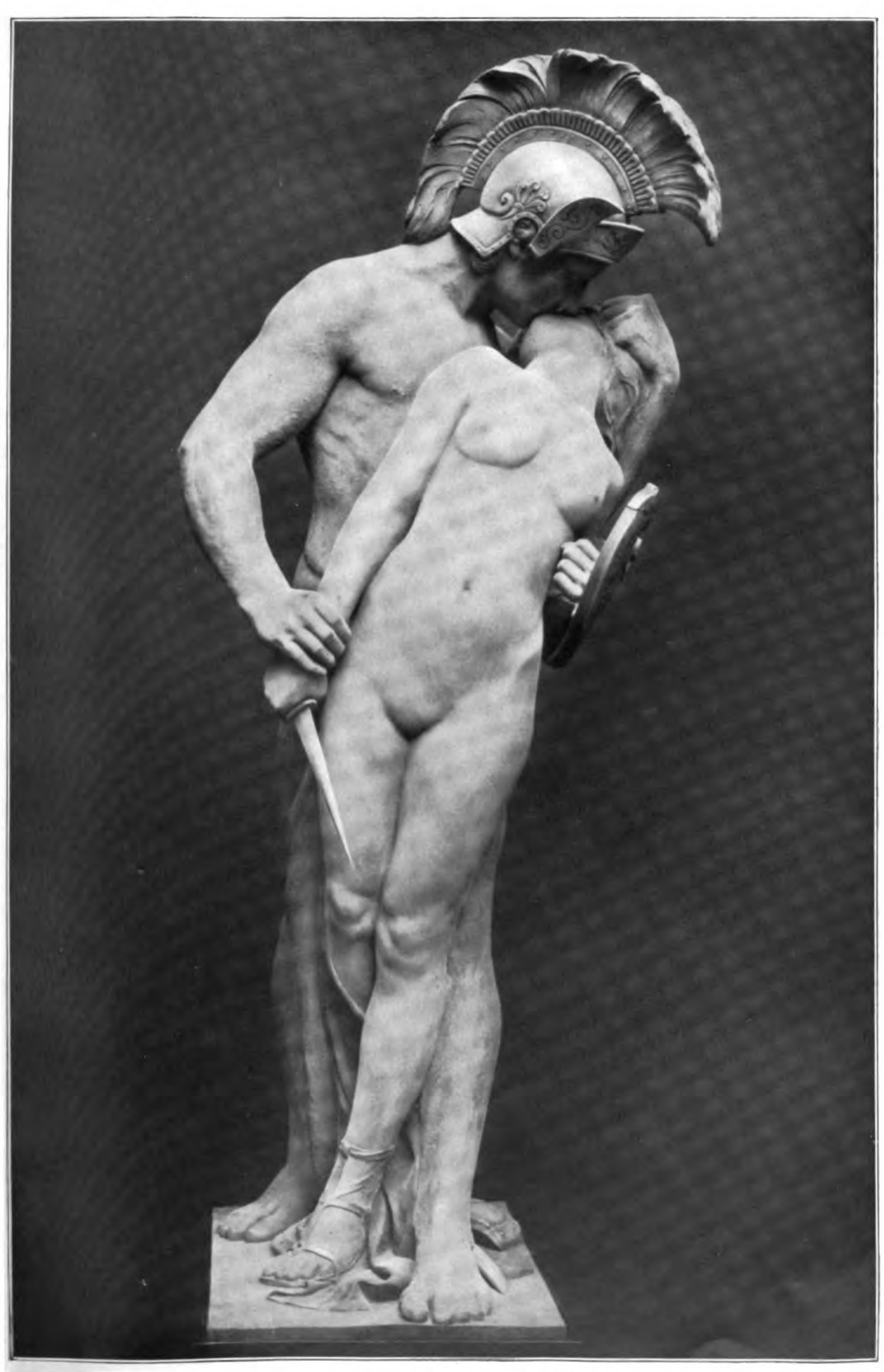
Der Söldner schlang die Arme um die gepanzerte Brust seines Herrn und zog ihn vom Boden auf.

Immer drehte Runotter den Kopf hin und her und sah in die Nacht hinaus. „Mensch, wie schön ist alles!" Der schwere Mann begann zu taumeln. Er wollte noch sagen: „Gott soll mir gnädig sein!" Aber nur die zwei ersten Worte wurden noch laut: „Gott soll — —" Das andre erlosch in der Finsternis.

Malimmes, während er den Entseelten auf den Boden niederlegte, sprach in das tiefe Schweigen hinein: „So! Wenn jetzt der Herrgott nit selber weiß, was er tun soll, nachher sagt's ihm keiner mehr."

Er blieb bei dem Toten sitzen, bis das Gesicht und die Hände kalt waren.

Dann sprach er, auf beiden Knien liegend und mit hoch gefalteten Händen, laut und langsam ein Vaterunser — wie die Fußknechte beten vor einer Schlacht. Nach dem Amen legte er dem Toten einen großen Moosballen über das Gesicht, um die gebrochenen Augen vor den Vögeln des Morgens zu schützen.



Gotthard Sonnenfeld: Besiegt

Mit schweren Schritten tappte Malimmes durch den finsteren Wald hinunter. Vom Moorland dampfte der Nebel schon dick über das Lager her.

Eine Ronde rief den Malimmes an. Weil er nicht antwortete, wurde er festgenommen. Das versetzte den Erwachenden in so rasenden Zorn, daß er mit den Fäusten losschlug. Einem andern wäre es übel ergangen. Diesen Liebling des Herzogs ließ man laufen.

Lange saß er am Waldsaum und sah den Schanzknechten zu, die seit Mitternacht an einer großen Grube arbeiteten.

Dann schritt er langsam an einer Reihe der Kaltgewordenen hin und sagte zu einem Wächter: „Da droben im Wald, wo's zum Herzog hinaufgeht, da liegt noch einer. Dem müßt ihr ein gutes Plätzl geben."

Unter den ziehenden Dünsten waren alle Sterne schon erloschen.

Malimmes ging auf das Lager zu und kehrte wieder um; wanderte gegen den Wald hinüber und kehrte wieder um; suchte das leere Hauptmannszelt und kehrte wieder um; er wußte nimmer, wohin.

Als der kühle Herbstmorgen matt zu grauen anfing, trat Malimmes in eines der lustigen Zelte, wo man Durchnacht machte bei Saitengedudel, Pfeifengetriller und lustigem Dirnengekreisch.

Über dem wüsten Bilde hing ein dicker Schleier des Qualmes, mit dem eine brennende Pechpfanne den großen Raum erfüllte. Hinter einem Schanktisch, den man aus Karrenwänden aufgeschlagen, verzapfte ein flinkes, mageres Weib den Wein. Auf dem Schanktisch saßen auch die drei Musikanten, deren hurtiges Gequiekse halb unterging in dem Stimmengebrüll der Betrunkenen. An die Dreißig oder Vierzig — Gepanzerte und Ungewaffnete, Sieger und Ausgeklopfte — saßen auf Bänken und leeren Fässern oder lagen auf dem Boden umher, grob mit den halbnackten Weibern scherzend.

Malimmes trat zum Schanktisch. „Einen Stutz Wein!"

Bei seinem Anblick kreischten die Dirnen, vor Lustigkeit die einen, vor Schauder die andern. Der neue Gast sah grauenvoll aus, mit dem kalkig verzerrten Gesicht, mit dem Moorschlamm bis über die Hüften herauf und in dem roten Blut, das droben im Wald seine Hände, seine Arme und seine Brust überrieselt hatte. Unter den Weibern waren ein paar, denen das gefiel. Sie hängten sich an den Schweigsamen, schwatzten, lockten, kicherten und streichelten ihm die große Narbe. Er sah diese heißen, schwitzenden Gesichter mit halbgeschlossenen Augen an und machte, um die Zudringlichen los zu werden, mit dem Arm einen groben Schub. Lachend stürmten sie wieder gegen seine Brust.

Da schrie von den Bänken her ein Betrunkener, der den Panzer von Herzog Heinrichs Trabanten trug: „Den lasset in Ruh, ihr süßen Knospen! Die Weiblein mag er nit leiden. Der hat in seinem Zelt einen schmucken Buben —" Was er weiter noch sagte, ging unter in dem höhnenden Gelächter dieser vierzig, fünfzig Menschen.

Im Gesicht des Malimmes brannte die Narbe so rot, als wäre sie wieder eine offene Wunde geworden. Er hatte schon den zinnernen Weinstutz in der Hand, stellte ihn wieder auf den Schanktisch hin, ballte die Faust und sprang auf den Schreier zu.

Beim Weinfasse kreischte die magere Budenmutter: „Bei uns gibt's keine Händel nit, bei uns ist friedsame Ruh, wir sind christliche Leut, gehorsam vor Gott und Obrigkeit." Noch ehe sie mit diesen Worten zu Ende kam, war der Handel schon erledigt mit einem einzigen Faustschlag.

Der Gepanzerte rollte klirrend über die Bank hinunter, mit Geschrei liefen die Dirnen aus dem Zelt, und ein Wald von Fäusten fiel über den

Malimmes her. Sie rissen ihn zu Boden. Er wehrte sich nicht und ließ seine Hände fesseln. Und als ihn die Erbitterten, die sich bei ihrer schönen Freude so übel gestört sahen, in das neblige Morgengrau hinausführten, schrie er lachend zu den Schleiern des Himmels empor: „Zigeunerweibl! Den Siebten schenk ich dir. Das Sterben ist ein kostbares Ding."

Im Zelt des Profosen, der bei einer Wachsfackel zwischen seinen vier handfesten Gehilfen saß, redeten zuerst die Zeugen der bösen Tat. Dann fragte der Strenge: „Was kannst du sagen dagegen?"

„So viel wie ein Floh, der nimmer beißen mag."

„Hoppla!" Der Profos machte die Augen rund. „Dich kenn ich als lustiges Luder. Es muß wohl wahr sein: wie einer lebt, so stirbt er. Hast du getan, was die da sagen?"

„Biederleut reden die Wahrheit. Ich hab ihn erschlagen."

„Warum?"

„Weil ich an meinem Tun drei gute Eigenschaften gesehen hab. Es war notwendig, ehrlich und gesund."

„So? Da muß ich halt auch tun, was ehrlich und notwendig ist. Ob's dich gesünder machen wird, das muß ich bezweifeln." Dieser Profos war einer von Herzog Heinrichs flinken Richtern. Wohl wußte er, daß Malimmes zu den begünstigten Leibwächtern des Fürsten zählte. Aber wenn ein Gesetz redete, ließ Herr Heinrich auch jene hängen, die er liebte. Und das Gesetz war streng: auf Totschlag im Lager und in der eignen Truppe stand der Galgen. „Hast du noch einen letzten Wunsch?"

„Wohl, Herr! Bloß die Begrabenen wünschen nimmer. Die Lebendigen noch allweil. Ich will einen Rinken Brot und Wurst. Und vier Maß guten Wein dazu. Im Himmel tät's schiech ausschauen, wenn mein erstes Wörtl sein müßt: „Mich hungert und dürstet."

„Ist bewilligt. Aber sag mir, Christenmensch, was machst du in der Seligkeit mit einem vollen Magen?"

„Was drin ist, laß ich auf die irdische Gerechtigkeit herunterfallen."

Um den Richtertisch erhob sich ein Gelächter. Und der Strenge ärgerte sich. „Ein halbes Stündl laß ich dir Zeit. Fiat justitia!"

Die Gerechtigkeit entfernte sich. Und der Profos schickte einen Läufer zum Hauptmann Seipelstorfer, um die Bestätigung des Spruches einzuholen.

Als der Läufer die Waldhöhe schon fast erreicht hatte, tauchte er über den Nebel hinaus und kam zu einer wundersamen Landschaft: eine von der ersten Morgensonne umflossene Föhreninsel schwamm inmitten eines silbernen Meeres. Wie ein Eiland der Seligen war's.

Fast lautloses Schweigen träumte um das Zelt des Herzogs her, der seit achtzehn Stunden bewußtlos im Fieber lag. Die Wachen saßen im Gras und flüsterten. Man sah auf ihren übernächtigen Gesichtern keine Trauer oder Sorge, nur Müdigkeit.

Auch der Läufer, als er zum Hauptmann geführt wurde, mußte leise reden.

Herr Seipelstorfer zog die Brauen hoch und nickte. „Der Spruch ist gerecht. Fort mit ihm!" Und zum Kuen sagte er: „Einmal, da hab ich von dem Tropf was gehalten. Gestern hat er schlecht gefochten. Mit seinem täppischen Dreinschlagen hat er mich um tausend Dukaten gebracht."

Die beiden beredeten, wie sie sich halten müßten, wenn mit dem Herzog das Übelste geschehen sollte. Denn der Leibarzt, dessen duftende Künste völlig versagten, hatte allen Glauben an die Erhaltung dieses kostbaren Lebens schon aufgegeben.

Aus dem Zelte klang eine müde Stimme, die lateinisch psalmodierte.

Der kleine, dicke Pfarrer von Dachau war noch immer da. Er war schon sehr erschöpft. Von der Schwüle, die die vielen brennenden Kerzen erzeugten, hingen ihm die Schweißtropfen an den Augenbrauen. Zu Füßen des Feldbettes saß er auf einem Klappstuhl, zwischen den Händen das abgegriffene Buch, aus dem er die lateinischen Gebete herauslas.

In einem Winkel des Zeltes kauerten zwei Diener und kämpften bei diesem eintönigen Betgesang in Ermüdung gegen den Schlaf. Von den zwei andern Dienern kniete der eine links, der andre rechts vom Bette; sie hielten die zwei brennenden Weihkerzen aufrecht, die man dem Bewußtlosen in die schlaffen Hände gegeben hatte. Sein kleiner, zierlicher Körper ruhte nackt unter dem Leintuch, das ihn von den Füßen bis zur Brust bedeckte. Der Kerzenglanz umschimmerte das braune, heiße Schmalgesicht, das in der Fülle des wolligen Haares wie in einem schwarzen Kissen lag. Kaum merklich hob und senkte sich die Brust des Kranken. Unter den geschlossenen Lidern rollten manchmal die Augensterne hin und her, die als dunkle Schatten hinter dem dünnen, olivenfarbenen Häutlein mit den schwarzen Wimpern zu erkennen waren.

Der sorgenvolle Leibarzt tauchte immer wieder ein Tuch in die Essigschale und befeuchtete die spröden, von weißlichem Fieberschorf überkrusteten Lippen des Kranken.

So tat er wieder einmal. Und da atmete Herr Heinrich tief und öffnete die Augen. Erst schien er die Dinge und Menschen, die ihn umgaben, nicht zu erkennen. Nun kam ein Schreck in seine Augen. Er starrte die brennenden Kerzen an, die er in den Händen hielt, und sagte leis und ängstlich: „So steht's mit mir?" In seinen Schreck mischte sich ein kindliches Verwundern. Den kleinen, dicken, lateinisch betenden Pfarrer betrachtend, deutete er mit der brennenden Kerze: „Was sagt denn der?"

In sichtlicher Freude schloß der Dachauer Seelenhirt das Buch und schien diesen Augenblick des Erwachens für geeignet zu halten, um den hohen Sterbenden christlich für die Himmelsreise vorzubereiten. Er streckte die gedrungene Gestalt, hob den Zeigefinger und mahnte mit einer tapferen und redlichen Strenge: „Du Herzog von Bayern! Reinige deine sündhafte Seel und versöhn dich mit dem Himmel! Laß dir raten und besinn dich deiner Christenpflicht! Oder glaubst du, Gott wird mit einem Herzog von Bayern besondere Umständ machen? Da wirst du dich irren! Da droben bist du nit mehr als wie der geringste von deinen Knechten!"

Herr Heinrich hatte die zwei brennenden Kerzen den Dienern hingeboten, richtete sich mühsam in den Kissen auf und betrachtete halb in Angst und halb mit freundlicher Neugier den unerschrockenen Mann Gottes.

„Da droben wird's heißen: Heinerich, hast du verziehen oder nit verziehen? Wenn du verziehen hast, wird's heißen, so will ich dir auch verzeihen. Hast du aber *nit* verziehen, so verdamm ich auch *dich*!"

In den heißglänzenden Augen des Kranken war ein fröhlicher Blick. Er sagte mit schwacher Stimme: „Vor Gott hab ich Ehrfurcht. Aber ich denke noch nicht ans Sterben. Ich habe Besseres zu tun." Und da fing er leis zu lachen an, weil er bemerkte, daß der schwarze Rock des Pfarrers vom Kinn bis zum Bäuchlein hinunter mit einem Strich von Eiergelb betrenzt war.

Als die Leute, die draußen vor dem Zelte waren, den Herzog lachen hörten, kamen der Seipelstorfer und der Kuen hereingesprungen.

Herr Heinrich winkte dem Pfarrer mit freundlicher Hand. „Braves Männlein! Du kannst heimgehen! An deinen Augen seh ich, daß du müde

bist. Ich danke dir. Wenn es wieder einmal mit mir zum Sterben kommen sollte, will ich dich holen lassen. Du gefällst mir."

Als der Pfarrer von Dachau mit seinem Schnerfsacke sehr schnell das Zelt verließ, schien den Herzog eine neue Ohnmacht überfallen zu wollen. Gewaltsam hielt er sich aufrecht in den Kissen, straffte den Körper, griff ins Leere, suchte mit den Augen und kreischte gleich einem ängstlichen Kind: „Wo ist mein gesunder Galgenvogel? Mein Nüremberger? Wo ist er? Ich will ihn haben. Ich will sehen, daß er gesund ist."

Erschrocken sagte der Seipelstorfer: „Herr! Der hat einen Gesellen erschlagen. Jetzt hängt man ihn eben."

„Ihr Narren!" schrie der Herzog, dessen Züge sich verzerrten. „Wollt ihr mich ermorden?" Seine Stimme und seine Hände bettelten. „Holt ihn! Holt ihn! Er ist begnadigt. Und hätt er Zehntausend erschlagen wie König David! Holt ihn! Her mit ihm! Ich will ihn haben. Ich will ihn sehen. Er muß gesund sein. Weil ich leben will."

Der Hauptmann war mit dem Büchsenmeister schon davongesprungen.

Zitternd saß der Herzog in den Kissen, streckte den Hals und lauschte auf das Hufgeklapper der Gäule, die davonjagten. Er hörte nicht, was der Leibarzt zu ihm redete, und schien der Pflege nicht zu achten, die man ihm widmete. Immer lauschte er. Und was ihn so schüttelte, war nimmer sein Fieber, sondern ein Schauer seiner abergläubischen Todesangst. Obwohl man die brennenden Kerzen ausgeblasen, den Spalt des Zeltes geöffnet und die kühle Morgenluft hereingelassen hatte, rannen ihm die Schweißtropfen über Gesicht und Brust und Arme herunter.

Da spannten sich seine Züge in lauschender Erregung. Mit seinen scharfen Wieselohren hörte er früher als die andern das Keuchen und die Hufe der Gäule, die vom Lager über das Waldgehänge heraufkamen. Er hörte die Stimmen und verstand, was sie schrien. Und lachend ließ er sich auf die Kissen zurückfallen. „Ich lebe!" So lag er eine Weile, während draußen der heitere Lärm sich näherte. Als Seipelstorfer schon im Spalt des Zeltes erschien, streckte Herr Heinrich dem Leibarzt die linke Hand hin: „Greif, du! Mir ist besser."

Der Hauptmann kam. „Herr, der Faden hat grad noch gereicht," erzählte er vergnügt, „ich selber habe den zweifüßigen Apfel mit meinem Eisen vom Baum heruntergeschlagen."

Jetzt brachten die andern den Malimmes. Er hatte ein verdrossenes Gesicht und war übel anzusehen. Nur die mit Moorschlamm behangene Reithose trug er und das offene, mit Blutflecken durchtränkte Hemd. Um den mageren Hals lief eine rote Strieme herum. Auch das grade Stehen fiel ihm schwer. Aber das kam nicht von irgendwelchen nachteiligen Folgen des Rappenholzes, nur von den vier Maß Wein, die der Profos dem armen Sünder als letzte Lebensfreude bewilligt hatte.

Herr Heinrich in seiner Schwäche sagte heiter: „Das Schwein ist besoffen. Aber sonst gesund. Gott sei Dank!"

„Mit dem Suff ist's nit so arg," erklärte Malimmes in galligem Mißmut, „vier Maß, die reichen mir bloß vom Zehennagel bis zum Knie."

Immer munterer wurde der Herzog. „Wieviel mußt du schlucken, bis du voll wirst?"

„Sechs Maß gehen mir bis zum Nabel, acht Maß bis zu den Ohren. Höher ist mir's noch nie gegangen. Das Hirn ist allweil hell geblieben."

„Und solch einen glückseligen Magen gibt Gott den armen Knechten!" Herr Heinrich betrachtete vorwurfsvoll den Leibarzt. „Mir wird schon übel

nach einer Maß." Stumm, mit einer Handbewegung, befahl er den Leuten, das Zelt zu verlassen. Den Malimmes winkte er zu sich heran. Neugierig streckte er sich und beguckte die rote Strieme am Hals des Söldners. „Hat's arg gekitzelt?"

Malimmes schüttelte ärgerlich den Kopf. „Ich bin's gewohnt, Herr! Jetzt ist von meinen ungefährlichen Hänfenen der siebente überwunden, ohne daß ich's wollen hab. Der achte wird gefährlich. Wenn ich jetzt noch leben möcht, müßt ich werden, was die Biederleut einen braven Menschen heißen. Da tät mir grausen vor mir. Tut mir den Gefallen, Herr, und laßt mich aufknüpfen! Nachher hab ich Ruh."

„Nein, du! Ich will, daß du leben sollst. In meiner Gnade."

„Die verdien ich nit. Ich bin ein falscher Knecht. Das muß ich Euch ehrlich sagen." Malimmes musterte den kleinen Herzog mit einem bösen Blick. „Seit gestern hab ich an Euch kein Wohlgefallen nimmer."

„Seit gestern erst?" Herr Heinrich lächelte. „Da bist du spät auf den rechten Geschmack gekommen. Ich habe mir noch nie gefallen."

„Und gestern —"

„Was?"

Der Söldner geriet in eine zornige Erbitterung. „Gestern hab ich wider Euch ein untreues Ding getan."

„Du? Das glaub ich nicht."

„Wohl, Herr! Das ist kein Versehen gewesen. Das hab ich wollen! Wie der Seipelstorfer den Herzog Ludwig hätt greifen können, hab ich dem Hauptmann einen Streich aufs Dach gehauen, daß er den Fürsten hat müssen fahren lassen. Und da hat der Törring den Ingolstädter aus der Not gerissen. Also, Herr! Jetzt laßt mich hängen!"

Über das heiße Gesicht des Herzogs war ein jähes Erblassen geronnen. Lange schwieg er. Dann fragte er in einem Zähneschauer: „Warum hast du das getan?"

„Weil mich des edlen Herren erbarmt hat in seiner tückischen Not."

Mit funkelnden Augen betrachtete Herr Heinrich den Söldner. Etwas Schweres schien im Herzog zu kämpfen. Dann rief er die Diener und ließ den Hauptmann kommen: „Drei Stunden nach Mittag brechen wir auf. Zweihundert Harnascher reiten mit mir nach Regensburg. Die andern in ihre Heimat. Was an Troß und Waffen erbeutet wurde, nach Burghausen. Man soll mich kleiden und in den Sessel heben. Ich will hinunterschauen in das Dreckloch, aus dem mein Vetter Loys nach Gottes und eines Menschen Willen entsprungen ist." Er entließ den Hauptmann mit einem gnädigen Lächeln. Dann befahl er den Dienern: „Den Malimmes soll man säubern und soll ihm eine Ruhstatt schaffen. Sechs Stunden kann er schlafen. Dann soll man ihn kleiden und rüsten. Er reitet mit mir nach Regensburg."

„Gotts Teufel," murrte Malimmes kummervoll, „es ist ein Elend auf der Welt, wenn der Mensch das Sterben nit fertigbringt." Er wollte auf den betrunkenen Knien seinen unbekneipten Verstand aus dem Zelte tragen.

Da winkte ihm der Herzog. „Du! Beuge dich herunter zu mir!" Und als der lange Mensch sich neigte, sagte ihm Herr Heinrich ins Ohr: „Ich bin, der ich bin. Drum muß ich wollen, was dir mißfällt. Wär ich du, so hätt ich gestern vielleicht getan, was vielen gefallen würde. Du bist von den Wohlgeratenen des Lebens einer. Solche, wie du bist, müssen wir Fürsten um uns haben. Willst du der Meinige werden?"

Ein bißchen verwundert guckte Malimmes den Herzog an. „Ich will's bedenken, Herr! Erst muß ich's überschlafen." Er ging. Unter dem Spalt

des Zeltes drehte er das Gesicht. „Herr! Wenn Euch nach der Mittagsstund noch allweil nit besser ist, so laßt mich wecken. Kann sein, ich weiß ein Ding, das hilfreich wider Euer Leiden ist. Aber da muß ich nüchtern sein. Auch in den Waden."

Im Zelt der Dienstleute wurde Malimmes gewaschen und gekleidet. Schweigend ließ er alles mit sich machen. Auf dem Lager, das man für ihn richtete, saß er noch lange wach, krumm zusammengebogen, mit dem Gesicht zwischen den Händen.

Dann schlief er. Um die zweite Mittagsstunde wurde er geweckt und zum Herzog geholt.

Er blieb mit Herrn Heinrich allein im Fürstenzelt. Auch der Leibarzt mußte sich entfernen, bevor Malimmes dem Herzog half.

Als man nach Regensburg aufbrach, brannte das Fieber des Kranken noch immer; er mußte kurze Tagesmärsche machen und lange Ruhepausen halten; aber mit jedem Morgen wurden seine Pulse ruhiger, und am vierten Tage fühlte er sich körperlich so sehr gekräftigt, daß er den Tragsessel nimmer nötig hatte, sondern reiten konnte und sich mit jeder Stunde wohler fühlte.

Der Leibarzt, der ein bißchen kleinlaut geworden war, hielt sich immer in der Nähe des schmuck gekleideten, nach Art eines ritterlichen Herrn gewaffneten Söldners. Endlich kam er mit der Frage: „Wie hast du dem Fürsten geholfen?"

Mißlaunig schüttelte Malimmes den Kopf. „Jedem das Seine. Ihr seid ein Medikus, ich bin ein Kriegsmann. Alles im Leben ist Handel. Weiset mir einen Bolz, mit dem man einen im Kürriß auf tausend Gäng aus dem Sattel schießt, so will ich Euch weisen, wie man die Müden munter macht."

In der Abenddämmerung, nicht weit hinter Landshut, überholte Herzog Heinrichs klirrender Reiterschwarm den gemächlich reisenden Zug der Herzoge von München.

Herr Heinrich begrüßte die Vettern mit lebhafter Herzlichkeit. Der Gegengruß war minder freundlich. Herzog Wilhelm und Prinz Albrecht blieben stumm; im Gesicht des Prinzen war eine heiße Zornflamme; und Herzog Ernst lachte in seiner schwerfälligen Art.

„Warum so wunderlich, meine lieben Vettern?" fragte Herr Heinrich mit dem Anschein eines Gekränkten. „Solltet Ihr noch nicht vernommen haben, wie kräftig wir Euch bei Dachau zu Hilfe kamen?"

„Vernommen?" sagte Herzog Ernst. „Ob das ein zutreffendes Wort ist? Sollte man nicht sagen: wahrgenommen? Ja, Vetter Heinrich! Wir haben wahrgenommen. Deine klugen Taten sind wie stille Seufzer. Man hört nicht viel von ihnen. Aber sie werden ruchbar."

Herr Heinrich legte den Kopf zurück. „Sehr höfisch redest du nicht, mein derber Vetter! Ich hätte wohl besser das Eisen im Leder gelassen. Jetzt muß ich an ein Wort meines Schwagers Zollern denken. Wenn er Gutes tat und Undank erfährt, pflegt er zu sagen: „Es ist mein Schicksal, mißverstanden zu werden." Er nickte einen Gruß. „Ihr reiset langsam. Ich habe Grund zur Eile. In Regensburg!" Herzog Heinrich rasselte mit seinem Schwarm davon. Er überholte während der beiden folgenden Tage noch manchen Reiterzug, der von Städten, Burgen und Klöstern kam.

Die Reise ging vorüber an Feldern, auf denen die Ernte faul geworden, vorüber an öden Kohlstätten verbrannter Dörfer und an gebrochenen Mauern. Überall lungerte das Elend neben der Straße, und in der schönen, milden Sonnenluft waren üble Gerüche. In den Stauden und Gräben kauerten müde oder kranke Menschen, die aussahen, als wären sie hinter einem Wander-

zuge erschöpft zurückgeblieben. Niemand kümmerte sich um die Niedergebrochenen; jeder, den die Füße noch trugen, hatte mit sich selbst zu schaffen; unter den Schrecken dieses Kriegsjahrs war die Barmherzigkeit abgestumpft, das Erbarmen erloschen. Wer sterben mußte, blieb liegen, wo er lag, und war umschwärmt von Ungeziefer, von Krähen und Geiern.

Am letzten Reisemorgen geriet Herr Heinrich in lange Züge von wandernden Menschen und mußte vorsichtig reiten, weil diese Müden und Erschöpften die Straße nur langsam räumen konnten.

Als der ungeduldige Reiterschwarm des Herzogs solch einen Hauf von grau verstaubten Wandersleuten zerkeilte, verhielt Malimmes plötzlich den schönen, feurigen Schimmel, den ihm der Herzog geschenkt hatte. In einem Trupp, der neben dem Straßengraben rastete, war ihm ein langer, magerer Bauer aufgefallen.

„Höi! Du! Bist du nit der Fischbauer von Hintersee?"

„Was denn sonst?"

Da fand Malimmes seit dem Tage von Dachau das erste heitere Lächeln. „Guck, der Seppi Ruechsam ist noch allweil lebendig. Die Guten sterben nit." Er sah den Bauer an, der ihn mißtrauisch betrachtete. „Mensch? Was tust denn du in Regensburg?"

„Du mußt mich ja nit hintragen."

„Willst du am Ende gar zum deutschen König?"

„Was denn sonst?"

Malimmes wollte nach Mutter und Bruder fragen. Doch schweigend gab er dem Schimmel die Sporen und jagte dem Schwarm des Herzogs nach, wieder mit jener stumpfen Trauer in den Augen.

Um die Mittagsstunde, als die Scharen der Wanderer immer dichter wurden, sah man von einer Waldhöhe in das liebliche Tal der Donau hinunter, das zärtlich begleitet war von lind geschwungenen Hügeln und herbstlich gefärbten Buchenwäldern. In ihrer Mitte, wie ein feiner Kern in der Schale, lag das von Mauern und Wällen umschlossene Dächergewirre der freien Stadt mit schlanken Kirchturmspitzen und plumpen Streittürmen.

Ein dumpfes Murren von Bumbardenschüssen und ein sanft verschwommenes Tönen vom Geläute vieler Glocken.

Es war zu der Stunde, in der die edlen Geschlechter und der große und kleine Rat von Regensburg mit Pomp und Jubel ausrücken wollten, um auf der Nürnberger Straße den König Sigismund und die Königin Barbara feierlich einzuholen.

Den deutschen König, den Kaiser zu empfangen, hatte die alte, freie Donaustadt sich schön gemacht, mit Gewinden der letzten Herbstblumen, mit bunten Tüchern und wehenden Fahnen.

In den letzten Nächten hatte man große Schweineherden durch die Stadt getrieben, damit die braven, für Reinlichkeit sorgenden Tiere alles verschlingen möchten, was bequeme Bürgersfrauen an üblen Dingen aus ihren Fenstern auf die Straße zu werfen pflegen. Und was die Schweine zu entfernen verschmähten, wurde in fleißiger Nachlese von den ruhelos umherwandernden Buttenknechten gesammelt.

Man hatte das Stadthaus gesäubert und geziert, hatte Trommler und Ausrufer durch die Stadt geschickt, um die strengen Festtagsgesetze zu verkünden und das Volk zu gesittetem Verhalten zu ermahnen. In allen Häusern, die zu Quartieren für hohe Gäste und ihr Hofgesinde bestimmt waren, hatte man rastlos gefegt und gescheuert, das Silber geputzt und die Zinngeschirre blank gerieben. Und unter den Betten, in denen die Fürstlichkeiten

ungestörten Schlummer finden sollten, hatte man Flohfallen aufgestellt und Leimruten für sonstiges Ungeziefer.

Während die schöne Herbstsonne über den Gassen und um die steilen Dächer funkelte, rauchten alle Schornsteine, und überall spürte man den Duft von Honigkuchen, Gewürz, Schmalzgebackenem, Wacholder und Räucherwerk.

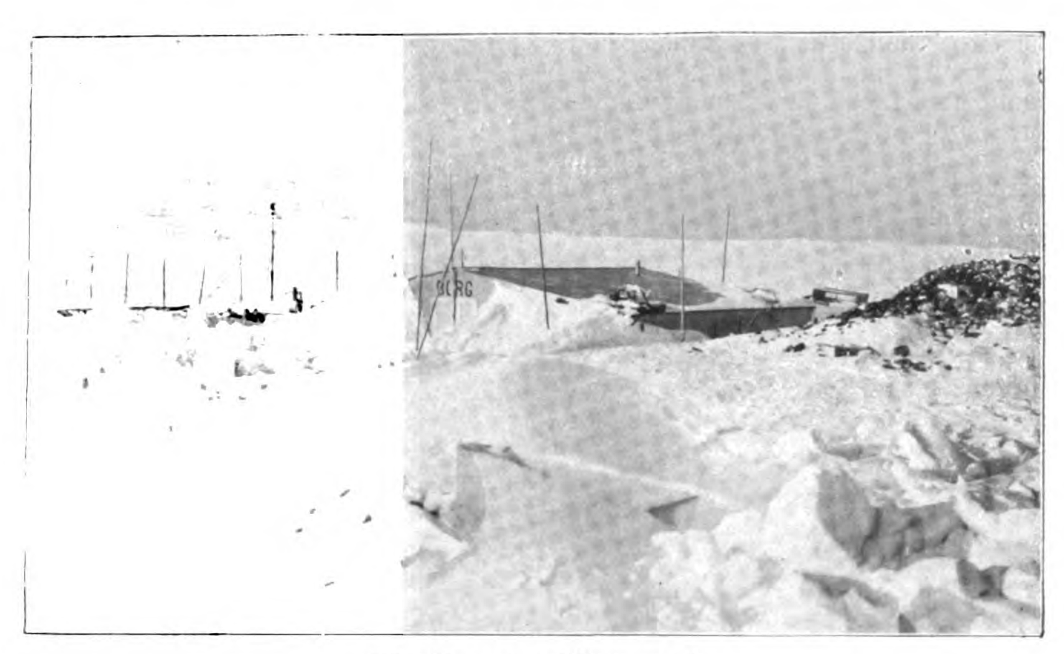
Unter dem Donner der Regensburger Kammerbüchsen und dem Geläut der Glocken waren die engen Straßen und der große Marktplatz, auf dem sich der Zug zur Einholung des Königs ordnete, von einer farbigen, freudig erregten Menschenmenge erfüllt. Um die städtischen Standarten und die vielen Kirchenfahnen ein Gewimmel von Geistlichen in prunkvollen Ornaten, von reichgekleideten Ratsherren und wappenfähigen Geschlechtern, von gepanzerten Stadtknechten, Söldnern und Schützen, von Frauen mit Blumenkränzen im Haar, von geputzten Jünglingen und Jungfrauen mit gebänderten Stäben und von vielen, vielen kleinen Mädchen und Knaben mit langen Birkenreisern, an denen die herbstlich gefärbten Blätter in der Sonne wie kleine, goldene Herzen flimmerten. Und rings um diesen farbigen Prunk herum, hinter den Zäunen der Spießknechte, staute sich die graubraune Masse des mühsamen Volkes mit kreischenden Kinderschwärmen; da hatte jede Mutter, die in reifen Jahren war, einen Ring von struweligen Köpfen um sich her; und manche mußte flink die Augen bewegen, wenn sie verläßlich wachen wollte über das Dutzend ihrer Knospen.

Dieser fröhliche Lärm und dieses Festgepränge ließ nichts von den Schrecken des Krieges gewahren, der seit Jahresfrist die bayrischen Lande mit blinder Zerstörungswut durchtobte. Wie Augsburg und Nürnberg, so hatte es auch Regensburg durch kluge Politik verstanden, sich fern von den Wirren dieses Krieges zu halten, und hatte das Aufblühen der Stadt gefördert, während außerhalb ihrer schützenden Mauern die trotzigen Burgen fielen und die Kräfte des Rittertums vor dem Ansturm der Söldnerscharen und unter den Streichen der Bürger- und Bauernfäuste versagten. Tausend Dörfer waren in Flammen aufgegangen, und der Verzweiflungsschrei eines namenlosen Elends durchschrillte alles offene Land, über das der Fürstenzank mit Eisen, Feuer, Galgen, Büchsendröhnen, Hunger und Seuchen seine sinnlose Verwüstung hatte hinrollen lassen, wie ein Bergsturz mit springenden Trümmern alles blühende Leben verschwinden läßt unter seinem Schutt. Doch in den großen, ummauerten, von fester Kraft geschützten und mit kaiserlichen Freiheitsbriefen begnadeten Städten war unbedrücktes Atmen, rühriger Handel, wachsender Wohlstand und friedsame Arbeit, bei der ein Umschwung aller Dinge im Reich und neue Zeiten sich vorbereiteten: die Zeiten eines machtvollen Bürgertums.

Zu Regensburg, in dieser sonnenschönen, feierlichen Mittagsstunde, mischte sich mit dem frohen, alle Gassen und den Marktplatz füllenden Festlärm ein fernes, dumpfes Sausen, das der brausenden Stimme eines gewaltigen Stromes glich. Es war das Stimmengewirr der zwanzig- und dreißigtausend zugewanderten Bauern, denen man den Einlaß durch die Mauer verweigert hatte, um die friedliche, gesunde Stadt vor allem zu behüten, was da an Armut und Zorn, an Aufruhr und Mordgefahr, an Unsitten und Krankheit zusammenströmte aus allen Weiten der verwüsteten Lande.

Auf dem großen Anger vor dem Ostentore lagerte dieses graue Heer des Elends und der Sehnsucht, des stumpfen Grames und der seufzenden Erschöpfung, des suchenden Lasters und eines quirlenden Leichtsinns, der alle Not und Trauer betäubte mit lachendem Schrei.

(Schluß folgt.)




Die Borg zur Winterszeit

# Die erste Durchquerung Mittelgrönlands

## Erfahrungen aus der dänischen Forschungsreise 1912/13

### Von ihrem Führer Hauptmann J. P. Koch

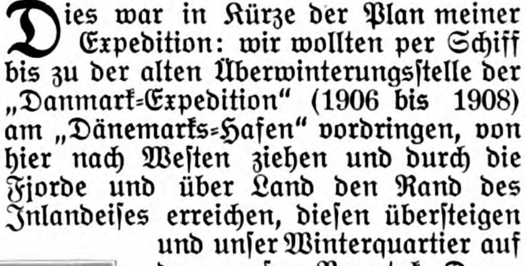
Grönlands Küstengebiet ist zu vier Fünfteln von dänischen Forschungsreisenden erforscht worden. Das restierende Fünftel verteilt sich auf viele Nationen: Norweger, Schweden, Deutsche, Franzosen, Engländer und Amerikaner.

Mit der Erforschung des Innern Grönlands war das Verhältnis bis vor einigen Jahren ein ganz andres. Hier wurde die dänische Forschung, die zwar mit J. A. D. Jensens Expedition in den siebziger Jahren einen bahnbrechenden Anfang gemacht hatte, lange Zeit durch die berühmten Reisen der Norweger und Amerikaner quer über das Inlandeis von Küste zu Küste in den Schatten gestellt. Aber jetzt hat sich auch das geändert. Von den sechs bis jetzt durchgeführten Überquerungen Grönlands sind drei die Leistungen von Ausländern, von Nansen, de Quervain und Peary; das Verdienst der drei übrigen gebührt den Dänen J. P. Koch, Einar Mikkelsen und Knud Rasmussen. Die Redaktion von „Über Land und Meer"



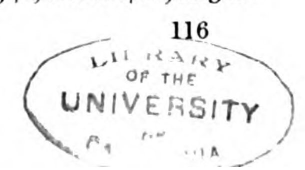
Hauptmann J. P. Koch

Dies war in Kürze der Plan meiner Expedition: wir wollten per Schiff bis zu der alten Überwinterungsstelle der „Danmark-Expedition" (1906 bis 1908) am „Dänemarks-Hafen" vordringen, von hier nach Westen ziehen und durch die Fjorde und über Land den Rand des Inlandeises erreichen, diesen übersteigen und unser Winterquartier auf dem großen Nunatak „Dronning Louises Land" (Königin Luisens Land) oder in dessen unmittelbarer Nähe auf dem Inlandeis aufschlagen, um dann von hier aus im folgenden Frühling das Innere Grönlands, mit der Westküste als Ziel, zu überqueren.



Die Reise hatte ausschließlich nur wissenschaftliche Zwecke, in erster Linie meteorologische Messungen und glaciologische Untersuchungen.





Die Expedition bestand aus vier Mann, unter ihnen mein Kamerad von der „Danmark-Expedition“, Dr. phil. Wegener, Dozent an der Universität Marburg.

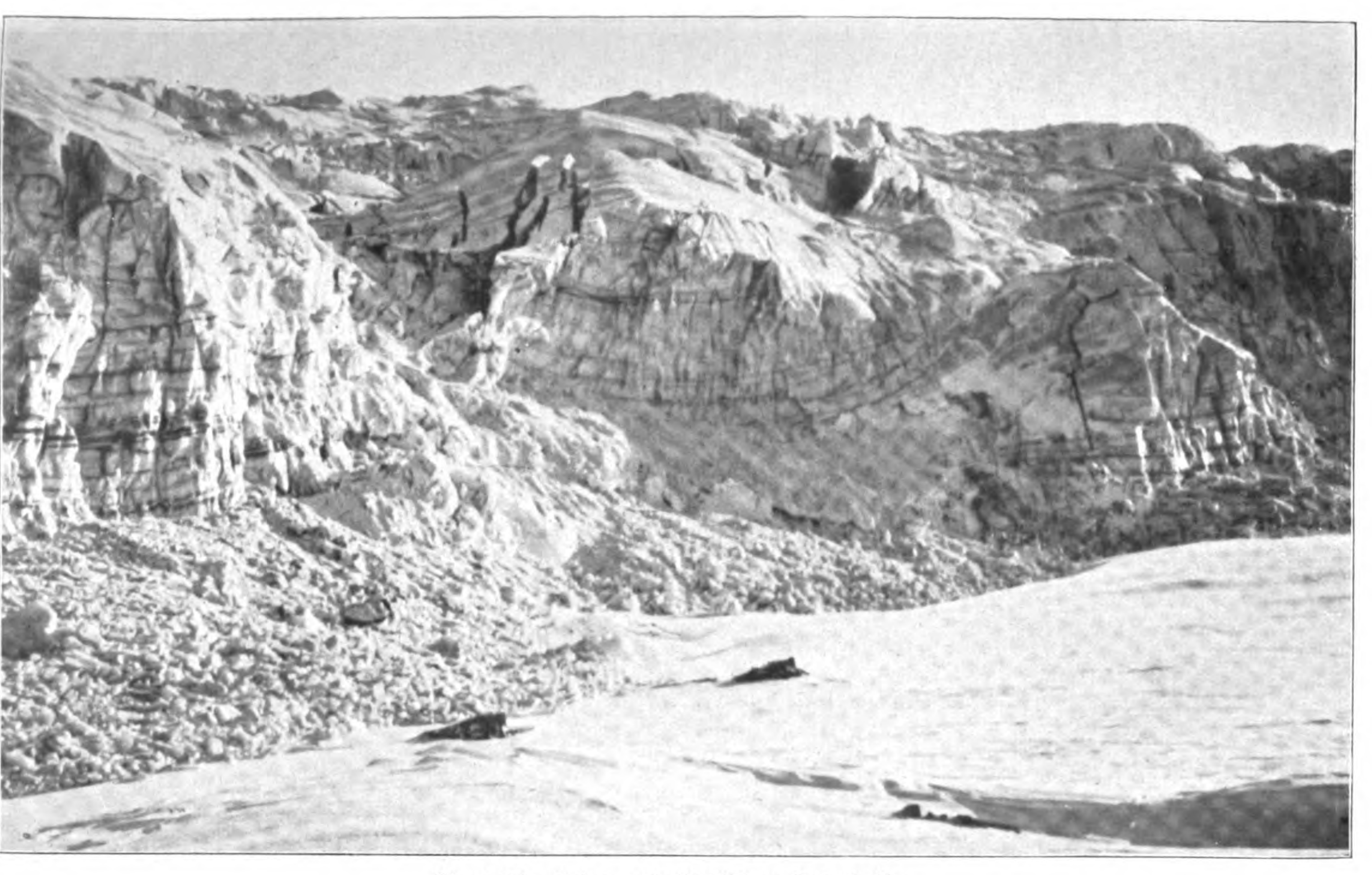
Für den Transport über Land und über das Inlandeis hatte ich mich mit sechzehn isländischen Pferden versehen. Es hat Kopfschütteln hervorgerufen, daß wir den üblichen Hunden Pferde vorzogen. Man hat das damals als gewagtes Experiment bezeichnet. Gut! — es war ein Experiment, aber wir waren dazu gezwungen. Die lokalen Verhältnisse waren es, die uns veranlaßten, Pferde anzuwenden, und ich muß einräumen, daß für Reisen über das Inlandeis sonst Hunde durchaus den Vorzug verdienen.

Wie der Transport der Ausrüstung verlief, von der Landung am 24. Juli bis zu dem Augenblick, da unser Haus „Borg“ Anfang Oktober fertig auf dem Rande des Inlandeises stand — welche Mühsale uns dieser Teil der Reise brachte, — wie das Überwintern mit seinen mannigfachen wissenschaftlichen Arbeiten draußen und drinnen sich abspielte — der Verlauf der langen Polarnacht — das Nahen des Frühjahrs mit seinen verschiedenen Depotreisen — all das muß ich mit Rücksicht auf den beschränkten Raum überspringen, um wenigstens einen knappen Grundriß von der Hauptreise selbst geben zu können, der 1200 Kilometer langen Wanderung durch Grönlands Wüste.

Es war früh morgens am 20. April — es konnte wohl etwa zwei Uhr sein — als wir bereit waren, zum letzten Male unsre Hütte zu verlassen, die uns nun ein halbes Jahr hindurch gegen einen rauhen und strengen Winter Obdach gewährt hatte. „Borg“ war uns ein Heim geworden. Wie nach einer gemeinsamen Verabredung hatten wir zum letzten Male den Stall gereinigt, die Stube gefegt, aufgewaschen und alles in Ordnung an seinen gewohnten Platz gestellt, als ob die Reise, die wir nun anzutreten im Begriff standen, nur ein kleiner Ausflug sei, wovon wir bald wieder zurückkehren würden.

Die Schlitten hielten beladen und bespannt in einer Reihe, mit den Schnauzen gegen Westen gewendet. Die Liste über alle mitzunehmenden Sachen hatten wir Punkt für Punkt durchgesehen, nichts fehlte. Ich warf einen letzten Blick über die uns so heimisch gewordene Umgebung.

NANSEN 1888
PEARY 1892 u. 95
QUERVAIN 1912
MIKKELSEN 1910
KNUD RASMUSSEN 1912
KOCH 1913
ROUTEN ÜBER DAS INLANDEIS
Eisfreie Küste



Randabbruch des grönländischen Inlandeises



Einer der Teilnehmer mit Grauni an der Küste Nordostgrönlands

Ein mit schweren grauen Wolken bedeckter Himmel, nur im Nordosten ein schwach leuchtender Schein, der den dämmernden Tag ankündigte. Tiefe bläuliche Töne im Osten über den steilen Felsgehängen am Mörkefjord, Hellefjord und Teufelkap, helle, leichte, gelbrote Farben im Westen über den Spitzen des Königin-Luise-Landes. Völlige Windstille, die Flagge auf der „Borg" hing tot in traurigen Falten an der Stange herab.

Ich gab den Befehl zur Abfahrt. Die Schlitten glitten lautlos vorwärts über den weichen, frischgefallenen Schnee.

Ein leichter Windhauch strich von Norden her über den Storströmmen. Die Flagge auf der „Borg" entfaltete sich, sie winkte und fächelte mit ihrem zerfaserten, fransigen Tuch gegen uns.

Das war der letzte Gruß unsres Heims an uns. — —

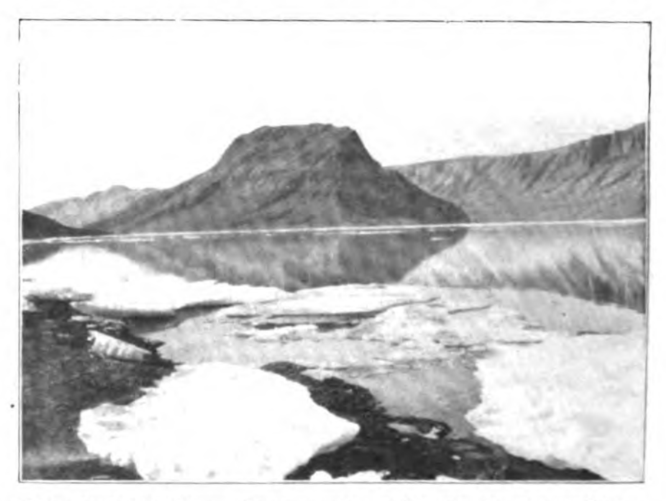
Es wurde eine harte Tour.

Jeden Tag Wind und Stöbern — oft stürmendes Wehen — und immer gegen uns. Wir lernten ihn kennen, diesen peitschenden Treibschnee, der die Luft erfüllte. Er wirbelte auf unter den Hufen der Pferde und den Kufen der Schlitten, er kittete sich fest in dem Wollzeug, Pelzzeug und dem Pelz der Pferde, er stach in die Haut und brannte in den Augen, und wir waren gezwungen, Schneebrillen aufzusetzen. Er verbarg beinahe die Sonne, so daß alles grau in grau wurde. Man sah nicht mehr, wohin man seinen Fuß setzte, und fiel in den harten, gefurchten Schnee; man erhob sich, tappte, glitt und fiel aufs neue.

Auf die Dauer wirkte dieser ewige Schnee, der uns nie Rast noch Ruhe gönnte, unglaublich ermüdend.

Anfangs glaubten wir, daß wir mit dem Wetter Pech hätten. Wir waren geneigt, still zu liegen, wenn das Schneetreiben stark war, weil wir meinten, es sei ökonomischer, auf gutes Wetter zu warten. Es ermüdete die Pferde, die hohen Lasten in dem starken Schneegestöber zu schleppen; sie wurden schneeblind, ihre Augen entzündeten sich und eiterten. Aber allmählich wurde es uns klar, daß Wind und Treibschnee der normale Zustand in der Randzone des Inlandeises war. Wollten wir über Grönland vorwärts, mußten wir uns mit den Verhältnissen abfinden, wie sie nun einmal waren.

Am 6. Mai passierten wir die äußersten Nunatakker gegen Westen. Nun hatten wir das Land hinter uns und waren daher von den vielen krummen Umwegen verschont, die es uns bis jetzt aufgezwungen hatte. Vor uns lag das ge-



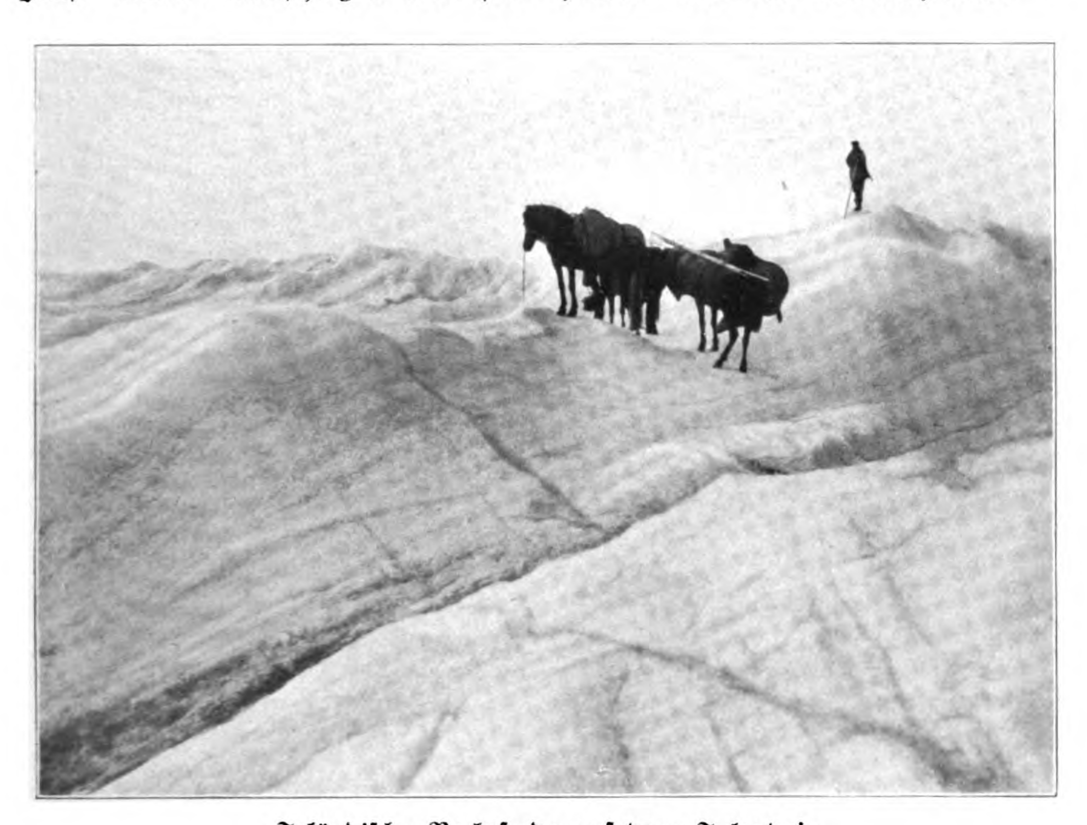
Ostgrönländische Sommerlandschaft in der Nähe von Dänemarks-Hafen

waltige Meer von Schnee des inneren Grönland. Wir waren auf offener See, konnten unsern Kurs auf gleiche Weise wie der Seemann steuern, der sein Schiff über das offene Meer von Küste zu Küste führt.

Von diesem Augenblick an zogen wir sicher und gleichmäßig, aber langsam vorwärts mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 15 Kilometer den Tag. Genau dieselbe Geschwindigkeit, die ich zu Hause meinen Überschlägen über Proviant und Futter zugrunde gelegt hatte. Trotzdem war die Reise wegen ihrer Einförmigkeit äußerst ermüdend. Immer derselbe blaugraue Himmel, immer diese unveränderliche weiße Schneefläche, keine Wolke, keine nackte Felsspitze, die das Einerlei unterbrechen und die Phantasie in Bewegung setzen konnte.

In dem Maße, wie wir weiter vorwärts kamen, ließ der Wind nach. In der Mitte von Grönland wurde es ganz still. Das Schneetreiben wurde von Nebel abgelöst, der namentlich am Morgen so dicht sein konnte, daß er die Sonne ganz verbarg. Die Luft war mit Feuchtigkeit übersättigt. Die Kleider, namentlich Pelzzeug und Strümpfe, wurden daher beständig naß, nur bei einigen Gelegenheiten gelang es, sie einigermaßen zu trocknen.

Doch erlangte die Feuchtigkeit nie so die Oberhand, daß sie uns zur Plage wurde. Nur am Morgen konnte es etwas damit hapern, die Füße in den nassen Strümpfen und Kamiken warm zu halten — das war aber auch alles.



Isländische Packpferde auf dem Inlandeis

Die Sonne belästigte uns etwas mehr. Am Tage gewann sie Gewalt über den Nebel, und nach zwölf Uhr fiel sie gerade in unsre Gesichter. Wir waren hoch oben. Der Barometerstand zeigte weniger als 500 Millimeter. Die Luft war so dünn, daß sie nicht vermochte, die ultravioletten Strahlen der Sonne zu absorbieren, die so schädlich auf die Haut einwirken. Die Haut brannte uns deshalb vom Gesicht, und namentlich Nase, Wangen und Lippen wurden mit ziemlich schmerzhaften Blasen, die stark näßten, bedeckt. Daß sich die Kälte in die Wunden



Schneesturm in Zentralgrönland
Nach einer Originalzeichnung von Achton Friis

legte, machte die Sache natürlich nicht besser.

Jeden Abend rieben wir das Gesicht mit Vaseline ein; es half aber nicht besonders. Die Wunden brachen doch auf. Tabak und warmes Essen konnten wir nicht vertragen; es brannte viel zu unbarmherzig, und mußte man unglücklicherweise lachen, so rissen die Lippen sofort auf. Ein paar von uns tragen noch deutliche Spuren im Gesicht von der üblen Behandlung, die wir erlitten.

Ich bestrebe mich ehrlich, so einfach wie möglich und ohne Übertreibung zu erzählen, und doch habe ich nun unzweifelhaft ein Bild von vier zermarterten Männern heraufbeschworen, die sich über den Hochgletscher vorwärtsschleppen, das Herz voll bitterer Gedanken über all das Böse, das sie erdulden müssen.

So war es aber nicht. Weder die Wunden im Gesicht noch das nasse und gefrorene Pelzzeug waren etwas andres als Beschwerden, in die man sich leicht finden konnte. Nein, vielmehr waren es vier schweigsame Männer, die bedächtig und ruhig über das Inlandeis vorwärts zogen. Der fast vollständige Mangel an Abwechslung macht schweigsam. Eine Fuchsspur, auf die wir ungefähr in der Mitte von Grönland stießen, gab uns Stoff zur Unterhaltung für drei Tage und zu weitgehendem Nachsinnen darüber, ob vielleicht Land in der Nähe sei. Ein Schneesperling, der uns über das Inlandeis folgte, wurde als zur Reisegesellschaft gehörend betrachtet. Wenn er ein paar Tage fort war und wir ihn dann wieder vor dem Zelte zwitschern hörten, war es etwas höchst Interessantes, das wir uns mitteilten und sorgfältig ins Tagebuch aufzeichneten, und während des Marsches, wenn unser kleiner dummer Gesellschaftshund nach dem Schneesperling jagte, hielten wir unsre Schlitten an und folgten gespannt dieser Jagd, deren Ergebnis wir ahnten.

Das große Ereignis des Tages waren die Berechnungen der Längenbeobachtungen. Am Schlusse eines jeden Tagesmarsches harrte unsrer neben dem Zeltaufschlagen, Abkochen und andern täglich sich wiederholenden Pflichten noch die Aufgabe, einen etwa zwei Meter tiefen Stall für unsre Pferde zu graben, deren Zahl bei Beginn dieses Abschnittes der Reise auf fünf vermindert worden war. Aber trotz aller Müdigkeit und allen Schlafbedürfnisses nach solchen Arbeiten geschah es jedoch selten, daß meine Kameraden sich schlafen legten, bevor ich die Länge ausgerechnet hatte und sie die Bestätigung dessen erhielten, was sie von vornherein wußten, nämlich wieviele Kilometer wir noch vor uns hatten, ehe wir Land erreichten.

Vielleicht war dieser ermüdende Mangel an Erlebnissen unser Glück. Wir dürsteten nach etwas, womit sich unsre Phantasie beschäftigen konnte, und suchten daher mit doppeltem Eifer in die wissenschaftlichen Probleme einzudringen, die unsre Reise darbot.

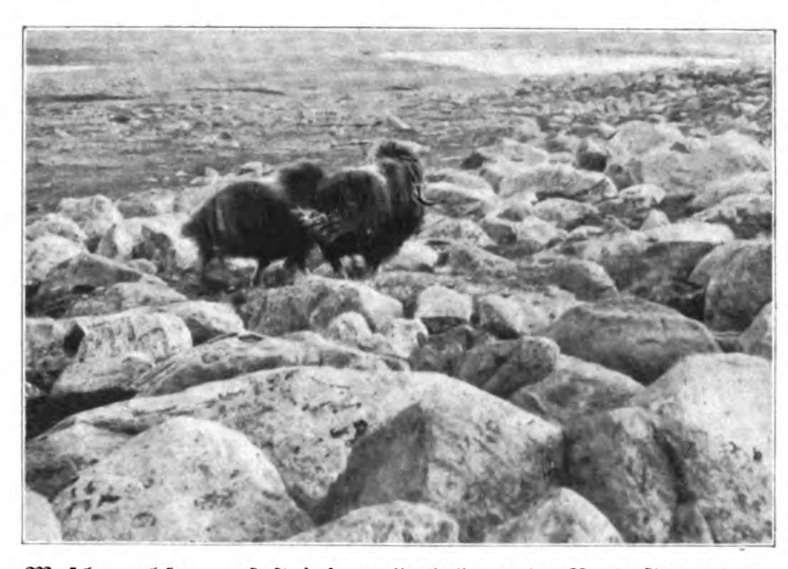
Die Pferde habe ich nur gelegentlich erwähnt, und sie spielten doch eine recht bedeutsame Rolle in unsrer kleinen Gesellschaft.

Ich hatte darauf gerechnet, daß es gelingen würde, zwei von ihnen an der Westküste aufs Land zu bringen, wo sie uns während des letzten Teils der Reise über das eisfreie Land bis zum nächsten

bewohnten Ort eine sehr große Hilfe gewesen wären.

Die Reisemethode war zum Teil neu und unversucht. Wir mußten manche Erfahrung machen, und diese Erfahrungen mußten wir mit dem Leben der Pferde bezahlen.

Nun wissen wir, warum es nicht gelang, die Pferde hinüber zu bringen, nun wissen wir auch, daß es sich hätte machen lassen, sogar ziemlich leicht.



Moschusochsen auf steiniger Hochebene in Nordostgrönland

Auf dem letzten Viertel der Reise hatten wir nur noch ein Pferd übrig. Es ging auf Schneeschuhen und schien sich trotz der kranken Augen einigermaßen gut durchhelfen zu können.

Wie wir uns allmählich der Westküste näherten, bekamen wir den Wind im Rücken. Wir brachten Segel an dem Schlitten an, und die Reise ging nun so leicht, daß wir das Pferd nicht mehr brauchten. Wir banden es oft hinten an den Schlitten und ließen es hinter ihm einhertraben. Es würde uns in der Tat bedeutende Erleichterungen verschafft haben, wenn wir das letzte Pferd acht Tage, ehe wir Land erreichten, erschlagen hätten. Daß wir nur wenige Kilo Heu übrig hatten — kaum mehr als eine Tagesration —, sprach auch sehr dafür, das Pferd zu erschlagen.

**Grauni** hieß unser bestes Pferd — ein prächtiges Tier. Während der ganzen Reise war es voran gewesen und hatte die Spuren getreten, in denen die andern Pferde nachfolgten. Immer hatte es die größte Last gehabt, und doch bekam stets Grauni einen Heusack oder eine Kiste als Zugabe auf den Schlitten, wenn eines der andern Pferde Zeichen der Ermüdung zeigte. Immer war es ohne ermunternden Zuruf oder Ruck an den Zügeln zum Schleppen bereit. Mutwillig und schalkhaft, aber zugleich mild und fügsam war es.

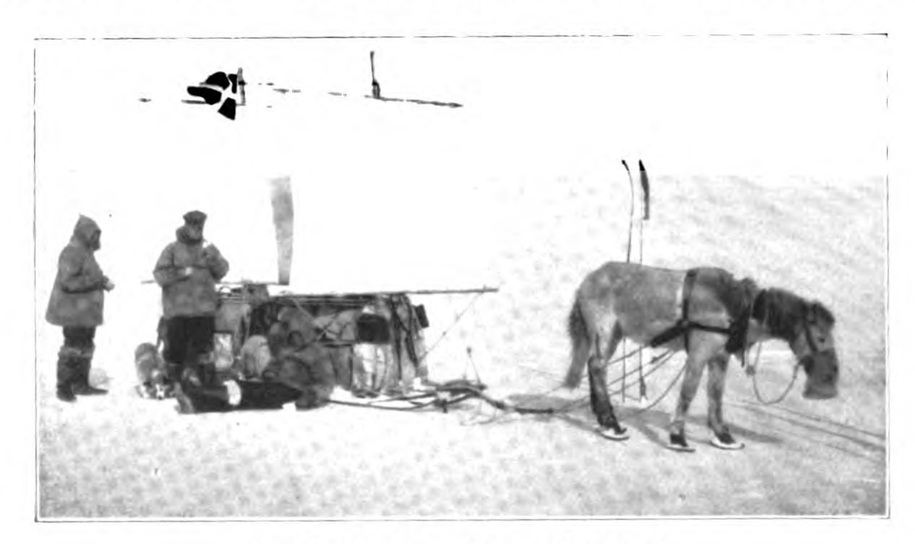
Wir mußten immer darauf achten, daß die andern Pferde nicht seinen Teil des Futters in der gemeinschaftlichen Krippe raubten.

Grauni war natürlicherweise der Liebling, wie konnte es anders sein, er war aber mehr als das. Er war uns ein treuer Kamerad, von dem wir nicht so ohne weiteres scheiden konnten, indem wir ihm eine Kugel durch den Kopf jagten.

So teilten wir denn unsre letzte Proviantkiste mit ihm. Grauni bekam Schiffszwieback und Biskuit, Erbsenmehl und Fleischschokolade. Als Zugabe gaben wir ihm drei Kilo Narde, das wir für unsre Kamiken und lappischen Stiefel selbst brauchen sollten.

Natürlich bekam Grauni zu wenig zu fressen, wir hofften aber, daß es angehen würde. Wir verlangten ja keine Arbeit von ihm. Er war nun unser Passagier und wurde hinter dem Schlitten herbugsiert. Wenn er müde wurde oder die Fahrt zu schnell ging, legten wir ihn auf den Schlitten auf unsre Schlafsäcke, breiteten das Zelt über ihn aus und schnürten ihn behutsam, aber sicher an die Last. Da lag er und hatte es offenbar recht gut, während wir andern ihn schleppten.

Es ist selbstredend, daß auf diese Weise die Last schwer wurde, wir hatten aber den Wind im Rücken und es ging bergab, so daß der Schlitten oft ziemlich leicht glitt. Mitunter konnte Larsen vorn auf dem Grauni als Schlittenführer und ich hinten als Schaffner sitzen, und

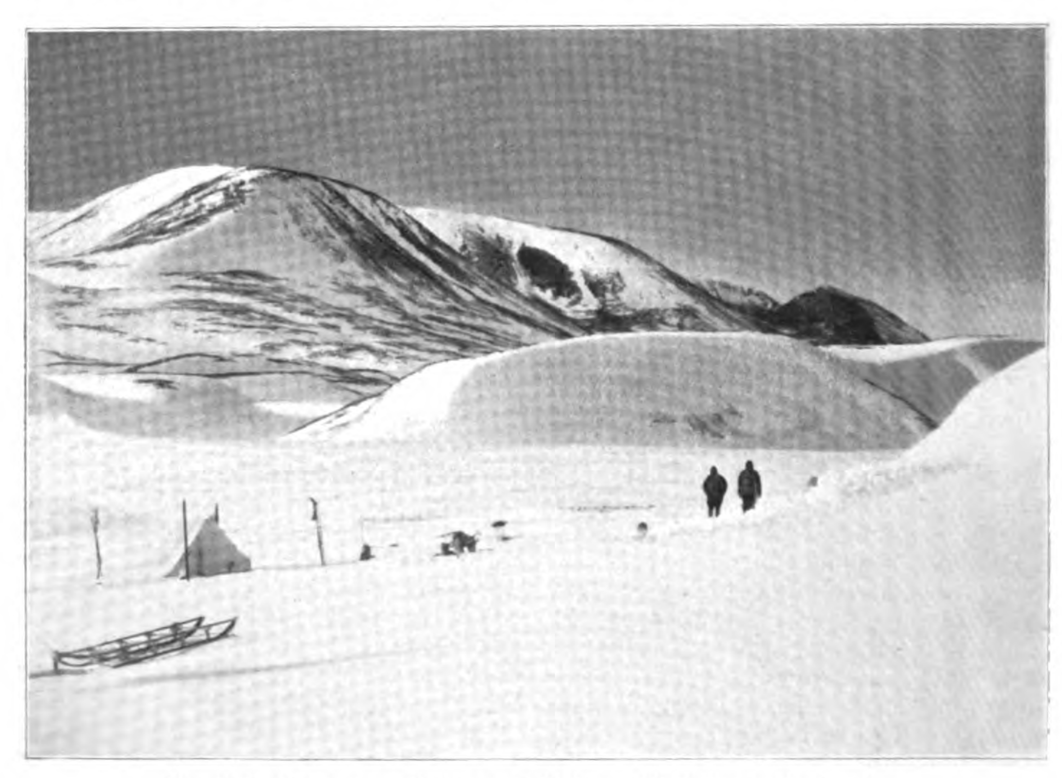


Frühstücksrast auf dem Inlandeis

so ging es mit Eilzugsgeschwindigkeit kilometerlange Abhänge hinunter, während Wegener und Vigfus, die auf Ski nachfolgten, weit, weit hinter uns zurückblieben.

Im äußeren Teil der Randzone begegneten wir den gewöhnlichen Beschwerden, tiefem Schneeschlamm, spitzigem und knolligem Eis, reißenden und tiefeinschneidenden Strömen, und dann natürlich Gletscherspalten. Hier ging es wieder schwer und mühsam vorwärts, und hier konnte nicht mehr die Rede davon sein, Grauni auf der Last zu fahren.

Am 4. Juli errichteten wir unser Zelt

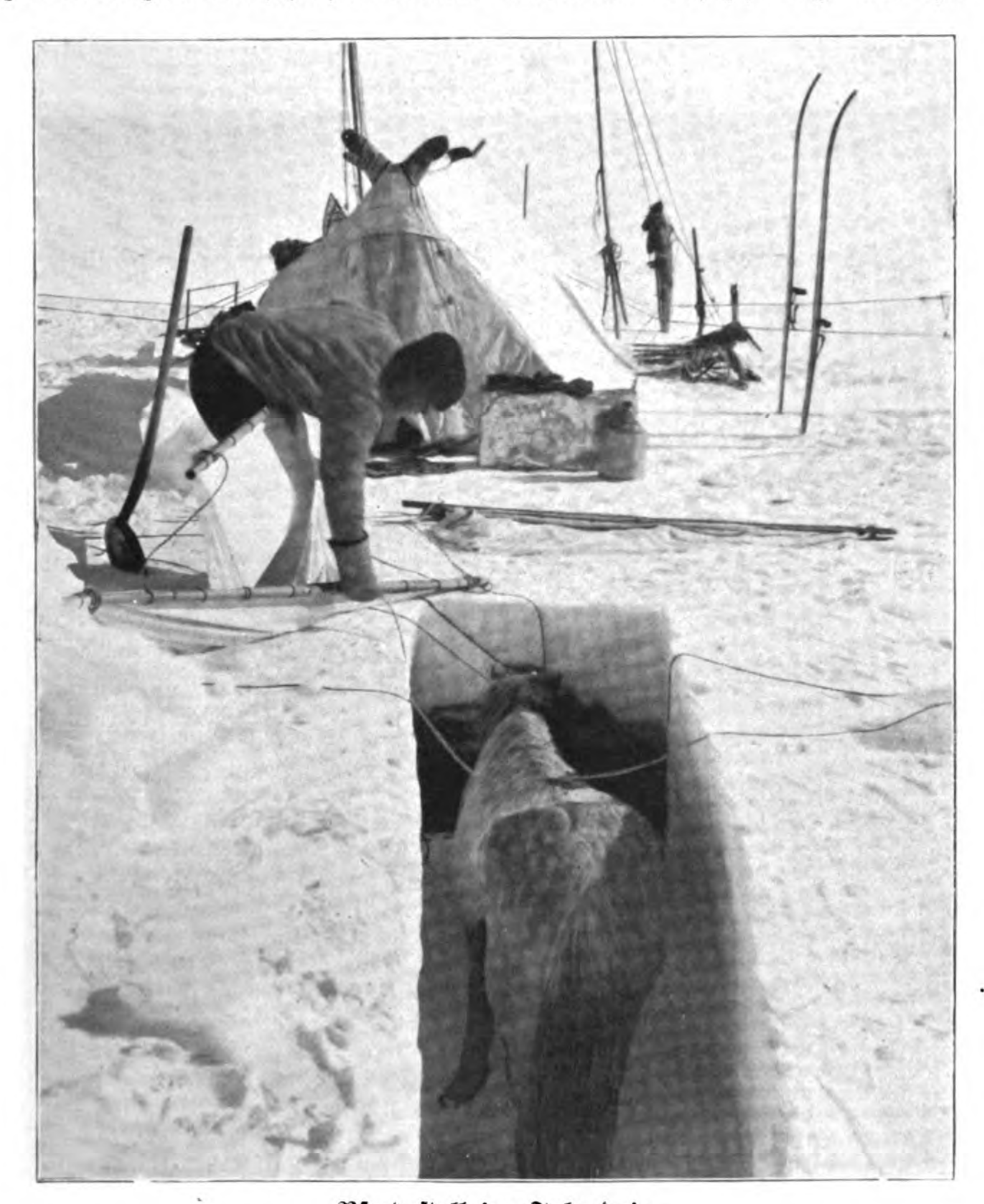


Landschaft vom westlichen Teil des Königin-Luise-Landes

sechs Kilometer vom Land entfernt. Das Eis war nun zu schlecht, wir wurden genötigt zu rekognoszieren, um eine fahrbare Route nach dem Land aufzusuchen. Außerdem mußten wir sehen, ein kleines Depot zu finden, das 1911 am Eisrande für uns ausgesetzt worden war.

Wir fanden das Depot, und Gras für das Pferd gab es in der Nähe vollauf genug, aber der Weg dahin über das Eis war so mühsam, daß wir nicht daran denken konnten, unser ermattetes Pferd mitzunehmen.

Nun bereuten wir bitterlich, daß wir Grauni nicht längst erschossen hatten. In unsern aufrichtigen Kummer, ihn verlieren zu sollen, mischte sich nun ein drückendes Gefühl, daß wir ihn die letzten Tage unnütz gequält hatten. So erschossen wir ihn.



Pferdestall im Inlandeis

Am 7. Juli hatten wir unser Gepäck an Land und konnten dem Inlandeis für diesmal Lebewohl sagen.

Acht Tage später erreichten wir nach einem schweren Marsch durch schwieriges Berggelände die kleine Kolonie Pröven!

# Die Entwicklung unsrer Wehrverfassung

Von

Ottomar Freiherrn von der Osten-Sacken und von Rhein,
Oberstleutnant a. D.

Durch die am 3. Juli 1913 zum Gesetz gewordene Wehrvorlage ist unsre Wehrverfassung zu einem gewissen Abschluß gekommen. Freilich nur vorläufig. Einen Stillstand gibt es im Leben der Völker nicht. Jede Zeit stellt neue Aufgaben, für deren Lösung sie auch neue Mittel gewährt. Wo diese nicht ergriffen werden, beginnt der Rückschritt. Auch das beste Heerwesen und die trefflichste Wehrverfassung sind Kinder ihrer Zeit und überaltern. Das haben unsre Vorfahren im Anfang des vorigen Jahrhunderts an sich selber erfahren müssen.

Wenn dem damaligen Zusammenbruch schon so bald eine glorreiche Wiedererstehung folgen konnte, so war dies der Scharnhorstschen Reform und im besondern der Wiederbelebung des Gedankens der Wehrpflicht zu danken. Durch die Errichtung der freiwilligen Jägerdetachements wurden die damals der Heranziehung der Gebildeten noch entgegenstehenden Bedenken beseitigt, so daß nun die allgemeine Wehrpflicht — zunächst für die Dauer des Krieges — eingeführt werden konnte. Und auf Scharnhorst war auch der von der Provinz Ostpreußen in die Tat übertragene Landwehrgedanke zurückzuführen, dessen Verallgemeinerung neben dem stehenden Heere ein improvisiertes Massenaufgebot ins Leben rief. So konnte das kleine und zertretene Preußen 300 000 Mann aufbringen und die treibende Kraft zum Sturz des großen Eroberers werden.

Mit der nach dem Friedensschluß nötigen Neuordnung des Heerwesens wurde General von Boyen betraut. Seine vornehmste Aufgabe war die Schaffung einer zeitgemäßen Wehrverfassung. Für den Erben Scharnhorsts konnte hierbei nur die von diesem geschaffene Grundlage in Betracht kommen, die allgemeine Wehrpflicht unter Beibehalt der freiwilligen Jäger, aus denen demnächst die Einjährig-Freiwilligen wurden. Doch selbst so konnte Preußen bei seiner Erschöpfung und bei nur zehn Millionen Einwohnern kein so starkes Heer halten, wie seine teuer wiedererkaufte Großmachtstellung erforderte. So war die Landwehr nicht zu entbehren. Aber sie sollte nicht mehr aus einem improvisierten Massenaufgebot, sondern aus zwar älteren, aber im stehenden Heere geschulten Elementen bestehen. Neu war ihre Einteilung nach dem Lebensalter in zwei Aufgebote, von denen das erste zum Feldheer, das zweite zum Besatzungsheer gehören sollte. Dies waren die Grundzüge des Wehrgesetzes vom 3. September 1814. Die Dienstzeit im stehenden Heere und dessen Reserve war auf drei beziehungsweise zwei, die in beiden Aufgeboten der Landwehr auf sieben beziehungsweise sechs Jahre festgesetzt. Die Landsturmpflicht währte vom vollendeten siebzehnten bis fünfzigsten Lebensjahre.

Die Einreihung der Landwehr in die erste Linie war ein Notbehelf. Die Notwendigkeit der späteren Reform kündigte sich jetzt schon an. Hatte Boyen diese in seiner — auch nach dem Feldzuge von 1815 beibehaltenen — Vorliebe für die Landwehr auch nicht im Auge gehabt, bot doch sein Gesetz die Möglichkeit einer solchen. Darum brauchte es auch nur in Einzelheiten abgeändert werden, um bis heute die Grundlage unsres Wehrsystems bilden zu können.

Zunächst freilich ließen die Erschöpfung Preußens und die allgemeine Erschlaffung nach der langen Kriegsperiode diesen Vorzug des Gesetzes nicht zur Geltung kommen. Bei der Zunahme der Bevölkerung und dem Stillstand im Ausbau des Heerwesens büßte die allgemeine Wehrpflicht immer mehr ihre ursprüng-

liche Reinheit ein. Der schwache Friedensstand von 125 000 Mann (einschließlich Offiziere und so weiter) gestattete nicht einmal die Ausbildung eines zahlenmäßig genügenden Beurlaubtenstandes, daher man dessen Reihen durch Kriegsreserve- und Landwehrrekruten mit nur vierwöchentlicher Ausbildung ergänzte. Das in der ganzen Armee herrschende Sparsystem, das bereits 1820 bei der Infanterie zur Verkürzung der Dienstzeit um ein halbes Jahr führte, schädigte die Landwehr ganz besonders. Bei den partiellen Mobilmachungen anläßlich der polnischen und belgischen Wirren traten die Folgen grell zutage. Die Landwehr versagte völlig. Darunter litt Preußens Ansehen schwer.

So ging es nicht weiter. Man mußte mehr Leute ausbilden und der Landwehr durch engere Verbindung mit der Linie ein festeres Gefüge geben. Zu diesem Zweck wurde — 1833 versuchsweise, 1837 endgültig — die Dienstzeit bei der Infanterie auf zwei, bei der Fußartillerie auf zweieinhalb Jahre herabgesetzt, zugleich das Institut der Kriegsreserve- und Landwehrrekruten beseitigt. Wurden nun aber auch jährlich 38 000 bis 40 000 Mann eingestellt, so blieb doch bei dem Anwachsen der Bevölkerungszahl auf 14,9 Millionen (1840) noch immer ein großer Überschuß. Und für die engere Verbindung der Linie mit der Landwehr geschah nichts. So blieb fast alles beim alten.

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. brachte keine Besserung. Wenigstens wurde dem Heere sein trefflicher Geist gewahrt. Und dieser bewährte sich in den nun hereinbrechenden Sturm- und Drangjahren glänzend. Nur bei der Landwehr kam es stellenweise zu Ausschreitungen. So ging die Krone ungeschwächt aus dem Kampfe hervor, nur das Bewilligungsrecht war der Volksvertretung eingeräumt. Aber die Kommandogewalt war gewahrt und mit ihr die Möglichkeit, dem Offizierkorps seinen Charakter, der Armee ihre Zuverlässigkeit zu erhalten.

Doch für einen großen Krieg war das Heer in seiner damaligen Zusammensetzung nicht geeignet. Olmütz war die notwendige Folge seiner bisherigen Vernachlässigung. Nun endlich wurde manches gebessert, so namentlich die Isolierung der Landwehr beseitigt, die dreijährige Dienstzeit hergestellt und so weiter. Aber die Zusammensetzung des Feldheeres aus zwei grundverschiedenen Bestandteilen blieb. Trotz des Anwachsens der Bevölkerungszahl auf 17 Millionen änderte sich die Heeresstärke nicht, so daß von den etwa 66 000 jährlich verfügbaren Wehrfähigen nur 38 000 eingestellt werden konnten. Wollte Preußen seine erschütterte Großmachtstellung behaupten, war eine Reform unerläßlich. Die allgemeine Wehrpflicht mußte voll hergestellt, hierdurch und durch Verlängerung der Reservepflicht die Möglichkeit einer Vermehrung der Linientruppen und einer Ausscheidung der Landwehr aus dem Feldheere geschaffen werden.

Der Prinz von Preußen, der inzwischen die Regentschaft übernommen hatte, wollte anfangs die Reorganisation erst als König vornehmen. Aber die Mobilmachung 1859 zeigte die Schäden des Landwehrsystems wiederum so scharf, daß er nicht mehr zögerte. Der Friedensstand erhöhte sich auf 212 649 Mann (einschließlich Offiziere und so weiter), das Rekrutenkontingent auf 63 000 Mann, das Heeresbudget von 29 auf 40,36 Millionen Taler. Die Kriegsstärke änderte sich wenig, dafür aber bestand jetzt das Feldheer aus lauter vollwertigen Truppen. Als der Prinz am 2. Januar 1861 den Thron bestieg, war die Reorganisation durchgeführt.

Aber nun versagte die Volksvertretung die nötigen Mittel. Doch, auf Bismarck und Roon gestützt, führte der König den Kampf durch. Und er währte lange. Weder die Erprobung der Reorganisation 1864 beendete ihn, noch die Aussicht auf den drohenden Kampf mit Österreich.

Für diesen konnte Preußen bei 19 Millionen Einwohnern im ganzen über 600 000 Mann aufstellen, in erster Linie fast lauter Linientruppen.

Der Tag von Königgrätz gab Preußen den inneren Frieden wieder, wie er Deutschland seinen natürlichen Schwerpunkt gab. Trennte auch noch der Main Nord und Süd, so stellten doch wenigstens für den Kriegsfall die Schutz- und Trutzbündnisse die Einheit her.

Natürlich bildeten die preußischen Heereseinrichtungen die Grundlage für das Heerwesen des Norddeutschen Bun-

des. Seiner Gesetzgebung unterlag das ganze Militärwesen, dessen Beaufsichtigung dem Könige von Preußen als Bundesfeldherrn oblag, dem das gesamte Bundesheer in Krieg und Frieden unterstand. Der Gehorsam gegen ihn war überall in den Fahneneid aufgenommen, die Militärhoheit aber den einzelnen Bundesstaaten überlassen, soweit eine einheitliche Aktion des Bundesheeres es gestattete. Die Wehrpflicht dauerte drei beziehungsweise vier Jahre im stehenden Heere und dessen Reserve und fünf in der Landwehr, deren zweites Aufgebot fortfiel. Am 9. November 1867 erging noch ein besonderes Gesetz, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst.

Die Ergänzung der gesetzlichen Bestimmungen bildeten die Militärkonventionen. Die Kontingente der kleineren Staaten wurden zum Teil aufgelöst, zumeist aber der preußischen Armee einverleibt. Große Zugeständnisse wurden an Sachsen gemacht; es behielt eigne Verwaltung mit eignem Kriegsministerium, seine Truppen bildeten ein geschlossenes Korps und so weiter. Ebenso bildeten die Truppen des Großherzogtums Hessen, das sich militärisch ganz dem Bunde anschloß, eine geschlossene Division, die dritte des XI. Korps, die aber in ihrer Organisation, Ergänzung und so weiter vorläufig noch einige Sonderheiten bewahrte.

Die Friedensstärke des Bundesheeres betrug 297 160 Mann (ausschließlich Offiziere und so weiter), gleich ein Prozent der Bevölkerung, die 1870/71 erreichte Gesamtstärke 1 226 218 Mann. Das Heeresbudget belief sich auf 66,3 Millionen Taler, 225 Taler auf den Kopf des Friedensstandes.

Von den süddeutschen Staaten paßte jetzt Baden sein Heerwesen ganz dem preußischen Vorbilde an. Auch Württemberg nahm das preußische Wehrgesetz, aber mit zweijähriger Dienstzeit bei den Fußtruppen an, ebenso preußische Bewaffnung und Reglements, behielt aber die alte Organisation und so weiter. Ebenso wurde in Bayern die Wehrpflicht nach preußischem Muster geregelt, während man hier sonst vielfach eigne Wege ging. Im ganzen stellten diese drei Staaten 1870/71 268 194 Mann auf.

Wie sich die ganze Verfassung des Reiches eng an die des Norddeutschen Bundes anlehnte, war dies auch besonders bei der Wehrverfassung der Fall. Der Friedensstand wurde vorläufig auf ein Prozent der Bevölkerung, gleich 401 569 Mann (ausschließlich Offiziere und so weiter), festgesetzt, für jeden Mann wieder eine Pauschalsumme von 225 Talern, zusammen 90,3 Millionen Taler, bewilligt. Baden und Hessen traten ganz in den Verband der preußischen Armee ein. Württemberg hatte sich eine ähnliche Selbständigkeit wie Sachsen gesichert. Eine noch schärfer ausgeprägte Sonderstellung hatte sich Bayern ausbedungen, doch war auch hier der Gehorsam gegen den Kaiser in den Fahneneid aufgenommen, und im Kriege hatte dieser den uneingeschränkten Befehl über alle bayrischen Truppen.

Ein allgemeines Reichsmilitärgesetz ging dem Reichstage erst im Frühjahr 1873 zu. Aber die dauernde Festlegung der Friedensstärke im Verhältnis zur Bevölkerungszahl lehnte er ab. Nur für sieben Jahre wurde der bisherige Stand bewilligt. Am 2. Mai 1874 trat das Gesetz in Kraft. Neu war die Einteilung der Ersatzreserve, das heißt des Überschusses an wehrfähiger Mannschaft, in zwei Klassen. Neben dem neuen Gesetz behielt das vom 9. November 1867 Gültigkeit. Am 12. und 15. Februar 1875 ergingen dann noch zwei Gesetze über den Landsturm und die Kontrolle des Beurlaubtenstandes. Die Höhe des Überschusses, der trotz übertrieben hoher Anforderungen an die Brauchbarkeit und trotz umfangreicher Beurlaubungen beim dritten Jahrgange bis zum Ablauf des Septennats auf 40 000 Mann anwuchs, zeigt, daß die Grundbestimmungen der Wehrverfassung, allgemeine Wehrpflicht und dreijährige Dienstzeit, mit dem festgesetzten Friedensstand unvereinbar waren.

Hieran änderten auch die Heeresverstärkungen von 1881 und 1887 um 25 705 und 41 135 Mann nichts, da sie kaum der Zunahme der Bevölkerung entsprachen. Sie genügten um so weniger, als inzwischen auch die andern Mächte die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatten. Dennoch und trotz der schweren Bedrohung des Friedens durch die Boulangerkrisis hatte man 1887 die Zustimmung des Reichstages nur durch eine Auflösung erlangen können. Die bis

zum 31. März 1894 festgesetzte Heeresstärke betrug 468409 Mann, gleich ein Prozent der Bevölkerung von 1885, das Heeresbudget 493,5 Millionen Mark (1887/88), während von der Erhöhung des Rekrutenkontingents auf 154000 ein allmähliches Anwachsen des Beurlaubtenstandes von 1170000 auf 1350000 Mann zu erwarten war.

Aber die Kriegsgefahr war nur für den Augenblick gebannt. So wurde durch Gesetz vom 11. Februar 1888 das zweite Aufgebot der Landwehr, gleich sechs Jahrgänge, hergestellt. Dadurch stieg die Kriegsstärke (einschließlich Offiziere und so weiter) auf 2306000 (später 2664000) Mann, ungerechnet die Ersatzreserve (Rekruten) und den Landsturm, der in zwei Aufgebote — vom siebzehnten bis neununddreißigsten beziehungsweise vom neununddreißigsten bis fünfundvierzigsten Jahre — eingeteilt wurde.

Die nächsten Jahre brachten keine Änderungen in unsrer Wehrverfassung. Nur eine geringe Vermehrung des Friedensstandes auf 486983 Mann trat am 1. Oktober 1890 für den Rest des Septennats ein.

Eine so schwache Verstärkung unsrer Wehrmacht entsprach weder der Zunahme der Bevölkerung, die bis 1890 auf 49,4 Millionen Seelen anwuchs, noch den fortgesetzten Rüstungen unsrer Widersacher. Und an Menschen fehlte es nicht, war doch zurzeit ein jährlicher Überschuß von rund 44000 Mann vorhanden. Aber der Kostenpunkt schloß ihre Einstellung bei Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit aus. So entschied man sich für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei den Fußtruppen, der fahrenden Artillerie und dem Train. Doch wieder mußte der Reichstag aufgelöst werden, ehe die Vorlage am 3. August 1893 Gesetz werden konnte. Der Friedensstand wurde für die Zeit vom 1. Oktober 1893 bis zum 31. März 1899, das heißt für den Rest des Septennats und ein der Länge der Legislaturperiode entsprechendes Quinquennat, auf 479229 Gemeine festgesetzt. Die Stellen der Unteroffiziere wurden fortan wie die der Offiziere alljährlich bewilligt. Zugleich wurde vorläufig — endgültig erst 1905 — die zweijährige Dienstzeit in dem angegebenen Umfange eingeführt. Das Heeresbudget stieg auf 611 Millionen Mark (1894/95), während die Flotte weitere 74 Millionen erforderte. Das Heer zählte jetzt 23176 Offiziere, 557436 Unteroffiziere und Gemeine (ausschließlich Einjährig-Freiwillige), die etatsmäßige Rekrutenquote rund 230000 Mann, so daß ein allmähliches Anwachsen des Beurlaubtenstandes auf 3250000 Mann zu erwarten war. Zu der etatsmäßigen Rekrutenquote kam nun aber noch an Stelle des bisherigen Nachersatzes eine überetatsmäßige von neun Prozent, die sofort mit eingestellt wurde, so daß der Jahresbedarf etwa 251000 Mann betrug. Um ihn unbedingt decken zu können, hatte man die Anforderungen etwas herabgesetzt. Nun blieben aber bereits 1895 8350 völlig brauchbare Leute übrig, während weitere 97028 und 80352 Mann, die zum großen Teil hätten dienen können, als minder oder künftig tauglich dem Landsturm beziehungsweise der Ersatzreserve überwiesen wurden. Die allgemeine Wehrpflicht bestand also auch jetzt noch nur auf dem Papier.

Es kam aber noch schlimmer. Trotz der immer weiteren Zuspitzung der Lage und der immer drohenderen Rüstungen unsrer voraussichtlichen Gegner, denen sich auch noch England zugesellte, wuchs die Heeresstärke in den beiden folgenden Quinquennaten nur auf 505839 Gemeine an, während die Bevölkerungszahl bis 1910 auf 64,92 Millionen stieg. Die Folge war ein gewaltiges Anschwellen des Überschusses, der 1910 3237 Brauchbare und 144737 beziehungsweise 80262 minder oder künftig Taugliche zählte. Freilich, die Kosten für Heer und Flotte waren auch auf 807 beziehungsweise 442 Millionen Mark angewachsen.

Die wirtschaftlichen Rücksichten bewogen denn auch zunächst die Regierung, sich für die Zeit vom 1. April 1911 bis zum 31. März 1916 mit einer Erhöhung des Friedensstandes um 9482 Gemeine zu begnügen. Doch die Krisis des Sommers 1911 rief so ernste Bedenken wach, daß im Frühjahr 1912 dem Reichstage eine neue Vorlage gemacht wurde, nach der der Friedensstand auf 544211 Gemeine gebracht werden sollte. Dazu kam eine neue Flottenvorlage. Beide Vorlagen bedingten eine Steigerung der durchschnittlichen Jahreskosten auf 900 beziehungsweise 477 Millionen Mark. Trotzdem wurden sie angenommen. So

stieg die Heeresstärke am 1. Oktober 1912 auf 27 267 Offiziere, 92 347 Unteroffiziere, 531 004 Gemeine (ausschließlich Einjährig-Freiwillige), weitere 718 Offiziere, 2188 Unteroffiziere, 13 207 Gemeine sollten demnächst hinzukommen. Da sich die etatsmäßige Rekrutenquote auf 271 000 Mann erhöhte, war ein Anwachsen der Kriegsstärke von 4 500 000 auf 5 000 000 Mann zu erwarten.

Doch selbst dieses gewaltige Heer entsprach zahlenmäßig noch nicht der Möglichkeit — und der Notwendigkeit. Während Frankreich bereits 82 Prozent der Verfügbaren einstellte, so daß sein Friedensheer trotz des Unterschiedes in der Bevölkerungszahl fast so stark wie das deutsche war, wurden bei uns auch jetzt noch einschließlich der überetatsmäßigen Rekrutenquote, der Einjährig-Freiwilligen und des Bedarfs für die Flotte nur 57 Prozent — von 540 000 Verfügbaren etwa 307 000 — genommen, relativ 30 000 Mann weniger als 1893.

Aber nun brach noch im Herbst 1912 der erste Balkankrieg aus, und wurde auch sein Umsichgreifen verhütet, so bewirkte er doch eine völlige Verschiebung des politischen Gleichgewichts. So mußte jetzt Deutschland seine Wehrkraft weiter anspannen, zumal sich auch die Mächte der andern Staatengruppe zu dem gleichen Schritt anschickten. In der Armee und den ihr nahestehenden Kreisen war diese Notwendigkeit längst erkannt. Jetzt wurden auch aus dem Volke heraus viele Stimmen für sie laut.

Doch längst war auch unser Kaiser von der Notwendigkeit überzeugt. Nur wirtschaftliche Rücksichten hatten ihn bisher zurückgehalten. Jetzt mußten diese schweigen. Am 27. März 1913 ging die neue Vorlage dem Reichstage zu. Der Stand an Gemeinen sollte auf 1,018 Prozent der Bevölkerung gebracht und entsprechend die Rekrutenquote um 63 000 Mann, der gesamte Friedensstand um 4000 Offiziere, 15 000 Unteroffiziere, 117 000 Gemeine erhöht werden. Die jährlichen Mehrkosten waren auf 188, die einmaligen auf 1055 Millionen Mark berechnet. Die Notwendigkeit dieser gewaltigen Opfer war so einleuchtend, daß der Reichstag sie fast unverkürzt bewilligte. So konnte die Heeresverstärkung am 1. Oktober 1913 vorgenommen werden, doch wird die volle Stärke erst am 1. Oktober 1915 erreicht werden. Der künftige streitbare Stand soll 30 985 Offiziere, 108 535 Unteroffiziere, 661 176 Gemeine (ausschließlich Einjährig-Freiwillige) betragen. Durch die Erhöhung der etatsmäßigen Rekrutenquote auf rund 334 000 Mann (einschließlich der überetatsmäßigen und so weiter zurzeit 67 Prozent der Verfügbaren) wird die Kriegsstärke allmählich auf etwa 6 000 000 Mann anwachsen.

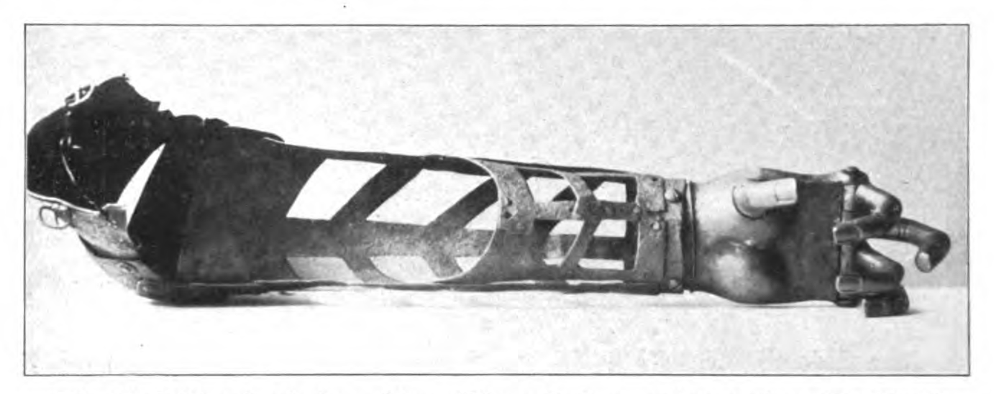
Was uns für den vorliegenden Zweck, Betrachtung der Entwicklung unsrer Wehrverfassung, an der Vorlage am meisten interessiert, war in ihrer Begründung gesagt. Hier hieß es, die Stärke des Heeres habe mit dem Anwachsen der Bevölkerung nicht völlig gleichen Schritt gehalten, die allgemeine Wehrpflicht sei aber die bewährte Unterlage für Deutschlands Stärke, nur ihre Verwirklichung erhalte die Armee jung und ermögliche, daß die älteren verheirateten Männer nicht in erster Linie ins Feld rücken brauchten; der leitende Gedanke sei deshalb der Ausbau der allgemeinen Wehrpflicht nach dem Stande der Bevölkerung. Es war dies derselbe Gedanke, der der Reorganisation von 1859/60 zugrunde gelegen, dessen Verwirklichung einen so großen Anteil an unsern Erfolgen gehabt, dessen Aufnahme in das Militärgesetz der Reichstag aber 1874 abgelehnt hatte. Jetzt hatte er sich mit Gewalt Bahn gebrochen. Aber ihn noch in die Verfassung aufzunehmen war es zu spät. Die jetzige Herauskehrung des Gedankens, daß der Ausbau der Wehrpflicht mit der Zunahme der Bevölkerung nicht nachlassen dürfe, ist von der größten Bedeutung. Durch sie ist die gesunde Grundlage hergestellt, auf der unsre Nachkommen weiterbauen können. Und darum bedeutet die zum Gesetz gewordene Wehrvorlage von 1913 die Krönung der Entwicklung unsres ganzen Heerwesens und insonderheit unsrer Wehrverfassung in den letzten hundert Jahren, das heißt seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

# Die eiserne Hand des Götz von Berlichingen

Ein sehr interessanter Gegenstand, der namentlich auch bei der heranwachsenden Jugend, die sich ja in einem bestimmten Alter lebhaft für die Historie des heißblütigen Ritters interessiert, ist die eiserne Hand des Götz von Berlichingen, dieses Juwel der Schmiedekunst.

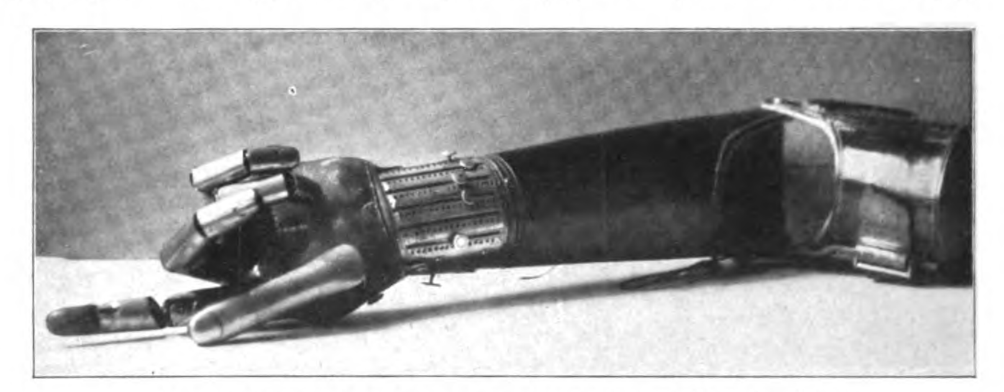
Daran ändert nichts, wenn wir sehen und zeigen, daß der geniale Kunstschmied und sein sinnreicher Auftraggeber nicht die ersten waren, die auf den merkwürdigen Einfall kamen, sich einen im Kampf oder durch einen Unfall verloren gegangenen Arm einfach neu anzuschaffen; daß sie also für diese Hand Vorbilder hatten. Schreibt doch der Ritter selbst in seinem Memoirenwerk, daß ein hohenlohescher Ritter vor ihm schon mit einer eisernen Hand weiter Kriegsdienste tun konnte. Wer der Träger der eisernen Hand war, der mit seinem Kriegsroß um das fünfzehnte Jahrhundert herum in Rhyne sein Grab fand, das ist nicht feststellbar. Möglich, daß diese eiserne Linke beim Ritt über die Brücke den Gaul nicht meistern konnte. Bessere Dienste muß die eiserne Hand, ebenfalls die Linke, dem Ritter geleistet haben, die jetzt friedlich im Kaiserin-Friedrich-Hause, Berlin, in derselben Vitrine wie die vorher beschriebene ruht, denn ihr Träger hat sie mehrfach reparieren lassen. Sie stammt der Arbeit nach aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Es befinden sich noch zwei andre Hände aus etwas späterer Zeit jetzt im Besitze des Germanischen Museums (Holz und Eisen) und des Grafen Wilczak. Vielleicht ist unter diesen die verlorene linke Eisenhand des Herzogs Christian von Braunschweig (aus dem Jahre 1622). Aus neuerer Zeit kommt hinzu die bewegliche Hand des Breslauer Regierungsmechanikers Klingert (aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) für einen Mann, dem der Arm oberhalb des Ellbogengelenks abgeschossen war. Doch auch die jüngste Vergangenheit kennt einen Götz von Berlichingen, soweit es die eiserne Hand betrifft: den Generalleutnant von Laue, der gleichfalls eine eiserne Hand besaß und mit dieser den Feldzug 1870/71 als Batail-

Die eiserne Hand des Götz von Berlichingen



Die künstliche Hand des chirurgischen Instrumentenmachers Troschnik

lonskommandeur mitmachte. Diese künstliche Hand hinderte ihn nicht, sich im Kriege auszuzeichnen. So sehen wir, daß es nicht immer auf die volle Körperfähigkeit ankommt und daß der Wille oftmals ersetzen kann, was die Natur versagt!



Eine eiserne Hand aus dem sechzehnten Jahrhundert

# Die Landstreicher

Von

Arthur Silbergleit

Uns gehören alle Straßen,
Gräben, Büsche, Meilensteine.
Wo wir mit den Mädchen saßen,
Glühn in starkem Flammenscheine

Rosen als Erinnerungen
An die Feuer unsrer Herzen;
Und die Lieder unsrer Jungen
Zwitschern aus der Vögel Scherzen.

Tag und Nacht hält uns im Solde,
Und aus breiten Wolkensäcken
Gibt uns Gott von seinem Golde;
Und gestickte Sternendecken

Schmiegen sich an unsre Glieder,
Und wir lassen uns als Gäste
In des Himmels Gasthaus nieder,
Feiernd Traum- und Herbergsfeste.

Vincent van Gogh: Nuenen



# Soziale Kunst

Von Dr. Joachim Friedenthal

Es ist noch gar nicht lange her, daß man mit bewußter dogmatischer Schärfe Kunst und Soziales für unvereinbare Gegensätze hielt. In der Tat kann es kaum ein aristokratischeres Ding als die Kunst geben; aber nur in dem (häufig mißverstandenen) Sinne, daß sie in ihrem Daseinsgefüge alles künstlerisch Niedrigstehende, jede Nivellierung und Gleichmachung mit einer gewissen Art aristokratischer Kastenstrenge von sich fernzuhalten hat.

Das Mißverständnis dieses Sinnes verbreitete sich aus dem bekannten Grunde, daß die Pflege der Kunst aus sozialen Bedingungen heraus früher fast ausschließlich den sogenannten Aristokraten zufiel. Und damit war auch die Enge des Gebiets, des behandelten Milieus bedingt. Wenn also in den letzten Jahrzehnten immer stärker eine „soziale" Kunst auftrat, so bedeutet es und dürfte in erster Reihe nichts andres bedeuten, als



Käthe Kollwitz: Losbruch. (Aus dem Zyklus „Bauernkrieg")



Käthe Kollwitz: Gefangen. (Aus dem Zyklus „Bauernkrieg")

daß sich das Gebiet der Kunst auch auf jene Gesellschaftsschichten hin erweiterte, die ihren Anspruch auf soziale Geltung, ihre gleichberechtigte Anteilnahme an der Sozietät durchsetzten und dabei gleichzeitig ihr soziales Empfinden dem aristokratischen scharf gegenüberstellten. In solcher bewußten Schärfe, daß mit einer merkwürdigen Prägnanz des Wortsinnes der Ausdruck „sozial" gleich sozialistisch gesetzt wurde und fast nur noch auf die Wesensart jener sogenannten niederen Gesellschaftsschichten zutrifft. Mit dieser Erweiterung des Gebietes wurde aber ein Neuland für die Kunst gefunden, dessen Reichtümer immer noch unermeßlich sind.

Nun ist hier gewiß nicht der Platz, auf die Fülle all der neuartigen Einzelerscheinungen, die so schon oft genug behandelt sind, einzugehen. Aber Grundsätzliches muß gesagt, muß geschieden werden und sei erläutert. Grundsätzliches bei der bildenden, malenden und dichtenden Kunst, dessen Mißverstehen einem bis in die letzte Zeit hinein allzu häufig begegnet, als daß es nicht bloßgestellt werden sollte.

Ich meine vor allem jenen verwirrenden Irrtum, der besonders bei den sogenannten sozialen Romanen und Dichtungen seit Zolas und der Russen Auftreten in Deutschland große Kreise noch beherrscht. Zolas Einfluß auch, und eigentlich besonders auf Deutschland, war so groß, daß er größer wurde als er selbst. Dieser Mann war von solcher zyklopischen Gestaltungskraft, daß man ihn fast für einen großen, echten Dichter halten konnte, obgleich er immer nur ein tendenziöser wuchtiger Schriftsteller ohne Reife künstlerischer Vollendung blieb, wenn auch einer ohnegleichen; immer nur ein verbannter, haßerfüllter Zyklop blieb und nie zur lichten Freiheit eines Gottes im Schaffen kommen konnte. Und weil er ein so großer Schriftsteller war, wollte man das nicht sehen, was ihm die Weihe und Freiheit des rein Dichterischen versperrte: seine tendenziöse, haßerfüllte Art gegen alles, was dem „Sozialen" fern oder gar feindlich gegenüberstand. Diese sozialpathetische Art eines in die Literatur verschlagenen politischen Revolutionärs nimmt allen seinen Werken jene letzte innerste dichterische Notwendigkeit, die

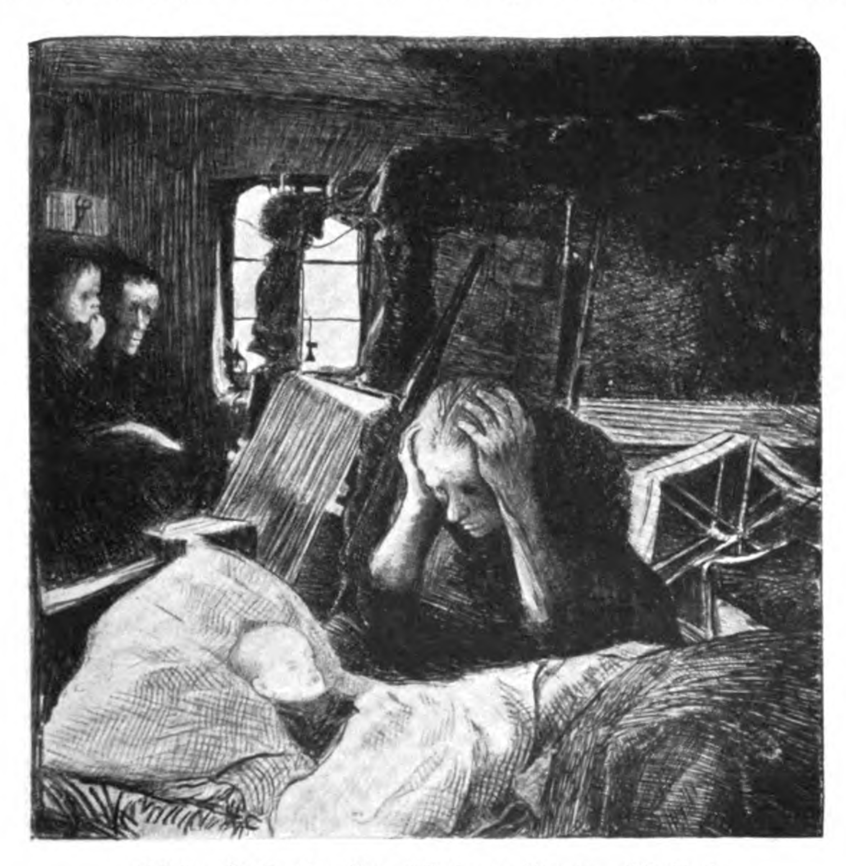
für ein wirkliches Kunstwerk mit unerbittlicher Härte eine vollkommene Unparteilichkeit, eine fast göttliche Gerechtigkeit und Liebe für alles Erschaffene verlangt. Bei ihm schaut aber immer (und zu oft) irgendeine Tendenz, irgendein sozialpolitischer Zweck, immer der eifernde Leitartikel irgendwo heraus.

Tendenzen können gewiß gut und verteidigenswert sein. Tendenzen im Kunstwerk — scharf, direkt ausgesprochen — schädigen dabei stets und sind selbst dann zu bekämpfen, wenn man sie — wie die Zolaschen — gleichfalls im Leben verficht. Darum sind auch alle jene Romane und Erzählungen zu bekämpfen, die seit Zola in Deutschland zu Hunderten aufgetaucht sind, mit noch plumperem gröberem Tritt und Geschrei in seinen Spuren gehend. Ein politisch Lied, ein schlechtes Lied — muß noch immer gelten.

Damit ist aber nicht etwa das Gebiet der Wortkunst im sozialen Milieu eingeengt, im Gegenteil, geweitet. Sie muß sich nur auch hierin die Gesetze der malenden Kunst zu eigen machen und nicht deshalb Menschen, Dinge und Zustände mit schreienden, grellen, falsch aufgetragenen Farben malen, weil etwa zufällig eine starke politische oder seelische Tendenz gegen sie vorherrscht.

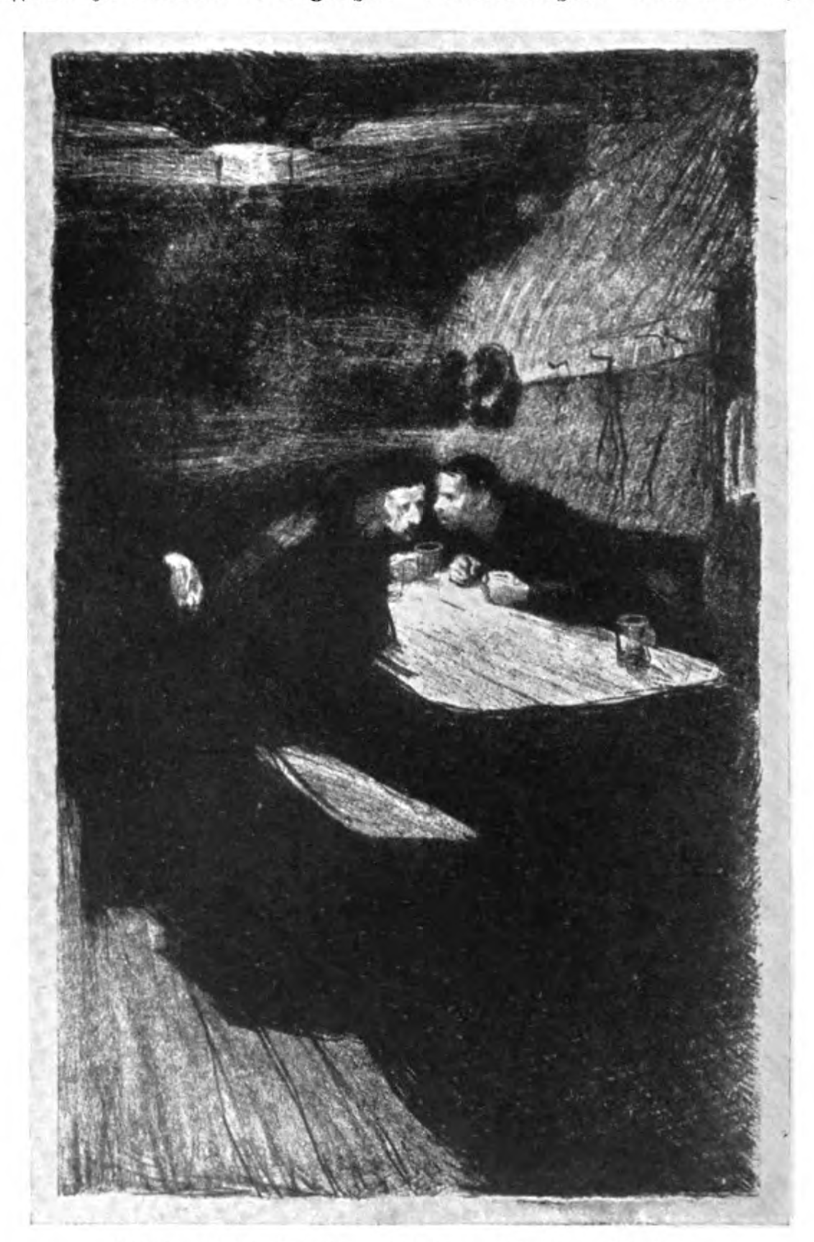
Den Bildnern und Malern solche Selbstverständlichkeit zu sagen, wäre fast lächerlich naiv. Denen aber, die mit dem Worte schaffen, geschieht es allzuoft, daß das Wort Gewalt über sie gewinnt und daß sie in Worte, die schildern, zum Ganzen zusammenwirken, Dichten sollen, persönliche Meinungen, politische Anschauungen, gehässige Grundstimmungen hereinzwängen und so dem Ganzen Gewalt antun. Das Gleichmaß des Kunstwerkes muß solcherart ins Wanken kommen, und das Ganze muß schief werden.

Gerade die bildende und malende Kunst beweist uns ja, welch vollendete Kunst-

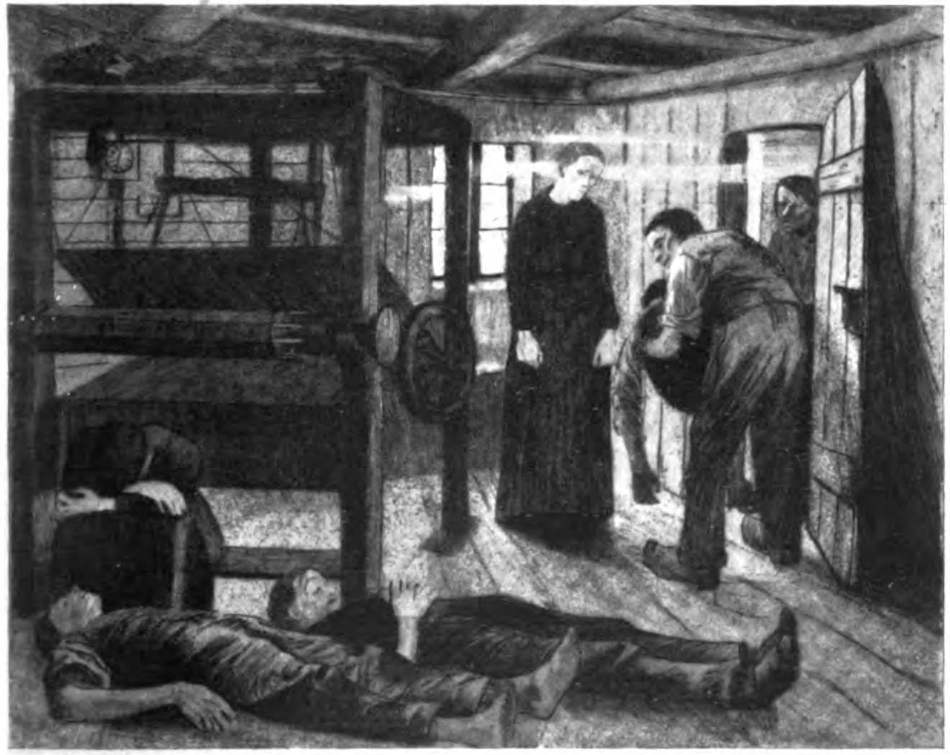


Käthe Kollwitz: Der Weberaufstand. Blatt 1

werke auf dem Neulande der sozialen Niederungen wachsen können. Um nur ganz wenige und weit voneinander liegende Beispiele zu nennen: Des großen Belgiers Meunier — eines der Größten nach Rodin — Arbeitergestalten sind zweifellos in ihrer Mehrzahl neuartige und große Skulpturen, obgleich, vielmehr gerade weil keine Linie, kein Zug an ihnen ist, der aufdringlich tendenziös herausschreit: Seht hier mein Elend, seht die Tyrannen, die meinen Nacken krumm werden ließen. Nur weil ich elend bin, stehe ich hier verewigt. (Denn im Grunde soll es gleichgültig sein, ob neben dem einzigen künstlerischen Zweck, dem der Vollendung und des Genusses an ihr, noch zufällig ein Nebenzweck, etwa der

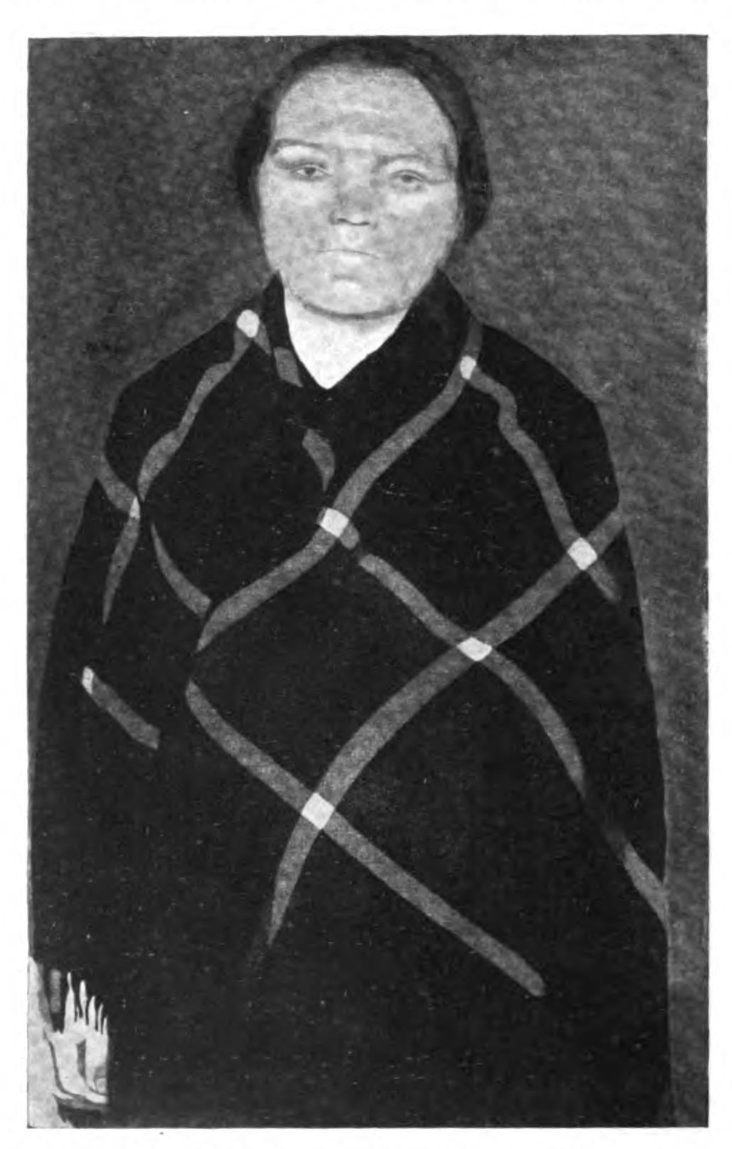


Käthe Kollwitz: Der Weberaufstand. Blatt 3



Käthe Kollwitz: Der Weberaufstand. Blatt 5 und 6

des sozialen Mitgefühles, des Mitleids mit dem Dargestellten, erreicht wird. Das ist aber um so gefährlicher, als ja gerade in der Wortkunst vielen dieser Nebenzweck zum Hauptzweck wird, unter den



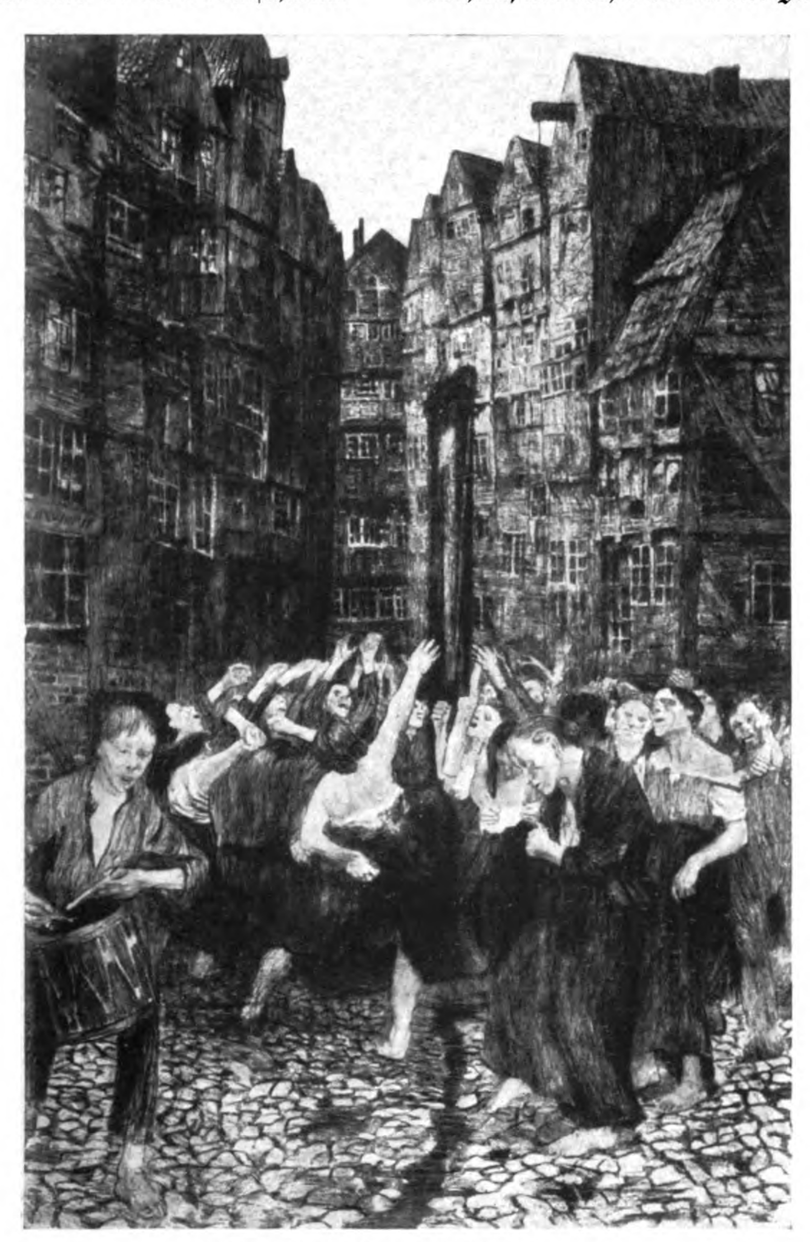
Käthe Kollwitz: Das Los des Weibes. Radierung

sich alles, und dann in von vornherein bedingter unkünstlerischer Weise, einzufügen hat. Dies muß um so deutlicher gesagt werden, als sich das große Publikum viel mehr von den Nebenzwecken als von dem künstlerischen Hauptzweck leiten läßt.)

Auch das Werk der Berlinerin Käthe Kollwitz ist ein modernes packendes Beispiel einer sozialen Kunst, die wirklich Kunst bleibt. Denn bei aller ungewollten oder gewollten Wirkung der Nebenzwecke ist sie ganz ohne Tendenz. Käthe Kollwitz' graphische Blätter mit zerlumpten Leidensgestalten aus den düstersten Winkeln Berlins sind von einer künstlerischen Kraft und Größe des Schöpfervermögens, wie sie nur äußerst selten

schon im allgemeinen, geschweige bei einer Frau zu finden sind. Sie erscheint mir als die künstlerisch erste Gestalterin des Proletariats in Norddeutschland.

Technik der graphischen Kunst, um nur über Schwieriges, nicht über Leichtes Meister zu werden, wählt aber diese Technik, in welcher der dunkle Hintergrund,



Käthe Kollwitz: Die Carmagnole

Mit einer schier unheimlichen Schärfe des Blicks, der wohl voll tiefen Mitleidens sein kann, sicher aber von künstlerischer Unerbittlichkeit ist, erfaßt diese Frau ihre Sujets. Und sie wählt die schwierigste

die — man möchte sagen — starre Lebendigkeit der Linien zur Düsterkeit, zum Grauen wächst, aus feinster psychologischer Erkenntnis der Wesensart dessen, was sie darstellt. Denn es sind meist abgehärmte

Frauen mit den entsetzten leeren Blicken, Szenen unsäglichen Elends, all die Gestaltungen menschlichen Unglücks, trüber Verkommenheit, die ungemein eindringlich von ihren Blättern her zu uns sprechen. Und doch sind sie nicht um des stofflichen Effektes oder der Wirkung willen so eindringlich, sind es vielmehr, weil sie so wohl getönt sind, von solch einer sicheren wägenden Kraft künstlerischer Gerechtigkeit. Oder jene historische Folge von Darstellungen aus dem Weberaufstande. Unter ihnen findet man manche von einer Lebendigkeit der Bewegung, einer Kompositionskraft von mitreißender Gewalt, daß man fast erstaunt nach den Mitteln sich fragt, die solches vermögen. Und sie sind doch von größter künstlerischer Gewissenhaftigkeit, denn diese Frau hat neben der Besonderheit des dargestellten Milieus, das sie interessant macht, noch etwas, was sie erst richtig, was sie viel mehr interessant macht: die Besonderheit eines großen Talents.

Es ist also gut möglich, ja es ist notwendig, eine soziale Kunst zu haben, die sich weit fern von allen Verderbnissen der Tendenz und der Sozialpolitik hält. Gerade je reiner der Hauptzweck, das streng Künstlerische, festgehalten wird, desto reiner kann hinterher ein in ihm vielleicht verborgen ruhender Nebenzweck, etwa die Erweckung des sozialen Gefühls, hervortreten.



Käthe Kollwitz: Hamburger Kneipe

# Hoffnung

Einem Falter bin ich nachgesprungen,
Der sich blau durchs Sonnengold ge
schwungen.

Blieb er leicht auf einer Blume sitzen,
Streiften leicht ihn meiner Finger Spitzen.

Ihn zu fassen ist mir nie gelungen.
Immer neu hat er sich aufgeschwungen,

Um als blauer Spötter meiner Träume
Hinzuschweben über Zeit und Räume.

Leo Heller

# Todesbotschaft

Ein Sommernachmittagserlebnis von

## Clara Sudermann

Der alte Sandsteinheilige stand auf dem Hügel und breitete über das lachende, sonnengebadete Tal segnend seine Armstümpfe. Die Hände waren ihm nämlich vor Jahrhunderten in Wirklichkeit an diesem Fleck abgehauen worden, ehe man ihn erschlug. Daß er nun schon lange in steinernem Bilde seinen Segen gerade von dem Ort her spendete, der sein Blut getrunken hatte, schien dem blühenden Lande, wie es da vor und unter ihm lag, wohl zugute zu kommen.

Es war, als ob es alle Sonne auffinge. Die gelben Ährenfelder leuchteten, die harzigen Spitzen der jungen Fichtenpflanzungen funkelten wie kostbare Steine, das Wässerchen, das sich durch die saftgrünen Wiesen wand, glitzerte und sprühte mit blausilbernen Funken — kurz, es war ein Lachen und Leuchten in dem ganzen Gesichtsfeld des heiligen Mannes, das ihm wohl gefallen konnte.

Dafür sah es hinter seinem Rücken ganz anders aus.

Da führte ein schmaler Weg in einen mächtigen, düsteren Wald. An dem schien die Sonne abzuprallen. Seine uralten Buchen wehrten sich gegen die heiße Flut, die draußen das Tal überströmte, und nur ärmliche, grüngoldene Wellchen zitterten über den Weg, der, langsam ansteigend, sich in grüner Dämmerung verlor.

Am Eingang dieses Weges stand eben eine einsame Frau, die aus einem der großen Sanatorien des Badeortes drüben hierhergekommen und im Vorübergehen mit dem alten Steinbild und all der goldenen Lebendigkeit ringsherum gut Freund geworden war.

Sie stand auch noch ein Weilchen da und sah mit den stillen Augen, aus denen das Leben Lachen und Weinen herausgeholt hatte, voller Verwunderung über so viel Glanz und Fülle um sich. Zu ihren Füßen standen Blumen in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit.

Als ob sie einen Teil der Sommerschönheit für sich bergen wolle, bückte sie sich trotz ihres kranken Herzens, dem, wie sie wohl wußte, hastige Bewegungen verderblich werden konnten, und fing an, eifrig davon zu pflücken ... Rote Kuckucksnelken und tiefblaue Glockenblumen, weißglänzende Schafgarben, Wicken, Windengeranke, den gelben Steinbrech, der so stark und schwül duftet, und mancherlei andres buntes und liebliches Sommergewächs.

Ehe sie sich dessen versah, hatte sie einen ganzen Armvoll. Und den Kopf mit dem schon silbern schimmernden Haar hineingedrückt, schlug sie nun in Gedanken den düsteren Waldweg ein.

Die Kühle und Dämmerung unter den hohen Bäumen strichen wie liebkosende Hände über ihren heißen Leib. Ein paar blasse, huschende Lichter tauchten in dem dunkeln Laub auf oder kletterten zitternd an den Stämmen empor. Ein Specht pochte in der Ferne, sonst war alles still ... Die Wirklichkeit schien in dem Sonnental geblieben, hier im Schatten standen die Träume auf ...

Zuerst ging die Frau mit dem Arm voller Blumen weiter und weiter, unbewußt sich ihres Alleinseins freuend, ohne um sich zu hören und zu sehen. Allmählich aber sprangen aus dem Walddunkel Töne und Worte über sie her, ohne

Zusammenhang — hier eines und dort eines, und plötzlich war es ein altes Studentenlied, das ihr in den Sinn kam.

Vor vielen Jahren hatte sie es von einem gehört, der schon lange tot war und der ihr auch eine Geschichte dazu erzählt hatte, die sie nicht mehr wußte. Aber die Worte waren nun da, und sie summte sie vor sich hin, im Takt danach schreitend:

| | |
|---|---|
| Wo seid ihr | Die dritten — |
| Zur Zeit mir | Noch mitten |
| Ihr Lieben | Im Strome der Zeit. |
| Geblieben, | Gestorben — |
| Die einen — | Verdorben — |
| Sie weinen — | Zu den Toten |
| Die andern — | Entboten — |
| Sie wandern, | Ach alle, wie weit... |

Im Gehen dämmerte ihr auch der Sinn der gedankenlos hingemurmelten Verse auf, und damit kam eine flüchtige Erinnerung angeschlichen, hinter ihr eine andre und dann mehr und immer mehr, bis zuletzt nichts als ein großes Fragen in ihrer Seele war: „Ja, wo seid ihr alle, mit denen ich einmal wanderte, ich, die ich jetzt so allein bin?"

Sie setzte sich auf eine Bank, die sich in ein Erlengebüsch schmiegte und von der aus man endlos weit in den grün dämmerigen Weg sehen konnte, lehnte den Kopf an den Stamm hinter sich und machte die Augen zu.

Aus den Fragen wurde eine große Sehnsucht und aus der Sehnsucht ein Rufen:

„Ach, wenn ihr doch wiederkämt — wenn ihr doch wiederkämt — du — und du — und du!"

Und wie sie dann aus halbgeöffneten, traumverschleierten Augen aufsah, schien es ihr, als ob Schatten um sie auftauchten und langsam vorüberglitten. Sie fürchtete sich nicht.

„Ja, kommt nur," sagte sie und suchte, ob sie nicht liebe entschwundene Gestalten unter den gleitenden zu erkennen vermöchte.

Fast war es ihr auch, als ob sie einen und den andern von ihren lieben Geschiedenen den dunkeln Weg heraufziehen sähe. Hier und da tauchte ein wohlbekanntes Gesicht hinter einem Baumstamm auf, aber es zerfloß, und ein andres erschien, das irgendeines Weggenossen kurzer Stunden. Und niemand von ihnen sah sie. Niemand hauchte ihr im Vorüberstreifen ein gutes Wort zu, auch die Liebsten glitten mit weit offenen und doch blicklosen Augen an ihr vorbei und zerflatterten in dem grünen Dämmer.

Ich habe nicht Kraft genug, euch zu rufen oder zu halten, dachte sie traurig, sonst sprächet ihr wohl mit mir.

Sie senkte die Blicke und drückte das Gesicht in die lebendigen Blumen...

„Was machst du mit all dem blühenden Unsinn?" fragte da aus dem Schattenzuge her eine spöttische Stimme.

„Ja, was macht man mit blühendem Unsinn? — Man freut sich dran — man hebt ihn auf — man wirft ihn weg."

Ja — wer fragte mich denn — wer war das?

Sie schaute auf, und da sah sie dicht vor sich den, der sie vor langer, langer Zeit jenes Lied gelehrt hatte, mit dessen Versen sie diesen Weg gegangen war.

„Wie kommst denn du her zu mir? An dich hab' ich kaum gedacht — und gerade du bist da?"

Ein leises Lachen. Und wie der Schatten immer körperlicher wurde! Zum Erstaunen lebendig, gar kein Traum mehr... die große, gedrungene Gestalt

mit der nachlässigen Haltung ... die breiten, festen Hände — das Gesicht, häßlich mit seinen hervortretenden Backenknochen, dem grausamen Munde, um den Zärtlichkeit und Hohn spielten ... und die Augen, ja auch diese merkwürdigen grauen Augen mit dem rasch wechselnden Blick ...

„Es ist kaum zu glauben, wie deutlich ich dich sehe," sagte die Frau. „Dich ... dich? ... Ja, hab' ich dich denn noch „du" genannt, als wir uns zuletzt sahen?"

„Ja, sage nur „du". Dein Mann ist ja nicht da. Auch keine beste Freundin ... Und vergißt du ganz, daß ich schon lange gestorben bin?"

„Du lebst ja — du lebst vor mir in diesem Augenblick wie in jenen Jahren, als ich, kaum erwachsen, zu meiner alten Pate Stephany kam und wir in eurem Haus über eurer Schlosserwerkstatt wohnten ... Und du Student auf Ferien, zum Examenarbeiten ... Und wenn ich konnte, lief ich hinunter in den Garten über dem Moor ... in dem der Kibitz schrie ... und die Wasserhühner pfiffen ... Und wir saßen zusammen und sahen zu, wie die Sternschnuppen fielen, und wünschten uns tausenderlei ... so lebst du ... jetzt mit einem Male, und warst doch so lange tot ..."

„Ich lebe von deinen Gnaden. Ich feire meine Auferstehung auf deinen Ruf."

„Ich rief dich nicht; du warst gar nicht in meinen Gedanken."

„Dein Sehnen rief mich, du weißt's nur nicht."

„Wie sollte das wohl zugehen?" fragte sie. „Ich weiß, daß ich träume. Ich bin im Walde eingeschlafen. Du hast dich in meinen Traum geschlichen."

„Soll ich wieder fortgehen?" fragte er, und es war, als ob er in das Gebüsch hinüberflösse.

„Nein, nein, bleibe. Und sprich. Es ist ein so merkwürdiger Ton in deiner Stimme. Keine hat je wieder so geklungen. Und dabei hast du mir nicht einmal viel Gutes gesagt damals."

„Es war aber alles wahr. Und darum hast du es in deinem Herzen aufbewahrt. Darum ist andres, was deinem Sinn schmeichelt, was du gerne hörst und doch innerlich nicht anerkennst, verklungen. Heute sind die Lebendigen tot, und ich, der Tote, lebe ..."

„Du mußt nicht sagen, daß du tot bist. Wenn wir hier nebeneinander sitzen, sollst du diese Stunde ganz leben und mit mir reden ..."

„Wie einst im Mai ..." höhnte er.

„Geradeso war es immer mit dir," sagte sie. „Wenn man ernst oder eindringlich mit dir sprechen wollte, fingst du an zu spotten."

„Ich konnte Sentimentalität nie vertragen," sagte er. „Du hattest immer Anlage dazu. Sonst hättest du auch später den langen Erwin, genannt „Latte", nicht genommen, als er nach seiner auseinandergegangenen Verlobung Trost bei dir suchte."

„Laß doch meinen Mann aus dem Spiel. Hat er nicht das Leben gezwungen?"

„Jawohl ... Besitzer der Westdeutschen Diskontobank ist eine schöne Sache ... Ich wäre jetzt höchstens Justizrat irgendwo in Posemuckel — wenn ich nicht zugrunde gegangen wäre."

„An den Weibern ..."

„Sag: am Weibe, das ist präziser ... Aber freilich — Präzision und du — mit den huschenden Gedanken und den phantastischen Reden ... Wie hat mein vielgeliebter Korpsbruder Erwin, die präzise Korrektheit in Wort und Wandel, da wohl gestaunt! Kennen tat er dich ja kaum, als ihr heiratetet ..."

„Das ist auch nicht nötig. Dazu ist das gemeinsame Leben ja lang genug ... Und dann — schließlich — nach allen Versuchen, sich kennen lernen zu wollen, ist doch jedes Menschen Los die Einsamkeit ..."

„Ja — wenn der Lebensweg des sogenannten Gefährten in der Börse mündet, während die Frau Traumwege sucht und mit Toten geht . . ."

„Hätte ich Kinder, wäre das anders. Aber — es ist auch so gut. Ich bin jetzt längst jenseits aller Wünsche — ich gräme mich nicht mehr — ich freue mich nicht mehr — aber ich bin zufrieden."

„Ist das deine Endweisheit, Sonntagskind? Als deine Haare noch dunkel waren, verlangtest du andres."

„Sonntagskind?" sagte sie. „Das hab' ich vergessen in meinem langen Leben. Es hat auch keiner mehr danach gefragt, seit damals — seit wir unter der großen Birke — dein Vater hatte sie an deinem Geburtstag gepflanzt, erzähltest du" — er nickte und sah sie an wie damals, dünkte sie — „saßen an einem schönen Sonntagvormittag, an dem ich die Kirche geschwänzt hatte. Meine Pate und ihre Tochter waren hingegangen. Du kamst den langen Gang hinter eurer Schlosserwerkstatt her und wolltest mir Gedichte vorlesen. Aber die Sonne brannte, und da gingen wir in eure Kaprifoliumlaube, in die du mir jeden Morgen ein paar schöne Verse legtest. Schade, daß ich sie nicht zu nehmen wagte."

„Ja . . . ich, ich, ich, den das Weib schon damals in den Fängen hielt, ich dichtete ein unreifes Mädel an . . ."

„An diesem Sonntag aber sagtest du eins aus dem Kopf, das ich schon kannte: „Es war ein Kind in Avelun." Und da erzählte ich dir, daß ich auch ein Sonntagskind bin, und du sagtest, das hättest du längst gewußt."

„Und jetzt müßte ich armer heraufbeschworener Schatten wohl den hübschen Schlußvers sagen: „Wer Liebe singt, der singet Leid — o Sonntagskind — o Sommerzeit . . ." Übrigens sprachen wir damals von Liebe noch wenig . . . wir sprachen von Wagner und Raabes Abu Telfan, von Genie und Charakter, von Ruhm und Zukunft . . ."

„Ja, ja, und von einem Roman, den du schreiben wolltest, haben wir viel geredet . . . Wahrhaftig, ich besinne mich . . . Vicium cordis sollte er heißen — ach, wie war ich stolz auf ihn . . . Wenn ich's mir recht überlege, war er naturalistisch vorempfunden . . ."

„Erlaube, das ist eine Bemerkung, die in das Reich der Lebendigen gehört. Vergiß nicht, daß ich da nicht mehr zu Hause bin."

„Denk doch nicht an die Lebendigen," sagte sie eifrig. „Ich bin ja so froh, nun all diese Bilder und Gedanken kommen, die ganz verschüttet in mir waren. Sprich weiter, sprich . . ."

„Ich spreche ja eigentlich nicht . . . du bist es . . ."

„Ja, und weißt du, ich vergesse ganz, daß ich eine alte Frau bin und ein krankes Herz habe. In diesem schönen Traume schlägt es so stark wie in der Jugend."

„Schlug es stark? Ja," sagte er in dem halb nachdenklichen, halb spöttischen Ton, den sie so gut an ihm gekannt hatte, „ja, für allerhand Kinkerlitzchen — für den Sultan Abd ul Hamid — für Du Bois-Reymonds Grenzen des Naturerkennens."

Sie lachte hell und froh.

„Geradeso sagtest du damals, und wolltest, ich sollte mich mit meinen Gefühlen auf Menschen konzentrieren . . . Es lag wohl nahe, auf wen!"

„Glaubst du, daß dir das Schaden an deiner Seele getan hätte? Glaubst du, daß deine Lebenden von heute zu kurz gekommen wären, wenn . . ."

„Nichts von den Lebenden. Das Leben liegt in diesem Augenblick so farblos hinter mir. Dieser Traum wird so schnell vergehen, und das Leben ist noch so lang . . ."

„Glaubst du?" fragte er.

„Glaubst du?“ klang es wie ein leiser Widerhall in allen Büschen, von allen Seiten.

Sie drehte sich um.

„Aus dieser Frage kommt es wie ein kalter Hauch,“ sagte sie erschauernd. „Was willst du damit sagen? Sollte mir der Abschied von der Erde so nahe sein? Willst du das damit sagen?“

„Hast du nicht schon Abschied genommen, als du sagtest, das Leben läge farblos hinter dir? Schlägt dein Herz, sonst so kraftlos und müde, nicht stark und jung, wenn du den alten Garten, wenn du mich siehst, und wenn du alles mit dem vergleichst, was dir da vorn in Tag und Sonne lebt?“

„Wenn ich Kinder hätte,“ seufzte sie, „dann ginge ich mit in die Zukunft und brauchte meine Seele nicht in die Vergangenheit zu haken.“

„Du wolltest ja keine. Was überhaupt wolltest du je mit dem starken Willen, der schon Tat ist?“

„Bist du wiedergekommen, um mich zu quälen? Glaubst du, ich weiß es nicht, daß ich mich verirrt habe? Zu den Höhen wollte ich . . .“

„Und bist in die fruchtbaren Niederungen der guten Diners und der Rangordnung gekommen, aus denen die Ästhetik die Kraft des Empfindens und Handelns verjagt hat.“

„Ich höre dich sprechen wie einst, ich sehe dich blicken . . . ach, wie habe ich diesen Blick vergessen können? Wie sich die wehtuende Kälte darin löste — zu Weichheit, zu Liebe, zu bedingungslosem Aufgehen . . .“

„Wunder auch!“ sagte er. „Du machtest mir ja damals meine Seele gesund. Und zweimal gab es in unserm fernen gemeinsamen Leben dieses heiße, geheimnisvolle Überströmen von Zusammengehörigkeit, das noch keine Weisheit erklärt hat . . . Weißt du? Ruf's dir ins Gedächtnis. Frau von Stephany hatte Gäste geladen und bewirtete sie in dem Garten. Für den Hauswirtssohn, dem sie sonst wohlwollte, weil er, wie sie sagte, dem öden Volk in so spaßhafter Weise seine Überlegenheit zeigte, war diesmal unter den vielen adligen Verwandten und Freunden kein Platz gewesen. Voll von höhnischer Erbitterung darüber hatte ich mich nun gerade in die Laube, unsre Laube, gesetzt, von wo aus ich ungesehen alles beobachten konnte. Und ich sah dich mit einem Gefolge von dreien herumschwirren, sah, wie der alte Wüstling, der Landrat, in falscher Väterlichkeit deinen Arm drückte und dich um die Taille faßte . . . Und ich hörte dein Lachen, und ich schalt dich in härtesten Worten und fühlte einen großen Haß gegen dich. Fortreißen von diesem Volk wollte ich dich — aber da — wie ich wieder aufsah, standest du ganz allein mit herabhängenden Armen und suchenden Augen, und die andern lachten auf der oberen Terrasse . . . Und du drehtest dich um und kamst langsam auf mein Versteck zu . . . und wußtest doch nicht, daß ich da war.“

„Ach, ich hab's dir ja später gesagt — ich wußte es — ich weiß nicht, woher . . . Und als ich vor dir in der Laube stand, gaben wir uns die beiden Hände und sahen uns an.“

„Und da war es — das selige, glückselige Fühlen — du und ich — eins sind wir — eine unendliche Welt wir beide — ein starkes, heißes Gefühl — über den Worten stehend — weißt du?“

„Ich weiß, wie ich stumm und erschüttert fortging zu den Gästen, und mich bewegte und sprach wie ein Automat. Und als der Landrat, „um mich aus meiner Versunkenheit zu wecken“, mir einen Kuß auf den Nacken gab, lachte und lachte ich so, daß er ganz erschrocken zurückging . . . Und dann die Nacht durch saß ich auf meinem Fensterbrett, bis der Morgen zu dämmern anfing, und fragte mich immerzu: Was war das in der Laube? Was hatte mich da gepackt? Was ist über mich gekommen? Ich kann doch diesen Mann nicht lieben, der Jagd auf die Dienst-

mädchen der Nachbarschaft macht, der der boshafteste Spötter ist, der über Ehre und Recht lacht, der mich aushöhnt wie einen flachköpfigen Backfisch, wenn er auch ..."

„Es war von allem etwas in mir, wie du es dir dachtest. Aber heute weißt du aus Erfahrung, was ich dir damals oft sagte ... das Leben ist eine Mischung von unendlich Rohem, Brutalem, Gemeinem und zierlichen Gebilden von unsagbarer, schier unbegreiflicher Märchenschöne die dazwischen aufsprießen — und solch ein schillerndes Ding war jene Minute."

„Selig, wem sie beschieden war! ... Leben, wo bist du? ... Weiter — sprich weiter ..."

„Ich wiederhole es dir — du bist es, die alle Worte aus mir quellen läßt. Dem Tode die Hand hinstreckend, empfängst du die Macht, die Toten in dir zu erwecken und sie zu dir zu rufen — zum Selbsterkennen — und zum Gericht ..."

„Gericht?"

„Welcher Lebende, an den dich schmerzende Fäden binden, könnte richten über ein Wesen seiner Art, das noch mit ihm im Drang des Wollens, des Suchens, des Kämpfens und Unterliegens steht, und wer könnte ein besserer Beurteiler ..."

„Wir wollen nicht von Richten und Urteilen sprechen. Noch einen Blick in das Versunkene und Vergessene, ehe ich aufwache. Laß uns davon reden, wie wir uns wiedertrafen. Drei Jahre später. Wir hatten es damals so verabredet, als wir Abschied nahmen. Du wolltest die letzte Station vor dem Assessor in meiner Heimatstadt durchmachen. Aber das hatten wir halb vergessen."

„Doch nicht. Ich kam ja. Aber es war eine Laune und mehr noch ein günstiges Zusammentreffen mit meinen Arbeitsplänen, was mich zu euch führte. Über die scheuen und reinen Tändeleien der alten Zeit hatten sich Erfahrungen aller Art gehäuft ... Auch bei dir ... Weißt du, wie wir uns am Tage meiner Ankunft zufällig in der kleinen Buchhandlung am Markt trafen? Wie wir uns mit kühlen Blicken maßen und uns dann doch mit einem Frohgefühl die Hände drückten?"

„Ja, ja — und doch störtest du mich, du beunruhigtest mich, wo wir uns auch später trafen. Und dazu gab es viel Gelegenheit. Man feierte so viele Feste bei uns. Die Jugend tanzte, spielte Komödie, lief Schlittschuh — es war ein ewiges Sichamüsieren und Lachen. Und mir gefiel dieser und jener, und ich wurde sehr gefeiert, aber es war keine Unbefangenheit für mich in all dem Genießen. Es schien mir oft, als wäre das alles Spiel, für dich zurechtgemacht, als wären alle andern Puppen oder Statisten, und wir allein sprächen und handelten miteinander. Und doch kümmerte sich eigentlich einer um den andern anscheinend nicht."

„Niemand wußte, daß wir uns mehr als flüchtig kannten. Das Geheimnis unsrer Geißblattlaube koppelte uns aneinander. Jeder von uns strebte nach seinem eignen Weg, du dem gefeierten Assessor, dem langen Erwin, entgegen, der damals noch nicht ins Bankfach gegangen war, und ich ..."

„Schweig, man erzählte sich leise davon ..."

„Wie sich höhere Töchter von Dingen erzählen, von denen sie in ihrer Keuschheit eigentlich gar nichts wissen dürfen. Aber gleichviel ... an irgendeiner Wegstrecke gab's ein plötzliches Zucken — und dann waren wir einer zum andern gerissen ... und ein Wort, ein Blick tauchte in die versteckten Seelen — war's nicht so? Und dann kam ja auch wieder ein Sommertag ..."

„Ja, es war wieder Sommer. Du solltest nun bald fort. Manchmal stand mir das Herz still, wenn ich daran dachte, aber oft schien es mir auch wieder, als ob ich mich freuen würde, wenn ich dich nicht mehr zu sehen brauchte — damit ich endlich zur Ruhe käme."

„Als eine Art Abschiedsfest für mich war einer der üblichen Ausflüge in den Stadtwald, den „Wolfswinkel", verabredet worden ... Wir gingen zu zweien und dreien durch reifende Felder, über Wiesen, auf denen Heu ausgebreitet lag. Ich war zu dir und deiner alten Freundin, der klugen Doktorsfrau, gekommen, und wir schlenderten zuerst dahin, von diesem und jenem sprechend, dann wurden wir stiller und stiller, gaben zerstreute Antworten, und zuletzt schwiegen wir ganz, benommen von Sonne und Sommerduft und hin und her schwirrenden Gedanken. Die Doktorin fragte: „Was ist das mit euch beiden?"

„Mir war ganz verstört und seltsam zumute; du sahst mich warnend an und sprachst und lachtest, bis wir am Ziel waren ... Ich wachte aus meiner Versunkenheit erst auf, als wir mit der ganzen Gesellschaft am Kaffeetisch saßen und du weit weg von mir warst."

„Aber dann, als sich alles zerstreute, standen wir doch wieder zusammen an der alten Linde vor dem Haus. Du kokettiertest mit dem langen Erwin —"

„Und du machtest dem kleinen blonden Pfarrersnichtchen den Hof. Zuweilen streiften sich unsre Blicke und sagten sich: Siehst du, wie wohl ich's mir hier sein lasse ohne dich."

„Du trugst eine weiße Rose an deinem blauen Samtkleid und spieltest damit. Sie fiel zur Erde."

„Du sprangst hinzu und hobst sie auf, und unsre Hände kamen zusammen ... Und da war's wieder wie vor Jahren ... Aber jetzt wußte ich, was es bedeutete ... Ein sekundenlanger heißer Traum voller Sehnsucht, voller Wonne, voller Glut und Erfüllung ... Du warst ganz blaß, und deine Augen brannten ... Keiner merkte etwas. Erwin sprach mit dem Pfarrfräulein — die andern schwatzten und liefen durcheinander, und die älteren Leute saßen auf den langen Holzbänken und waren mit sich beschäftigt."

„Und wir standen mitten darunter und doch auf einer außerweltlichen Insel, an der berghohe Wellen heißesten Sehnens brandeten. Unter all dem zahmen Hausgetier zwei wilde Vögel, denen die Natur ein brausendes Lied von der höchsten Lebensvollendung in die Herzen schrie ..."

„Still — still — ich hab's nie wieder gehört."

„Dann liefen wir auseinander und machten die kindlichen Scherze und Spiele der andern mit und sorgten dafür, daß wir uns nicht trafen."

„Bis der Abend kam und ein glücklicher Zufall uns für den Heimweg zusammenführte. Erst sagtest du viel Böses und Höhnisches über den Zwang der öden Stunden — dann —"

„Deine Hand in meiner, beide zuckend ineinander geklammert, gingen wir über das Waldmoos, den andern weit voran ... der Mond stand groß und rötlich hinter der alten heiligen Eiche, ein geheimnisvoller Nachtwind raschelte durch die Eichenblätter . . . die alten Heidengötter sprachen ..."

„Du sprachst ... du ... deine Worte brannten. Ein Glück so voller Glut, daß seine Seligkeit in den göttlichsten Schmerzen ersterben muß. Vernichtung des Menschen und Aufwachen des Gottes. Wo hast du die Töne hergenommen, woher quollen diese Worte, die mich mit Entsetzen und Wonne durchschüttelten?"

„Ich glaubte, du wärest eine Feuerseele, aber du warst nur ein zahmes Hausfrauenseelchen. Du erstícktest den kleinen Widerhall, den meine Glut in dir löste, du warfst dich nicht dem verschuldeten Referendar in die Arme und sagtest: „Sturm, nimm uns und trage uns fort, gleichviel wohin ..." Du starrtest zitternd in die raschelnden Bäume am Wege und horchtest schon halb auf die näherkommenden Schritte des biedermeiernden Justizrats und des langen Erwin . . . die Schritte deines Schicksals ..."

„Ja ... ist es denn ein so schlimmes geworden? Habe ich Erwin nicht lieb-

gehabt? Bin ich nicht glücklich gewesen, hab' ich nicht lachen und weinen können, als ich noch nicht müde war? Hab' ich an dich und all die tollen Sehnsüchte und Träume gedacht, die du in mir erwecktest und die doch sterben mußten?"

„Sie sind nicht gestorben. Sie schliefen nur in dir, wie ich. Solange das Leben fließt und die Alltagswellen darüber strömen, so lange schläft das Unterdrückte, das Innerste. Aber es kommt der Tag, an dem der Strom einen andern Lauf nimmt und den Lebenswillen nicht mehr trifft, es kommt die Stunde, die euch in den Schattenweg führt, wie eben dich. Dann wacht das auf, was widerrechtlich zum Schweigen gebracht war, und es ruft stärker und stärker, bis es uns Tote in euch auferweckt... dann stehn wir mit der vergewaltigten Natur zusammen richtend vor euch und heulen euch in die Ohren: „Was habt ihr aus euerm Leben gemacht?" — — —"

Mit einem hellen Schrei sprang die Frau auf.

Es war niemand da, alles leer, nur die Sommerblumen lagen zerstreut um sie herum.

Das Blut jagte mit tausend Stichen durch ihren Körper, das kranke Herz flatterte, ein eisiges Grauen kroch über sie und verzehrte ihre Gedanken. Sekundenlang stand sie da und starrte um sich. Aber es blieb alles totenstill in der grünen Dämmerung. Nur der Specht hämmerte in der Ferne...

Da stürzte sie den dunkeln Weg zurück, über Wurzeln stolpernd, mit versagendem Atem, bis zu dem Waldeingang, wo in der leuchtenden Sonne der Heilige das Tal bewachte.

„Sonne, Leben... haltet mich, behaltet mich," stöhnte die Erschöpfte und sank bei dem Bildnis in die Knie...

Welche Wirrnis, welches Grauen, dachte sie, sich allmählich beruhigend. Diese verschollene kleine Liebesgeschichte! Wie ein Todesgruß!

Und doch — erhob sich in allem Fürchten und Verwundern nicht schon wieder eine schwache Stimme, die sie in das Versunkene hineinlocken wollte, dem sie eben in Todesangst entflohen war?

„Is Ihna net recht?" fragte da ein altes Weibchen, das mit seinem Rückenkorb den Weg heraufkam. „Se schaun aber schlimm us!"

Die Frau nickte ihr mit mühsamem Lächeln zu.

„Es geht schon, ich habe mich übermüdet und war im Wald da eingeschlafen."

Das Weibchen schüttelte den Kopf.

„Oh, oh, das is aba nimma gut in den sprindigen, kalten Wald. Wenn ma kann, soll ma schon in de Sonn bleibe."

Und sie ging langsam weiter.

„Ja, solang man kann, soll man in der Sonne bleiben," sagte die Frau, von heißen und kalten Schauern überrieselt.

Und dann schlich sie mit dumpf und stechend schlagendem Herzen den lieblichen Weg hinab zu ihresgleichen — Menschen, die lebten und atmeten. Wie heute auch sie noch.



**Bildnis (Dodo Wilbrandt)**
Nach einem Gemälde von Arthur Ludwig Ratzka



Ein Neckardampfschiff

# Eine Wanderung durch das Neckartal
## von Heilbronn bis Heidelberg

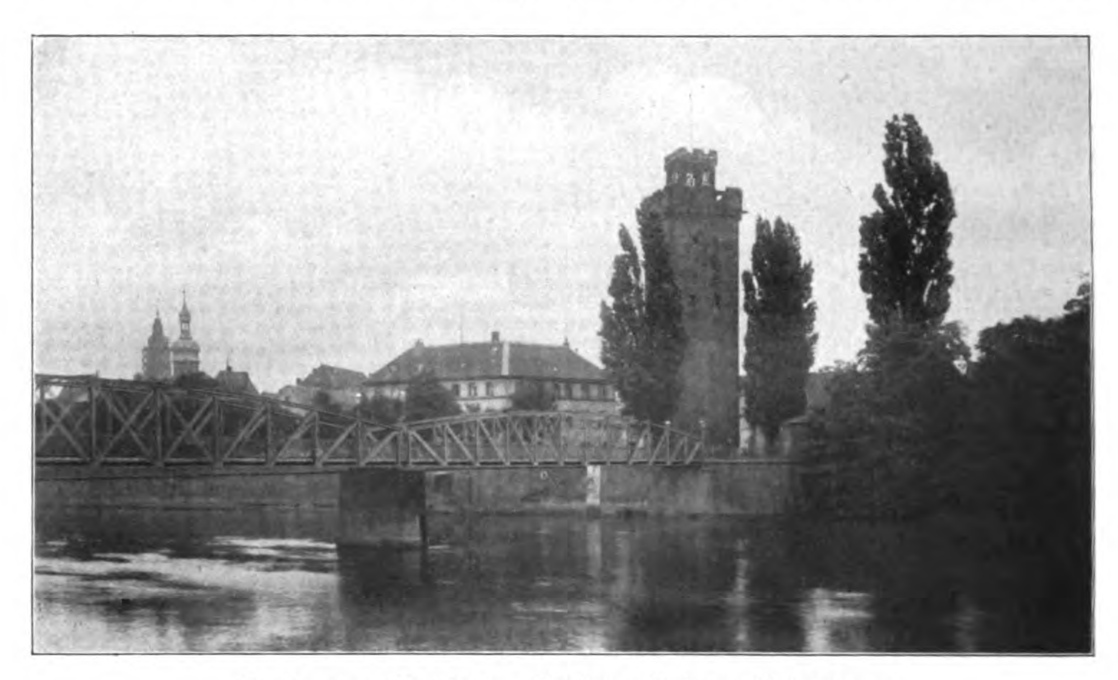
Von Hugo Hein

Mit neunzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers

Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein.

Ich sang es leise vor mich hin, als ich früh am Morgen dem „Dampfschiffhafen" in Heilbronn zueilte, um auf einem der kleinen schmucken Neckardampfer eine Fahrt durch das wunderschöne Neckartal nach Heidelberg zu machen. Es war noch ziemlich zeitig im Frühjahr, und ein kühler Wind wehte den Neckar herauf. Leider blickte der Himmel recht trübe darein. Wollte es nun regnen oder wollte es nicht? Fröstelnd zog ich den Wettermantel um mich und nahm ganz vorn auf dem Dampfer Platz. Mochte mir der Wind um die Nase wehen, durch dergleichen soll sich ein ordentlicher Wandersmann nicht abhalten lassen. Meine Hoffnung, daß es besser werden würde, wenn die Berge erst näher an die Ufer traten, sank während der Fahrt bedenklich. Trüb und grau lag der „Wartberg" da, und in der Ferne die „Weibertreu" war ganz von Nebelschleiern eingehüllt. Ein Reiherpaar saß am Ufer und blickte gedankenvoll ins Wasser. Es sann gewiß darüber nach, daß die Zeiten immer schlechter würden und man nur mit Mühe seine „täglichen Fische" aufbringen könne. Erst als wir ganz nahe waren, erhob es sich und flog von dannen.

Bei Neckarsulm, der kleinen Stadt mit den großen Fabriken, begann es zu regnen, und es wurde schlimmer und schlimmer. Als wir Wimpfen erreicht hatten, ging ein Wolkenbruch hernieder, der mich trotz des Wettermantels nahezu durchnäßte. Da verlor ich den Mut, und ebenso ging es einem jungen Ehepaar, das ganz trostlos war. Wir ließen uns von einem der dort harrenden Boote an Land setzen und entgingen nur mit knapper Not einem unfreiwilligen Bade, so wurde der Kahn von dem Sturm hin und her geworfen. Glücklicherweise kamen wir bald unter Dach und suchten uns nun gegenseitig so gut zu trösten, wie wir vermochten. Meine Leidensgefährten kannten Wimpfen noch nicht. So geht es vielen. Der landläufige Reisende, der die Welt durcheilt, um sich diejenigen Paradestücke „anzusehen", die im Bädecker mit einem Stern bezeichnet sind, geht an Wimpfen vorüber. Aber der Maler und der Architekt sowie der Freund intimer Schönheiten der Natur und Kunst, die schätzen das herrliche Städtchen, das vom kunstarchäologischen



Heilbronn: Partie am Neckar mit dem Götzenturm

und künstlerischen Gesichtspunkte aus mindestens die gleiche Stufe innerhalb des Großherzogtums Hessen einnimmt, wie beispielsweise das berühmte Rothenburg innerhalb des Königreichs Bayern. E. von Lorent, der ein schönes Buch über die mittelalterliche Stadt, die ehemals eine römische Niederlassung war, geschrieben hat, schließt es mit den Worten: „Den Verfasser haben seine Wanderungen über einen großen Teil der Erde geführt, nach dem ernsten Spanien mit seinen maurischen Erinnerungen, dem hochgepriesenen Neapel, dem poetischen Sizilien, nach Konstantinopel, der Perle, um welche Morgen- und Abendland sich streiten, ebenso nach Afrikas Sandwüsten und dem von den Märchen der Tausendundeinen Nacht verklärten Orient; doch alle diese Erinnerungen, so großartig sie auch sind, vermögen nicht das schöne, stille Wimpfen in den Hintergrund zu drängen." Das sind vielsagende Worte, aber derjenige, der mit offenen Augen und empfänglichen Sinnen zu schauen und zu genießen versteht, wird sie richtig einschätzen. Meine beiden Begleiter wurden denn auch immer wärmer, als ich ihnen die Stadt zeigte: die Reste des Kaiserpalastes, das Untertor, das Hohenstaufentor mit den daneben liegenden malerischen alten Häusern, den roten und den blauen Turm, das schöne alte Bürgermeisterhaus mit dem charakteristischen Erker, das Dominikanerkloster und die vielen schönen Holzgalerien, die der Kenner Wimpfens in den Höfen aufzufinden weiß. Als wir schließlich auf der Terrasse neben der Kaiserpfalz standen und ins Neckartal herunterblickten — der Regen war vorüber und herrlicher Sonnenschein lag über der Landschaft — da glänzte es in den Augen meiner Freunde und sie meinten, sie müßten den Regen preisen, daß er sie hierher geführt habe. Ich zeigte ihnen noch Wimpfen im Tal, den kleinen Marktflecken, auf den wir herunterblickten, und vor allem die wundervolle Aussicht, die man von dort und von der andern Seite des Neckars auf Wimpfen am Berge genießt.

Wimpfen am Berg und im Tal waren in früheren Zeiten sehr wichtige militärische Punkte, da sie den Eingang in das untere Neckartal beherrschen. Deshalb hatten schon die Römer hier ein Kastell angelegt, das eine mit Türmen verstärkte Befestigungsmauer umgab. Die Umfassungsmauern von Wimpfen im Tal und die Kirche sind auf den alten römischen Mauern aufgebaut. Wimpfen hat denn auch viel unter Kriegen zu leiden gehabt, unter anderm während der Bauernkriege und im Dreißigjährigen Kriege, wo hier

die heiße Schlacht zwischen dem Markgrafen Friedrich von Baden und Tilly ausgefochten wurde.

Nun stand ich wieder am Neckar. Wo mochte unser Dampfschiff jetzt sein. Freilich hat es einen großen Reiz, auf dem Dampfschiff den Neckar hinunterzufahren und die herrliche Landschaft an sich vorübergleiten zu sehen, aber genußreicher ist es doch, das Tal zu durchwandern, nur muß man die Landstraße meiden und die schönen Waldwege oder die dicht neben dem Neckar herlaufenden Steige benutzen. So machte ich mich also auf den Weg und wanderte meine Straße.

Ich habe die Alpen durchwandert, ihre Riesen bestiegen und ihre majestätische Schönheit in mich aufgenommen. Ich habe den Rhein von Bingen bis Bonn, das köstliche Kleinod deutscher Naturschönheit, kennen gelernt, und bin entzückt gewesen von diesem Wunderlande der Romantik, das durch Natur, Geschichte und Sage, Rebensaft und Liederklang in gleicher Weise verschönt ist, und doch zieht es mich mehr ins stille Neckartal. Freilich fehlen im Neckartal so gigantische, unmittelbar aus dem Flusse aufsteigende Felsriesen, wie zum Beispiel die Lorelei, und man findet nicht so kräftige, markante Linien in der Landschaft wie am Rhein, dafür ist das Neckartal anmutiger und lieblicher. Wenn man durchaus vergleichen will, so mag man Th. Lorentzen folgen, der in seinem trefflichen Buche über den Odenwald sagt: „Jene tiefe, stolze Frauengestalt, das Sinnbild des wehrhaften Deutschlands, die, nach dem Schwerte greifend, kühn und drohend gen Westen blickt, sie steht in wundervoller Harmonie mit der trotzigen Felsennatur, in die ihr ehernes Bildnis hineingestellt ist. Die sanft ansteigenden waldigen Neckarberge gleichen mehr dem holdseligen, in kindlicher Jugendlust strahlenden Mägdelein.“ Er trifft nach meinem Empfinden mit diesen wenigen Worten den Charakter der Rheinlandschaft und des Neckartales. Knorrigen Felsen, schroffen Abstürzen und lautrauschenden Wasserfällen begegnet man nicht. Sanft ziehen sich die Bergketten dahin, die zum Teil bewaldet, zum Teil mit Reben bepflanzt sind, und in langsamem Lauf windet sich der Neckar zwischen ihnen hindurch. Liebliche Ortschaften liegen am Ufer des Flusses oder sind in die Seitentäler eingebettet. Sanft steigen die Wege an, die meistens durch Wald zu den Höhen



Wimpfen am Berg

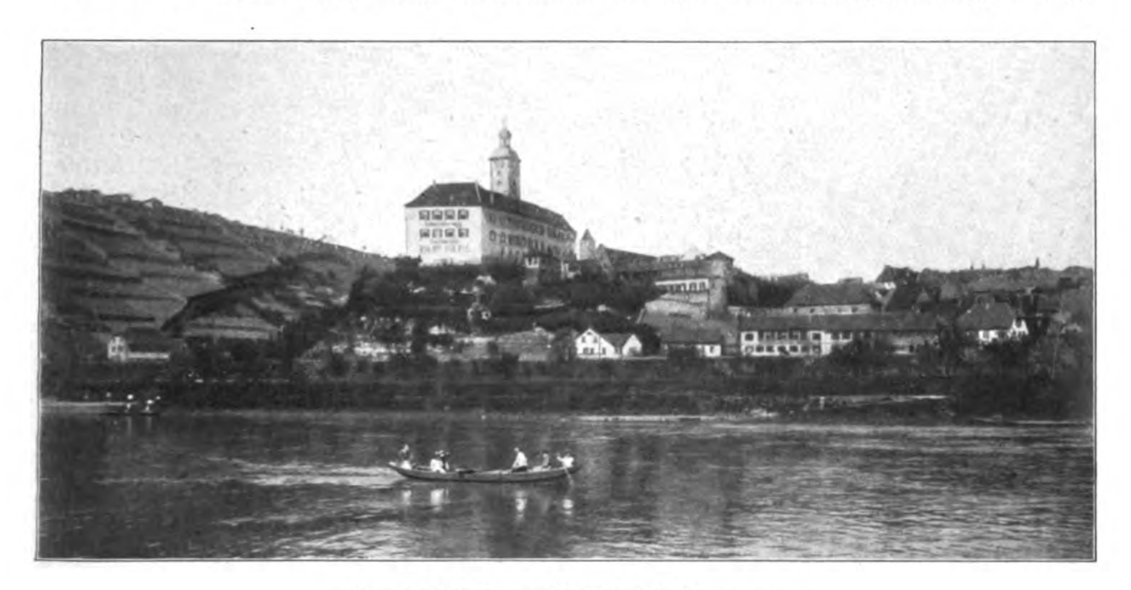
führen, und man kann oft stundenlang wandern, ehe man einem Menschen begegnet. In die Stille der Wälder dringt zwar manchmal der Pfiff der das Tal durcheilenden Lokomotive oder das Knarren der Kettendampfer, die den Fluß mit ihrer Last hinaufkeuchen. Doch das stört ja den heutigen Menschen weniger, der die Stille des Waldes um so höher schätzt, wenn er daran erinnert wird, daß er dem Alltagsleben für kurze Zeit glücklich entronnen ist.

Ich war in Gundelsheim angelangt und blickte hinab in das Tal. Dicht vor mir erhob sich Schloß Hornegg, gegenüber die Burg Ehrenberg und nicht weit davon auf einer Höhe des Seitentals Schloß Guttenberg, während rechts vom Neckar das ehrwürdige Hornberg, Götz von Berlichingens feste Burg, hernieder grüßte. Ein herrliches Bild. Und was alles erzählen uns diese Burgen des Mittelalters, die romantischen Zeugen der Vergangenheit. Die Bauernkriege mit all ihrem Greuel, der Dreißigjährige Krieg, denen so manche von ihnen zum Opfer fielen, steigen vor uns auf, und nicht zuletzt die französischen Überfälle, unter denen das Tal zu leiden hatte. Geschichte und Sage haben um diese Burgen einen immergrünen Kranz gewunden, und man kann es wohl verstehen, daß gerade das Neckartal den Führer der Romantiker, Ludwig Tieck, so mächtig angezogen hat.


Ruine der Burg Ehrenberg

Schloß Guttenberg, eine der ältesten Burgen des Neckartales, hat den Jahrhunderten in allen Wechselfällen getrotzt, es ist noch heute bewohnt und birgt einen großen Reichtum an alten Familienbildern und Waffen. Freilich gehört der größere Teil des Schlosses der neueren Zeit an, aber große Rundtürme und Tore sowie der mächtige Bergfried, so nennt man den zum letzten Schutz und letzten Zufluchtsort dienenden Hauptturm einer Burg, und die sich daran anschließenden festen und auch hohen Mauern lassen die frühere Gestalt der Burg noch erkennen. Die Burg ist der Schauplatz der Hauffschen Novelle „Das Bild des Kaisers“. Wie mir der freundliche Besitzer des Schlosses versicherte, als ich einst vom hohen Turm aus die schöne Aussicht ins Tal bewunderte, befindet sich im Schlosse weder das Bild Napoleons noch sonst Andenken an Hauff, der eine Zeitlang als Gast dort gelebt hat.

Schloß Guttenberg macht trotz der mannigfachen Erneuerungen heute noch einen schönen und harmonischen Eindruck. Nicht so Hornegg bei Gundelsheim. Das grell angestrichene Gebäude ohne jeden



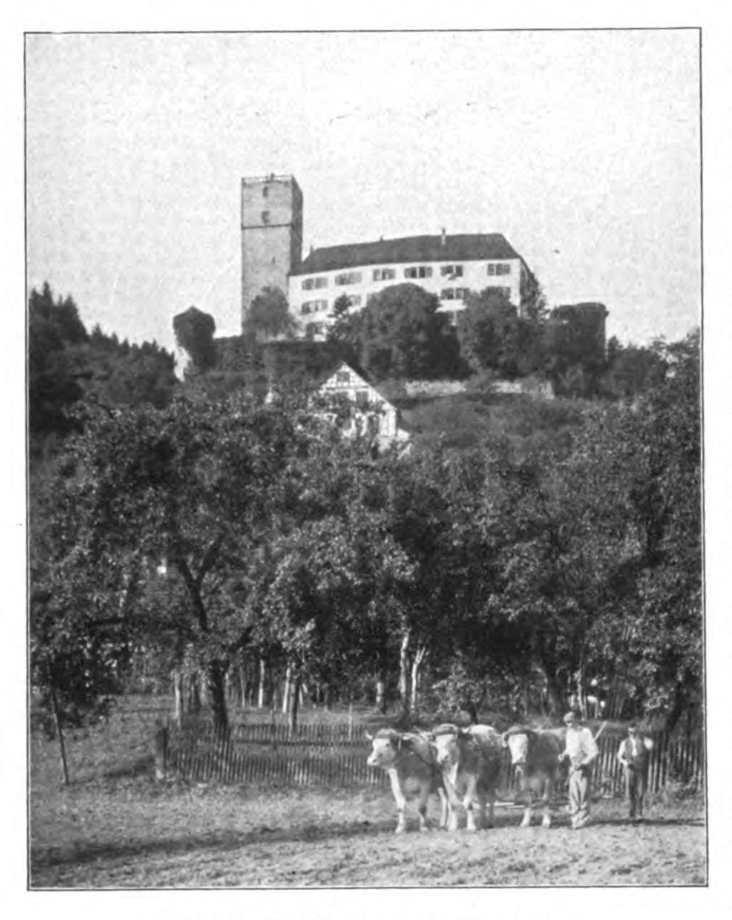
Gundelsheim mit Schloß Hornegg

Schmuck wirkt auf jeden Beschauer abstoßend, und die grenzenlose Nüchternheit würde noch mehr zum Bewußtsein kommen, wenn sie nicht durch die prächtige Lage einigermaßen abgeschwächt würde. Nach den noch erhaltenen Flankierungstürmen und den Resten der Zwingmauern zu urteilen muß die Burg, die früher hier gestanden hat, ein prächtiger Bau gewesen sein. Sie gehörte im fünfzehnten Jahrhundert den Deutschmeistern an und ist später von den Bauern verbrannt worden.

Hornberg, die Burg Götz von Berlichingens mit der eisernen Hand, die auf einem Bergvorsprung über üppigen Rebenpflanzungen liegt, ist mit ihrem anstrebenden Bergfried, den fensterdurchbrochenen Treppengiebel des Palas und den mit Efeu bewachsenen Ringmauern, zwischen denen sich hohe Bäume erheben, ein wundervolles Bild von ernster Schönheit. Die Burg ist wohl eine der ältesten der Umgegend; schon im Jahre 1184 wird sie erwähnt. Im Jahre 1517 kaufte Götz sie von dem berüchtigten Raubritter Konrad Schott von Schottenstein um 6500 Gulden. Es ist begreiflich, daß Götz sich gerade diese Burg ausgewählt hat, sie paßt so ganz zu dem Charakter des trotzigen, ehrenfesten Ritters, als den wir ihn aus seiner Lebensgeschichte kennen, die er hier niedergeschrieben hat. Von Hornberg ist Götz zu mancher abenteuerlichen Fehde ausgezogen, hier hat er aber auch zehn lange Jahre nach reichsrechtlichem Spruch still liegen müssen, und hier ist er im Jahre 1562 über achtzig Jahre alt gestorben. Seine Rüstung wird noch in der Burg gezeigt.

Ich habe lange dort oben in Einsamkeit bei einem Glase vortrefflichen Hornberger Weines gesessen, habe mich hineingeträumt in die alte Zeit und dann von dem in der Nähe befindlichen Hügel noch einen Blick über die Burg hinweg ins Tal getan. Dann bin ich weiter gewandert.

Aber kaum war ich auf der Landstraße angelangt, da hörte ich hinter mir tuten und schnaufen. Ein Automobil! — Glücklicherweise wird das schöne Tal nicht so viel von diesem schrecklichsten der modernen Verkehrsmittel heimgesucht wie andre Gegenden. Vielleicht zieht die liebliche Schönheit des Tales die kilometerfressenden Fahrer nicht so an wie die großartige Stilfserjochstraße oder das Münstertal in Tirol, ich weiß es nicht. Nur das eine weiß ich, daß mich das in rasendem Tempo dahinsausende Gefährt ganz aus der Stimmung riß. Als die Staubwolke und der Benzingeruch mir fast den Atem benahm, „da wandte sich der Gast mit Grausen!" Der Neckar ist hier in der Regel nicht so belebt wie in seinem unteren Laufe, zufällig aber fuhr ein Boot vorbei, und auf meinen Anruf lud mich der freundliche Fahrer ein, mich ihm zuzugesellen. So kam denn die gute Laune



Schloß Guttenberg im Neckartal

bald wieder, als wir im leise schaukelnden Kahn langsam den Fluß hinabglitten, an den freundlichen Ortschaften Neckarelz, Neuburg, Binau, Gutenbach und wie sie alle heißen, vorüber, bis dann auf hohem Bergvorsprung die Ruine Minneburg oder Minnaburg, wie sie im Volksmunde heißt, vor uns auftauchte. Wir zogen die Ruder ein, und mein Gefährte erzählte mir die Sage von Minna von Hornegg, die ihrem Geliebten Edelmut von Ehrenberg ewige Treue versprochen hatte, als er in den heiligen Krieg zog. Ihr Vater wollte ihr dann einen anderen Ehegatten aufdrängen. Da floh Minna neckarabwärts und verbarg sich in einer Höhle. Als Edelmut dann unvermutet aus dem Kriege zurückkehrte und seine Braut nicht vorfand, machte er sich auf, sie zu suchen. Sein Hund brachte ihn auf die richtige Spur — er fand Minna jedoch nur als Leiche, der Gram hatte sie kurz zuvor dahingerafft. Zum Andenken an die Geliebte soll Edelmut die Burg gebaut haben. Über dem Eingang zum Treppenturm der Burg befindet sich das Bild eines Windhundes mit der Jahreszahl 1521. Vielleicht soll es an die damals schon bestehende Sage erinnern. Wer in Wirklichkeit die Burg erbaut hat, weiß man nicht, und von ihrer Geschichte kennt man wenig. Ob sie im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist, ist nicht bekannt; sang- und klanglos ist sie aus der Geschichte geschieden. Aber die neuere Zeit hat sie mit poetischen Gestalten belebt, so unter andern Julius Wolff in seiner anmutigen Novelle „Das Recht der Hagestolze".

In Neckargerach, wo er zu Hause war, mußte ich meinen Freund verlassen. Wir drückten uns kräftig die Hand, und ich machte mich auf den Weg nach Zwingenberg. — Das kleine Dorf und die darüberliegende schöne Burg haben mir's von jeher angetan. Wie manchen Abend habe ich bei dem freundlichen Wirte gesessen und mich erfreut an dem einzigartigen Bild, das sich vor mir ausbreitete.

Die Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erbaute Burg ist wie aus einem Guß geschaffen. Am einen Ende ist sie durch einen Rundturm bewehrt, am andern baut sich stufenförmig die innere Burg auf, und an sie lehnt sich der vierzig Meter hohe Bergfried, der, wenn er auch nicht so trotzig aussieht als die Türme andrer Burgen, mit dem Ganzen in ein harmonisches, in sich geschlossenes Bild zusammenfließt. Der die Burg umgebende Wald ist einer der romantischsten, die ich gesehen habe.

Ich freute mich, hier wieder rasten zu können, aber — es gab weder im Gasthause noch im Dorfe ein Nachtquartier, alles war vergeben. Ich wollte schon anfangen zu schelten: „Da habt ihr hier nun ein so wunderbares Fleckchen Erde

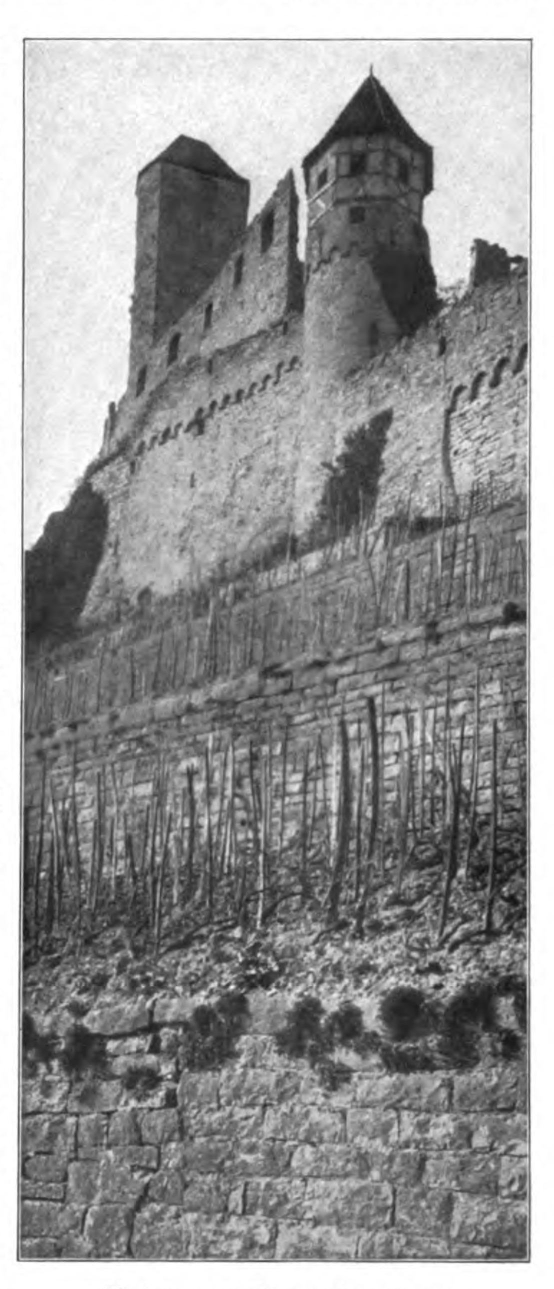
und baut nicht mal ein —" Doch ich begriff mich noch zur rechten Zeit — um Gottes willen, hier kein Hotel hersetzen, der Zauber würde gebrochen sein, zöge hier der Ritter von Frack und Serviette ein. Und fröhlich zog ich meines Weges weiter, in dem kleinen Dorfe Lindach, eine halbe Stunde weiter, würde ich wohl ein Plätzchen finden, wo ich schlafen konnte. So war es denn auch. Aber ich zog nicht allein in das bescheidene kleine Gasthaus ein, sondern mit sechs Wandervögeln, die sich unterwegs zu mir gesellt hatten, prächtige junge Burschen, denen die Lebensfreude aus den Augen lachte. Die freundlichen Wirtsleute wollten uns schon unterbringen, wenn wir vorlieb nähmen. Von Herzen gern. Was braucht ein Wanderer viel, der sich tagsüber gesättigt hat an Schönheit und frischer, freier Luft!

Nach dem bescheidenen Abendessen saß ich mit den Wandervögeln am Waldrand unter einer Buche. Tiefe Stille herrschte ringsum, und der Mond schien durch die Zweige. Leise fing einer an, zur Gitarre zu singen, andre fielen ein, und schließlich sangen wir alle die lieben alten Volkslieder mit einer Hingabe und Andacht, wie sie der Schwabe zu singen versteht.

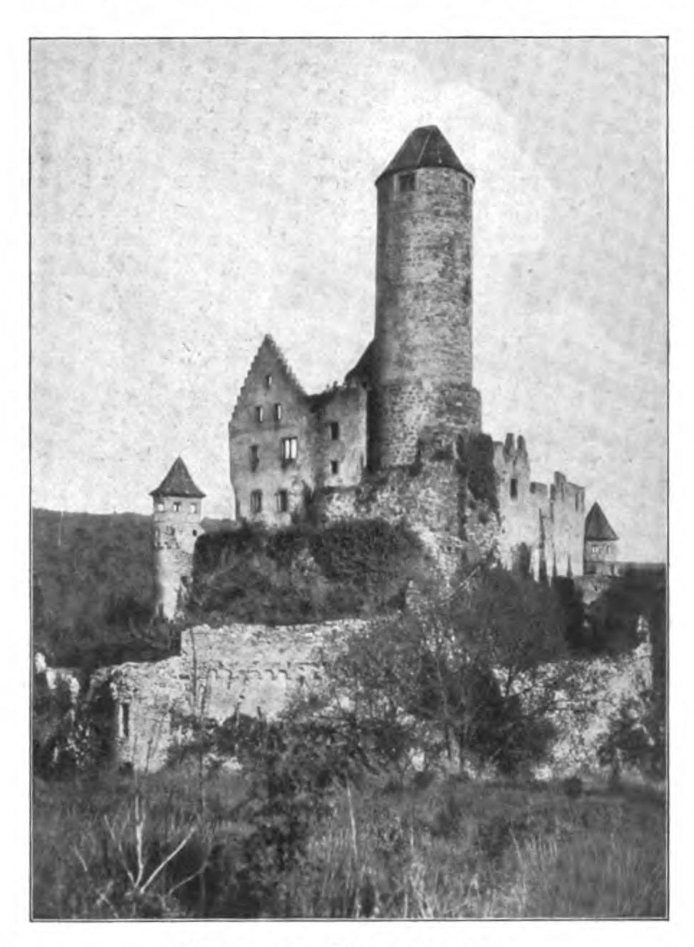
„Wißt ihr," sagte ich, „daß eines unsrer schönsten Volkslieder im Neckartale entstanden ist, vielleicht an dieser Stelle? Hier dichtete Justinus Kerner: ‚Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!' Die Volksmelodie dazu ist gewiß schön. Aber ich möchte euch die schöne Musik Robert Schumanns vorsingen, der unser Neckartal auch so liebte." Und ich sang es. „Heil, Heil!" erscholl es von allen Lippen, als ich geendigt. Dann suchte ich mein Kämmerchen auf. Die Wandervögel aber sangen noch lange.

Eine schöne Stunde, wie man sie selten erlebt und die einem das Herz warm macht . . . . „So wird ihm zur Heimat das fernste Land."

Am andern Morgen waren meine Wandervögel längst ausgeflogen, als ich mich anschickte, weiter zu wandern. Ich ließ mich über den Neckar fahren, um der schönen Ruine der im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Burg Stolzeneck einen Besuch abzustatten. Der Weg führt immer durch Wald, zuerst entlang des Neckars mit schönen Ausblicken auf den Fluß und die auf der andern Seite sich hinziehende Bergkette. Es war heller Sonnenschein, und die Sonntagsglocken tönten leise von Eberbach herüber. Unten glitt ein Holzfloß mit Vergnügungsreisenden langsam vorüber. Man begegnet ihnen häufig auf dem Neckar, die Flößer, die ihr Holz nach Heidelberg oder Mannheim führen, vermieten sie gern an die Gesellschaften; es lohnt sich



Ruine von Burg Hornberg
(Götz von Berlichingen)



Ruine von Burg Hornberg
(Götz von Berlichingen)

geben. Schließlich haben wir wohl alle einen Funken Romantik von unsern Vorfahren ererbt. Natürlich hat die Volkspoesie auch um Stolzeneck eine Sage gewoben; sie hat viel Ähnlichkeit mit der Notburgasage.

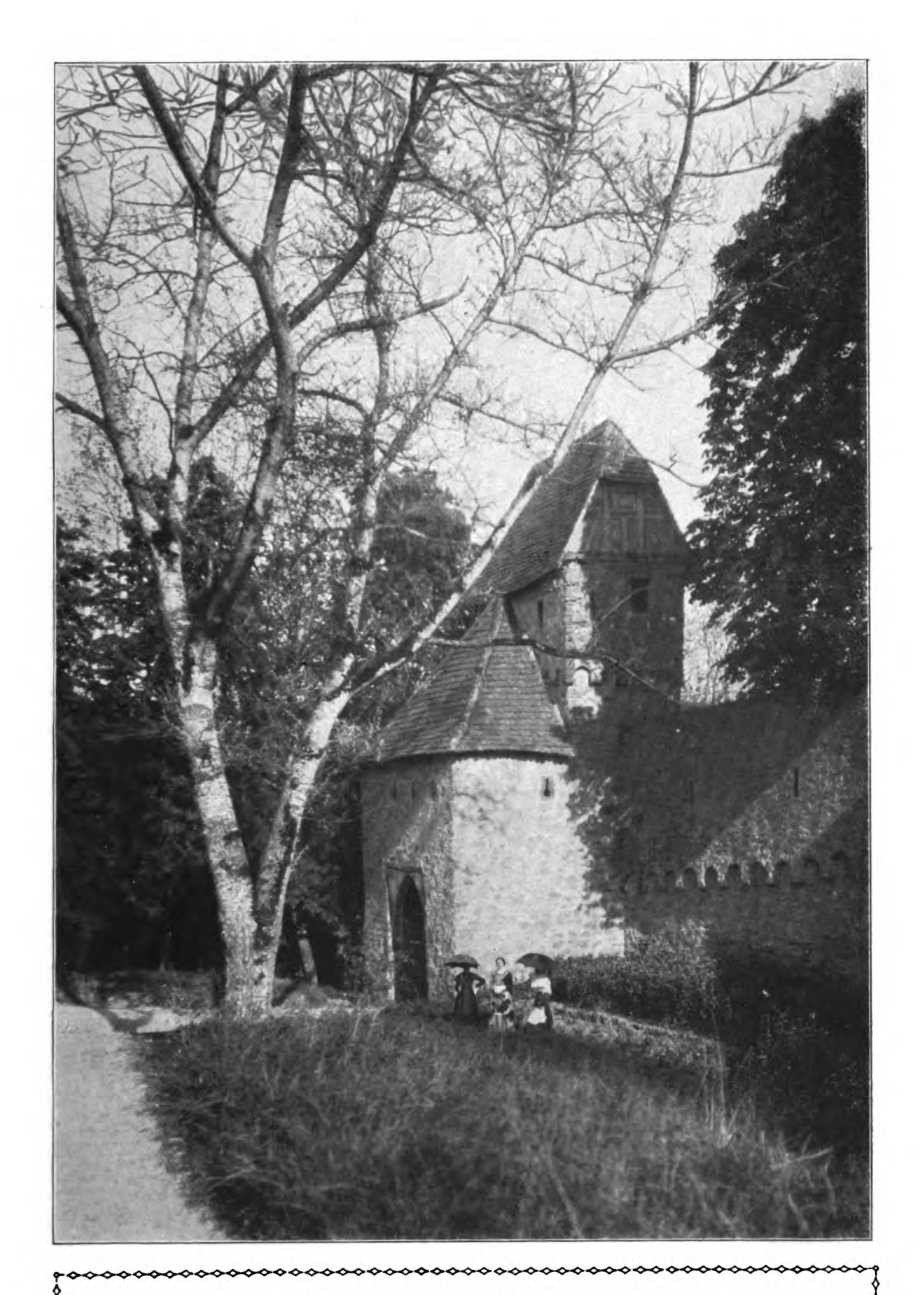
Auf der Landstraße zwar, aber ohne Automobile, gelangte ich nach dem hübsch gelegenen Eberbach. Die Häuser des älteren Stadtteils sind einfach und schmucklos, und von den alten Befestigungen ist noch einiges erhalten. Hübscher präsentieren sich die neueren Villen. Eberbachs geschützte Lage und die es umgebenden herrlichen Waldungen ziehen viele Sommerfrischler und Luftkurgäste an, und die Touristen nehmen hier gern Standquartier für nähere und fernere Ausflüge in den Odenwald und das Neckartal.

Gleich hinter Eberbach macht der Neckar eine energische Biegung nach Westen und entschwindet nun unsern Blicken in den sich hier vorschiebenden Bergzügen. Es will scheinen, als wenn die Berge hier niedriger seien und wir den Höhepunkt landschaftlicher Schönheit hinter uns hätten. Da taucht bei einer Wegbiegung ein wundervolles Bild vor uns auf, so daß wir stehen bleiben müssen, um es in Andacht und Entzücken betrachten zu können: Hirschhorn! Die Lage dieses lieblichen Ortes, über dem auf einem sanft gerundeten Bergvorsprung die türmereiche Burg sich erhebt, ist überaus malerisch, und es kann dem Naturfreund nicht genug empfohlen werden, hier einige Zeit zu verweilen und Streifzüge auf die benachbarten Berge zu unternehmen, denn gerade von den umliegenden Höhen aus bieten sich ihm Ausblicke auf Burg und Stadt, wie man sie selten findet. In der Tat, Hirschhorn ist einer der schönsten Punkte des Neckartales und des ganzen Odenwaldes, und es ist begreiflich, daß mit jedem Jahr eine größere Anzahl Sommerfrischler sich hier einfindet. Die

für sie schon, die Sonntagsruhe einmal zu opfern.

Unterwegs traf ich ein paar Arbeiter aus den Steinbrüchen am Neckar, die auch auf die Burg wollten oder die, wie sie sagten, ihren Hund spazieren führten, der die ganze Woche über ihren Kahn hüten mußte, während sie im Bruch arbeiteten.

Es sind nur noch wenige, aber recht gewaltige Mauerreste von der Burg Stolzeneck vorhanden, sie sind aber insofern von Interesse, als sie die eigenartige Bauart des Bergfrieds zeigen, wie man sie nur im Neckartal und am Rhein hin und wieder findet. Meine Begleiter kletterten eifrig in den Mauern herum. Es ist merkwürdig, welche Vorliebe der Deutsche für alte Ruinen hat; ich glaube, unsre Phantasie sehnt sich nach den Zeugen längstvergangener Tage, weil sie ihr reichlich Stoff zum Fabulieren



Eingangstor von Burg Hornberg
(Götz von Berlichingen)



Zwingenberg

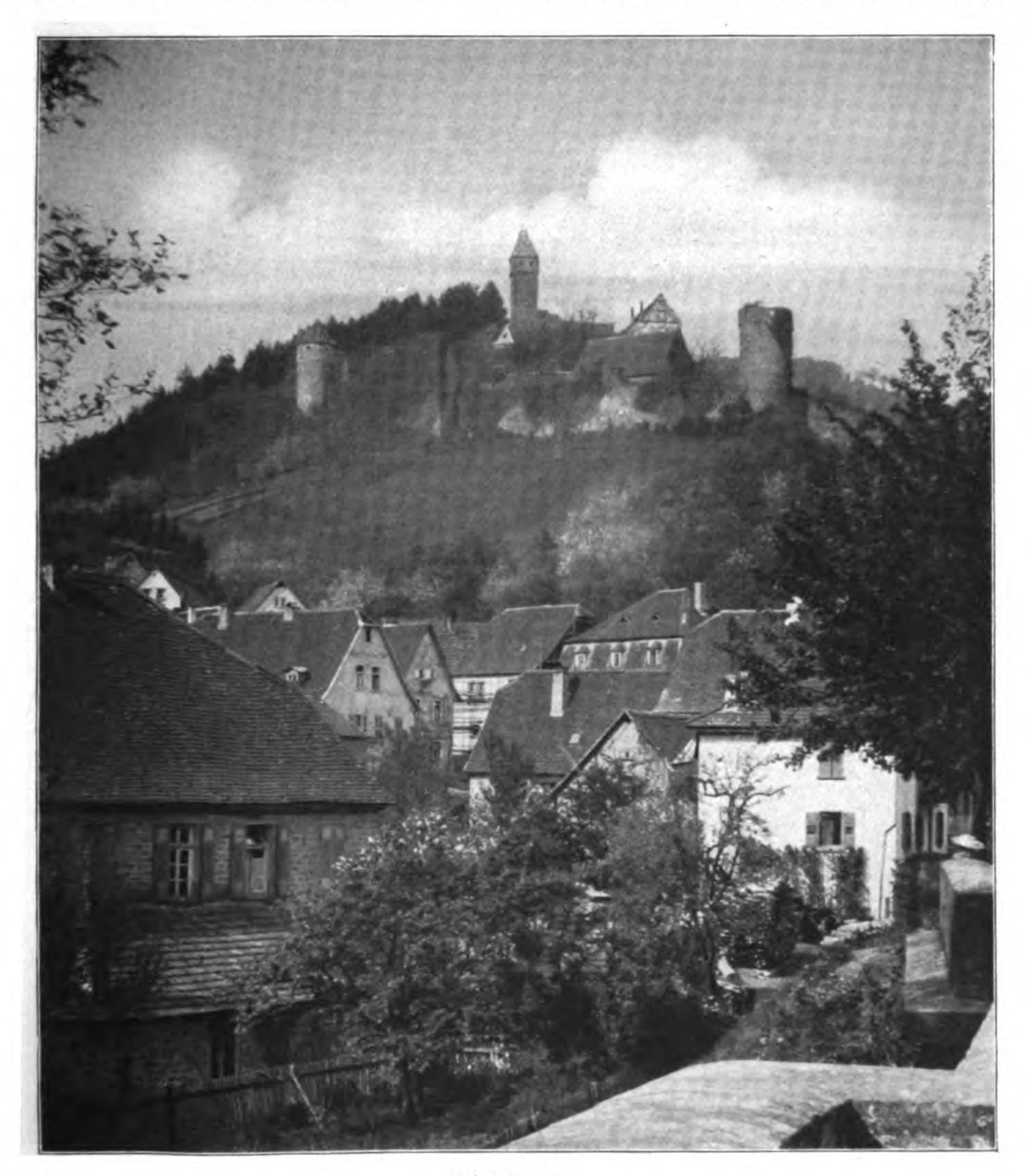
Aussicht, die man von der Burg aus genießt, ist ganz entzückend, man kann den Neckar aufwärts und abwärts verfolgen; nach der einen Seite blickt man auf die liebliche Kapelle von Ersheim, nach der andern in das Finken- und das Ulfenbachtal, die sich unterhalb der Burg vereinigen und in das Neckartal münden.

Die Burg, eines der stolzesten Baudenkmäler der mittelalterlichen Festungsbaukunst, ist um das Jahr 1200 gegründet und im Jahre 1550 umgebaut worden. Trotzig drohen noch heute die starken Ecktürme, die den Abschluß der festen Ringmauern bilden. Im Innern erhebt sich der Palas und der Wachtturm, während außen starke Mauern von der Burg herniedersteigen. Alles wohlangelegt, um den Feinden erfolgreich trotzen zu können.



Eberbach

Die hier ansässige Adelsfamilie, deren Geschichte sich bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen läßt, gehörte zu den angesehensten und reichsten Geschlechtern der ganzen Umgebung; die Ruinen der Burg lassen uns heute noch einen Schluß auf den Reichtum der Grafen ziehen. Hans V., in dem das Geschlecht seinen höchsten Glanz erreichte, konnte dem Pfalzgrafen Ruprecht, der ja öfter in Geldverlegenheit war, die für die damalige Zeit (Ende des vierzehnten Jahrhunderts) sehr bedeutende Summe von 40 000 Gulden vorstrecken. Übrigens hat derselbe Graf den Bau der herrlichen Burg Zwingenberg vollendet, von der ich schon erzählte. Das Geschlecht der Grafen von Hirschhorn ist zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ausgestorben. Wenzprecht von Gemmingen erzählt hierzu, daß Graf Friedrich im Jahre 1600 mit seinem Freunde Johann von Handschuchsheim wegen eines kostbaren Degens in Streit geriet, der dem Johann vom



Hirschhorn

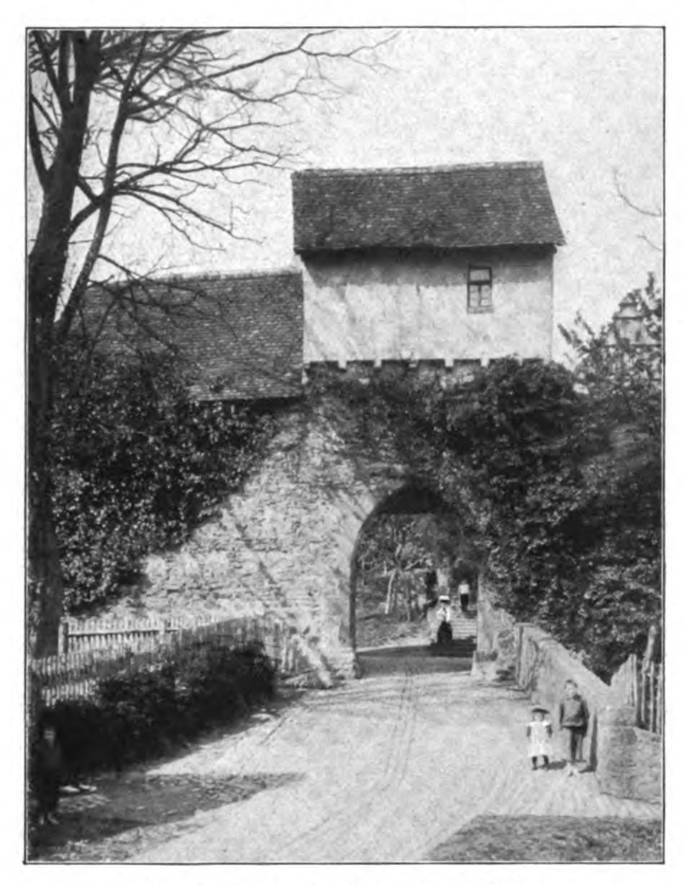
Kurfürsten verehrt worden war. Der Hirschhorner glaubte als Truchseß der Pfalz Anspruch auf den Degen zu haben. Von Worten kam es zur Tat; bei dem Duell, das auf dem Marktplatz zu Heidelberg ausgefochten wurde, wurde der Handschuchsheimer zu Tode verwundet vom Platze getragen. Da verfluchte die verzweifelnde Mutter, die beim Tode des hoffnungsvollen siebzehnjährigen Jünglings zugleich den Stamm des Geschlechtes verdorren sah, den Mörder: auch mit ihm solle sein altes Geschlecht aussterben. Dieser Fluch ist in Erfüllung gegangen, Friedrich sah alle seine Kinder ins Grab sinken. Damals machte diese Tatsache natürlich viel Aufsehen, und Gemmingen schließt seine Erzählung mit den Worten: „Gott läßt nicht mit sich scherzen. Ein Exempel, daran man sich spiegele, und darf man oft nicht fragen, warum die Geschlechter ausgehen."

Von Hirschhorn aus lassen sich, ebenso wie von Eberbach, sehr lohnende Ausflüge in den Odenwald machen, ich nenne nur das Finkenbachtal sowie das Ulfenbachtal, das in seiner unteren Hälfte viele landschaftliche Schönheiten aufweist und das mit dem von Eberbach am besten zu erreichenden Ittertal und dem Gammelsbachertal zu den herrlichsten des Odenwaldes gehört. Das reizende Dorf Hedesbach ist eines Besuches wert und sonst noch viele Berge und Täler, die mit Namen aufzuführen an dieser Stelle nicht möglich ist.

Ruine der Burg Stolzeneck

Ich bin dann an der linken Seite des Neckars flußabwärts weiter gewandert, um den schönen Anblick auf Neckarsteinach genießen zu können, wenn man, aus dem Dilsberger Walde tretend, das Städtchen vor sich liegen sieht. An der niedrigen Berglehne ziehen sich die kleinen Häuser dahin und darüber liegen die Vorder- und die Mittelburg. Ein anmutiges Bild, das um so reizender wirkt, als es sich in dem langsam dahinfließenden Neckar in voller Klarheit widerspiegelt. Eine Fähre brachte mich auf die andre Seite, und ich durchschritt in wenigen Minuten die kleine Stadt, um, auf der Höhe dahinwandernd, den interessanten Burgen — es sind im ganzen vier — einen Besuch abzustatten. Wundervoll ist von der Höhe der Anblick, den man auf den gegenüberliegenden Dilsberg und „die Stadt auf dem Berge" genießt, deren Ringmauern den Gipfel des Berges umziehen

und deren Kirchen und Häuser so still hinabschauen ins Tal. Der steil ansteigende Berg, der Fluß und Tal beherrscht, forderte geradezu zur Befestigung heraus, und an der Feste, die man dort oben gebaut hat, sind nicht nur die sehr heftigen Sturmangriffe Tillys im Jahre 1622 abgeprallt, sondern sie hat auch dem bedrängten Heidelberg noch Hilfe bringen können. Mit Hilfe der Odenwälder Bauern hat Dilsberg auch die Angriffe der Franzosen im Jahre 1799 siegreich abgewehrt.

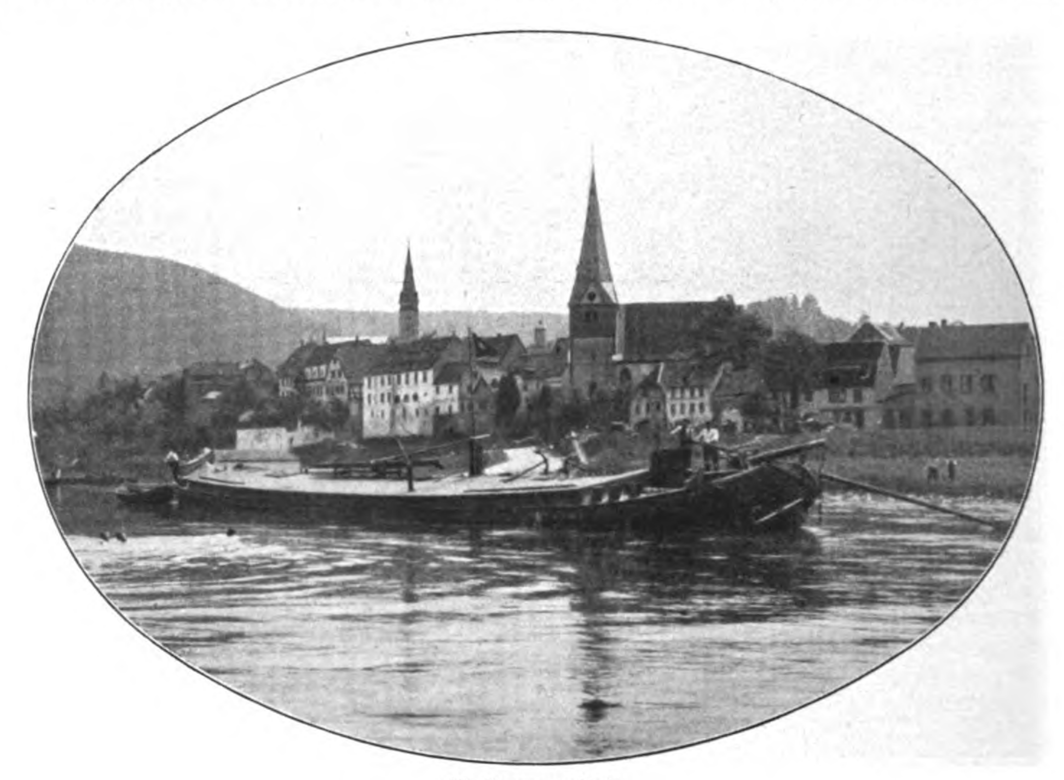


Eingangstor von Schloß Hirschhorn

Mittlerweile war ich bei der Vorderburg oberhalb Neckarsteinachs angelangt, die vielleicht die älteste ihrer Schwestern ist. Im Hofe der Burg befindet sich der alte feste Turm und daran angebaut ein wiederhergestelltes Haus, das gegenwärtig bewohnt ist. Die Burg zeigt sich heute noch in ihrem vollen romantischen Reize, während die Mittelburg von den Freiherrn von Dorth zu einem prächtigen Wohnsitz umgebaut worden ist. Leider wehrt eine Tafel am Tore jeden Besucher ab,



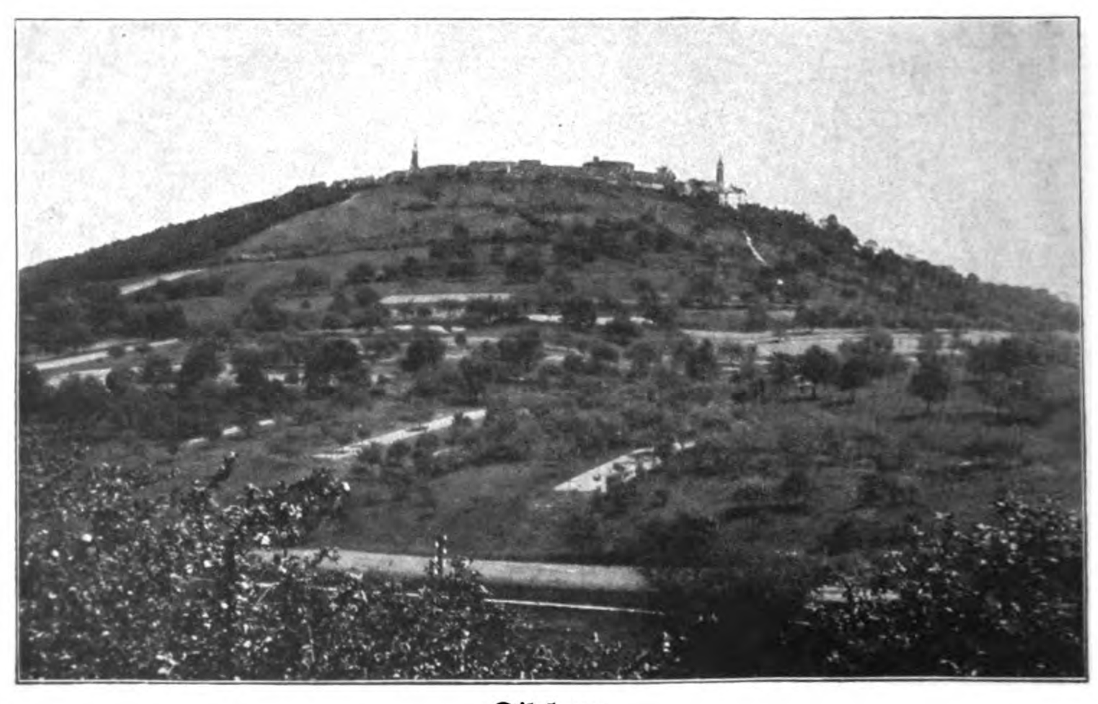
Neckarsteinach



Neckargemünd

so daß ich leider nichts Näheres über die Burg zu sagen vermag.

Die Hinterburg, zu der ein schattiger Waldweg führt, liegt efeuumrankt wie ein vermoostes Waldgeheimnis da. Von der doppelten Ringmauer sieht man



Dilsberg



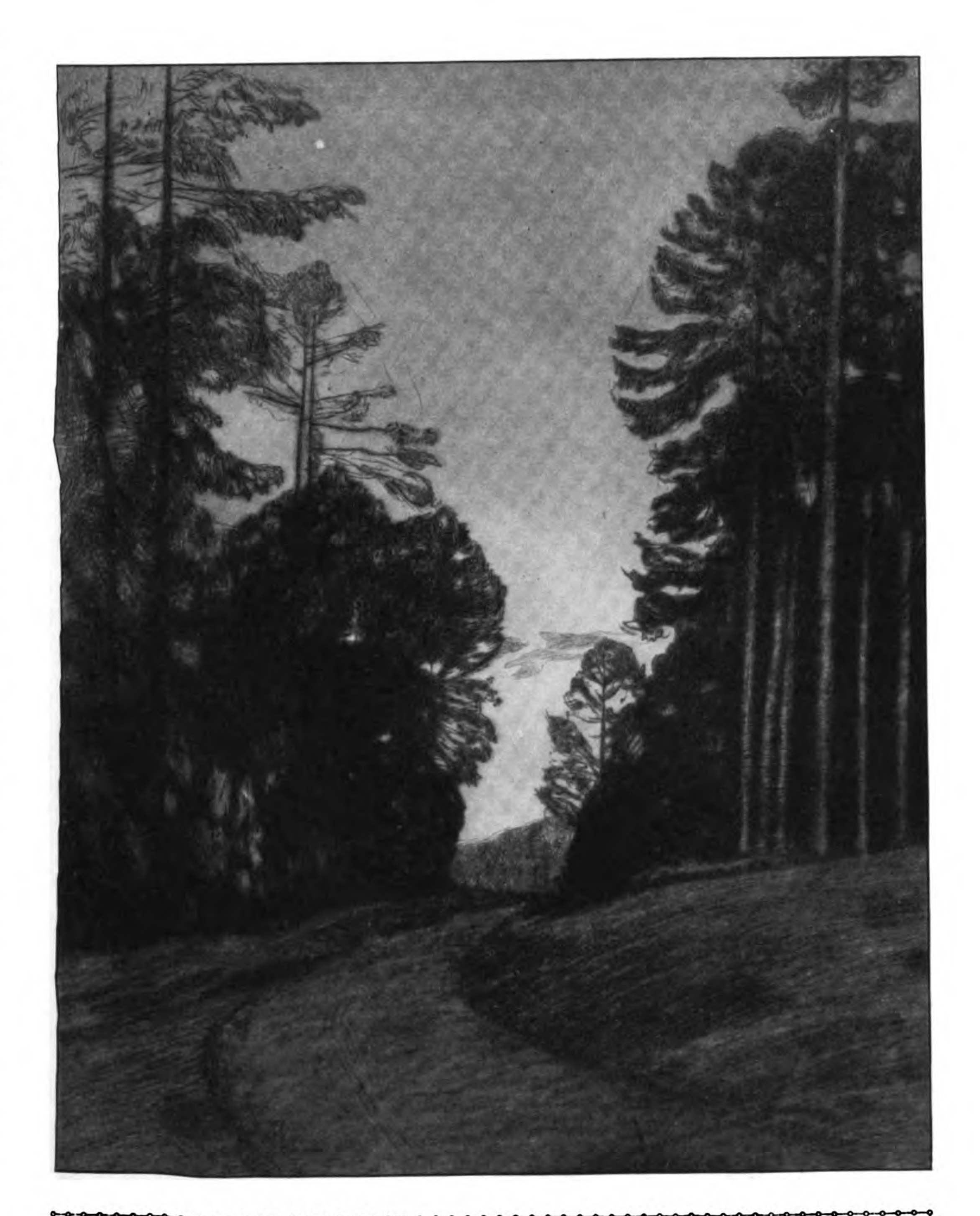
Heidelberg

noch Reste und einer der Türme steht noch, auch findet man noch ein Kellergewölbe, sonst ist das Innere mit Schutt angefüllt und mit Gebüsch bewachsen. — Die interessanteste der vier Burgen ist das Schwalbennest oder, wie sie vom Volke genannt wird, das Rabenschloß. Das alte Bauwerk, von dem nur noch zwei Ecktürme vorhanden sind und die kahlen Wände, die die Ritterwohnung enthielten, ist teilweise aus dem lebendigen Felsen gehauen. Es klebt am Berge oben wie ein Schwalbennest am Felsen und regt durch seine romantische Lage in stiller Waldeinsamkeit zum Fabulieren über seine Vergangenheit an. Die Sage ist denn auch recht fruchtbar gewesen, sie erzählt, daß die Ritter von Schadeck in der kaiserlosen Zeit Wegelagerer gewesen seien, die Kaufleute beraubt und als Gefangene mit sich in ihr Felsennest geführt haben; sie sollen sogar die Schiffahrt auf dem Neckar durch eine über den Fluß gelegte Kette gesperrt haben. Ein Gang soll unter dem Neckar durch nach dem Dilsberg führen und dort in einem Brunnen münden. Die Geschichte berichtet von allem nichts, wir wissen nur, daß in den Burgen im zwölften Jahrhundert die Ritter von Steinach saßen, ein bedeutendes Geschlecht, welches das Schwalbennest als freies Eigentum besaß und die übrigen Burgen als Lehen hatte. Von dem Stammvater Bligger hat sich dieser Name auf manche seiner Nachkommen vererbt. Sein Bruder Konrad, Bischof von Worms, warb im Jahre 1170 im Auftrage Friedrich Barbarossas in Konstantinopel gemeinsam mit Heinrich dem Löwen um die Prinzessin Emanuela für den Sohn des Kaisers. Der gleichnamige Sohn des Bligger befand sich in der Umgebung Barbarossas, den er auf dem Kreuzzuge begleitete. Man nimmt an, daß dieser Bligger der Minnesänger war, dessen leider verlorenes Gedicht, der „Umbehank“ von Gottfried von Straßburg so gerühmt wird. Im vierzehnten Jahrhundert finden wir hier das Geschlecht der Landschaden von Steinach, die sehr wahrscheinlich mit dem älteren Geschlecht verwandt waren. Das Geschlecht der Landschaden erlosch im Jahre 1653, einer der bedeutendsten war Hans II., der einer der ersten Anhänger Luthers war und die Sache des Reformators kräftig und treu verfocht.



Neckarsteinach: Ruine der Burg Schadeck (Schwalbennest)

Ich wäre gern noch länger in Neckarsteinach geblieben, in dem auf engem Raum so viel Schönes vereinigt ist, aber meine Zeit war um. Aus dem einen Tage, für den ich eine Dampferfahrt geplant hatte, waren vier geworden, genußreiche Tage, die man niemals wieder vergißt.



**Abend im Schwarzwald**

**Nach einer Radierung von Felix Hollenberg**

So nahm ich Abschied von dem Idyll, das sich zu Füßen des alten Schwalbennest ausbreitet, kletterte noch ein wenig höher den Berg hinan und ging auf schattigen Waldwegen nach Neckargemünd. Das schmucke Dampfschiff „Schwaben", dem ich in Wimpfen ungetreu geworden war, führte mich nach Heidelberg.

Soll ich nun noch von Heidelberg erzählen?

Ich habe eine stille Feierstunde angesichts des wundervollen Schlosses verlebt, das seinesgleichen nicht in der Welt hat und das zu beschreiben meine Feder zu schwach ist.

„Alt Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich
Am Neckar und am Rheine, kein' andre kommt dir gleich."

Wir kennen ja alle Scheffels Gesang auf Heidelberg, kennen auch Hölderlins wundervolle Ode an der Vaterlandsstädte ländlich schönster, die er sah und die er lange schon liebte. An poetischer Schönheit und tiefer Empfindung ist sie bisher nicht wieder übertroffen worden.

# Aphorismen

Zur Liebe gehört wenig mehr als heißes Blut und ausdauernde Kraft — daher ist sie so allgemein. Echte Freundschaft erfordert auch Kopf und noch mehr Herz — daher ist sie so selten.

*

Zwei gleichstarke Persönlichkeiten stoßen sich ab.

*

Feindschaft ist immer aufrichtiger und echter als Freundschaft.

*

Die Menschen werden fast immer um ihrer Tugenden und großen Vorzüge wegen gehaßt. Ihre Laster und Schlechtigkeiten finden überall nachsichtige Freunde.

*

Wie das Fell der Tiere im Winter sich dichter behaart, so steigert sich im Unglück die Seelenkraft des tüchtigen Menschen.

*

Nichts ereignet sich zweimal. Kein Ereignis in unsrem Leben gleicht einem andern; wenn es wirklich einmal der Fall sein sollte, so sind wir doch nicht mehr dieselben — und das gleiche wird dann durch uns ein andres.

*

Kein Kunstwerk wird so gesehen, wie der Künstler es geschaffen hat.

Eugen Reichel

# Kinderarbeit

Von

**Eliza Ichenhaeuser**

Das Maschinenzeitalter, das das ganze Universum in seinem Banne hält, das das Heim der zahlreichen in ihm gepflegten Tätigkeiten beraubte, die ganze Produktionsweise revolutionierte, aus Agrarstaaten Industriestaaten schuf, den hörigen Landarbeiter in einen freien Industriearbeiter verwandelte, hat in seinen Anfängen die menschliche Arbeitskraft allzu rücksichtslos ausgenützt und besonders die Frauen und die Kinder in bis dahin ungeahnte Fesseln geschlagen.

War es für die Frauen, die einen großen Teil dieser Beschäftigungen vorher im Haus und am Pflug auch leisten mußten, nur eine veränderte Form der Tätigkeit, die nach und nach durch eine vernünftige sozialpolitische Gesetzgebung einigermaßen ihren Bedürfnissen angepaßt werden konnte, so lag die Sache bei den Kindern viel ungünstiger. Bei ihnen verlockte die Möglichkeit, die neuen Maschinen auch durch ungelernte und wenig muskulöse Kräfte bedienen zu können, zu einem unerhörten Mißbrauch der billigen Kinderkräfte. „Die Dinge wurden völlig auf den Kopf gestellt, indem die Kinder die Ernährer ihrer Eltern wurden. Bei den Erwachsenen aber bürgerte sich die Vorstellung, daß dieses Verhältnis das normale sei, derart ein, daß frühzeitige Ehen geschlossen wurden in Hinsicht auf den Beitrag, den die Kinder zu den Kosten des Haushaltes zuschießen würden.“ (Wilhelm Stieda.)

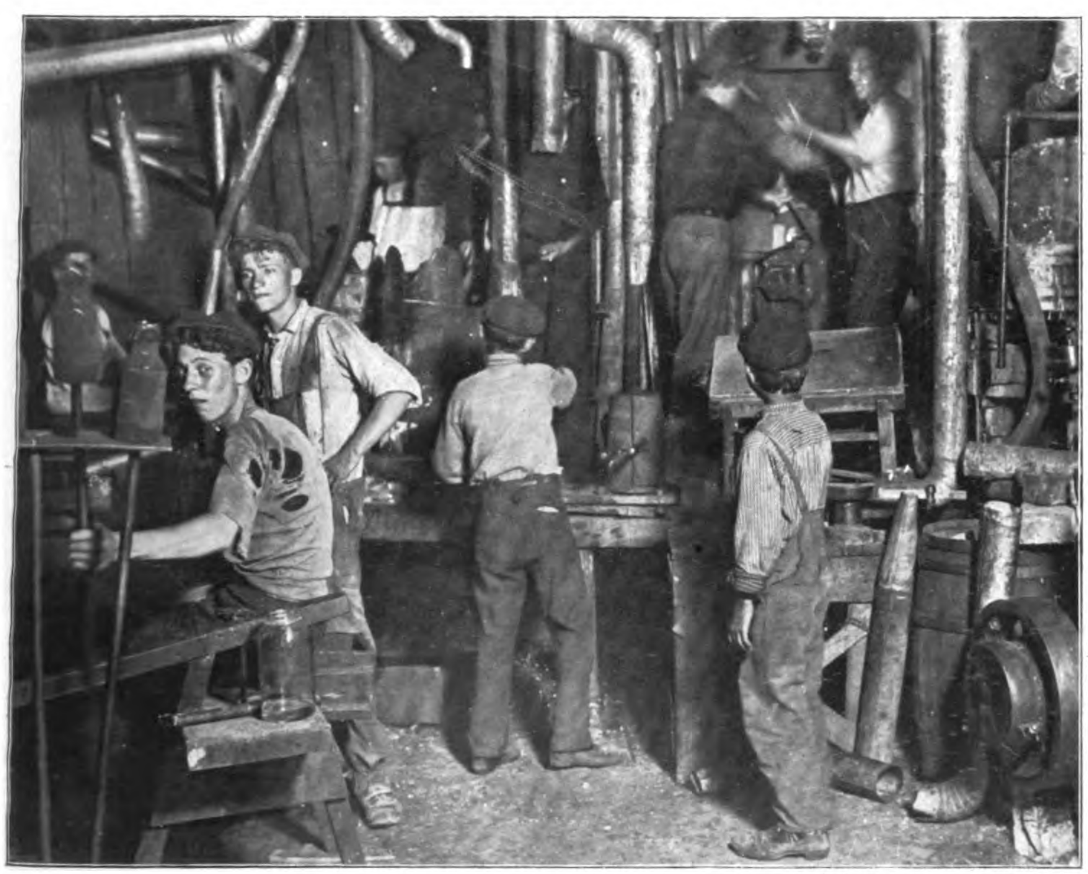
In England erreichte das durch die Kinderarbeit hervorgerufene Kinderelend seinen Höhepunkt. Die Armenhäuser entlasteten sich, indem sie die Kinder haufenweise den Fabrikanten übergaben, die mit ihnen nach Belieben schalten und walten konnten und es so rücksichtslos taten, daß sie schließlich öffentliches Ärgernis erregten und ein Gesetz von 1802 die ärgsten Mißstände abstellte. Der Fortschritt dokumentierte sich darin, daß von diesem Zeitpunkt ab nur noch Kinder von acht bis neun Jahren an beschäftigt werden sollten. Aber noch 30 Jahre später stellte die Fabrikkommission fest, daß sechs- bis siebenjährige Kinder in Fabriken beschäftigt würden, und welch verheerenden Einfluß auf ihre Entwicklung bedeutet auch die Fabrikarbeit von acht- und neunjährigen Kindern! Rückgratverkrümmungen, Zusammenpressen des Brustkastens, Verdickung der Gelenke sind die natürliche Folge, außerdem wirkt die einförmige Fabriktätigkeit geistig tötend, und das sittliche Gefühl wird durch den Verkehr mit den Erwachsenen, die keine Rücksicht auf sie nehmen, frühzeitig erstickt.

Bis 1839 waren fast die Hälfte aller britischen Fabrikarbeiter unter 18 Jahre alt. Die Gesetze, die die Kinderarbeit unter neun Jahren verboten und die unter 16 Jahren auf sechs Stunden beschränkten, bewirkten nur eine Verschiebung der Altersklassen. Erst das Gesetz von 1878, das die Fabrikarbeit der Kinder unter zehn Jahren, und das von 1891, das die Kinderarbeit unter elf Jahren untersagte, zeigten sich als etwas weitergehend. Wie Dr. Walter Abelsdorff in seiner gut orientierenden Broschüre über „Gewerbsmäßige Kinderarbeit“ (Verlag von Felix Dietrich, Leipzig 1913) mitteilt, hat eine Enquete der Britischen Sektion der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz die Zahl der in England und Schottland gewerbsmäßig beschäftigten Schulkinder nach dem Zensus von 1901 festgestellt, daß 208 392 Kinder in England und Wales beschäftigt waren, und zwar darunter 13 720 in der Bekleidungsindustrie, 13 774 in Bergwerken und Steinbrüchen, 55 067 in der Textil-

industrie, 20394 in der Landwirtschaft, 24630 in häuslichen Diensten. In Schottland waren gleichzeitig 17639 Kinder gewerbsmäßig tätig. Für Irland und die in der Hausindustrie zahlreich beschäftigten Kinder fehlen die Zahlen. 1907 wurden die meisten Kinder in England in der Baumwollspinnerei und -weberei beschäftigt, nämlich 19051, ferner in der Woll- und Kammgarnspinnerei und -weberei, nämlich 8116, und 3790 in der Flachsspinnerei und -weberei, in andern Fabriken nur 2866. Die Verschiebung der Altersklassen ist mithin immer weiter hinausgerückt worden, die Arbeit der Kinder hat abgenommen, die der jugendlichen Arbeiter, die fast eine halbe Million betrug, dafür zugenommen.

Seit 1910 ist die Arbeit von Kindern unter zwölf Jahren in Fabriken und Werkstätten untersagt. Wenn auch auf der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz von 1890 die Zwölfjahrgrenze als erstrebenswert bezeichnet wurde, so hat man inzwischen doch erkannt, daß sie ungenügend ist, da zwölfjährige Kinder gerade in der Entwicklung stehen, der ungesunde Arbeit außerordentlich schaden kann.

Trotzdem ist in den meisten Ländern diese Altersgrenze angenommen, so in Frankreich (Frankreich weist 1907 240000 in sämtlichen Industriezweigen beschäftigte Kinder unter 15 Jahren auf), in Österreich (eine Erhebung im Jahre 1900 ergab, daß über ein Drittel der erfaßten Kinder gewerblich tätig ist), in Rußland (wo man früher bei den Bastmattenwebereien Kinder von drei Jahren gefunden), in den Niederlanden (hier ergab eine Erhebung 1908 bis 1909, daß in der Heimindustrie die Kinderarbeit noch sehr umfangreich und die Arbeitszeit sehr lang ist), in Schweden und in Dänemark. Auch Italien, dessen



Aufnahmen von Lewis W. Hine

Nachtarbeit in einer amerikanischen Glashütte



Mädchen, das große Spinnereimaschinen zu bedienen hat

Kinder durch die frühzeitigen Lastträgerarbeiten in den Schwefelgruben Siziliens vielfach zu Krüppeln aufwachsen, hat sich 1902 zu einem allerdings ungenügenden Kinderschutzgesetz aufgerafft. Belgien ist sogar einen Schritt weiter gegangen, indem es für Knaben zwar auch das zwölfte, aber wenigstens für Mädchen das vierzehnte Lebensjahr als Altersgrenze festsetzte. Norwegen, die Schweiz und Rumänien haben für beide Geschlechter das vierzehnte Lebensjahr festgesetzt.

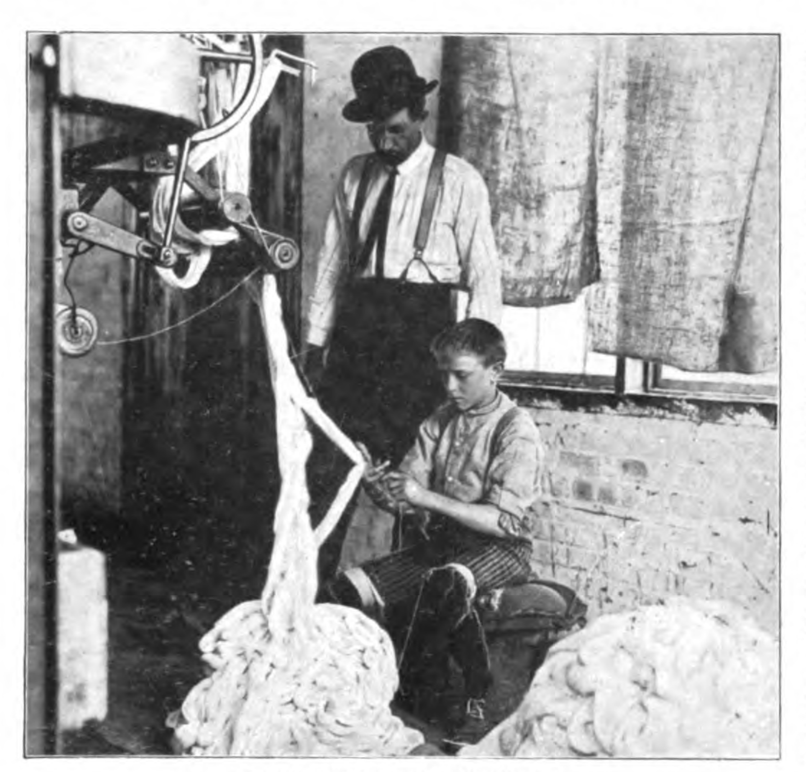
In den Vereinigten Staaten, in denen die Industrie sich auf die Frauen- und Kinderarbeit gewissermaßen aufbaute, ist die letztere am stärksten vertreten. Zwar haben die bedeutendsten nordamerikanischen Staaten, wie beispielsweise Massachusetts, sich allmählich von Schutzgesetzen, die für Kinder unter 12 Jahren einen zehnstündigen Arbeitstag vorsehen, bis zu einem völligen Arbeitsverbot für Kinder unter 14 Jahren in Fabriken, Werkstätten und Handelsgeschäften herauf entwickelt, und 32 Staaten sind diesem Beispiele gefolgt. Aber 9 Staaten haben doch auch nur das zwölfte Lebensjahr als Altersgrenze angenommen, und 4 haben gar keine Altersgrenze vorgesehen. Das schlimmste aber ist, daß in Kalifornien, Minnesota, Missouri und Maryland bei Mittellosigkeit der Fabrikkinder vom Zulassungsalter herabgegangen wird, und daß 8 Südstaaten, die meist das zwölfte Lebensjahr als Zulassungsalter fixiert hatten, diesem Beispiele gefolgt sind, und in diesem Falle schon mit 10 Jahren, in Nord-Dakota sogar mit 8 Jahren die Beschäftigung in Gewerbebetrieben gestatten. Da für den Vollzug auch nicht immer ausreichend gesorgt ist und die Möglichkeit vorliegt, für wenige Groschen falsche Zeugnisse zu erschwindeln, so ist es nicht verwunderlich, daß die Schutzgesetze häufig nur auf dem Papier stehen und die Kinderarbeit drüben in schauerlichster Blüte steht. Der Zensus von 1900 ergab 1 750 178 erwerbstätige Kinder in den Vereinigten Staaten einschließlich Alaska und Hawai; davon standen nach Dr. Abelsdorff 142 105 im Alter von 10 Jahren, 158 778 im Alter von 11 Jahren, 221 313 im Alter von 12 Jahren, 268 427 im Alter von 13 Jahren, 400 701 im Alter von 14 Jahren und 552 854 im Alter von 15 Jahren. Die weitaus überwiegende Zahl ist in der Landwirtschaft beschäftigt, aber auch in der Industrie, im Bergbau, im Handel, in der Heimarbeit sind sie vielfach vor-

handen. Wir sehen sie in großer Zahl in der Textilindustrie, vor allem in den Spinnereien tätig — in den zwei Staaten Chikago und Neuyork wurden 2472 unter 5 Jahre alte Kinder und 3489 zwischen 5 und 9 Jahre alte, in der Textilindustrie als mithelfende oder direkt bezahlte Kinder angetroffen, im Bergbau und in den Steinbrüchen wurden fast 10 000 Kinder im Alter von 10 bis 13 Jahren, 14 000 im Alter von 14 bis 15 Jahren gezählt, 1433 in Glashütten arbeitende zehn- bis dreizehnjährige Kinder, 26 774 ebenso alte Spinnereiarbeiter, 2628 Tabak- und Zigarrenarbeiter und so weiter — kurz, in den allerungesundesten Betrieben sehen wir, als Schandmal der Kultur, speziell die Negerkinder und die Sprossen der Eingewanderten in der Neuen Welt erwerbstätig.

Auch in Deutschland nahm die Kinderarbeit mit Ausbreitung der Industrie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts einen erschreckenden Umfang an. Eine ministerielle Untersuchung ergab, daß schon vier- bis sechsjährige Kinder eine zehn- bis fünfzehnstündige Arbeit zu leisten hatten. Die entsetzlichsten gesundheitlichen und sittlichen Schäden waren die natürliche Folge. 1853 folgte ein Gesetz, das die Fabrikarbeit der Kinder unter 12 Jahren untersagte, die der zwölf- bis vierzehnjährigen auf sechs Stunden festsetzte. Diese Bestimmungen blieben auch für die Reichsgewerbeordnung maßgebend. So ungenügend sie auch waren, so wurden sie, wie durch Umfragen festgestellt wurde, außerdem noch nicht einmal befolgt, weil für den Vollzug nicht gesorgt war. Erst die 1878 erfolgte Einführung der staatlichen Fabrikinspektion konnte hier eine Besserung erzielen. Einen Markstein in der Geschichte der Kinderschutzgesetzgebung bedeutet das Kinderschutzgesetz von 1891, das die ein Jahr vorher auf der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz als notwendig erkannten Prinzipien zur Tat machte, über ihre Forderungen sogar hinausging, die Fabrikarbeit der volksschulpflichtigen Kinder gänzlich verbot und die der Schulentlassenen auf sechs Stunden bis zum vierzehnten Jahre, auf zehn Stunden bis zum sechzehnten Jahre beschränkte. Damit schritt Deutschland in dieser für die Zukunft und das Gedeihen der Nation so wichtigen Frage voraus, die andern Nationen folgten, wie wir oben gesehen haben, verhältnismäßig rasch nach. Aber so erfreulich auch das Verschwinden der Kinderarbeit aus den Fabriken war, so war damit die Kinderarbeit an sich noch nicht dauernd beseitigt, sondern sie trat nun in verstärktem Maße in der ungeschützten und darum noch viel gefährlicheren Hausindustrie auf. In den gesundheitsschäd-



Junger Bergwerksarbeiter



Jugendlicher Textilarbeiter

werden, es verbietet die Kinderarbeit in einer Reihe gesundheitsgefährlicher Betriebe, in Schaubuden und Variétés, in fremden Gastwirtschaften, und verlangt gebieterisch für die arbeitenden Kinder Nachtruhe.

Dieses Gesetz stellt einen großen Fortschritt dar, trotzdem darf es aber auch nur als erfreuliche Fortsetzung auf dem Gebiete der Kinderschutzgesetzgebung betrachtet werden und nicht als ihr Abschluß, denn soviel auch hier bereits getan ist, bleibt doch noch sehr viel zu tun übrig. Die gewerblich tätigen und vom Gesetz geschützten Kinder stellen ja nur den kleinsten Teil der lohnarbeitenden Kinder in Deutschland dar, da die weitaus überwiegende Zahl in Landwirtschaft und Gesindedienst beschäftigt ist und diese leider noch nicht vom Gesetz erfaßt sind. Vielfach herrscht noch die Ansicht, daß die landwirtschaftliche Arbeit gesund sei, dem ist aber durchaus nicht so, da die Arbeit auf dem Lande, besonders in der Erntezeit, anhaltend und schwer ist. Die sittlichen Gefahren sind beinahe noch größer als in der Fabrik- und Werkstättenarbeit und ebenso die Gefährdung des hier ohnehin schon so spärlichen Schulunterrichts. Die Abschaffung auch der landwirtschaftlichen Kinderarbeit ist daher dringend zu erstreben.

lichen Betrieben, wo nicht die geringste hygienische Vorrichtung vorhanden, wurden im zartesten Kindesalter, in Einzelfällen sogar vom vierten Jahre an, Kinder angetroffen, die die durch Bleivergiftungsgefahren so gefährlichen Zinnspielwaren bemalten, beim Lumpen- und Wergsortieren den für den kindlichen Organismus so schädlichen Staub einatmeten, in der Tabakfabrikation tödliche Gifte aufnahmen und so weiter. Und auch in den weniger gesundheitsgefährlichen Beschäftigungen mußte die lange Dauer der Beschäftigung, die, wie in der Spielwarenindustrie vor Weihnachten bis tief in die Nacht hinein dauert, die ungesunde Luft, in der sie betrieben wird, die Unmöglichkeit, in so ermüdetem Zustand dem Schulunterricht aufmerksam zu folgen, und vieles andre damit Zusammenhängende höchst schädlich wirken.

Die furchtbaren Zustände auf diesem Gebiete, die durch eine Enquete im Jahre 1898 zutage traten, veranlaßten ein neues Kinderschutzgesetz vom 30. März 1903, das verbietet, daß Kinder von fremden Arbeitgebern vor dem zwölften, von den Eltern vor dem zehnten Lebensjahre zu gewerblicher Arbeit angehalten

Aber auch die vom Gesetz geschützten Kinder sind es noch nicht in der Tat. Die Berichte der Fabrikinspektoren von 1910 und 1911 zeigen deutlich, daß das Schutzgesetz noch durchaus nicht allgemein durchgeführt ist. Mindestens 12000 Schulkinder sollen 1910 im Landespolizeibezirk Berlin tätig gewesen sein, im Regierungsbezirk Breslau waren 1347 fremde und 3177 eigne Kinder gewerblich tätig, 445 beziehungsweise 604 waren

in der Stadt Breslau gesetzwidrig tätig. Im Bezirk Schleswig waren von 6824 ermittelten erwerbstätigen Kindern 2323 entgegen der Vorschrift des Gesetzes verwendet worden. Im Regierungsbezirk Aachen waren 4726 gewerblich tätige Kinder, davon 3150 in der Hausindustrie, 239 waren erst sechs Jahre alt, 387 sieben, 416 acht und 486 neun Jahre und so weiter.

Die Inspektoren klagen darüber, daß die Verstöße gegen das Kinderschutzgesetz gar nicht oder sehr milde bestraft würden. Dies im Verein mit dem unglückseligen Unterschiede, den das Gesetz zwischen eignen und fremden Kindern macht, und durch die Erlaubnis der Ausnützung der eignen auch der der fremden Tür und Tor öffnet, stellt sich der Durchführung eines wirklichen Kinderschutzes am meisten hindernd in den Weg. Ein allgemeines Verbot jeder Arbeit volksschulpflichtiger Kinder, gleichviel ob eigner oder fremder, würde die Durchführung des Gesetzes erleichtern und die Kinder endlich wirklich vor Ausbeutung auch der eignen, oft kurzsichtigen Eltern schützen. Wohl ist es nur die bitterste Not, die die letzteren in den meisten Fällen dazu treibt, ihre Kinder zum Erwerb heranzuziehen, aber ein radikales Verbot der Kinderarbeit führt zweifelsohne zu einer Steigerung der Löhne der Eltern, da dadurch die durch ihre Billigkeit drückende Konkurrenz der Kinderarbeit wegfällt. Überdies muß das Wohl der heranwachsenden Generation hier ausschlaggebend sein. Ja ich bin überzeugt, daß das Minimalalter der arbeitenden Kinder in Zukunft auf das fünfzehnte Jahr erhöht werden wird, da jüngste wissenschaftliche Untersuchungen die unzweifelhafte Gewißheit ergeben haben, daß ermüdende und ungesunde Arbeit das Wachstum und Wohlergehen der Kinder beeinträchtigt und auch zu besonderen Anomalien des Körperbaus führt.

Soll den der Ausbeutung entzogenen Kinderkräften aber eine gedeihliche Entwicklung gesichert werden, dann muß die öffentliche Jugendfürsorge sich ihrer aller annehmen, dann muß durch Schulspeisung, Kindergärten und Kinderhorte in ganz anderm Umfang als bisher dafür gesorgt werden, daß keine ausgehungerten Kinder ihre Gehirnchen mühsam anstrengen müssen, dem Unterricht zu folgen, daß keine Kinder sich auf den so gefährlichen Straßen der Großstädte herumtreiben oder sich in den ungesunden Räumen der hausarbeitenden Eltern aufzuhalten brauchen, sondern daß sie liebevoll behütet und verständnisvoll erzogen werden.



Kohlensammler



Kriminalpolizeiliche Aufnahme eines Selbstmörders

(Zu dem nachstehenden Artikel: „Erkennungsdienst" von Leo Heller)

# Erkennungsdienst

Von

**Leo Heller**

Es war in der guten alten Zeit. Da spürte der Flurschütz durch Wiesen, Äcker und Felder, da strich der Büttel die Landstraße auf und ab und hatte dabei ein gar wachsames Auge auf das fahrende Volk und die Vaganten, welche die Landstraße als ihr privilegiertes Reich betrachteten und auf ihr mehr als ein Stücklein ausführten, das sich mit dem vorgeschriebenen Recht und Gesetz nicht wohl zu vertragen verstand. Und in den Mauern der Städte waltete der Vogt seines Amtes, der Stadtpolizist und, wenn der Mond und die Sterne am Himmel erschienen waren, der Nachtwächter mit Spieß und Horn und der großen Laterne. Stadtpolizist wie Nachtwächter verkörperten die hohe Obrigkeit, deren Aufgabe es war, Leben und Eigentum des Bürgers vor den Eingriffen fremder Hände zu schützen.

Zwischen Polizei und Verbrechertum haben, solange es Verbrecher und Polizei gegeben hat, Kampf und Fehde geherrscht, beide Parteien befanden sich in dauerndem Kriegszustande. Sie beargwöhnten und belauerten einander, eine suchte über die andere Vorteile zu erringen, es war bei beiden das unaufhörliche Bestreben vorhanden, sich gegenseitig zu überlisten. Die Polizei setzte ihren Ehrgeiz darein, den Spitzbuben zu fangen, und der Spitzbube zeigte wiederum die allzu begreifliche Neigung, der Polizei zu entwischen. Daß die äußeren Begleiterscheinungen dieses antagonistischen Verhältnisses zwischen Gesetzeshütern und Gesetzesverächtern früher andre Formen als heute zeigten, liegt in der Primitivität, in der „Gemütlichkeit" jener Zeit begründet, in der es weniger nuancierte Nervenzustände gab, und in der sich Intellekt und Intelligenz einer weit geringeren Kultur zu erfreuen hatten.

Der damalige Polizeiapparat kannte noch keine Kompliziertheit. Die menschliche Gehirntätigkeit spielte sowohl auf seiten der Polizei wie auf seiten des Verbrechers nur eine ganz unwesentliche Rolle. Der Schwerpunkt des Verkehrs zwischen Kriminalisten und Übeltäter lag in der Brachial- und Waffengewalt. Es war wenig Konstruiertes in allen Aktionen, die sich an die Verfolgung und Habhaftwerdung eines Verbrechers knüpften. War ein Verbrechen begangen worden, dann war der Täter, genau so wie heute noch, in erster Linie darauf bedacht, sich dem Arm der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Nur standen ihm damals keine Eisenbahnen und keine Automobile zur



Geh. Oberregierungsrat Hoppe, Dirigent der Berliner Kriminalpolizei

Verfügung, die es ihm ermöglichten, seine Fluchtpläne mit der von ihm gewünschten Schnelligkeit zur Ausführung zu bringen. Er mußte sich schon auf seine ihm angeborenen Bewegungswerkzeuge verlassen. War er aber, und dazu noch unerkannt, dem engen Bannkreis seiner Verfolger entronnen, dann hatte er zumeist gewonnenes Spiel. Denn ebensowenig wie ihm Mittel zur Verfügung standen, die ihn schneller, als es seine Beine vermochten, dem gefährlichen Bereich der Nemesis entzogen, ebensowenig besaß die Polizei Behelfe, die es ihr ermöglichten, die Spuren des Flüchtigen in raschem Tempo zu verfolgen. Sie entbehrte des Telephons und des Telegraphen, und der Erkennungsdienst, dem mein Aufsatz gewidmet ist und der für die moderne Kriminalpolizei, wie aus meinen späteren Ausführungen hervorgehen wird, eine ihrer wertvollsten Errungenschaften bedeutet, war völlig unbekannt. Was Wunder, daß die Polizei von Anno dazumal der Erfüllung der ihr zugewiesenen Aufgabe nur in recht bescheidenem Maße gewachsen war. Aus jenen Tagen datieren auch die zahlreichen Karikaturen und Satiren auf die Polizei, die Abbildungen wohlbestallter Polizeibeamten, die in ihrer bürgerlichen Behäbigkeit als freundliche Symbole des Friedens und der Gemütlichkeit erscheinen. Das war in der guten alten Zeit.

Im Jahre 25. am 16 Epiphi. Ein junger Sklave des Aristogenes des Sohnes des Chrysippus, des Deputierten aus Alabanda ist in Alexandria entlaufen. Namens Hermon, alias Neilos, ein geborner Syrer aus Bambyke, ungefähr 18 Jahre alt, mittlerer Größe, bartlos, mit geraden Beinen, im Kinn ein Grübchen, an der linken Seite der Nase, eine linsenförmige Warze, eine Narbe über dem linken Mundwinkel, an der rechten Handwurzel mit barbarischen Buchstaben tättowiert. Er trägt einen Gürtel, dessen Inhalt 3 Minen 10 . . . gemünzten Goldes, einen silbernen Ring, auf dem eine Salbflasche und Schabeisen dargestellt sind, auf dem Körper eine Chlamys und ein Schurzfell. Wer ihn zurückbringt, erhält 2 Talente und 3000 Drachmen; wer seinen Aufenthalt verrät, erhält, wenn derselbe an einem heiligen Orte ist, 1 Talent und 2000 Drachmen; wenn bei einem zahlungsfähigen und gerichtlich belangbaren Manne, 3 Talente und 5000 Drachmen. Anzeige gütigst bei den Beamten des Strategen zu erstatten

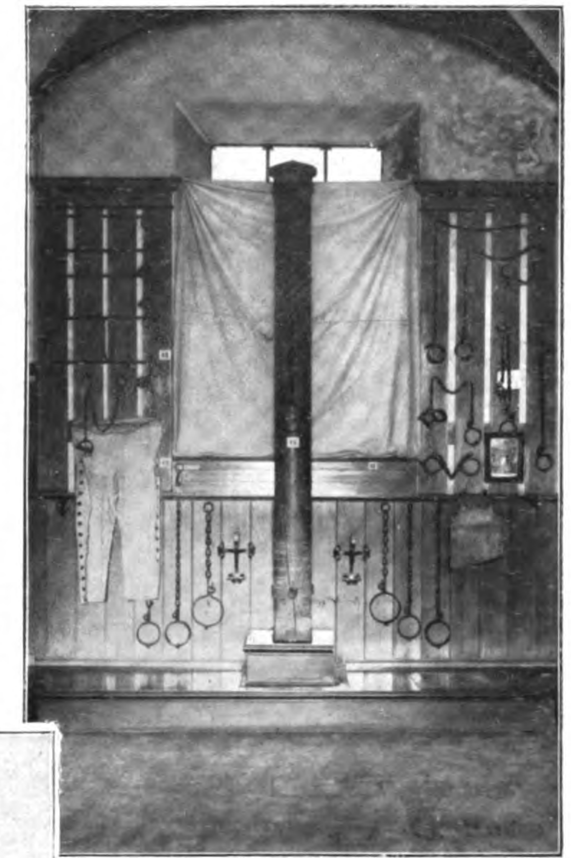
Mit ihm entlaufen ist Bion, der Sklave eines Hofbeamten 1. Klasse, untersetzt, breitschulterig, mit kräftig entwickelten Beinen, Augen grünlich. Er trug, als er entlief, eine Tunika und einen kleinen Sklavenmantel und ein Frauenköfferchen im Werthe von 5 Talenten und 3000 Drachmen. Wer ihn zurückbringt, erhält dieselbe Summe wie für den Obigen. Anzeige auch über diesen bei den Beamten des Strategen zu erstatten.

Ein Steckbrief vom 10. Juni 146 v. Chr. mit Schriftprobe des Originals und deutscher Übersetzung

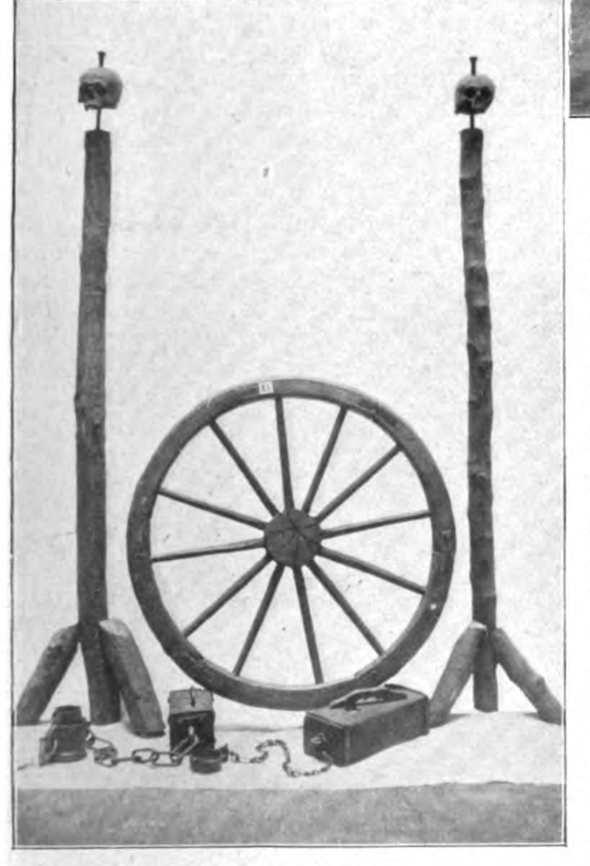
Jahrhunderte haben daran gearbeitet, den menschlichen Geist abzuschleifen. Der Fortschritt, der sich ehedem nur auf matten, müden und widerwilligen Füßen bewegte, gewann jünglingshaften Mut. Und er stürmte dahin und riß die Menschen mit sich fort. Kräfte wurden wach, die bis dahin in stiller Verborgenheit geschlummert hatten. Man erfand und entdeckte, die Wissenschaften wurden ausgebaut, und aus mancher blutlosen Theorie erstand frische und lebensstarke Praxis. Diese mächtige Bewegung, die alle bestehenden Werte umwertete, teilte sich auch dem Verbrecher mit. Die fortschreitende Technik hatte es nicht verabsäumt, ausreichender als bisher für den Schutz der Persönlichkeit und des persönlichen Eigentums Sorge zu tragen. Da man kein Radikalmittel zur Beseitigung der verbrecherischen Neigungen im Menschen gefunden hatte, so mußte man sich darauf beschränken, dem Ausdruck dieser Neigungen möglichst viele und möglichst wirksame Widerstände in den Weg zu stellen. Je differenzierter und raffinierter aber die Abwehrmittel gegen das Verbrechertum wurden, um so spitzfindiger und erfindungsreicher mußte auch der Verbrecher selbst werden. Galt es doch für ihn, in einen Konkurrenzkampf zu treten, dem er bei Nichtanspannung seiner gesamten gei-

stigen Kraft unterliegen mußte. In dieser Ära der Wandlung entstand auch das moderne Verbrechertum. Und Hand in Hand mit ihm, immer bereit, die Wage zu halten, eine völlig neue Organisierung der Kriminalpolizei.

Der griechische Weise Cheilon hat den Satz geprägt: Erkenne dich selbst! Die moderne Kriminalistik sah aber ein, daß sie zur Erreichung der Ziele, die ihr vorschwebten, unmöglich an dem Satze des griechischen Philosophen festhalten konnte. Sie mußte über Cheilons Weisung nicht nur so weit hinausgehen, daß ihr kategorischer Imperativ in der Ferne verklang, sie mußte den Satz so gar in sein Gegenteil verwandeln. Der Kriminalpolizei lag nichts daran, sich selbst zu erkennen, aber es kam ihr alles darauf an, den Verbrecher, der emsig darauf bedacht war, sein Inkognito zu wahren, zu erkennen, selbst dann, wenn er nach



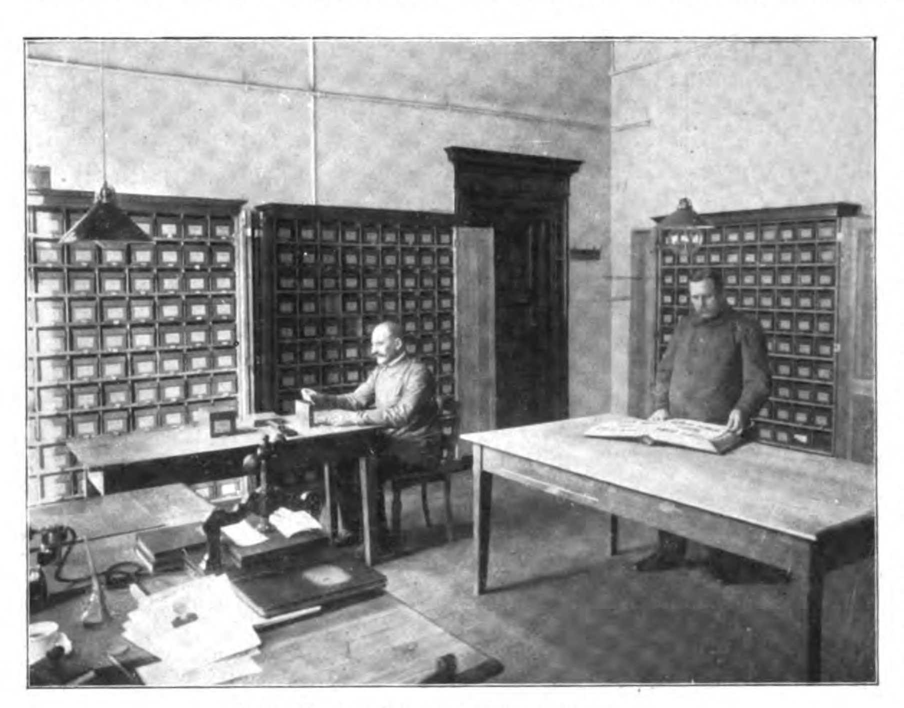
Schandpfahl



Rad zum Rädern

Begehung seiner Tat flüchtig geworden war und nichts als ein paar Spuren seiner Anwesenheit hinterlassen hatte. Die Tätigkeit, die Identität auf Grund vorhandener Spuren oder nach gewiesener Kennzeichen und Merkmale einwandfrei festzustellen, heißt mit dem polizeilichen Terminus technicus „Erkennungsdienst“.

Die ersten Anfänge des Erkennungsdienstes, das heißt die Zeit, in der dieser eigenartige „Dienst“ zum ersten Male aktiviert worden ist, lassen sich nicht genau feststellen. Als ältestes Dokument des Erkennungsdienstes mag der Steckbrief angesehen werden, der schon im alten Griechenland hinter flüchtigen, ihren Herren entlaufenen Sklaven erlassen wurde. Der Beginn der eigentlichen Organisation des Erkennungsdienstes, wie er heute bei allen Kriminalpolizeiämtern der Großstädte geübt wird, mag in die Zeit



Im Archiv des Verbrecheralbums

fallen, in der A. Bertillon die Wissenschaft der Anthropometrie für die Kriminalistik nutzbar gemacht hatte. Bertillon fand nämlich, daß aus der Lehre von den Maßverhältnissen des menschlichen Körpers eine praktische Bedeutung für die Wiedererkennung rückfälliger Verbrecher gewonnen werden könne. Das Bertillonsche System, das darin bestand, daß von einem Individuum eine Anzahl von Maßen, die in verschiedenen Lebensaltern nur einer geringen oder gar keiner Veränderung unterliegen, genommen und auf einer anthropometrischen Meßkarte verzeichnet werden, bürgerte sich bald bei den Kriminalpolizeien aller Staaten ein. Es wurde so lange angewendet, bis ihm in der Daktyloskopie ein mächtiger Rivale erstand. Die Daktyloskopie hatte vor der Anthropometrie den besonderen Vorzug, daß sie ungleich verläßlicher wirkte und daß ihre Anwendung weit einfacher war. Sie stützt sich vor allem auf die Tatsache, daß die Fingerspitzen (Beeren) eines jeden Individuums eine voneinander gänzlich verschiedene Zeichnung, die durch die Papillarlinien dargestellt wird, aufweisen. Nahm man nun von den „Beeren" Abdrücke, so war damit der wertvollste Behelf zur Identifizierung einer unbekannten Person gegeben. Die Papillarlinien unterliegen, ungleich den Kopf- und Fingermaßen des Bertillonschen Systems, während der gesamten Lebensdauer eines Menschen nicht der geringsten Veränderung. Hat man zum Beispiel die Fingerspitzenabdrücke eines Kindes genommen, so vermag man auf Grund dieser „Photographien" mit Leichtigkeit die Identität des Daktyloskopierten im vorgeschrittenen und späten Lebensalter festzustellen. Die Daktyloskopie bildet demnach den wertvollsten Faktor des kriminalpolizeilichen Erkennungsdienstes.

Ich hatte es dem besonderen Entgegenkommen des Dirigenten der Berliner Kriminalpolizei, des Geheimen Oberregierungsrates Hoppe, zu danken, daß ich einen persönlichen Einblick in das vielgestaltige Wesen des Erkennungsdienstes nehmen durfte. Die Einrichtungen der Berliner Kriminalpolizei sind, dies ist bereits zu wiederholten Malen von autoritativerer Seite festgestellt worden, mustergültig, und die Polizeiverwaltungen andrer Städte haben nicht einen Augenblick gezögert, sie zu übernehmen und sich zu eigen zu machen. Aber auch die Berliner haben aus der Organisierung fremder Kriminalpolizeien ihren Nutzen gezogen. So ergab und ergibt sich ein dauernder Austausch vorgenommener Neuerungen, der zur Folge hat, daß das Bild, das die Funktionen der Kriminalpolizeien verschiedener Städte und Länder ergibt, allgemach zu einer einheitlichen Wirkung gelangt. Wenn ich nun die Ausführungen und Erklärungen

meines Führers, des verdienstvollen Vorstehers des Erkennungsdienstes, Kriminalinspektors Wehn, wiedergebe, so glaube ich, meine Leser zugleich mit ihnen über Wesen und Einrichtungen aller größeren Kriminalpolizeistationen des In- und Auslandes aufzuklären.

Der Erkennungsdienst der Berliner Kriminalpolizei umfaßt neben der daktyloskopischen und der anthropometrischen Abteilung (das Archiv der ersteren umfaßt, obschon die Daktyloskopie erst 1904 bei der Berliner Kriminalpolizei zur Einführung gelangt ist, nicht weniger als 140 000 Bogen, während das anthropometrische Archiv trotz seinem weit längeren Bestande nur 113 000 anthropometrische Meßkarten aufweist) das Verbrecheralbum, das Vermißten- und Leichenregister, das Spitznamenverzeichnis, das Register äußerlich sichtbarer Merkmale, das Steckbriefregister und das Register abhanden gekommener Wertsachen.

Das Verbrecheralbum, in das jeder Geschädigte Einsicht nehmen kann, besteht aus einem Album in Buchform und aus einem Album in Kartenform. Es wurde im Jahre 1876 angelegt und umfaßt heute 42 474 Bilder, die bei dem Album in Buchform in 59 stattlichen Bänden untergebracht sind. Während bei dem Buchalbum die Anordnung der Photographien nur nach den „Spezialitäten" erfolgt ist, zeigt sich bei dem Album in Kartenform eine Einteilung nach den Spezialitäten, dem Alter, der Körperlänge und der Nasenform der Photographierten. Trotz dieser Vielseitigkeit in der Anordnung weist dieses Album eine vollkommene Übersichtlichkeit auf, die es dem Suchenden ermöglicht, binnen weniger Augenblicke zu dem gewünschten Resultate zu gelangen. Auf Grund des Verbrecheralbums gelangen im Jahre 1912 243 Feststellungen. Die Bilder werden alle fünf Jahre erneuert. Gelangt die Nachricht von dem Tode eines der Insassen des Albums zu den Ohren der Kriminalpolizei, so wird das Bild des Verstorbenen dem Album entnommen. Wer der Ehre für würdig erachtet wird, im Verbrecheralbum Aufnahme zu finden, wird dreimal photographiert: einmal im Profil und zweimal en face (mit und ohne Kopfbekleidung). Auf dem Rücken der volumi-



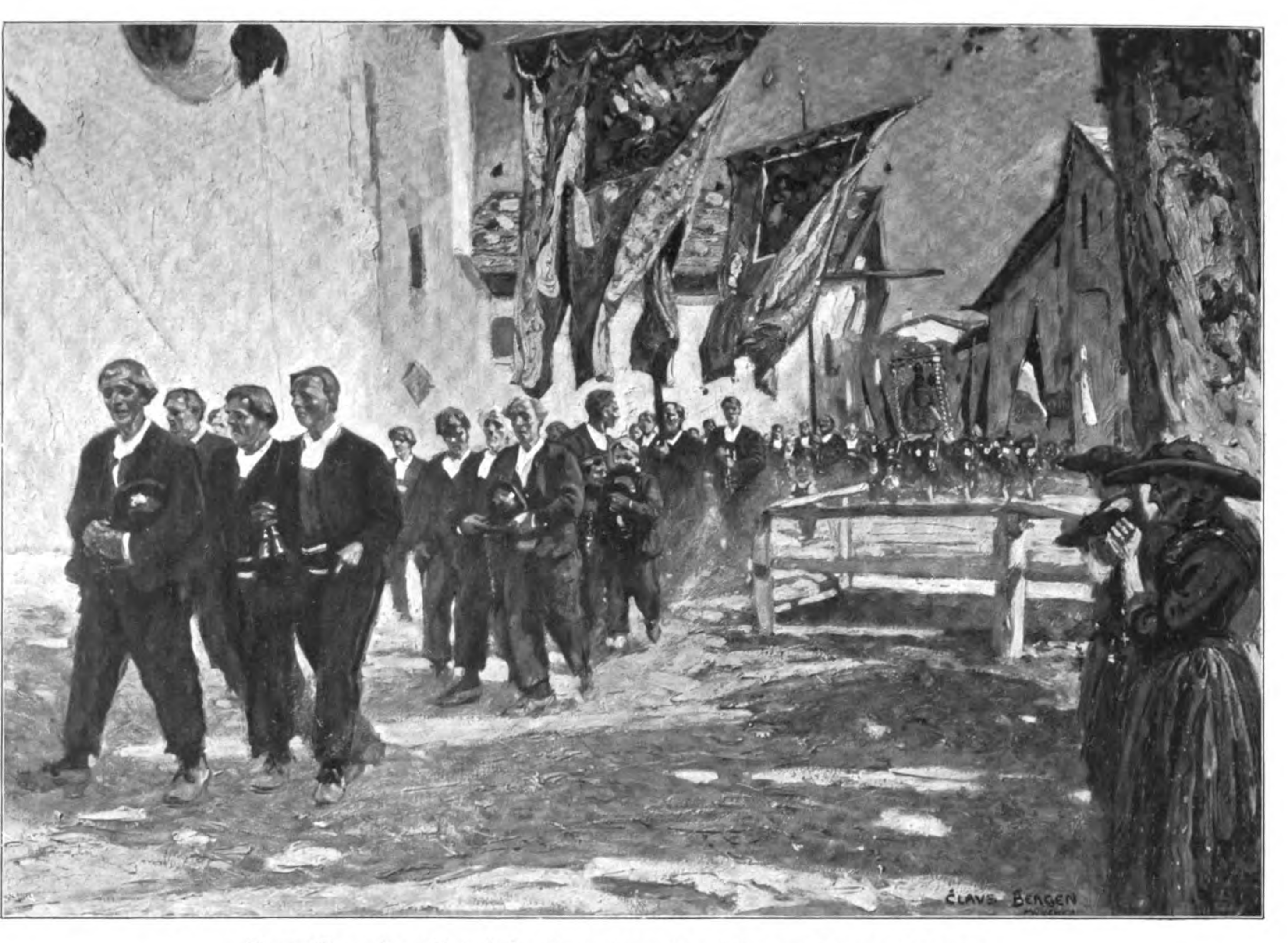
Verkleidete Kriminalpolizeibeamte

nösen, in Leinen gebundenen 59 Bände ist in Goldpressung die „Spezialität" zu lesen, deren Vertreter das einzelne Buch für sich reserviert haben. Da gibt es Fledderer, Mörder, Betrüger, Nepper, Räuber, Zuhälter, Hotel- und Schlafstellendiebe und was dergleichen schöne Berufe mehr sind. Unter jedem Bild findet sich neben der fortlaufenden Nummer ein knappes Signalement des Photographierten verzeichnet. Besonders zu bemerken ist, daß die Bilder erst nach der erfolgten Verurteilung des Verbrechers Aufnahme in das Album finden.

Der Erkennungsdienst der Berliner Kriminalpolizei nimmt die Tätigkeit von 150 Beamten in Anspruch. Zu diesen Beamten zählen auch die Mitglieder der zahlreichen „Patrouillen", von denen eine jede mit der Überwachung respektive mit der Verfolgung einzelner „Spezialitäten" betraut ist. So gibt es besondere Einbrecher-, Taschendieb-, Betrügerpatrouillen und so weiter. Diese Patrouillen versammeln sich alltäglich zur Mittagsstunde im Polizeipräsidium zum Rapport, um über ihre Tätigkeit Bericht zu erstatten und neue Befehle entgegenzunehmen. Die im Dienste der „Erkennung" tätigen Kriminalpolizisten entstammen bis auf wenige Ausnahmen dem Militärstande. Vor ihrer Einstellung in die Reihe der Kriminalpolizisten haben sie sich über eine fünfjährige militärische Dienstzeit und über die Erlangung der Unteroffizierscharge auszuweisen. Gewöhnlich werden die Anwärter zuerst der uniformierten Schutzmannschaft zugeteilt, um während einer längeren Probedienstzeit Beweise für ihre Befähigung zu erbringen. Jeder Geheimpolizist besitzt volle Selbständigkeit. Die Angehörigen der „Fahndungskorps" sind insgesamt zu ihrem persönlichen Schutze mit einer Dreysepistole versehen. Außerdem trägt ein jeder von ihnen Handfessel und Knebelkette mit sich.

Die bedeutendste Popularität unter den Kommissionen und Patrouillen des Erkennungsdienstes genießen die Mordkommission und die Mordpatrouillen. Wird in Groß-Berlin ein Mord entdeckt, so hat der Vorstand des jeweiligen Reviers, in dessen Bereich das Verbrechen verübt worden ist, die Pflicht, den Mord auf telegraphischem Wege dem Polizeipräsidium zu melden. Von dort aus werden die Mitglieder der Mordkommission, die aus dem Oberregierungsrat Hoppe, zwei Kriminalkommissaren, einem Gerichtsarzt, einem Polizeichemiker, einem Richter, einem staatsanwaltlichen Funktionär, dem Photographen des Erkennungsdienstes und — einem Polizeihund besteht, von dem Morde ebenfalls durch Drahtnachricht verständigt. Die Mitglieder der Kommission haben sich darauf auf dem kürzesten Wege zur Mordstelle zu begeben. Der ermittelte Tatbestand wird nun seitens der Mordkommission sämtlichen Polizeirevieren in Groß-Berlin telegraphisch mitgeteilt. Während sich die Kommission am Tatorte mit der Aufnahme des Tatbestandes befaßt, versammeln sich im Polizeipräsidium Vertreter der gesamten Spezialpatrouillen, um sofort nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten die Verfolgung des Mörders aufzunehmen. In diesem Augenblick beginnt auch das Fahndungsbureau zu arbeiten; seine Tätigkeit erstreckt sich auf die Benachrichtigung auswärtiger Polizeiämter und Zeitungsredaktionen. Ferner obliegt es ihm, die Anschläge und Bekanntmachungen drucken und affichieren zu lassen. Der Erkennungsdienst arbeitet präzis: eine Maschine mit vielen sicher ineinandergreifenden Rädern.






Prozession im Sarntal. Nach einem Gemälde von Claus Bergen

# Ehrenhandel

## Skizze von Hans Land

In fünfzehn Minuten sollte mein Automobil vorfahren und mich zu einer in Magdeburg vorzunehmenden Nierenoperation abholen. Da rief mich Friedrich ans Telephon, Doktor Eggers wünsche mich dringend zu sprechen. Ich eilte zum Fernsprecher.

„Morgen, Max, was hast du denn in aller Herrgottsfrühe?"

„Ich bin in zehn Minuten bei dir. Muß dringend . . ."

„Ja, lieber Junge, ich fahre in zehn Minuten nach Magdeburg."

„Per Auto?"

„Ja."

„Allein?"

„Ja."

„Nimm mich ein Stück mit."

„Bon."

Eben öffnete ich den Schlag meines Wagens, als Max in einer Kraftdroschke heranjagte. Er stieg zu mir ein. Wir fuhren davon. Ich erschrak, als ich den ersten Blick in sein Gesicht getan. Er sah wie ein Schwerkranker aus. Totenblaß, schwarze breite Schatten um die Augen. Die Schläfen eingefallen. Die Augen matt. Um den herb verzogenen Mund ein bitterer Leidenszug.

„Bist du krank, Max?"

Er schüttelte den Kopf. Dieses sonst so kühne Gesicht mit den breiten Mensurschmissen auf der rechten Wange und den frischen Farben des Sportfreudigen war heute fahl, wie in Grauheit und Blässe getaucht. Ein Ausdruck des Entsetzens lag darauf.

„Was ist dir denn zugestoßen, Mensch?"

Seine Lippen zitterten. Dieser reiche Junggeselle mit seinen vierzig Jahren, dieser unabhängige Ästhetiker und Shakespeareforscher, an den keine materielle Sorge und keine akademische Gildenkränkung herankonnte — was mußte ihm über den Weg gelaufen sein, daß ihm das Gleichgewicht so schwer erschüttert werden konnte?

Da ging mir ein Licht auf. Mein Freund Max war Vorsitzender eines Volksbildungsvereins, der auch Theateraufführungen betrieb, und so oft Max in den letzten zwei Jahren aus dem Gleichgewicht geraten war, hatte es in den Vorstandssitzungen seines Bildungsvereins Reibungen und Ärgernisse gegeben. Vor allem konnte sich Max mit dem Regisseur Asser, der die Vorstellungen leitete, nicht stellen.

„Hast du wieder Streit mit Asser gehabt?" fragte ich. Max nickte. Ich wurde ärgerlich. „Gib doch dies Ehrenamt auf," sagte ich. „Es verärgert dich nur. Ich weiß, du hängst an der Sache, aber du kannst ihr ja gar nichts Ersprießliches nutzen, wenn die Widerstände gegen dich dort so groß sind. Vollends dieser Asser! Deine Vorstandskollegen halten zu ihm. Du kommst mit ihm nicht aus. Laß doch die Leute wählen zwischen dir und diesem Menschen. Wählen sie ihn, gut, so zieh deine Konsequenzen — und geh."

„Ich habe gestern bereits den Vorsitz niedergelegt und bin aus dem Vorstand ausgeschieden."

Rosen

Nach einem Gemälde von Th. Werner

„Na, endlich!" rief ich erfreut und schlug meinem alten Korpsbruder kräftig auf die Schulter. „Endlich! Ein Jahr früher schon hättest du das tun müssen. Hättest dir vielen Ärger und manche Aufregung erspart! Gemeinnützig wirken — alle Achtung. Aber es darf nicht die Gesundheit kosten — nicht die gute Laune. Darf nicht gegen fortwährende Widerstände derer geschehen, mit denen man sich zum guten Zweck verbunden hat. Du gehörtest nicht unter diese Leute. Ihre Art ist nicht die deine. Laß sie sich ihren Asser sauer kochen und vergiß die ganze Episode. Hast am Ende Besseres zu tun, als in persönlichen Reibereien dich zu verzetteln. Sei froh, daß du die Gesellschaft los bist! Aber leider siehst du mir gar nicht danach aus, als wärest du sonderlich erfreut. Ich weiß ja, wie du an der Sache des Bildungsvereins hängst. Es gibt ja doch aber tausend andre ebenso wertvolle Bestrebungen, denen du, falls dir die Lust nicht gründlich vergangen, Zeit und Kräfte widmen kannst. Ich an deiner Stelle würde vorerst einmal all diese Allotria lassen und mich einzig darauf konzentrieren, die Shakespearebiographie zu vollenden, von der du uns noch einen Band schuldest. Dieser sehr nützliche Verein nahm dir ohnehin mehr Zeit, Ruhe und Sammlung, als den Freunden deiner Forschung lieb war. Ich bin glücklich, daß es nun so gekommen ist, und wünschte, daß du auch so dächtest!"

Er strich müde über die Augen — dann sagte er: „Laß dir erzählen. Wir hatten gestern abend Vorstandssitzung. Einige Schauspieler hatten mir Übergriffe geklagt, die der Regisseur Asser im Amte sich gegen sie erlaubt hatte. Es gibt auf der Welt nichts, was mich so in Wut bringen kann, als der Mißbrauch der Amtsgewalt. Hier hat ein großer gemeinnütziger Verein einem Theatermann Vollmacht gegeben, eine Künstlertruppe zu regieren, und der so Bevollmächtigte mißbraucht seine Macht, um persönlichen Sympathien und Antipathien in unerhörter Art zu frönen. Steht nicht an, Tüchtige zu kränken, zurückzusetzen, weil sie ihm nicht kriecherisch schmeicheln mögen, fördert und begünstigt das offenkundige Pfuschertum und die pure Talentlosigkeit, weil sie ihm liebedienerisch katzbuckelt. Ich war in Person Zeuge so empörender, das Ganze tief schädigender Untaten und berief die Vorstandskollegen zu einer Beratung, in der ich das Mißverhalten des Regisseurs darstellen und seine Entlassung beantragen und auswirken wollte. Asser hatte durch seine Parteigänger im Vorstande von der Sache natürlich Wind bekommen, und als ich mich zur Sitzung begab, sah ich den Regisseur in den Gängen herumstreichen. Die Sitzung hob an, ich brachte meine Beschwerden vor, die Diskussion sollte eben beginnen, da reißt Asser die Tür auf, dringt in das Zimmer ein, stellt sich mir gegenüber und beginnt in theatralischer Ekstase eine Ansprache an die Vorstandsversammlung. Er hatte noch kaum begonnen, als ich ihn sofort unterbrach und mit strenger Entschiedenheit aufforderte, den Raum zu verlassen. Zu einer Vorstandssitzung habe er kein Mandat. Er möge auf der Stelle gehen. In diesem Augenblick rollte der Mensch die Augen wie ein gereizter Eber. Er bekam schwarze Flecke um die Augenhöhlen. Schaum stand vor seinem Munde. Er stieß ein Geheul aus wie ein verwundeter Stier, stand einen Moment mit geballten Fäusten da — dann stürzte er auf mich zu und schlug mir mit der geballten Rechten ins Gesicht."

Eggers verstummte und sank in die Polster seines Sitzes zurück.

„So ein verrückter Kerl!" sagte ich. „Na — und du? Du, Max? Hast du nicht im Augenblick wiedergeschlagen?"

Max lag noch immer fast wie ohnmächtig zurückgelehnt. Wieder begann dieses Zucken seiner Oberlippe, das mir vorhin schon, als er den Wagen bestieg, aufgefallen war. Er nahm den Zylinder vom Kopf und wischte mit dem Taschentuch sich den Schweiß von der Stirn. Auch seine Hand zitterte.

„Hast du nicht auf der Stelle wiedergeschlagen?" fragte ich noch einmal. Er

schüttelte den Kopf und sagte: „Seine Freunde rissen Asser fort, im Augenblick. Er war im Nu aus der Tür. Ein Haufe Männer umringte mich, hatte mich, der ich aufgesprungen war, an der Schulter gepackt und gewaltsam festgehalten. So war der Vorgang."

Max zog die Uhr. „Jetzt ist es zehn," sagte er. „Genau vor zwölf Stunden geschah mir das. Ich war nicht zu Bett diese Nacht. Zwölf Stunden lang zergrüble ich mir den Kopf. Was soll ich nun tun?"

„Ist der Mensch satisfaktionsfähig, Max?"

„Nach Korpsbegriffen kaum. Aber du weißt sehr wohl, wie ich heute über diesen ganzen Ehrenkram denke. Ein Pistolenduell, selbst wenn dieser Schauspieler sich dazu stellte, ist und bleibt ein atavistischer Narrenakt — ein ordalienhaftes Stück kultureller Rückständigkeit, das mit seinem blöden Drum und Dran für Standesidioten heut nur noch möglich ist. Sollen zwei Schüsse oder vier diese Schmach austilgen? Soll ich den Menschen niederschießen oder arbeitsunfähig machen und dadurch seine Frau und seine drei Kinder fast mehr noch strafen als ihn selbst? Soll ich ihm] die Möglichkeit geben, zu der Untat, zu der er sich gegen mich hat hinreißen lassen, noch eine zweite hinzuzufügen und mich tot oder zum Krüppel zu schießen? Faxkerei alles das. Soll ich zum Richter laufen, den Mann verklagen und durch zwei Anwälte feststellen lassen, welche Buße nach Ablauf eines halben Jahres etwa mir hiernach zustände? Ach — pfui — nein. Ich muß mir selber mein Recht schaffen."

„Aber wie in aller Welt willst du das anfangen?" fragte ich ratlos.

„Zwei Wege bleiben mir," entgegnete er. „Das Duell oder die Selbsthilfe. Ich habe als Student viele Duelle gehabt, darunter zwei sehr ernsthafte. Was mir jungem Menschen damals die einzig denkbare Austragung eines Ehrenhandels schien, das dünkt mich heute ein leerer und nichtssagender Formalismus. Der brutale Racheakt in urbane lügenhafte Kavaliersformen gezwängt und durch sie für urteilslose Augen gefällig verkleidet. Nein. Wäre mir dieser Wildling an Erziehung, Lebensstellung, Gesinnung und Bildung gleichgestellt, ich müßte es trotzdem ablehnen, diesen Handel mit ihm in Form eines Gottesgerichtes auszutragen. Das Duell als ein lächerliches Sittenpetrefakt verwerfe ich. Bleibt mir nur der letzte Weg — der Selbsthilfe."

„Du willst ihn also schlagen?"

„Ja. Mit der Faust auf die gleiche Stelle des Gesichtes, wo er mich traf. Jetzt ist es mir klar. Das muß ich und das will ich. Das werde ich. Ich bedurfte dieser Aussprache mit einem Freunde, um zur Klarheit hierüber zu gelangen. Ich habe das erreicht. Hab' Dank."

Er drückte mir die Hand, blieb auf dem Rest der Fahrt sehr schweigsam und trat von dem nächsten Bahnhofe, den wir erreichten, die Rückreise nach Berlin an. Ich hatte nicht versucht, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, da er mir, wie die Dinge einmal lagen, einleuchtete, und ein andrer Ausweg nicht vorhanden schien.

*

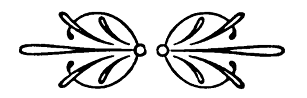
Am nächsten Tage heimgekehrt, telephonierte ich an Eggers. Sein Diener sagte am Telephon, der Herr sei heute früh abgereist. Wohin, wisse er nicht. Auch über die Rückkehr habe der Herr Doktor nichts verlauten lassen. Nur einen Handkoffer habe er mit. Mich beunruhigten diese Angaben. Sollte es doch zum Duell gekommen sein? Im Laufe des Tages telephonierte ich noch mehrere Male in Eggers' Wohnung, erhielt aber stets den gleichen Bescheid. Vom Herrn sei keine Nachricht gekommen. Dahingegen antwortete man im Bureau des Bildungsvereins, der Regisseur Asser sei auf der Probe beschäftigt. Was bedeutete also diese Reise

meines Freundes? Am nächsten Morgen brachte mir folgender, aus Dresden datierter Brief die Aufklärung:

„Mein lieber Franz!

Als ich Dich gestern verließ, glaubte ich den rechten Ausweg aus meiner verfahrenen Lage gefunden zu haben. Hierin täuschte ich mich. Wir gingen auseinander, nachdem ich den Entschluß gefaßt hatte, die mir angetane Schmach homöopathisch zu rächen. Das gleiche Mittel der Gewalttat sollte sie auslöschen. Auch ich wollte dem, der mich so schwer beschimpft hat, den Faustschlag ins Gesicht verabreichen. Ich habe einen halben Tag mit diesem Entschluß gerungen und erkennen müssen: ich kann ihn nicht ausführen. Als Student stand ich, wie Du weißt, zweimal vor der Pistole. Das ändert nichts daran, daß ich heute meine Faust lieber in einem lohenden Feuerbrand verkohlen ließe, als sie dazu zu mißbrauchen, einen Menschen in das Gesicht zu schlagen. Es gibt nichts Grauenvolleres als eine solche Handlung. Einen Mann niederschießen, einen Mann niederschlagen — alles das wiegt leicht gegenüber dieser Handlung der planmäßigen Entehrung, der berechneten Infamierung. Bei Gott, jetzt glaube ich, daß Asser in jenem Schicksalsmoment selbst vor Leidenschaft sinnlos gewesen ist, weil er diese grauenvolle Handlung bedenkenlos an mir vollzog. Ich weiß nicht, ob mein Gegner zu einer Sühnehandlung bereit ist. Vermutlich ist er es. Schon deshalb, um die möglichen und recht schweren strafrechtlichen Folgen von sich abzuwenden. Bisher ist von seiner Seite kein Schritt in dieser Richtung erfolgt. Aber es sind ja auch „erst" vierundzwanzig Stunden seit seiner Untat verstrichen. Ich weiß aber keine Sühne, die diesen Fleck von mir nehmen könnte. Dostojewski schreibt in einem seiner Weltromane, ein Schlag in das Gesicht müsse kniend gesühnt werden. Selbst eine solche Buße käme mir lächerlich vor, pathetisch, theatralisch. Ich kann sie nicht annehmen. Welcher Ausweg bleibt mir also? Ich versichere Dich, Franz, daß ich in diesem Augenblick der großen Abrechnung durchaus ruhig bin. Ganz und gar Verstand, kaltwägend — ohne jede Verwirrung durch Leidenschaft. Und dennoch — nein, gerade deshalb ergibt sich der Schluß: ich kann nicht weiterleben. Mit dieser Beschimpfung kann ich nicht weiterleben. Loswerden, sie von mir nehmen, sie auslöschen — kann ich gleichfalls nicht, da keine Wiedervergeltung, keine Genugtuung sie mir ungeschehen macht. Ich vermeide es, in einen Spiegel zu blicken und die Stelle meines geschändeten Gesichts zu sehen, auf die ein Mann geschlagen hat, der zur Stunde noch lebt und keine Verzeihung von mir noch erbat. Dostojewskis Held ist ein Fürst. Als man ihn schlägt — in das Gesicht schlägt, wie ich geschlagen wurde, lächelt er heilandhaft und ruft: „Oh — wie werden Sie das bereuen!" Die einzige Art, auf die ich hoffen kann, die Reue meines roheren Gegners zu erzwingen, ist die, daß ich mein Leben freiwillig ende. Ich verschaffe mir damit zugleich die Ruhe, die ich auf der Welt doch nicht mehr fände, solange der Täter lebt; nehme den Zwang von mir, an ihm zum Mörder zu werden, und richte mit meiner Tat ein Warnungszeichen auf für alle die frevelhaft Leichtfertigen, die wie Asser bedenkenlos mit der Ehre ihrer Nächsten umspringen. Mir wird der Abschied schwer und leicht. Leicht von dieser Gemeinschaft verwilderter Menschen, die bestienhaft gegeneinander wüten, schwer von den wenigen Freunden, schwer auch von meinem unvollendeten Werke. Lebe wohl! Vielleicht gibt es doch für uns eine Stelle in diesem Riesenall — eine Stelle des Wiederfindens — irgendwo — vielleicht . . ."

Drei Tage darauf begrub ich meinen Freund . . .





Unter vollen Segeln

# Die neue Deutsche Seemannsschule auf Finkenwärder bei Hamburg

Deutschlands Handelsflotte, die mit zu einer der ausgedehntesten Handelsmarine der Erde zählt, vergrößert sich beständig; nicht nur, daß ihre Schiffe für Güter und Passagiere ins ungeahnte Riesenhafte gehen, sondern sie ist gezwungen, ihre Flotte ständig zu vermehren infolge neuer Absatzgebiete, neuer Schiffahrtlinien und so weiter; doch bedarf sie dazu stets auch einer neuen großen Anzahl seekundiger Leute, tüchtiger, erfahrener, gewissenhafter Kapitäne, Offiziere und Mannschaften. Junge Leute, die Lust und Liebe zur Erlernung des schweren Seemannsberufs haben, nun, diese sind noch stets in unserm Volke unter unsrer Jugend zu finden; ihnen steht zur gründlichen Ausbildung außer ähnlichen Instituten unsre Deutsche Seemannsschule in Hamburg zur Verfügung, die 1862 von Hamburger Reedern gegründet wurde und seit dieser Zeit tüchtige Offiziere für die Handelsmarine ausgebildet hat. Seit einigen Monaten mußte nun die alte, auch unmodern gewordene Seemannsschule auf Waltershof den dortigen großen Hafenbauten weichen, doch erhielt sie auf Finkenwärder, einer Insel etwas unterhalb Hamburgs, an der Elbe nicht nur einen herrlichen Platz, sondern ein schönes Gebäude, das die modernste und vorzüglichste Einrichtung in gesundester Lage aufweist.

Die Deutsche Seemannsschule wird technisch geleitet von dem vielerfahrenen

früheren Schiffskapitän Direktor Lahrsen; ihm zur Seite eine Reihe tüchtiger, seeerfahrener Lehrer, und steht unter der Oberleitung eines Kuratoriums, bestehend aus Generaldirektor Ballin, Arnold Amsink, Alfred O'Swald und andern bedeutenden Männern, deren hervorragende Namen allein schon eine vorzügliche Ausbildung der Seemannsschüler verbürgen.

Unsre Abbildungen zeigen die Zöglinge in ihren mannigfachen Unterrichtsstunden: auf dem Takelboden, im Modellzimmer beim Zimmern der verschiedenen Schiffsmodelle, beim Unterricht in Mathematik, Kompaßlehre, Sprachen, besonders Englisch, auch wie solches im Seemannsberuf auf den Schiffen unter den Seeleuten im Umgang angewandt wird. Ganz besonders mag für die Schüler der praktische Unterricht anziehend sein bei den Bootsmanövern, auf dem großen Übungsschiffe vor der Schule; hier lernt er die Segelstellung, Bergen derselben und so weiter, ja er fährt sogar „unter vollen Segeln", wie unser Bild zeigt, und manches junge Menschenkind mag, wenn es hoch oben in luftiger Höhe schwindelfrei in den Rahen steht, mit Gedanken schon in fernen Welten weilen und sich stolz als Kapitän fühlen — bis ihn ein rauhes, doch nie unfreundliches Seemannswort des unterrichtenden Bootsmannes in die Wirklichkeit zurückruft.

Die Lebensweise der jungen Leute ist vollständig dem späteren Leben auf dem Schiffe angepaßt; so schlafen die Schüler in Hängematten, das auch hier in der Schule reinlicher ist und daher diese Schlafweise ihren Vorzug hat; sie tragen seemännische Kleidung und werden dadurch sowie durch seemännische Regelmäßigkeit, Baden, Schwimmen, Rudern, Verrichtung aller vorkommenden Arbeiten in der Anstalt, Kräftigung und Widerstandsfähigkeit des Körpers sowie zur Ordnung erzogen, und das kräftige Mittagessen schmeckt ihnen vorzüglich, wie auch dem Schreiber dieses, der von der vorzüglichen Kost geprobt hat.

Nach getaner Arbeit steht den Jungen das Geselligkeitszimmer zur Verfügung; hier können sie lesen, schreiben, musizieren und so weiter. Ist die Lehrzeit in dieser Schule beendet, „dann geht's in die brandende See", das heißt, dem Schüler wird eine Stelle auf einem



Im Unterrichtszimmer



Takelboden

Hamburger Segelschiff oder Dampfschiff verschafft; doch wer sich weiter ausbilden will, kann dieses gar auf einem deutschen Schulschiff, so weit Platz vorhanden. Und tüchtigen Seemannsschülern wird eine Offizierstelle nach bestandenem Steuermannsexamen von Hamburger Reedern (Mitglieder des vorhin genannten Kuratoriums) auf ihren Schiffen nach Möglichkeit zuteil. Diesem Kuratorium ist eine Nautische Kommission angegliedert, die in gewissen Zeit-



Im Schlafraum

abständen eine Prüfung der Schüler abhält.

Dem besten Seemannsschüler wird am 5. April jedes Jahres von verschiedenen Gönnern der Schule zur Erinnerung an den deutschen Sieg bei Eckernförde ein Preis aus einem Prämienfonds zugeteilt.

So mag nun unsre Handelsmarine festes Vertrauen haben; unsre sich immer größer und größer gestaltende Flotte wird nie Mangel an Personal leiden; unsre deutschen Jungen werden sich stets mit Lust und Liebe dem Seemannsberufe widmen und dank der Deutschen Seemannsschule zu tüchtigen, gewissenhaften Seeleuten erzogen werden.

Walter Schultz

# Das unheimliche Gila-Tier

Naturwissenschaftliche Plauderei von

**Wilhelm Bölsche**

Durch die Wüsten des Mondes, diese vollkommenen Wüsten, über denen nicht einmal bläuliche Luft zittert und spiegelt, in denen nicht einmal ein ausgetrocknetes, versandetes Flußbett von alten Wassern zeugt, auf denen nicht einmal eine gespenstische Riesenwüstenpflanze wie die Welwitschia unsrer Kalahari kriecht — ziehen sich ungeheure Spalten, die sogenannten Rillen. Bald schnurgerade, bald in scharfem Zickzack durchqueren sie weite, weite Strecken des Mondlandes. Sie sind keine Stromläufe, keine künstlichen Kanäle. Ja, was sind sie? Niemand weiß es genau. Vielleicht ist die Mondrinde hier geplatzt in letzten Zuckungen des Mondinnern. Vielleicht haben die furchtbaren Kontraste von nicht abgeblendeter Sonnenglut und eisiger Weltraumkälte das Gestein zerbersten lassen. Eine ungelöste Frage da oben, wie so viele.

Gewiß aber ist, daß es nur eine einzige Landschaft auf unsrer Erde gibt, die äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit zeigt zu einer solchen Rillengegend des Mondes: das ist das Wunderland von Arizona in Nordamerika mit seinen berühmten Cañons, den „Röhren", wie sie der Spanier nennt. Auch hier senken sich in einem wild zerfressenen, vielfach mondhaften Wüstenplateau noch einmal besondere Spaltenabgründe in die Tiefe, wahre „Rillen", deren größte bei 60 Meilen Länge sich bis 2000 Meter tief in den untersten Fels einschneidet, einen exakten Querschnitt durch die ganzen älteren geologischen Schichten der Erdrinde bis zu den entlegensten hinab eröffnend. Gern möchte man auch bei solchem Cañon an furchtbare revolutionäre Ereignisse dieser Erdrinde denken, die sie so bis ins Herz hier zerrissen. Aber wir wissen, daß es ein viel unscheinbarerer Titan gewesen ist, der diesmal seine Macht bewährt hat, nämlich wühlendes Wasser, das sich langsam, langsam in den Block des großen Wüstenplateaus eingefressen und die Cañonrillen eingetieft hat — die gleiche Macht also zuletzt, die nach einem einfachen Regen das Sandhäufchen eines Kinderspielplatzes mit kleinen Furchen durchzieht. Kleinste Wirkung, doch der größte Erfolg!

In diesem wilden Lande, diesem Stück Mond auf Erden, lebt das Gila-Tier, das unheimliche, das verdächtige, wie der Naturforscher es genannt hat, seit sich von ihm eine bedenkliche Kunde verbreitet hatte.

Wenn in stiller Nacht das Silberlicht des wirklichen Mondes um den Rand einer solchen Arizonarille fließt, in deren schwarzem Grunde tief, tief unten unsichtbar der Coloradostrom geht, so möchte man von Ungeheuern träumen, die sich diesen Höllenschlund zur Höhle gewählt.

Die alten Riesensaurier möchte man noch einmal aus den zernagten Schichten des Urweltgesteins hervorkriechen sehen. Aber sie lagen schon längst eingesargt in ähnlichem Fels, als auch nur der erste Spatenstich des wühlenden Wassertitanen einsetzte, der diese 2000 Meter aushöhlen sollte. Man muß sich von dem Mondzauber in eine andre, uns sehr viel nähere, obwohl auch höchst seltsame Geschichtszeit verzaubern lassen, um auf die erste Kunde vom wirklichen Monstrum dieser Arizonawüsten zu kommen. An Arizona grenzt nach Süden Mexiko. Vor rund vierhundert Jahren war's, bei den alten Mexikanern. Von ihnen vernimmt man zum erstenmal einen Namen für das geheimnisvolle Tier des Cañonlandes, das auch bis in ihr Landgebiet hinüberkroch: Tola-Chini. Sagendunst aber wob sich seitdem immer erneut darum. Tatsächlich eine Art Drachensage. Wenn es auch kein Drache in der Größe sein sollte, so doch einer in der Gefährlichkeit. Ein „männermordendes" Tier, würde der alte Homer gesagt haben. Die späteren Arizonakolonisten tauften es nach dem Ödland im Bereich des Nebenflusses des Colorado, des bald ganz vertrocknenden, bald zu Hochwassern schwellenden Wüstenstroms Gila, das „Gila-Tier". Und wie dieser Strom, so stiegen und versiegten auch bei ihnen immer wieder abwechselnd die Nachrichten und Legenden über den unheimlichen Gast der unheimlichsten Gegend, bis endlich ganz langsam in neuerer Zeit die Forschung, der vor keinem Gespenst graute, auch hier sozusagen polizeilich feststellen durfte, um was für einen „Bauernschreck" es sich denn eigentlich dabei handle.

Das Gila-Tier existierte tatsächlich. Und es war ein Reptil, also immerhin verschwägert mit den alten Drachen. Eine ziemlich ansehnliche, bald meterlange Eidechse steckte hinter ihm — eine Eidechse aber, die sich — das war das erste Merkwürdige, das sofort auffiel — ausgespart wie ein ganz himmelweit andres Tier trug, das auch genügend von je der Sage Stoff geboten, nämlich wie ein Feuersalamander. Wer an Mimikry glaubte, der mußte annehmen, hier mache eine Eidechse einfach bis zur vollendetsten Täuschung den Salamander nach. Ein solcher Molch hat eine feuchte, schlüpfrige, kellerhafte Nacktheit, sein Leib gleicht einem feisten Wurm, den vier winzige Beinchen nur mühsam dahinschleppen, Warzen und Pusteln bedecken seine Haut, dazwischen aber liegen auf ihrer schwarzen Negernacktheit hochgelbe oder rötliche Flecken wie brennende Striemen auf. Dagegen ist das Sonnenkind Eidechse durchweg ein feiner, schlanker Ritter im zierlichsten Schuppenhemd, der in allerlei trockener und sauberer Buntheit und schönen Ornamenten zu kokettieren liebt und flott mit graziöser Taille dahintänzelt. Ein solches Schuppenkleid hat nun auch das Gila-Tier. Aber seine Schuppen sind zu unregelmäßigen Körnern geworden, die ebenfalls Warzen und Drüsen zu bilden scheinen, und indem einzelne größere Körnerbrocken ein schmutziges fleischhaftes Gelbrot vordrängen, entsteht auch hier der vollkommene Eindruck von rohen Farbpusteln auf einer ekeln schwarzbraunen Nackthaut. Gleichzeitig hat sich der Leib in eine unförmliche, schlecht gestopfte Walze verwandelt, in deren Quellung Kopf und Beinchen fast verloren gehen. Gerollt wie ein wirklicher Wurm liegt das Scheusal so in seinem Wüstenversteck, zweifellos der allerhäßlichsten Tiere eines. Wer es plötzlich aufdeckt, könnte es für einen modernden Pflanzenrest halten, auf dessen verwester Rinde sich eine hochgelbe Pilzvegetation angesiedelt hat. Es möchte aber nicht ratsam sein, solches unvorsichtige Aufdecken und Aufwecken. Denn jetzt beginnt das unheimliche Phänomen, dem das Geschöpf der arizonischen Mondwüste seinen eigentlichen Ruf verdankt.

Unter heftigem Zischen hebt das Maul an zu geifern, so heftig, als wolle sich das entwickeln, was bei der afrikanischen Speischlange, einer bösen Najaart, die Regel ist, die auf ein Meter Entfernung dem Angreifer ihren Speichel direkt ins Gesicht bläst, eine lange bestrittene, aber endlich doch bestätigte scheußliche Methode. Doch schon kommt der Biß des Gila-Tiers, ein sehr herzhafter. Die langen krummen Zähne, die für gewöhnlich fast ganz im Zahnfleisch versteckt liegen, werden bei dem Druck selbst erst eigentlich frei und schlagen sich nun nahezu zentimetertief ein. Jetzt aber die Wirkung dieses Bisses ... Alles Gräßliche, was dem Monstrum seit alters

nachgesagt worden ist, konzentrierte sich von je auf den einen Punkt, daß der Biß die verheerendste, die unmittelbar tötende Wirkung besitze, indem er nämlich in der schauerlichsten Weise vergiftet sei.

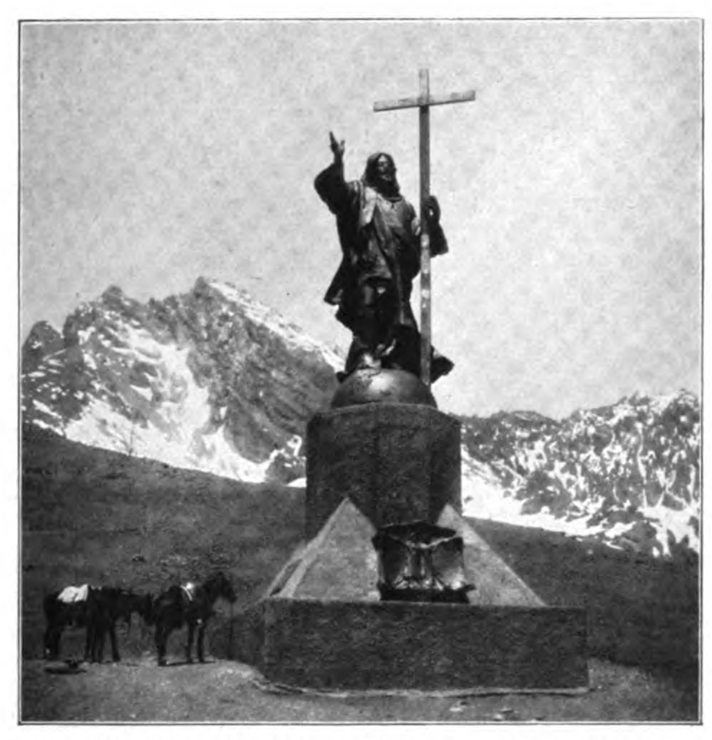
Wirkliche Forscher mußten gerade das aber zunächst mit rechtem Befremden hören. Die Volkssage macht ja gern alle nur denkbaren Tiere, wofern sie nur sonst etwas Verfängliches zeigen, auch zu Giftbeißern. Der Zoologe aber legt hier ein zunächst ganz unanfechtbares Veto ein. Ein wirklich giftiger Biß als dauernde Angriffs- oder Verteidigungswaffe eines Tieres setzt bestimmte Giftdrüsen voraus, die das Gift liefern. Solche Giftdrüsen kennt man im Reptilienbereich von den Schlangen. Sie treten dort durchweg in Verbindung auf mit besonderen Vorrichtungen an den Zähnen. Gewisse Schlangenzähne sind durchbohrt oder wenigstens zu einer Rinne gefurcht zum Injizieren oder Einlöffeln der giftigen Drüsenabsonderung beim Biß. Hier ist also alles klar. Eine Schlange aber ist nun keine Eidechse. Von keinem andern Reptil, also auch von keiner Eidechse, war in vieljährigen anatomischen Untersuchungen je ein solcher schlangenhafter Giftapparat, weder Drüse noch Hohl- oder Furchenzahn, jemals festgestellt worden. Und so schien es zunächst geradezu ein Widersinn, der sich über grundlegende systematische Unterschiede hinwegsetzen wollte, wenn einer mit einer „giftigen Eidechse" kam — mochte sie auch noch so verdächtig aussehen und an einen Molch erinnern (der immerhin in der Haut etwas Gift führt, wenn er auch nie giftig beißen kann), und mochte sie aus noch so verwunschener Gegend stammen. Eine Weile eröffnete sich also folgerichtig ein heftiger Kampf der wissenschaftlichen Theorie, ehern begründet, wie sie schien, und etwas selbstbewußt, wie einer guten Theorie zukommt, mit der Praxis des unentwegt weiter geifernden und beißenden Gila-Tieres. Gila-Tier, da half kein Mittel, behielt aber auf die Dauer die Oberhand. Gila-Tier biß Hühner und andre Tiere, und sie starben prompt wie von Schlangenbiß. Die Vergiftungserscheinungen gingen über in Lähmung des Atmungsapparats — ganz wie bei Schlangengift. Gila-Tier biß auch Menschen, und sie hatten ebenfalls fatale Folgen davon. Der Biß brauchte ja nicht immer gleich tödlich zu sein, das ist auch der Biß schlimmster Ottern nicht immer. Das alles aber passierte nicht mehr bloß in der mondhaften Arizonawüste, sondern auch im Zoologischen Garten, ja beim planmäßigen wissenschaftlichen Experiment. Der Theorie aber wurde schließlich leicht gemacht, klein beizugeben. Denn anatomische Zergliederung des häßlichen Gilakopfs erwies eines Tages gerade das, was sie zur hartnäckigen Voraussetzung genommen. Gila-Tier hatte tatsächlich im Unterkiefer zwei dicke, schlangenhafte Drüsen, und seine Zähne waren ganz genau wie die Furchenzähne vieler Giftschlangen mit einer Rinne versehen, durch die der ausgequetschte Drüsengeifer direkt in die Bißwunde eingeträufelt werden mußte. Diese Eidechse hatte eben einen Schlangenapparat, und damit war das Wunder der Wirkung sehr einfach aufgeklärt. Immerhin war es ein großer Fund. Bis zum heutigen Tage ist keine zweite „Gifteidechse" mehr zu der einen hinzuentdeckt worden. Auch ein unmittelbarer Verwandter des Gila-Tiers, der seltsamerweise auf Borneo lebt, besitzt die höllische Waffe nicht. Die Mondwüste am Gila hat hier wirklich etwas ganz Besonderes aus sich geboren.

Warum aber gleicht das Gila-Tier nun auch dem Feuersalamander? Von einer Nachahmung, die Schutz gewährte, kann dabei wohl nicht die Rede sein, denn das große Scheusal ist selber doch ein ganz anders wirksamer Gifter als der kleine, beißunfähige, bloß auf der Haut etwas ätzende Molch. Eher könnte man meinen, die Gifteidechse ahme den Molch nach, um bei ihren nächtlichen Raubzügen im Revier gerade umgekehrt harmloser zu erscheinen als sie ist. Man hat aber die grellgelben Pustelflecken des Molchs auch so gedeutet, daß sie mit ihrer Auffälligkeit größere Angreifer „warnen", also schon von fern aufmerksam machen sollten, daß es sich um ein giftiges, also auf jeden Fall für sie ungenießbares Tier handle. Da aber nicht nur hier, sondern auch bei andern giftigen oder sonst ungenießbaren Tieren stets als solche „Warnfarbe" gerade ein ähnliches Gelb oder Gelbrot auftaucht,

so wird man zunächst wohl auch an einen direkten chemischen Zusammenhang zwischen Gift und diesem Gelb denken müssen, unbeschadet, daß nachher auch noch solche Nutzzwecke sich mehr oder minder daran angeknüpft haben könnten. Warum diese natürliche Giftlivree die unheimliche Eidechse nun aber wieder dazu gebracht haben sollte, ihre Schuppen auch in warzenhafte Körner zu verwandeln, die vollends an nackte Molche und Kröten, die Hautgifter und nicht Beißgifter sind, erinnern: das bleibt auch so noch ein Rätsel. Die Wunder des Gila-Tiers sind offenbar noch nicht zu Ende. Im kürzlich vollendeten Berliner Aquarium, dieser größten neuen Sehenswürdigkeit unsrer Reichshauptstadt, ist es inzwischen lebend zu schauen — in seiner ganzen Scheußlichkeit gelagert auf einem Stückchen künstlichen gelben Wüstenbodens seiner Mondwüste.



Hugo Thimig, der neue Direktor des Wiener Hofburgtheaters, im Familienkreise auf seinem Sommersitz Wildalpen in Steiermark



Am höchsten Punkt des Paßweges: Das Christusstandbild auf der Grenze zwischen Argentinien und Chile

# Im höchsten Teil der Kordilleren Südamerikas*

Von

Leonore Niessen-Deiters

„Könnte man vielleicht diese kleine Tasche noch hier im Netz unterbringen?" — Der Mann stand vermutlich hinter mir, und er sprach Spanisch. Ich dachte erbittert: Du Idiot —

„Verzeihen Sie — könnte man nicht diese Tasche —?"

Diesmal war es Französisch.

O du Idiot — du Idiot! — Dies ist ein harter Abschied — ich sehe ihn vielleicht zum letztenmal im Leben! Ich werde mich ausgerechnet in diesem Augenblick um deine gottverfluchte Tasche kümmern!

Er versuchte es auch noch mal in Englisch. Ich reagierte überhaupt nicht mehr. Ich hätte auch in Zukunft nicht reagiert — wenn nicht einen Augenblick später ein Felsblock sich vorgeschoben und mir den Ausblick auf den Aconcagua endgültig versperrt hätte.

Das heißt, ich muß um Entschuldigung bitten. Sie wissen ja gar nicht, um was es sich handelt.

Es handelt sich um eine der höchsten Bahnlinien der Welt — den ersten südamerikanischen Schienenstrang, der (seit drei Jahren) Atlantik und Pazifik verbindet: die Bahn, die zwischen dem argentinischen Mendoza und dem chileni-

* Zu der vor einigen Wochen beendeten Südamerikareise des Prinzen Heinrich von Preußen, die ihn zum Teil auch auf dem von Frau Leonore Niessen-Deiters hier beschriebenen Weg führte.

schen Santa Rosa de los Andes über das zweithöchste Gebirge unsrer alten Mama Erde, die Cordillere de los Andes, klettert, und zwar so ziemlich an seiner höchsten Stelle. Eine Schmalspurbahn, zum Teil Zahnradbahn, die sich, eine tapfere winzige Laus, über diesen ungeheuerlich geschichteten Fels- und Eiswall traut.

Für den Chilenen sind die Andenfirne das tägliche Brot: bei sehr klarem Wetter kann man schon von der Küste des Stillen Ozeans, von Valparaiso aus die höchsten Zinken des Aconcagua sehen. Aber wenn man etwa von der andern Seite, von Mittelargentinien her, zum erstenmal vor diesen gewaltigen ländertrennenden Wall kommt, der die beiden Amerika der ganzen Länge nach flankiert, dann glaubt man fast zu träumen.

1500 Kilometer lang endlose Ebene! — Endlose, endlose Steppe, in der Rind und Pferd die einzigen bescheidenen Erhöhungen darstellen müssen! Man hat überhaupt verlernt, was ein Hügel ist, geschweige denn ein Berg. Und mit der trostlosen Vorstellung, daß die ganze Welt bloß noch eine einzige flache grüne Scheibe sei, fährt man am frühen Morgen in die Weinprovinz Mendoza ein.

Und da steigt sie plötzlich im Morgengrauen auf — die erste langentbehrte blaue Linie: die Vorkordillere. Und dahinter —

Aber das sind doch wohl weiße Wolken, die undeutlich gegen das Grünblau des morgendlichen Himmels stehen?

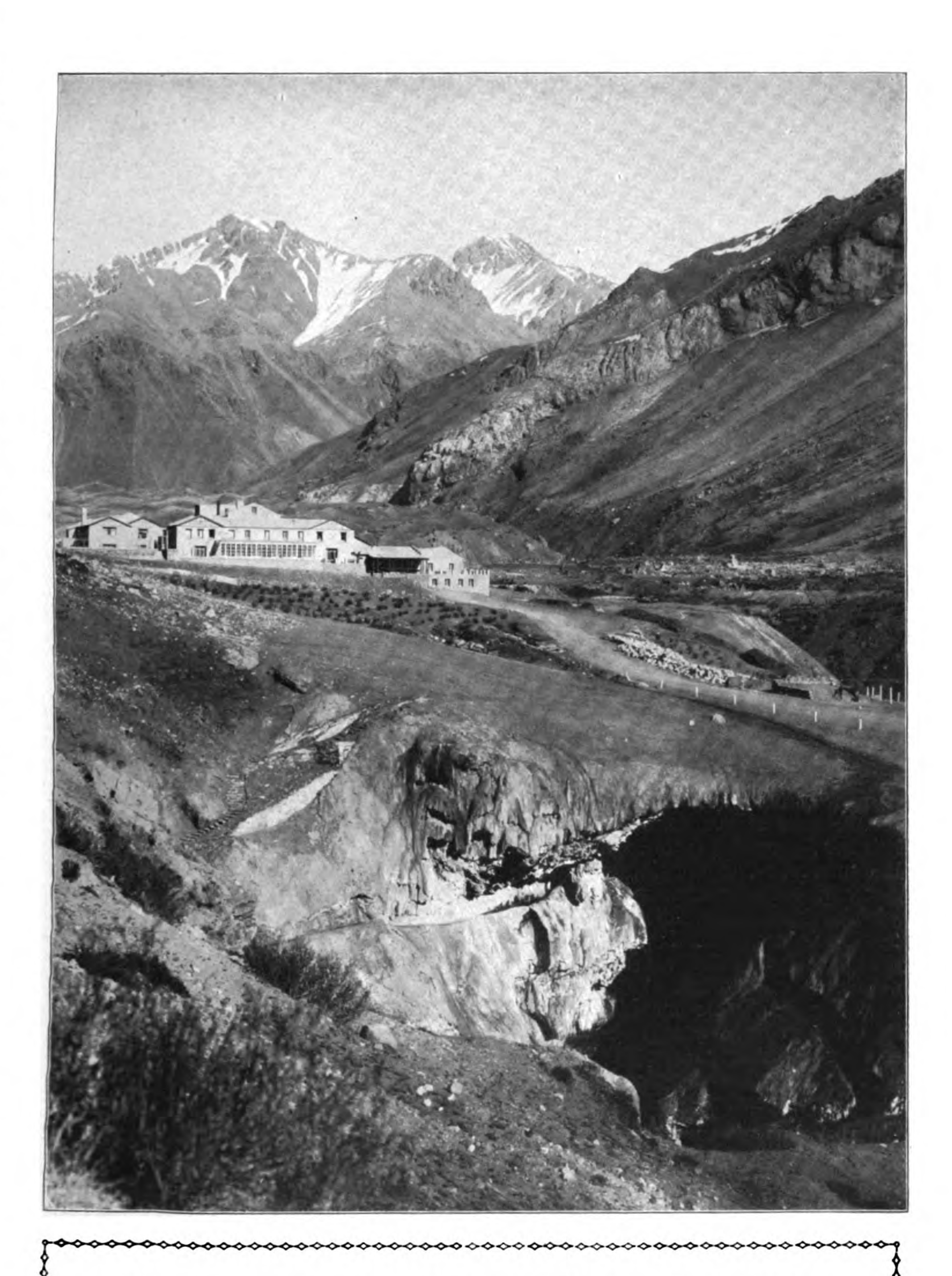
Plötzlich springt inmitten all der weißlichen Masse ein gelbroter Punkt auf. Und dann geschieht ein Wunder.

Während ringsum noch alles grau und verwaschen und morgenkalt ist, wird aus dem gelbroten Punkt eine feine, brennend rote Linie: eine leuchtende Linie allererster Sonnenstrahlen zeichnet den Kamm der höchsten Hochlande gegen das lose Gewölk und die ziehenden Nebelschwaden ab. Zuerst die runde Kuppe des großen Vulkans, des Riesen Tupungato, dann, ein Stückchen überspringend, die schöngeformten Zacken des Cerro El Plata, und wieder zurückkehrend die stumpferen Formen des Descabezado, des „Geköpften".

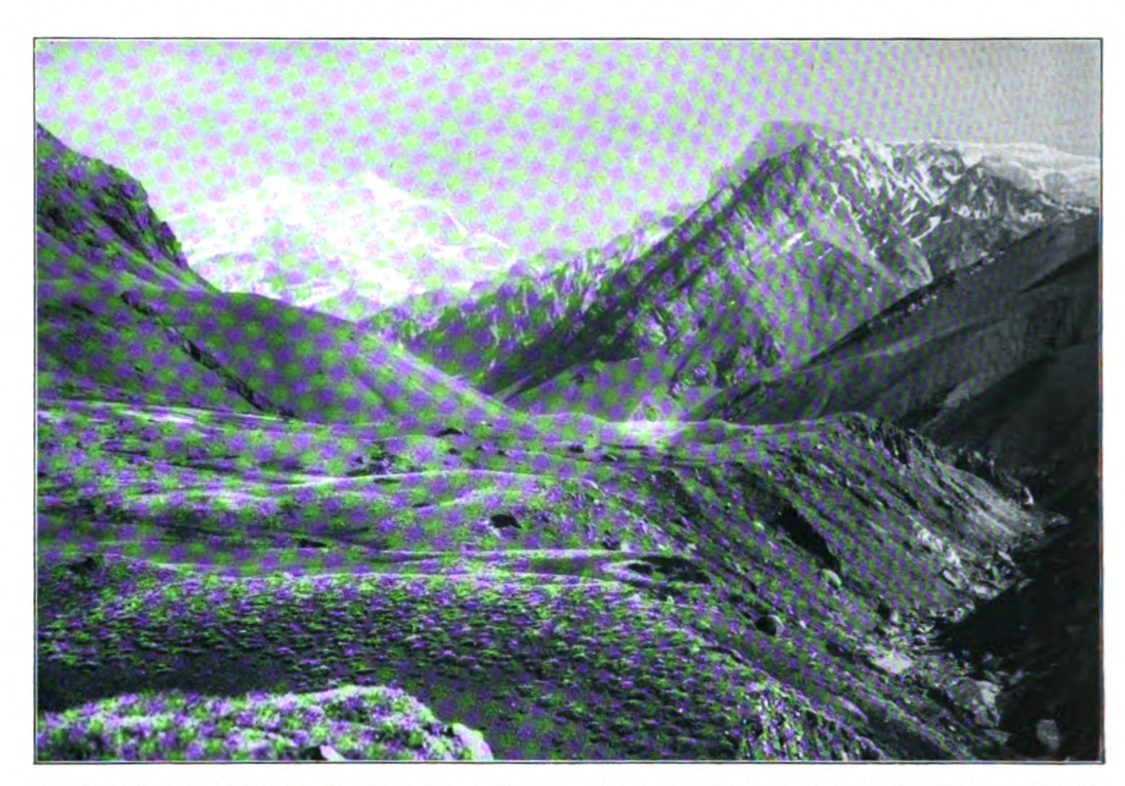
Den König der Anden, den zweithöchsten Gipfel der Welt, den 7000 Meter hohen Aconcagua, sieht man von hier aus noch nicht, dafür muß man höher ins Gebirge hinein. Den Tupungato dagegen, mit seinen 6718 Metern die zweithöchste Erhebung, den Tupungato sieht man vom flachen Mendoza aus besser als von der Gebirgsbahn, die im wesentlichen die tief eingerissenen Taleinschnitte zweier Flüsse, des Rio Mendoza auf der argentinischen und des Rio Aconcagua auf der chilenischen Seite benutzt. Sie folgt da einem uralten Paß, der diesen beiden Wasseradern entlang übers Gebirge führt; nur braucht man im Sattel, in 4000 Meter Höhe über den Kamm kletternd, etwa vier bis fünf Tage von Mendoza nach Los Andes, während die Bahn, in 3151 Meter Höhe in einem Tunnel unter dem höchsten Sattel herkriechend, es in etwa 13 Stunden schafft. Das heißt: wenn Paß und Linie schneefrei sind! Freilich besitzt die Bahn ihre Schneepflüge, aber was ist ein Schneepflug, wenn diese furchtbaren Berge wirklich Ernst machen! Und in den Wintermonaten sind die Nachbarrepubliken auch heute noch oft genug auf den zeitraubenden Schiffsverkehr um Feuerland herum angewiesen: man braucht 14 Tage von der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires am Atlantik bis nach Valparaiso, dem größten chilenischen Hafen am Pazifik, während die Bahn bei normaler Fahrzeit und ohne Zwischenfälle in kaum 48 Stunden dieselbe Verbindung herstellt.

Heiße Heilquellen bis in große Höhen herauf zeugen vom vulkanischen Charakter des Gebirges (dessen mittlere, höchste und immer noch steigende Kette ehedem mehr als einmal Meeresboden gewesen sein muß): Cacheuta (1244 Meter hoch), das noch einen bescheidenen Pflanzenwuchs aufweisen kann — und Puente del Inca in 2790 Meter Höhe. Sie ziehen einen — wenn auch noch sehr bescheidenen — Fremdenverkehr selbst in diese wilde Felsenwelt.

„Puente del Inca", zu deutsch „Brücke des Inka", trägt den Namen nach einer natürlichen Felsenbrücke, unter der heiße Quellen sprudeln, die schon die Inka Perus gekannt und benutzt haben sollen. Und im Winter, schneebedeckt und eiszapfenbehängt, ist sowohl die Brücke selbst wie der ganze Talkessel, in dem heute das „Inkahotel" liegt, ein einziges, zur



Die „Brücke des Inka“, eine natürliche Felsenbrücke, unter der sich heiße Heilquellen befinden. Im Hintergrund das 2700 Meter hohe Inkahotel



Hochgebirgslandschaft in den Kordilleren. Im Hintergrund der wolkenumhüllte, 7000 Meter hohe Aconcagua

Wirklichkeit gewordenes Stück Wintermärchen. Aber wenn der Schnee taut, beginnt unter dem unbarmherzig grellen Sonnenlicht die vollkommen tote Kahlheit der Felsen und Geröllhalden unheimlich zu werden, so unheimlich wie dieses ganze starre Chaos überhaupt — das doch zugleich den dämonisch lockenden Reiz des Stolzen und Unbezwinglichen, den wilden Reiz des Toddrohenden hat. So ablehnend verächtlich, so trotzig hochmütig gucken diese menschenfeindlichen Riesen auf einen herab! Und doch ist es der Anblick gerade dieser höchsten Zacken, der die gleichförmigere, völlig regenlose argentinische Seite der so viel malerischeren chilenischen gleichwertig macht.

Der majestätischste Anblick aber bleibt doch der Blick auf den Aconcagua. Vielleicht weil die Steigerung eine so gewaltige ist, bis man ihn erreicht.

Wenn man eigentlich keine Steigerung mehr für möglich hält, wenn man selbst etwa 3000 Meter hoch gekommen und von einem unabsehbaren Kranz von Schneehäuptern und Felsenzacken rings umgeben ist, dann öffnet sich plötzlich ein schmales Tal, ein Ausblick, und es türmt sich fast noch einmal ein ganzer Montblanc auf: 4000 Meter höher noch steigt der Aconcagua in zwei gewaltigen Spitzen himmelan!

Wenig Menschen haben bisher gewagt, dem Aconcagua zu Leibe zu gehen: der südwestliche Gipfel ist heute noch jungfräulich, und der nordöstliche war es noch vor nicht zwei Jahrzehnten. Die ersten Versuche in der Richtung waren wohl die Vorstöße der deutschen Turner in Santiago. Ein Deutscher, Dr. Güßfeld, kam dann als erster bis auf 6600 Meter an den Eisriesen heran. Auf dem Wege des Dr. Güßfeld drang hierauf die englische Fitz-Gerald-Expedition bis auf den Nordostgipfel vor: der Schweizer Führer Zurbriggen war der erste, der im Januar 1897 seinen Fuß auf Amerikas höchsten Gipfel setzte, der Engländer Vines (mit dem Schweizer Führer Lanti) der zweite. Die beiden ließen einen ihrer Eispickel oben, den wiederum der Schweizer Helbling später herunterholte. Helbling war in Gemeinschaft mit dem Deutschen Reichert ausgezogen, Reichert hatte aber am ersten von der Witterung be-

günstigten Tage das Pech, gesundheitlich zu versagen (die Puna, die Bergkrankheit, macht sich in der außerordentlich dünnen Luft dieser gewaltigen Höhen so unangenehm bemerkbar, daß man stellenweise nur schrittweise weiterkommt), so daß Helbling den Gipfel allein erreichte. Am folgenden, sehr stürmischen Tage folgte Reichert nach, nur zwang ihn der um den Gipfel tobende Sturm, 50 Meter vor dem eigentlichen Grat umzukehren. Zuletzt, 1907, versuchte ein deutscher Mineraloge, Dr. Schiller, als erster eine Überquerung des Berges von Nord nach Süd, die aber durch Ungunst des Wetters und durch den Umstand, daß Schiller den Versuch ohne Begleiter machte, teilweise scheiterte.

Alle Schilderungen dieser Männer erzählen, eigentlich mehr zwischen als in den Zeilen, von der endlosen Geduld und Zähigkeit, von der eisernen Energie, die dazu gehört hat, diese noch vor nicht allzulanger Zeit als unbezwinglich geltenden Gipfel zu erforschen. Und erzählen von den Schwierigkeiten, die sich noch unerwartet einstellen — der förmlichen Entnervung zum Beispiel, die bei längerem Aufenthalt in diesen Höhen der ewige Kampf um das bißchen Atemluft zur Folge hat, so daß sich beispielsweise einer der kräftigsten, rauhesten und unerschrockensten Führer der Fitz-Gerald-Expedition einfach hinsetzen und über eine zerbrochene Flasche so jämmerlich weinen konnte wie ein kleines Kind!

Aber was es heißt, als winziges Menschlein den ungleichen Kampf mit diesen menschenverachtenden, hochmütigen Riesen aufzunehmen, das kann man eigentlich nur begreifen, wenn man diesem gewaltigen Inferno, diesem endlosen Reich des nackten kahlen Todes in der furchtbarsten Gestalt einmal gegenübergestanden hat. Aber hat man erst einmal dagestanden und auf die abenteuerlichen Zacken gestarrt, auf die Gletscher und Schneefelder in Höhen, die nicht einmal der Kondor mehr überfliegt — dann begreift man es auch tiefinnerlich, wie es einen locken kann, locken bis zum Wahnsinn, dem hundertfachen Felsengürtel zum Trotz dieser triumphierenden, stolzen, wilden, weißen Einsamkeiten Herr zu werden — oder zugrunde zu gehen!

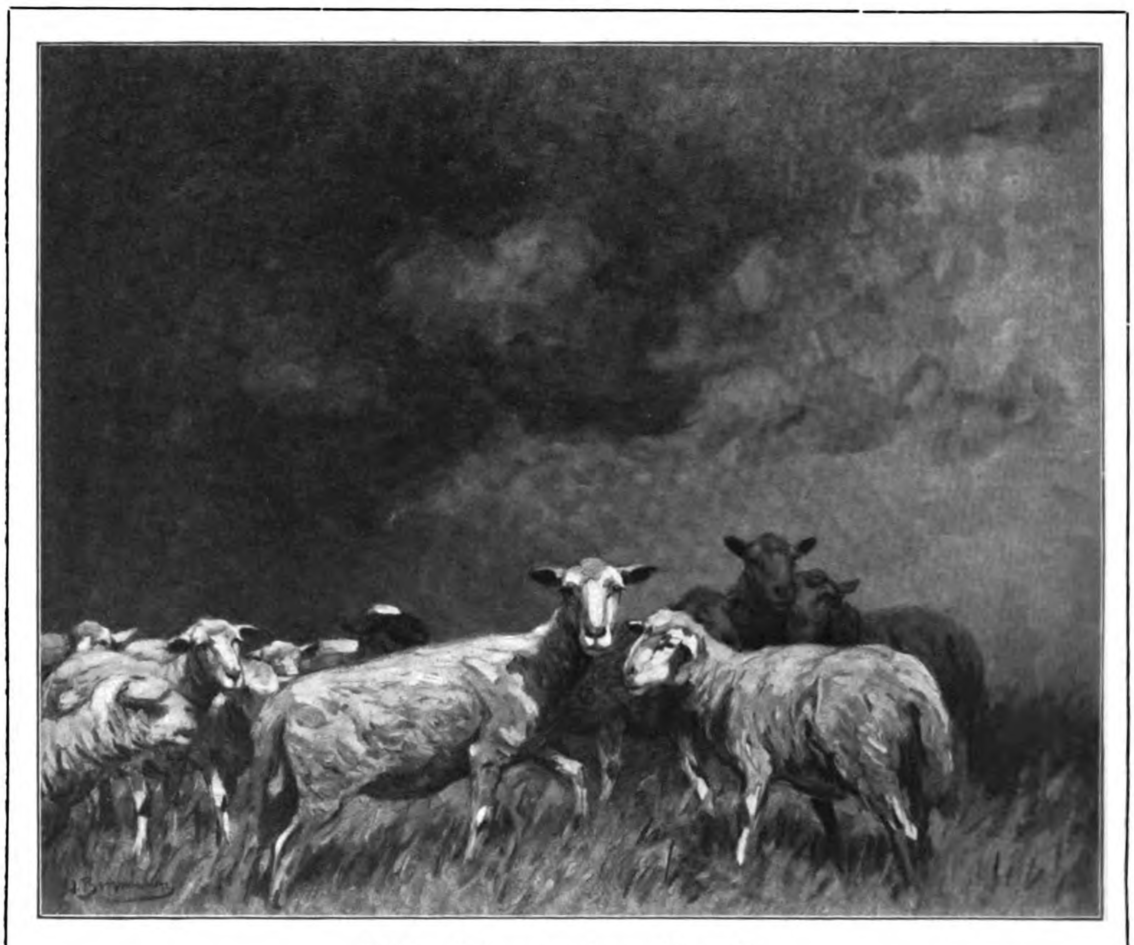
## Ich und Seele

Nachts in der klingenden Stille
Lausch' ich dem pochenden Blut —
Nachts in der klingenden Stille
Scheidende, kehrende Flut:
Leben ist kreisender Wille.

Seltsam, dem Dunkel zur Seite,
Einsam, im Engsten umschränkt
Fühl' ich unendliche Weite,
Tief in mich selber versenkt —
Seele, nur dich zum Geleite.

Seele, wohin mit uns beiden,
Wenn dieses Pochen verstummt?
Müssen wir neu uns verkleiden,
Eines im andern vermummt —
Oder für ewig uns scheiden?

Martin Lang



Herde bei nahendem Gewitter

Nach einem Gemälde von Jul. Bergmann

## Das Gewitter

Der Tag ist schwül. Jetzt fällt mit einemmal
ein greller Blitz aus schwarzen Wolkenmassen.
Der Donner wettert dumpf im fernen Tal,
und alles Leben flüchtet aus den Gassen.

Wild jagt die Herde über Stock und Stein,
und ängstlich drängt sie sich auf grünem Rasen;
keins von den Tieren mag allein mehr sein,
wenn laut des Wetters Sturmfanfaren blasen.

Der Hirte lenkt zum Himmel seinen Blick
und bittet stumm um Gnade für die Herde;
ihm wär es leid, wenn nur ein einzig Stück
davon vom Blitz zu Tod getroffen werde.

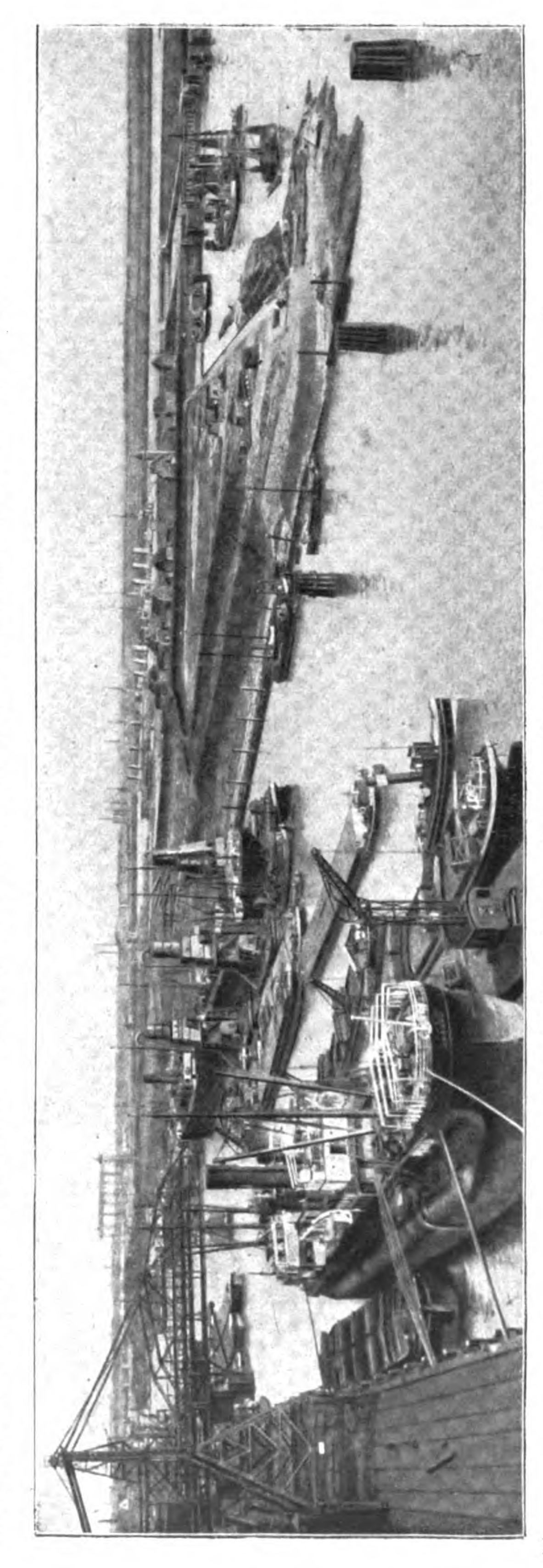
Hanns Baum

# Ein neuer Nordsee-hafen in Emden

Von

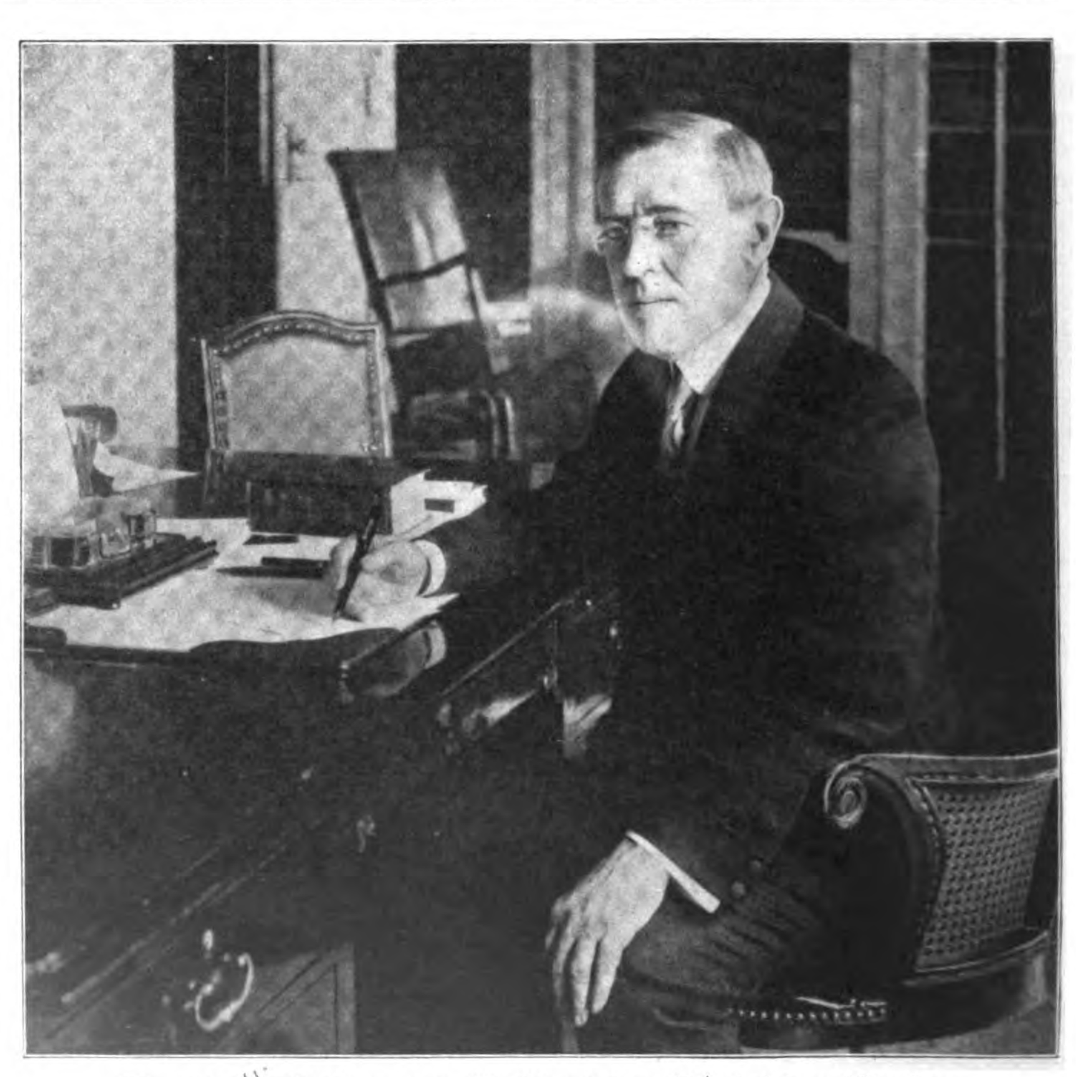
Georg Schultze-Bahlke

Wohl keine Stadt in Preußen ist tatkräftiger durch den Staat gefördert worden als Emden. Ihre Entwicklung von der altverträumten Friesenstadt zum Welthafen ist daher außerordentlich schnell gewesen. Und Altes und Neues begegnen sich auf Schritt und Tritt im heutigen Emden. Wohin wir unsre Schritte in der Stadt auch lenken, überall finden wir Spuren, welche die Tätigkeit hohenzollernscher Fürsten verraten. Ist doch Emden Ausgangspunkt der ersten Welthandelspolitik Brandenburgs gewesen. Aber erst, als im Jahre 1866 Emden aus hannoverschem Besitz unter preußische Herrschaft kam, sollte der riesige Aufschwung einsetzen. Es wurde der Ems-Jade-Kanal gebaut, der die Ems mit dem Jadebusen verbindet, die Ems reguliert, die Eisenbahn bis an die Delfte gelegt und der Hafen in Staatsverwaltung genommen und 1901 der große Außenhafen eröffnet, der der alten Handelsstadt wieder den Zugang zur Völkerstraße des Meeres eröffnete. Während noch 1888 der Seedampferverkehr Emdens sich auf sage und schreibe nur zwei Schiffe beschränkte, wurden 1913 bereits 1303 Dampfer gezählt. Leider fehlt Emden eine größere Eigenreederei, so daß es seit Jahren bemüht ist, Schiffahrtsunternehmungen aller Art dorthin zu ziehen. Diese Versuche sind auch insofern erfolgreich gewesen, als seit dem 1. Oktober 1913 und dem 1. April 1914 von der Hapag und dem Lloyd ein regelmäßiger Fracht- und Passagierdampferdienst von Emden nach Neuyork, Ostasien, Südamerika und Australien aufrechterhalten



Der Außenhafen in Emden mit der neuen Seeschleuse

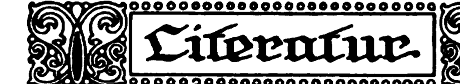
wird. Dadurch ist Emden mit den wichtigsten Verkehrsgebieten des Welthandels in Verbindung getreten. Große Summen hat Emden schon seit alter Zeit für seinen Hafen aufgewendet, und große Opfer sind für den Hafen gebracht, der heute die größten Ozeandampfer zu tragen vermag; ist doch die Unterems auf 10 Meter und der Außenhafen auf 11½ Meter unter gewöhnlichen Hochwasserstand vertieft worden. Und mit der Einweihung der neuen Seeschleuse am 27. Oktober 1913 ist das neueste, 20 Millionen Mark beanspruchende Hafenprojekt vollendet worden. Auch die Kaianlagen sind modern und mustergültig. Bemerkenswert sind die elektrisch betriebenen Kohlenkipper, die Güterschuppen und Kais der Westfälischen Transport-Aktien-Gesellschaft und der Hamburg-Amerika-Linie, die riesige Anlage der Tempelwerke zum elektrischen Löschen von Erz, Kohlen und ähnlichen Massengütern, ferner die zusammen fünf Millionen Liter fassenden Öltanks und die riesigen Getreideelevatoren.



Woodrow Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten, in seinem Arbeitszimmer

# Kultur der Gegenwart





## Literatur

Immer wieder staune ich freudig über **Rudolf Presbers** dichterische Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit; seine neueste Gedichtsammlung „**Aus zwei Seelen**" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) steigert mein Staunen, aber zugleich mein Vergnügen an diesem immer bereiten, immer gut aufgelegten Dichtersmann, der die Forderung Goethes wahr macht: Seid ihr Poeten, so kommandiert die Poesie. Diesmal hat sich Presber einen ausgezeichneten Titel gewählt, der ganz und gar seinem dichterischen Wesen entspricht: „Aus zwei Seelen", nämlich aus der einen, die gen Himmel strebt, aus der andern, die sich mit allen klammernden Organen an die fröhliche Erde hält. Mir ist zur Stunde kein deutscher Dichter bekannt, der wie Presber fast gleichzeitig so und auch anders kann. Ich weiß bestimmt, jeder Leser dieses Gedichtbandes wird mir danken, daß ich ihm etwas Nachdenkliches und Feinsinniges neben manchem humorigen Scherz hier empfehle, und eben darum hab' ich's getan.

*

In der von Fr. von der Leyen und Paul Zaunert bei Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen Sammlung „**Die Märchen der Weltliteratur**" erscheint ein neuer, besonders köstlicher Band: „**Plattdeutsche Volksmärchen**" (gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser). Dies ist so recht ein Trostbuch für solche literaturfreundlichen Leser, die sich, was sehr leicht ist, einen richtigen Ekel an dem größten Teil unsrer hochdeutschen Erzählungsschreiberei gegelesen haben. Der Sammler Wisser hat sich nicht nur überaus verdient gemacht durch den Fleiß und den Geschmack beim Einernten und Sichten, sondern noch vornehmlich durch sein Streben nach Reinheit und Sauberkeit des plattdeutschen Stils. Soweit ich, der ich aus Plattland stamme, urteilen darf, kann ich diesem feinen Sammler bestätigen, daß er sein Versprechen gehalten hat, „ein ganz reines Plattdeutsch zu schreiben, auf dessen Echtheit der hochdeutsche Leser sich unbedingt verlassen kann." Ich widerstehe der reizenden Versuchung nicht, wenigstens eine Probe, die kleinste, zum Anbeißen darzubieten:

**Hans, kumm up!**

Hans, kumm up, min Jung! De Dag, de graut al.
Och, Mudder, de Dag, dat 's uk je al 'n ol'n Mann.
De brukt uk ne vel Slap.
Hans, kumm up, min Jung! De lütten Vageln de fleit al.
Och, Mudder, de lütten Vageln hebbt uk je man lütt Ogen.
De brukt uk ne vel Slap.
Hans, kumm up, min Jung! De Sötmelksgrütt steiht al up 'n Disch.
Help Gott Vater, Gott Sohn — Mudder, lang' mi gau den groten Lepel her! —

*

Im Bongschen Verlag zu Berlin, in dessen rühmlich bekannter „Goldener Klassikerbibliothek", erscheint eine ausgezeichnete Gesamtausgabe von **Richard Wagners Schriften und Dichtungen** in 10 Bänden, herausgegeben mit einer wertvollen Einleitung über Wagners Leben und Werke, mit Anmerkungen und Verzeichnissen versehen von Professor **Wolfgang Golther**, einem der bekanntesten und berufensten Wagnerforscher. Ich glaube, daß diese Ausgabe sich sehr bald den ersten Platz unter den ähnlichen Unternehmungen erobern wird durch ihre Vollständigkeit, Billigkeit und wissenschaftliche Umrahmung.

*

Das große, man darf wohl sagen riesige Werk **Rudolf Schloessers über Platen** (München, R. Pipers Verlag) liegt jetzt mit seinem zweiten Bande vollendet vor und zwingt zu dem Urteil, daß es sicherlich für lange Zeit das abschließende Buch über Platen sein wird. An Fleiß und Gründlichkeit wird schwerlich ein zukünftiger Darsteller von Platens Leben und Werken den Jenaer Professor Rudolf Schloesser überbieten. Ich weiche in dem Urteil über Platens dichterischen Gehalt sehr weit von Schloessers Ansicht ab; hingegen muß ich erklären, daß er ein

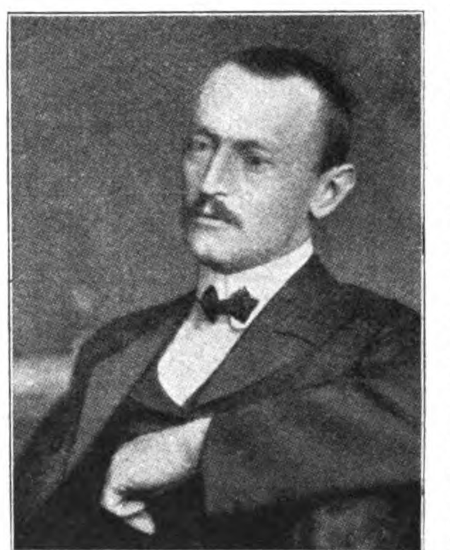


# Kultur der Gegenwart



überall nach Wahrheit und Gerechtigkeit strebender Ergründer des Lebens seines Helden ist. Die Goldprobe hierauf ist natürlich die Darlegung des Streites zwischen Platen, Immermann und Heine. Im großen und ganzen wird man sich mit Schloessers sorgsam abwägendem Urteil einverstanden erklären können, wenigstens was die geschichtlichen Tatsachen angeht. Wohl aber wird der größte Teil der Leser von Platens „Romantischem Ödipus" ein wesentlich strengeres Urteil über die Gesinnung fällen, aus der heraus Platen seine pöbelhaft persönlichen Angriffe gegen Immermann und Heine gerichtet hat. Auch Schloesser kann die Tatsache weder ableugnen noch beschönigen, daß Platen auf ein paar rein literarische Spottverse sogleich mit gemeinen persönlichen Beschimpfungen antwortete. Allerdings wird man als mildernden Umstand zugunsten Platens immer dessen Krankheit gelten lassen müssen, nämlich seinen abstoßenden Größenwahnsinn. Selbst in seinen Widmungs- und Huldigungsbriefen hat Platen sein Protzentum der Unsterblichkeit nicht unterdrücken können, so daß ihm Goethe überhaupt nicht antworten mochte. Wir wissen jetzt, wie Goethe über die Kernfrage aller Dichtung Platen gegenüber gedacht hat, und selbst Schloessers Riesenwerk wird nichts an Goethes Urteil ändern. Hebbel hat sich sogar noch strenger über Platen ausgesprochen: „Der Poet in ihm war ein Dilettant." — Und wiederum, wie schon früher, muß ich bei all meiner Bewunderung für die großartige Forscherarbeit Schloessers die Frage aufwerfen: Ist es vom höchsten Standpunkt der geschichtlichen Darstellung und des Kunsturteils zulässig, über den Menschen und den Dichter Platen zwei Großoktavbände mit zusammen mehr als 1300 Seiten zu schreiben? Auf weniger als der Hälfte lassen sich alle noch heute einigermaßen beachtenswerten Dichtungen Platens abdrucken. Welchen Umfang müßte nach Schloessers Maßstab ein gründliches Buch über Goethes Leben und Werke beanspruchen!

*



Phot. Bernoulli, Basel

Hermann Hesse

Hermann Hesses Bändchen „Aus Indien" (Berlin, S. Fischer) darf nicht als ein Reisebuch, nicht einmal als ein Buch über eine Reise gewürdigt werden, sondern einfach als ein Stück schöne deutsche Prosa von einem der wenigen zeitgenössischen deutschen Schreiber, die da fühlen und wissen, daß unter Prosa eine Kunstarbeit zu verstehen ist. An jemand, der eine Reise nach Indien gemacht hat, stellt man gewöhnlich höhere, oder sagen wir umfangreichere Anforderungen der Belehrung, als in Hesses Büchlein erfüllt sind. Aber der Verfasser dieses Bandes entwaffnet uns durch seinen bescheidenen Untertitel: Aufzeichnungen von einer indischen Reise, und schließlich hat jeder Schriftsteller das Recht, Forderungen des Beurteilers abzulehnen, die jener überhaupt nicht hat erfüllen wollen. Dichter wie Hesse schreiben eben nicht Reisebücher wie die Nichtdichter. — Übrigens was das gute Deutsch angeht, so möchte ich Hesse wohl fragen, was ein Habituee ist; ich weiß nicht einmal, welcher Menschensprache dieses Unwort angehört. Es gibt ein französisches Wort „habitué", das Stammgast bedeutet; aber bei Hesse bedeutet es nicht Stammgast und wird mit unverständlichem ee geschrieben. Von einem Meister der Sprache wie Hesse verlange ich Sauberkeit des Ausdrucks, wenngleich ich weiß, daß eine solche Forderung unzulässig ist.

*

# Kultur der Gegenwart



Am 1. Mai sind, wie alljährlich, die neuen Auflagen unsrer beiden Hauptkursbücher, des Hendschel und des Reichskursbuches, für die eigentliche Reisezeit erschienen, und ich sehe nicht ein, warum man nicht auch einmal über diese beiden nahezu meistgekauften Bücher ein urteilendes Wort aussprechen sollte. In der Genauigkeit ihrer Angaben stimmen jene beiden Reisemarschälle wohl ungefähr überein. Von der Richtigkeit jedes Fahrplanes im Hendschel wie im Reichskursbuch muß der Käufer felsenfest überzeugt sein, und zwar mit Recht, sonst verfehlen Bücher dieser Art ihren Zweck. Die Unterscheidungsmerkmale sind also nur auf dem Gebiete der größeren oder geringeren Bequemlichkeit für den Benutzer zu suchen, und da stehe ich nicht an, nach vieljähriger vergleichender Prüfung dem Hendschel den Vorzug zu geben. Die Eisenbahnkarte des Reichskursbuches ist schlechter als die des Hendschel, und die Verweisungszeichen im Reichskursbuch erinnern vielfach an Bilderrätselaufgaben wie: Wo ist die Katze? Hendschel hingegen bedient sich fast nur der lateinischen Buchstaben in alphabetischer Folge, so daß jede Verweisung sogleich aufzufinden ist. Hiermit will ich aber keineswegs sagen, daß ich nicht auch noch den Hendschel in sehr vielen Punkten für verbesserungsbedürftig halte. Seine Eisenbahnkarte ist in der Bezifferung der Einzelstrecken in mehr als einem Falle unvollständig, so daß ich, der ich mich wohl für einen Kenner solcher Dinge halten darf, schon mehr als einmal bei der Benutzung der ja unentbehrlichen Karte in arge Verlegenheit geraten bin. Ferner fehlen auch im Hendschel, wenngleich seltener als im Reichskursbuch, für mehr als eine wichtige Durchgangslinie die zusammenhängenden Fahrpläne. Die Verfasser des Reichskursbuches als eines staatlichen Unternehmens sind, wie mich die Erfahrung eines Menschenlebens gelehrt hat, so gut wie unzugänglich für Bitten, Ratschläge, Tadel. Der Verlag des Hendschel strebt nach menschenmöglicher Vollkommenheit auf diesem Gebiet, und da macht es einem erfahrenen Reisenden Freude, Winke zu Verbesserungen zu geben. Die Klage über den Mangel an durchgehenden Fahrplänen in allen unsern Kursbüchern ist sehr alt und sehr berechtigt; das Kursbuch, das diesem Übelstande ganz oder doch annähernd abhülfe, würde in wenigen Jahren jeden Wettbewerb aus dem Felde schlagen, und schon eine wirklich brauchbare Eisenbahnkarte würde dem sie darbietenden Kursbuche einen siegreichen Vorsprung geben.

*

Von den Neuigkeiten unsrer beiden führenden Reiseverlagshäuser, Karl Bädeker und dem Bibliographischen Institut („Meyer"), sind einige wichtige Neuauflagen zu vermerken: Bädekers Konstantinopel mit Balkanstaaten und Kleinasien unter Berücksichtigung der umwälzenden politischen Geschehnisse der letzten zwei Jahre, und Ägypten, zwei ausgezeichnete Leistungen unsrer Reisebuchliteratur für zwei Gebiete, auf denen Zuverlässigkeit der Angaben mit überaus großen Schwierigkeiten verbunden ist. — Von den Meyerschen Reisebüchern erwähne ich die zwei Bändchen für kleine, abgeschlossene Gebiete: Franken und Nürnberg, Bayrischer und Böhmerwald. Ich halte den Gedanken, der diesen kleinen Bänden zugrunde liegt, für sehr glücklich, denn für kurze Reisen in einem kleinen Sondergebiet mag man sich nicht mit einem dicken Reisebuch schleppen.

Eduard Engel



# Bildende Kunst

## Die dritte Wandlung der Nationalgalerie

Kurz zusammengefaßt: Hugo von Tschudi hat aus der Nationalgalerie das beste Museum der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts gemacht, Ludwig Justi will sie zum schönsten gestalten. Sein Umbau und seine Neuordnung geben die Sicherheit, daß er der Mann ist, diese Idee zu verwirklichen, wenn der preußische Staat sich einmal entschließen wird, für die deutsche Kunst dasselbe zu tun, was für die Arbeiten wilder Völker seit langem geschehen ist: ihr ein Haus zu bauen. Die jetzt erfolgte Lösung gilt nur einem



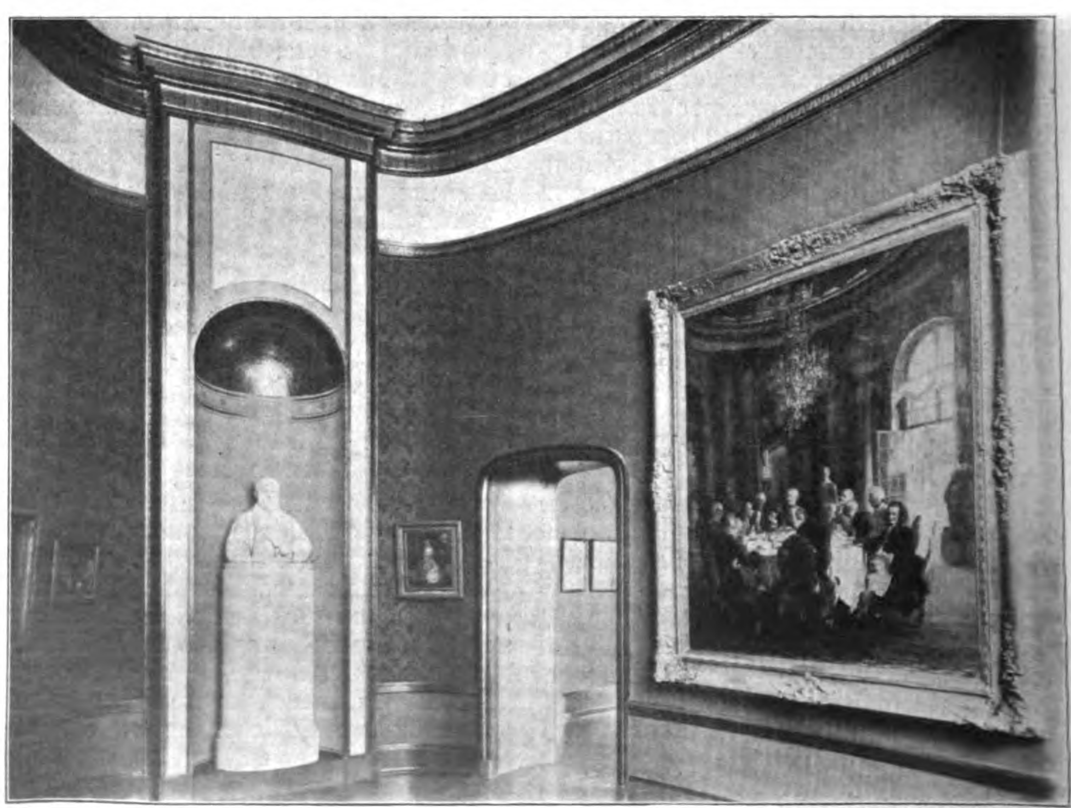
# Kultur der Gegenwart



Teil und ist nur provisorisch: trotzdem hat sie mehr Bedeutung, als nur eine Hoffnung zu geben. Es ist eine Reihe von Museumssälen geschaffen, wie sie in dieser Würde und Vornehmheit keine moderne Kunstsammlung besitzt.

Wer des alte Haus kennt, weiß, daß es ganz unmöglich für eine Bildergalerie war und im Grunde immer bleiben muß. Was Friedrich Wilhelm IV. von Stüler bauen ließ, war ein auf hohem Unterbau stehender römischer Tempel, der als Mittelpunkt auf dem Kunstforum sehr gut wirkt, aber außer dieser repräsentierenden Funktion eigentlich keine andere erfüllen kann. Zur Not ging es noch, als nur in großen Sälen die Kartons des Cornelius und die kleinen scharfen und hellfarbigen Genrebilder der Wagnerschen Sammlung allein den Inhalt der Galerie ausmachten. Alle spätere, alle wirkliche Malerei ist immer nur untergebracht, niemals wirklich dargestellt worden. Für große Bilder waren die Räume zu schmal, für intime zu hoch. Das Licht der riesigen Fenster war zu krude, um die Farben zusammenzubinden. Wer nicht in den Stunden des sinkenden Tages in die Galerie kam — und das konnten ja bis vor einigen Jahren nur sehr wenige, weil sie damals um drei oder vier Uhr geschlossen wurde —, kannte die Qualität der Bilder überhaupt nicht. Das mag dem Laien erstaunlich klingen. Aber es ist eine einfache Tatsache, daß ein Bild keineswegs sich immer gleich ist, sondern ganz im Gegenteil in jeder andern Umgebung eine andre Erscheinung annimmt. Nur wer einmal ein Bild in einer Ausstellung gekauft und dann in seiner Wohnung nicht wiedererkannt hat, kennt das Maß der Verschiedenheit, das dasselbe Stück zeigen kann.

Aber das Haus hatte noch andre Tücken. Im Hauptgeschoß lagen die Kabinette um eine dunkle Mitte herum. Man mußte sich aus einem in das andre



Phot. Boedecker, Berlin

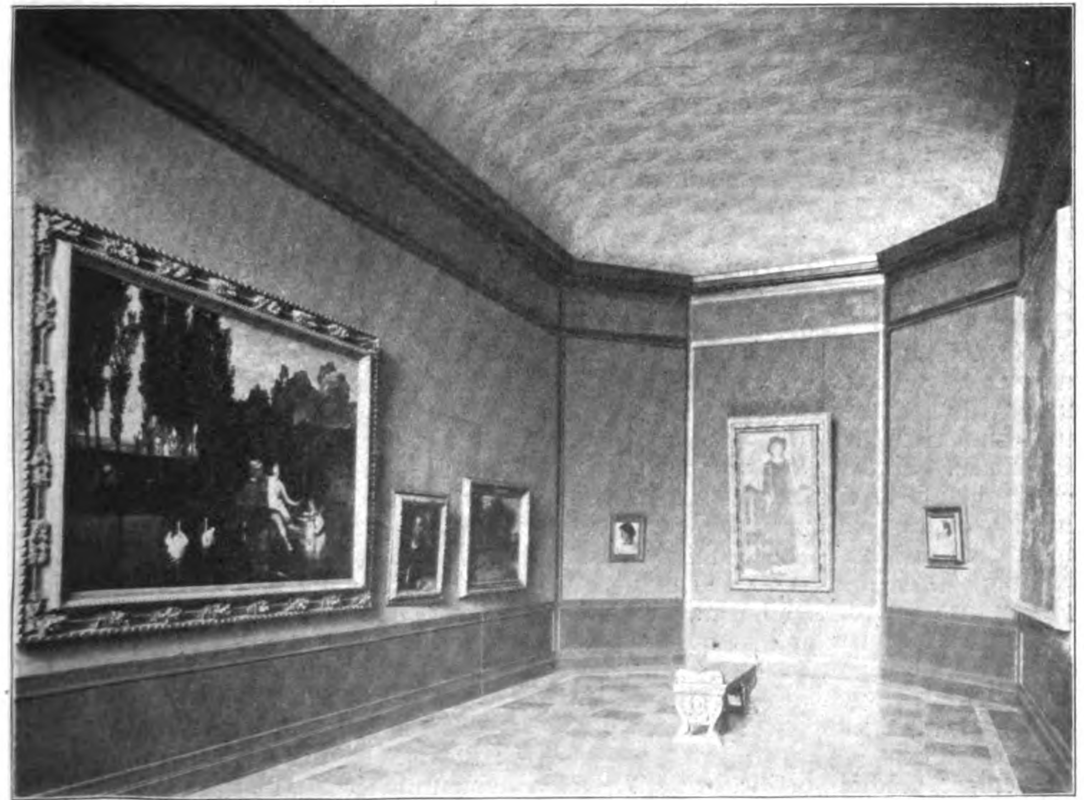
Das Menzel-Kabinett

schlängeln, und immer, wenn man eines betrat, bekam man das Blendelicht des Riesenfensters dem Eingang gegenüber gerade in die Augen. Was das bedeutet? Ein Vergleich wird es am besten sagen. Es ist geradeso, als ob bei einem Kammerkonzert zwischen die zarten Stücke immer ein Susa-Marsch eingeschoben würde.

Was von diesen schlimmen Dingen zu beseitigen war, ist nun beseitigt worden. Es ist erstaunlich, wie erfinderisch auch die künstlerische Liebe macht. Justi und sein Helfer, der Museumsarchitekt Wille, haben ganz einfache Mittel gefunden, um einen so gut als möglich und sicher unvergleichlich verbesserten Zustand zu schaffen. Nur durch Verlegung der Eingänge an die Fensterseite der teilenden Wände kann man jetzt die Reihe der Kabinette gerade durchschreiten und hat jedesmal einen geschlossenen, zwar schmalen, aber tiefen Raum vor sich, in dem das Auge eine gute Harmonie findet. Die Öffnungen nach der Mitte konnten ja kassiert und der ganze unbrauchbare dunkle Mittelraum auf die einzelnen Kabinette verteilt werden.

Leider war es unmöglich, große Räume und Säle von schöner Proportion zu schaffen. Den Mangel an Schönheit kann man eher hinnehmen, trotzdem keine Kunst der Ausstattung den Betrachter so recht zum Kunstgenuß stimmen kann wie eine glückliche Raumwirkung. Die Unmöglichkeit, große Säle zu schaffen, hat die dem Sinne der ganzen Anordnung zuwidere Notwendigkeit geschaffen, die großen Feuerbach und Menzel von den kleineren zu trennen und in das obere Stockwerk zu bringen, wo sie zum Teil wenig erfreuliche Nachbarschaft haben.

Das Untergeschoß zerfällt seiner Anlage nach in drei Raumgruppen, die zu einer Gliederung des Inhalts benutzt sind. Der linke Trakt enthält die Werke der Böcklin, Marées und Feuerbach, die durch gemein-



Phot. Boedecker, Berlin

Der Böcklin-Saal in der Nationalgalerie zu Berlin



# Kultur der Gegenwart



same Neigungen für Stoffe und Formen zusammengehalten werden. Die Apsis beherbergt in ihren elliptischen Räumen das Menzel-Museum. Die Säle des rechten Traktes gehören dem Leiblkreis und dem Liebermannkreis.

Dem verschiedenen Inhalt entsprechend, ist in den drei Gruppen auch die Ausstattung verschieden und im ganzen dem Charakter der Kunstwerke glücklich angepaßt.

Die größte Wirkung machen die Säle der Deutsch-Römer. Farbiger Marmorfußboden, die Wände mit rotem Damast zwischen Gliederungen im Renaissancegeschmack: das gibt den rechten Rahmen für diese auf Größe und Schönheit gerichteten Werke. Niemals hat man Böcklin so stark empfunden. Alle Verkleinerungen, die versucht worden und nicht ohne Eindruck geblieben sind, sind mit einem Schlage abgetan. Ein Großer, für den seine Zeit zu klein, zu bürgerlich war, und der sich nicht bückte, um in ihr Maß zu passen, steht er vor uns, weiter in die Zukunft weisend als alle Großstrebenden von heute und morgen. Auch daß endlich ein Werk von Marées in einer Wand steht, wie er es dachte, ist ein Ereignis, das für die deutsche Kunst wichtig ist. Auch dann noch, wenn man zugeben muß, daß der Eindruck nicht voll, das Fragmentarische seiner Art auch so noch sichtbar ist. Und wie rein und edel klingt die Musik Feuerbachscher Farben!

Die Räume für Menzel, intim und mit reinem Nordlicht, gehen in Gold und Grün. Man könnte sagen, sie sind modernisiertes Rokoko, Rokoko ohne Schnörkel. Viele Zeichnungen sind aufgehängt, und so entsteht wirklich ein Erlebnis dieses berühmtesten und verkanntesten Malers. Die falsche Vorstellung, die kleinliche Arbeiten und späte Zeichnungen verbreitet haben, die Vorstellung von dem realistischen Kleinmaler ist für jeden erledigt, der hier gesehen hat. Der Mann von Genie und Temperament und Phantasie und Gefühl wird sichtbar.

Weniger glücklich ist die dritte Reihe. Hier muß geändert werden. Man hat der Einheit der Gruppe zuliebe Leibl auf Weiß gehängt, wo er tintig wirken muß. Und Liebermann hat nicht den Raum, der ihm gebührt. Fritz Stahl



## Kunstgewerbe

### Das Auto

Wenn man einmal eine jener ersten Dampfmaschinen, deren Schwungräder gotisch dressierten Zierat aufweisen, gesehen hat, so wundert man sich nicht über die seltsame Gestalt, die einst die Eisenbahnwagen und die Lokomotiven zeigten. Sie sahen ganz abenteuerlich und vorsintflutlich aus; sie hatten etwas Akrobatisches, zugleich etwas komisch Verwackeltes. Man sah, daß die Formen, die nun plötzlich durch ein technisches Medium auf eine gar erstaunlich schnelle Weise bewegt werden sollten, für ein gemächlicheres Tempo, für die Romantik des Pferdetrapps und der Postillionssentimentalität erfunden worden waren. Aus solch einer frühen Fahrmaschine, deren Leib wie ein horizontal gelegter Badeofen aussah, ragte ein Rauchrohr, das meterhoch dem Wind sein Vergnügen ließ. Die Räder standen zu dem übrigen Apparat in keiner Beziehung, sie waren splitterdünn und schienen nur lose angesetzt. Nicht besser als um die Dampfrosinante war es um die Wagen bestellt, die hinter dem fauchenden Klapperkasten gemächlich torkelten. Große Postkutschen mit Bock und Verdeck waren auf ungefüge Räder gesetzt worden. Die Lithographien und Stiche, die es von solchen Dampfzügen der frühesten Zeit zu sehen gibt (sie sind meist englischen Ursprungs), wirken auf uns außerordentlich belustigend; das echauffierte Publikum klettert auf den gelben Sommerchaisen wie ein Maikäferschwarm herum; Zylinder werden aus den Fenstern gestreckt; Babys hocken vergnügt auf den Trittbrettern.

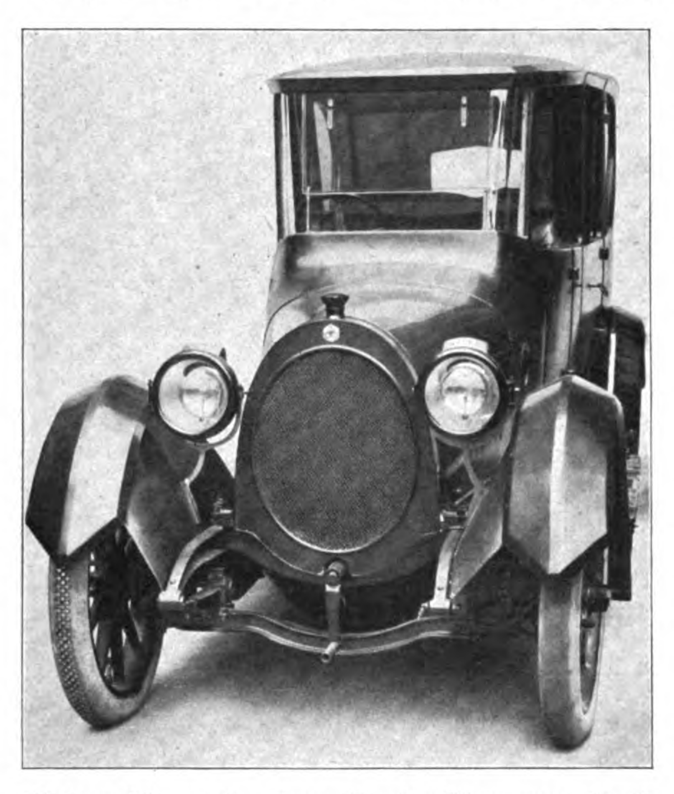
Welche Entwicklung haben die fahrenden Architekturen durchmachen müssen, ehe sich die dampfbetriebene Postkutsche in einen modernen, von der Schnellzugslokomotive mit hundert Kilometer Geschwindigkeit durch die Luft gerissenen

# Kultur der Gegenwart



D-Zug verwandelte! Eine Entwicklung, ebenso großartig wie heftig; in knapp fünfundsiebzig Jahren gelang es den Ingenieuren, aus einem knarrenden Spielzeug die eisernen Riesen des Weltverkehrs, durch deren Funktion ein neues, frei schweifendes Menschengeschlecht den Erdball endgültig eroberte, zu schaffen. Wenn wir jetzt solch einen sturmbeflügelten Giganten anschauen, so spüren wir die gewaltigen Kräfte, die er in seinem Innern birgt, und die ein schwaches Menschlein durch einen leisen Hebeldruck wirksam machen kann. Wie alle aus dem Eisen erstandene Architektonik, so demonstriert aber auch die Schnellzugslokomotive gotischen Geist, sie ist zugleich schlank und knapp, elastisch und mit stoßender Energie erfüllt, sie ist ein Mysterium und ein sieghaftes Jauchzen höchst gespannter irdischer Sinneslust. Bei alledem ist sie nur das, was sie notwendig sein muß. Sie zeigt gar kein Ornament, nicht das geringste Zuviel; alles, was an ihr Form ist, erfüllt zugleich eine unentbehrliche Funktion. Man könnte fast zu der Meinung kommen, daß solch eine moderne Lokomotive den Beweis für den zweifellos falschen Satz über die Identität von Zweckmäßigkeit und Schönheit erbringe.

Eine ähnliche Entwicklung nun, wie die von der Dampfrosinante zur modernen Lokomotive, gibt es für das Automobil, wie es anfing als ein Kutschwagen, dem die Pferde abgespannt wurden, und was es wurde: ein aus seiner Technik und der Art seiner mechanischen Arbeit entwickelter Typus äußerster Zweckmäßigkeit. Jener ersten Autos, wie sie bei uns in Deutschland vor knapp zwanzig Jahren auftauchten, erinnern wir uns nicht ohne Lächeln; man traf sie mehr stehend als fahrend, mehr invalide und gasespeiend als sprungbereit. Sie bewegten sich mit erheblichem Lärm, nichts an ihrem Äußern zeugte fürs Tempo, mit dem sie den Kampf gegen alle Vierbeiner aufnehmen wollten. Wiederum: in unbegreiflich kurzer Zeit, unter dem Druck eines internationalen Experimentierens, gelockt durch die großen Wettkämpfe der Wagen und Motoren, entstand ein ganz neuer, bisher nicht dagewesener Organismus, dessen Seele der winzige, aber unübertreffliche Explosionsmotor bildet. Auf die primitive Periode des pferdelosen Kraftwagens folgte zunächst eine Zeit des Symbols. Das war damals, als die ästhetische Dialektik verlangte, daß ein Stuhl tragend, ein Schrank umfangend auszusehen habe. Damals sollte das Automobil schnellfahrend, die Luft durchschneidend, wie ein Pfeil fliegend ausschauen. Man



Automobil, nach einer Konstruktion von Ernst Neumann, ausgeführt von Schebera, Berlin



# Kultur der Gegenwart



machte es vorne möglichst spitz und gab ihm im übrigen die Form eines Torpedos oder, wenn man will, die einer gewaltigen Granate. Die Laien mochten glauben, daß solch ein Luftschneider nun auch wirklich ungeheure Schnelligkeiten leiste; ein charakteristischer Irrtum, der aus der Form durch den berüchtigten Analogschluß (Granate gleich Granate) Tugenden abstrahierte, die zwar stimmen konnten, aber nicht stimmen mußten. Diesmal stimmten sie nicht. Solch ein spitz sich in die Luft bohrendes Automobil fuhr zwar nicht langsamer, als wenn es eine minder symbolische Form gehabt hätte, es fuhr aber gewiß nicht schneller. Die Torpedoform des Automobils war nur eine Illusion, die harmlos gewesen wäre, wenn sie nicht eine ganze Reihe von Nachteilen mit sich gebracht hätte, und wenn sie nicht für eine kurze Spanne Zeit den Aberglauben erweckt haben würde, so etwas wie die endgültige Form des Autos zu sein. Die Technik aber ist von jeher skeptisch und kritisch gewesen, sie ließ sich auch durch die Mode des animalisch erregten Wagens, der absichtlich ein Sinnbild der dämonischen Schnelligkeit sein wollte, nicht beirren und suchte die Form, die wirklich schnell ist.

Daß es einen engen Zusammenhang zwischen der äußeren Form und der leistbaren Schnelligkeit solch eines fahrenden Architekturkörpers gibt, bedarf keiner Erörterung. Es ist nicht einerlei, welche Luftwiderstände der Wagen verursacht, welche Abzugwege er der verdrängten Luft gewährt, wie viel oder wie wenig die aus dem eigentlichen Körper austretenden Teile (etwa die Kotflügel) durch Vibration den Lauf beeinflussen. Aus solchen Hinweisen ergibt sich aber bereits, daß die Form der größten Schnelligkeit nicht durch symbolische Deutung erreicht wird, sondern allein durch eine möglichst konsequente Erfüllung aller technischen Bedingungen. Womit allerdings in keiner Weise die Identität von Zweckmäßigkeit und Schönheit (wie es schon oben hieß) zugegeben sein soll. Es ist nämlich schließlich doch nicht einerlei, ob ein nur rechnender Techniker die Formgestaltung erwirkt, oder ob das ein Mensch tut, der zwar alle Formeln und Gesetze genau weiß und erfüllt, der aber zugleich in seinem Blut eine geheimnisvolle Genialität, einen Witterungsinstinkt für die Schnelligkeit, das Elastische und das Kraftkonzentrierte regsam fühlt. Solch ein Architekt der fahrenden Körper, speziell des Automobils, ist Ernst Neumann, von dessen Karosserien wir hier ein typisches Beispiel veröffentlichen.

Neumann entwickelt die Formen seiner Karosserien aus Erfahrungen der Aerodynamik, auf deutsch: aus den Beobachtungen über die Durchdringung der Luft, die Entstehung von Wirbeln und saugenden Leerräumen. Er gestaltet seinen Wagen demgemäß so, daß ein hinlänglicher Luftbalken fortgestoßen wird, daß aber zugleich der verdrängten Luft bequeme Gleitflächen geboten werden. Dadurch sollen die bekannten und peinlichen Wirbelstürme, die das Fahren im offenen Wagen unbequem machen, vermieden sein, es soll auch der Gang des Wagens eine wesentlich größere Ruhe haben. Dieser letzteren Absicht dient es, daß Neumann die Kotflügel, die bei vielen Wagen wie Nachthauben flattern, möglichst fest und rund um die Räder legt und so eng mit dem Wagenkörper verbindet, daß die notwendig entstehenden Schwankungen ein möglichstes Minimum nicht übersteigen. Wie alle Architektur erst dadurch zur schönen Wirkung kommt, daß sie einheitlich gedacht wurde, so bedarf auch das Auto der architektonischen Geschlossenheit. Neumann entkleidet es darum der vielen Anhängsel und Zutaten, die nicht nur das Überschauen des Gesamtkörpers hindern, die auch sein glattes Hindurchgleiten durch die Luft stören. Es muß alles, was sich irgendwie verstauen läßt, im Innern des Wagens untergebracht werden, alsdann ist darauf zu achten, daß die Wandungen in ihrer ganzen Länge eine Einheitslinie bilden und daß nicht der unangenehme Buckelknick beim Ansatz der Motorhaube zu spüren ist.

Es ließe sich noch mancherlei anführen, um zu zeigen, wie Neumann den Begriff der fahrenden Architektur zu erfüllen



# Kultur der Gegenwart



versucht; es sei nur noch darauf verwiesen, daß er bei der Einrichtung des Innenraums alles vermeidet, was über den Charakter des Automobils täuschen könnte. Möglichst bequeme Sitze sind das Ideal, eine einheitliche Farbstimmung ist notwendig. Entscheidend aber bleibt, daß auch im Innern der Karosserie der Fahrende den Geist der Motoren erlebt.

Robert Breuer



## Architektur

### Moderner Stil

Seit fünfzig Jahren ist heftig um den sogenannten modernen Stil gestritten worden. In einer Zeit wie der unsrigen, die doch in jeder andern Beziehung ein so selbständiges Leben führt und die namentlich auf dem Gebiete der Technik fast Unglaubliches geleistet hat, müsse, so meint man, auch in der Kunst und namentlich in der Architektur der Geist dieser Zeit zutage treten. Freilich ist gerade in der Architektur im ganzen neunzehnten Jahrhundert genau das Gegenteil zu beobachten gewesen. Man hat sich damit zufrieden gegeben, alle historischen Ausdrucksweisen repetierend und nebeneinander anzuwenden. Aber am Ende des Jahrhunderts trat dann das stürmische Verlangen auf, nun endlich einmal im modernen Stil zu gestalten. Dieser moderne Stil, wie man ihn auffaßte, mußte erst geschaffen, sozusagen neu erfunden werden. Künstlerästheten wie van de Velde haben mit großer Zähigkeit an dem Gedanken eines solchen modernen Stils festgehalten, und das, was sie als modernen Stil empfanden, auch nach Kräften zu propagieren gesucht. Daneben ist im gesamten deutschen Kunstgewerbe, allerdings in weniger scharf umgrenzten Umrissen, im Sinne der Entwicklung eines Zeitstiles gearbeitet worden. Die ziemlich beträchtlichen Wandlungen, die die Ausdrucksformen im modernen Kunstgewerbe in den letzten fünfzehn Jahren erfahren haben, weisen aber schon darauf hin, daß dieser moderne Stil nicht von einem Individuum erfunden worden und nicht auf eine Individualität zugeschnitten sein kann. Er kann nur die Arbeit einer Generation sein. Fest steht heute, daß im Kunstgewerbe in der Tat nicht nur ein von den historischen Stilen verschiedener, dem Empfinden der modernen Zeit Rechnung tragender Ausdruck gefunden worden ist, sondern daß hier sogar eine deutsche Eigenart, also man möchte sagen ein deutscher Zeitstil durchgedrungen ist. Ganz anders jedoch in der Architektur. Nachdem vor zehn Jahren mißverstandene Versuche gemacht waren, sich dem Florealstil anzuschließen, der damals als Jugendstil in der Kunstindustrie grassierte, ist heute fast auf der ganzen Linie eine Rückkehr zur sogenannten Tradition zu beobachten. Ja mehr als das: ein großer Teil der Architektenschaft treibt einer vollkommenen Reaktion zu, will wieder bauen, wie man im achtzehnten Jahrhundert baute, baut lediglich für das Auge und mißachtet die inzwischen veränderten Bedürfnisse, ganz zu schweigen von dem inzwischen veränderten Zeitempfinden. Als einziges Ziel tritt die abgerundete architektonische Erscheinung auf, man macht Architektur als Selbstzweck und verfolgt genau wieder die Tendenzen, die Alfred Lichtwark in seiner Schrift „Palastfenster und Flügeltür" für seine Zeit erfolgreich bekämpfte.

Diese Bestrebungen sind als die Gegenbewegung gegen das Suchen nach dem zeitgemäßen Stil aufzufassen. Spielt sich ja doch die ganze künstlerische Entwicklung in Pendelschwingungen ab, die wir auch in der Politik, in der Wissenschaft, auf allen Geistesgebieten beobachten können. Gerade in Anbetracht dieses Umstandes aber ist es vielleicht am Platze, die Frage des Zeitstils einmal von einem andern Standpunkte aus zu untersuchen. Es ist dabei ein Vorteil, wenn dieser Standpunkt mit den rein künstlerischen Strömungen direkt nichts zu tun hat. Erst in neuerer Zeit ist es ja üblich geworden, die Betätigung im Gewerbe und im Bauen als Kunst aufzufassen. In früheren Jahrhunderten hat kein Mensch eine solche Prätension erhoben. Jene Handwerker des siebzehnten und achtzehnten



# Kultur der Gegenwart



Jahrhunderts, gleich denen der gotischen Zeit und gleich der Generation von Werkleuten, die uns die herrlichen Wanddekorationen, Geräte, Statuetten in Pompeji hinterlassen hat, dachten nicht daran, Künstler zu sein. Sie schufen als Handwerker und gehörten dem Handwerkerstande an. Deshalb blieben sie naiver, und ihr Schaffen und Schönheitsempfinden hatte den Reiz des Unbewußten. Vom Standpunkt der Schöpfungen jener alten Zeiten muß es fast komisch anmuten, daß wir diese Dinge heute mit hochwichtiger Miene als Kunst erklären und mit allerhand Ästhetik, Stilgeschichte und transzendentaler Spekulation zusammenkoppeln.

Glücklicherweise gibt es nun aber ganze Schaffensgebiete, auf denen die künstlerische Prätension bisher noch gefehlt hat. Diese bieten uns Gelegenheit, das unbeeinflußte Zeitempfinden zu beobachten. Es handelt sich um unsre Geräte, Werkzeuge, Waffen, Fahrzeuge, Maschinen, Eisenkonstruktionen. Ein Teil dieser Dinge sind neuer Art, wie die Maschinen und die Eisenkonstruktionen; andre, wie die Fahrzeuge, Geräte, kleine Gebrauchsgegenstände, hat es auch früher schon gegeben. Ein Vergleich nun zwischen der Form, die diese Dinge früher hatten, und der heutigen Form gibt wichtige Aufschlüsse. Man stelle eine Staatskutsche des achtzehnten Jahrhunderts neben den heutigen Landauer, die kunstvoll gearbeitete Schnupftabaksdose der Rokokozeit neben das ganz ungeschmückte, sich rundlich der Tasche anschmiegende Zigarettenetui von heute, das verzierte Kanonenrohr, das uns, mit reichem Akanthusornament bedeckt, als Trophäe im Zeughause begegnet, neben das heutige Geschützrohr. Überall begegnen wir derselben Wandlung. Es ist eine weitgehende Vereinfachung eingetreten; das Behäbige, Gemütliche, Kontemplative der alten Fassung ist gewichen, das poetische Beiwerk des Ornamentes ist fortgefallen. Man mag das bedauern oder nicht. Wahr bleibt, daß diese Dinge in ihrer knappen, glatten, schmucklosen Form unverfälschte Kinder unsrer Zeit sind, daß sie also das tektonische Empfinden der Gegenwart klar repräsentieren. Wer würde heute ein Geschützrohr mit Ornamenten überziehen wollen? Noch deutlicher tritt uns dasselbe Empfinden in den neuen Erzeugnissen der Technik entgegen, in solchen, die es früher nicht gegeben hat, wie den Eisenkonstruktionen, Maschinen, Dampfschiffen, Flugzeugen, Automobilen. Hier ist es völlig selbstverständlich, daß man alles so knapp und glatt wie möglich bildet, daß man nichts Überflüssiges anbringt. Nun soll keineswegs bestritten werden, daß sich unter diesen neuen Konstruktionen sehr viel Häßliches befindet, daß Geschmacklosigkeiten, ja brutale Roheiten vorkommen, die unser Auge beleidigen. Auf der andern Seite aber haben sich auch, und zwar gerade infolge unsrer letzten künstlerischen Erkenntnis, viele Schönheiten gefunden, ist doch die „Schönheit der Maschine" geradezu ein Schlagwort in der letzten Ästhetik geworden. Es ist eben zu bedenken, daß man auch in dieser ganz neuen Gestaltungsweise je nach Wahl schön oder häßlich gestalten kann, geradeso, wie innerhalb der alten Architekturtradition neben Schönem täglich auch Scheußliches erzeugt wird. Die neue Schönheit beruht in etwas andrem als in dem, was frühere Jahrhunderte erstrebten. An die Stelle des Schmuckes und verzierenden Aufwandes tritt die Eleganz der Linie, die Knappheit des Umrisses, die sinnfällige Kennzeichnung des Zweckes. Das Streben nach diesen Schönheitsidealen, gewissermaßen nach einer Vergeistigung der Funktion ist es, was unsre Zeit von jenen früheren Zeiten unterscheidet und was also auch, wenn man den Stil unsrer Zeit erkennen will, als Charakteristikum dieses Stiles festgehalten werden muß.

Auch das Gebiet, auf dem wir bisher bewußt künstlerisch gestaltet haben, nämlich die Architektur, wird sich diesem Zeitgeist anpassen müssen, wenn sie den Zusammenhang mit unsrer Zeit nicht völlig verlieren will. Alle reaktionären Tendenzen, die wieder bauen wollen, wie man vor hundert Jahren baute, können daher nur von ganz vorübergehender Bedeutung sein. Die Zeit drängt vorwärts, und gerade jetzt gehen wir daran, die lange vernachlässigte ge-



schmackliche Seite auch auf den rein technischen Gebieten des modernen Schaffens von neuem zu betonen. Aber ebensowenig wie wir in unserm modernen Anzuge jemals wieder zum Spitzenjabot und zur Puderperücke zurückkehren werden, ebensowenig werden sich an unsern Landhäusern, an unsern Geschäftshäusern und unsern Bahnhöfen die jetzt üblich werdenden Säulenportiken und Palastfenster auf die Dauer halten können. Königliche Opernhäuser, Staatsverwaltungsgebäude, Königsschlösser mögen in den alten aristokratischen Formen weitergebaut werden, weil hier Überkommenschaften aus jener Zeit auch im Zweck vorliegen (aber selbst die Könige flüchten sich heute in ihre Landhäuser). Das tätige Leben wird an diesen bombastischen Formen vorübergehen und sich seine eignen Wege suchen, von denen es wohl durch Modetendenzen zeitweilig abgetrieben werden kann, deren Grundrichtung aber beibehalten bleibt, wie der Weg aller Entwicklung ja der vorwärtsgerichtete gerade und nicht der rückläufige ist.

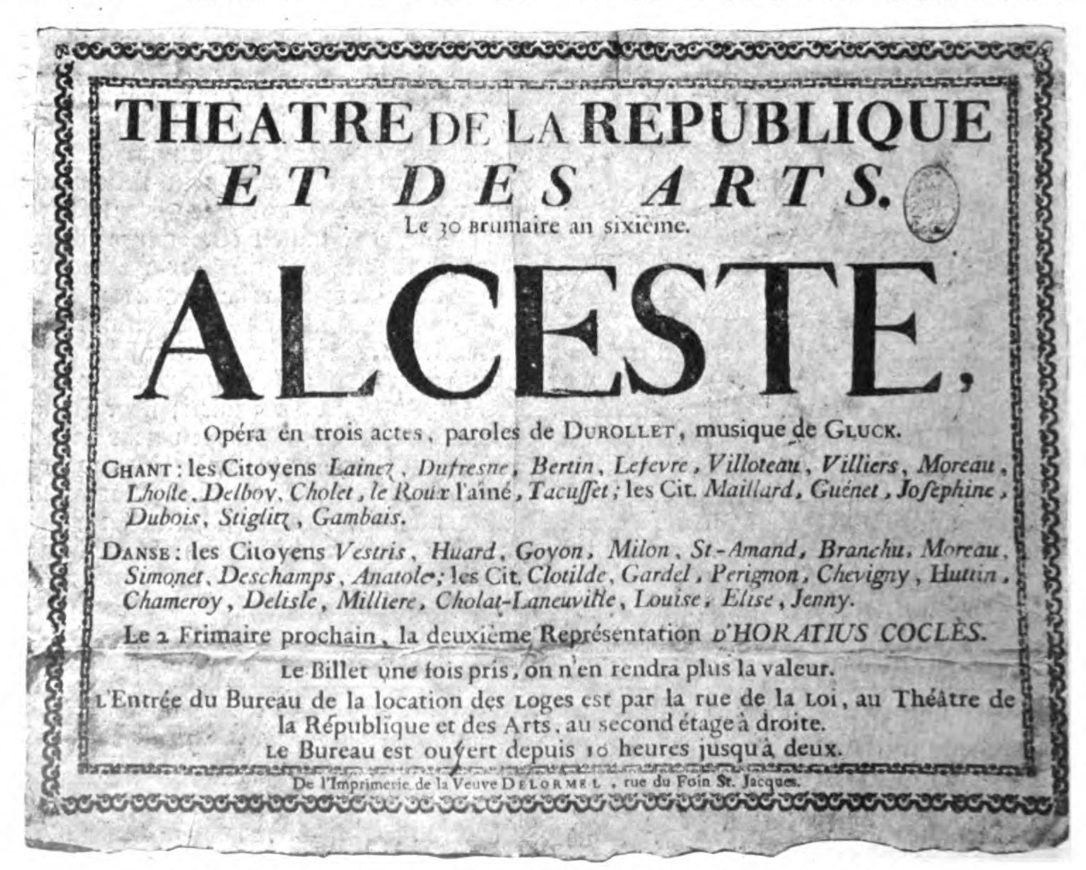
Hermann Muthesius



## Musik

Am 2. Juli wird in der Kulturwelt **Christoph Willibald Glucks** zweihundertjähriger Geburtstag gefeiert werden, dessen Name aufs engste mit der Entwicklung der Oper verbunden ist. In seinem innersten Wesen ein kerndeutscher Mann, verhalf er seinerzeit mit seinem Kunstschaffen der französischen Oper zum Siege über die bis dahin allein herrschende italienische, oder besser ausgedrückt, setzte er die Wahrheit des dramatischen Ausdrucks wieder in das ihr gebührende Recht ein gegenüber der sinnlosen Musikmacherei, wie sie sich auf der Bühne breit machte. Allzuweit hatte sich dem Kunstgesang, dem Sänger zuliebe, die italienische Oper von ihrem ursprünglichen Ideal, der Wiedergeburt der antiken Tragödie, entfernt, war degeneriert zu einer Reihenfolge von Arien, die den Sängern gestattete, mit ihrer schönen Stimme, mit ihrer Atem- und Kehlfertigkeit auf der Bühne zu glänzen. Sieht man sich die Partitur solch einer italienischen Oper aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an, so findet man nur eine Sammlung von Arien, die für den ersten Sopran, für den Kontraalt, vor allem für den Tenor (einen Kastraten) gesetzt sind. Ein paar Chöre, einige Ballettsätze gehörten ebenfalls zu solch einem Werke. In seiner ersten Schaffenszeit hat auch der junge Gluck eine lange Reihe derartiger Opern verfaßt, deren Stoffe der Sitte gemäß aus der alten Geschichte aller Völker, am liebsten aus der griechischen und römischen Heroenzeit, entnommen waren. Die Ausbildung des jungen Musikers, der 1714 in Franken als Sohn eines kleinen Forstmannes geboren und noch als Kind mit dem Vater nach Böhmen gezogen war, hatte ein vornehmer Gönner, Fürst Melzi, übernommen; im Hause des Fürsten Lobkowitz hörte er ihn Cello spielen, faßte Interesse für den jungen Künstler und schickte ihn zu weiterer Schulung nach Mailand. Hier wurde von dem siebenundzwanzigjährigen Gluck die erste Oper aufgeführt, der schnell eine ganze Reihe ähnlicher Werke folgten. Der Name des jungen Meisters wurde dadurch verhältnismäßig früh in der Musikwelt berühmt. Sein Lebenslauf führte ihn dann weit herum. Bald hören wir von ihm, daß er in London wirkt; über Hamburg, Kopenhagen, Dresden geht's nach Wien, dann wieder nach Italien, wo er neue Werke in Neapel und Rom mit glänzendem Erfolge aufführt. In Rom ehrt ihn der Papst durch Verleihung des Ordens vom Goldenen Sporn, und von da ab nennt sich der Meister gern Ritter von Gluck. Bis jetzt unterscheidet sich alles, was er geschaffen, kaum wesentlich von dem, was auch andre Opernkomponisten lieferten. Erst nachdem er die Bekanntschaft mit dem Textdichter Calsabigi gemacht hatte, vollzog sich eine innere Umwandlung in der Grundanschauung von dem Wesen des musikalischen Dramas; es scheint, daß Calsabigi bei dieser Umwandlung einen entscheidenden Einfluß auf den Musiker

ausgeübt hat. Er schrieb ihm auch die Texte zu den neuen Opern Orpheus und Eurydike (1762), Alceste (1769) und Paris und Helena (1772), in denen Gluck seine neugewonnenen Ideen über dramatischen Ausdruck betätigte. Merkwürdigerweise machten diese Werke bei ihrer Uraufführung in Wien gar keinen Eindruck auf die Hörer, die sich nicht gleich in die anders gestalteten Arien hineinfinden konnten. Von weiterförderndem Einfluß auf den Musiker war eine andre Bekanntschaft mit dem Franzosen Durollet, einem Mitglied der französischen Gesandtschaft in Wien. Dieser machte den Tonsetzer mit den Gesetzen der Deklamation in der französischen Sprache bekannt, bestärkte ihn in seinem reformatorischen Streben, besorgte ihm auch eine Bearbeitung der Racineschen Iphigenie in Aulis und bahnte ihm die Wege für Paris, so daß Gluck, als er 1774 nach der französischen Hauptstadt ging, dort sein fertiges neues Werk zur Aufführung durchsetzte. Es erweckte großes Aufsehen, verursachte auch eine heftige Preßfehde zwischen den Anhängern des alten und neuen Stils. Glucks Ansehen wurde durch die Aufführung seines umgearbeiteten Orpheus noch in demselben Jahre erheblich verstärkt, denn in Paris hatte das Werk einen ganz andern Erfolg als in Wien. Die Freunde der alten italienischen Oper, welche in Piccini ihren bisher unbestrittenen Meister verehrten, veranlaßten diesen, den Kampf mit dem Deutschen aufzunehmen, und mit seinem Roland errang er auch gegen dessen Armida einen schönen Erfolg. Als er es aber unternahm, den nämlichen Text der Taurischen Iphigenie, mit dem Gluck 1779 seinen Haupttreffer gezogen hatte,


THEATRE DE LA REPUBLIQUE
ET DES ARTS.
Le 30 Brumaire an sixième.
ALCESTE,
Opéra en trois actes, paroles de DUROLLET, musique de GLUCK.
CHANT : les Citoyens *Lainez, Dufresne, Bertin, Lefevre, Villoteau, Villiers, Moreau, Lhoste, Delboy, Cholet, le Roux* l'aîné, *Tacusset*; les Cit. *Maillard, Guénet, Joséphine, Dubois, Stiglitz, Gambais.*
DANSE : les Citoyens *Vestris, Huard, Goyon, Milon, St-Amand, Branchu, Moreau, Simonet, Deschamps, Anatole*; les Cit. *Clotilde, Gardel, Perignon, Chevigny, Huttin, Chameroy, Delisle, Milliere, Cholat-Laneuville, Louise, Elise, Jenny.*
Le 2 Frimaire prochain, la deuxième Représentation D'HORATIUS COCLÈS.
Le Billet une fois pris, on n'en rendra plus la valeur.
L'Entrée du Bureau de la location des Loges est par la rue de la Loi, au Théâtre de la République et des Arts, au second étage à droite.
Le Bureau est ouvert depuis 10 heures jusqu'à deux.
De l'Imprimerie de la Veuve DELORMEL, rue du Foin St. Jacques.

Der Theaterzettel zur Uraufführung der Alceste in Paris
(Aus dem Fr. N. Manskopfschen Museum in Frankfurt am Main)

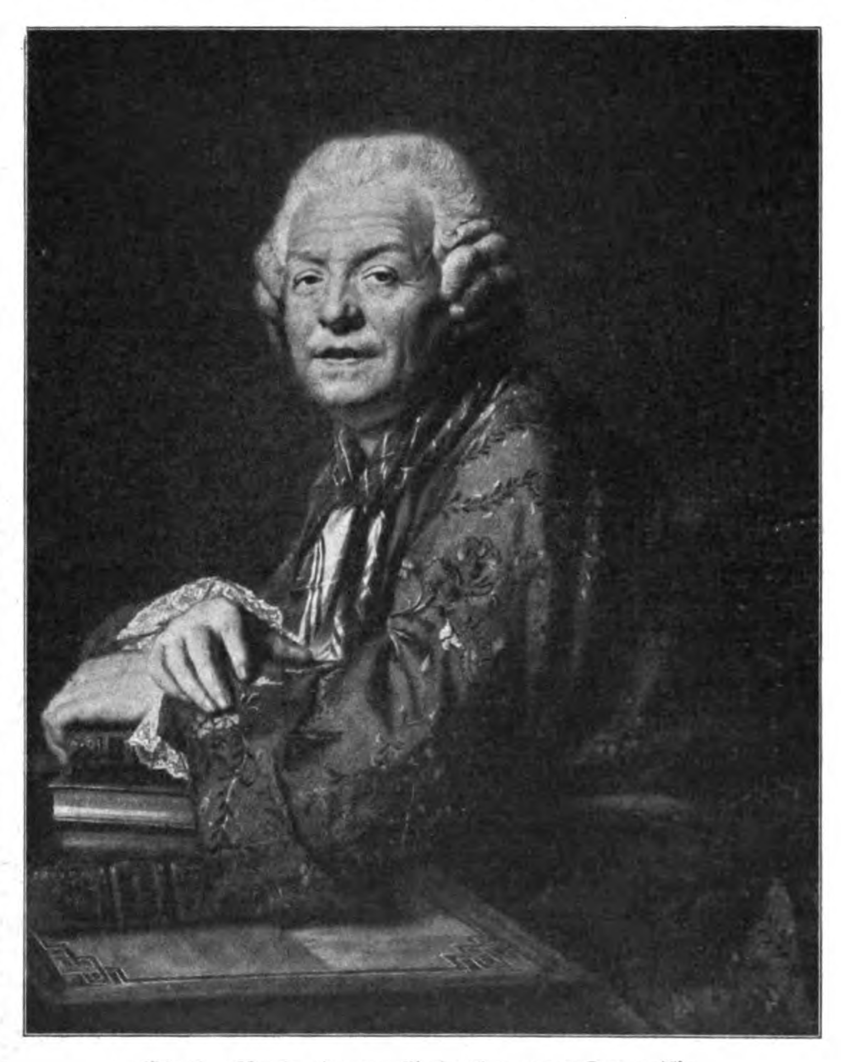


# Kultur der Gegenwart

auch zu komponieren, mußte er damit 1781 eine vollständige Niederlage erleben, die den Sieg des Gegners endgültig entschied.

Der Kampf zwischen den Anhängern Glucks und Piccinis, der in den Jahren vor der Französischen Revolution in Paris ausgefochten wurde, erinnert lebhaft an den Streit, der ein Jahrhundert später in Deutschland um Wagners Kunstschaffen entbrannte — beide Male hat sich der Sieg zugunsten des neuen Opernideals entschieden. Reich mit Lorbeeren beladen ist Gluck nach Wien zurückgekehrt und hat hier, in hohem Ansehen stehend, seinen Lebensabend 1787 beschlossen. Er durfte noch den Aufstieg des jungen Mozart erleben, dessen Entführung ihm eine solche Achtung einflößte, daß er den Tondichter zu sich einlud, wie Wolfgang seinem Vater berichtet: „Gestern ist meine Oper wieder gegeben worden, und zwar auf Begehren des Ritters Gluck. Er hat mir viele Komplimente gemacht; morgen bin ich zu Tisch bei ihm."

Den ungeheuren Abstand in betreff der Wahrheit des dramatischen Ausdrucks zwischen dem Deutschen Gluck und den italienischen Zeitgenossen kann man nicht leichter erkennen, als wenn man die Arie, wie sie Gluck aus der jedesmaligen szenischen Situation heraus zu gestalten weiß, mit der schablonenhaften dreiteiligen Form vergleicht, wie sie in der italienischen Oper überall angewendet wird. Bei Gluck gleicht keine Arie der andern. Er hat auch niemals dem Sänger zuliebe irgendwelche Konzession gemacht. Gewiß strömt in der Mozartschen Oper die rein musikalische Erfindung reicher, lebendiger, blüht es im Orchester überall viel farbenfroher auf, aber ästhetisch be-



Gluck. Nach einem Gemälde von Duplessis
(Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin)



# Kultur der Gegenwart



deutet die Oper Mozarts einen Rückschritt gegen das Ideal, das Gluck vorschwebte. Bei Mozart überwiegt doch stets der Musiker, bei Gluck versteht man seinen Ausspruch, daß er beim Schaffen stets zu vergessen bemüht sei, ein Musiker zu sein. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß von den fünf entscheidenden Werken Alceste, Orpheus, Armida und den beiden Iphigenien sich zurzeit nicht eines auf dem Repertoire der deutschen Bühnen erhält. Höchstens daß einmal einer guten Altistin zuliebe der Orpheus neu einstudiert wird, um wieder zu verschwinden. Als ich in den sechziger Jahren nach Berlin kam, wurden noch die beiden Iphigenien gegeben, auch der Orpheus und die Armida. Niemann, Betz, die Harriers-Wippern mit Johanna Jachmann Wagner wußten die Gluckschen Gestalten innerlich zu beleben; das Publikum drängte sich zu diesen Vorstellungen. Die Taurische Iphigenie verschwand mit Mathilde Mallinger, von der mir noch in lebhaftester Erinnerung die Szene gegenwärtig ist, wie sie, vom Orestes unerkannt, das Schicksal ihres Vaterhauses erfährt: „Es ist genug, all die Meinen decket das Grab", klingt mir in der Seele nach wie auch der sich daranschließende Gesang mit der weitgespannten Melodie: „O laßt mich Tiefgebeugte weinen." Bisweilen taucht eine Nachricht auf, daß die Bühnenleitung eine der Iphigenien neu einzustudieren die Absicht habe, aber dann verstummt wieder alles. Richard Wagner hat die eine, Richard Strauß die andre Iphigenie neu bearbeitet — alles umsonst. Vielleicht daß jetzt bei Gelegenheit des zweihundertjährigen Geburtstages Glucks der Versuch einer Neubelebung seines Kunstschaffens gemacht wird. Zeit wäre es wirklich, sich dessen zu erinnern.

E. E. Taubert

# Recht u. Gesellschaft

Über die Konkurrenzklausel

Die große Frage, inwieweit eine Person sich für die Zukunft verpflichten darf, inwieweit es insbesondere möglich ist, daß sie ihre künftige Tätigkeit einem andern direkt oder indirekt aufopfert, rührt an den Grundfesten unsres ganzen Vertrags- und Persönlichkeitsrechtes, ja an den Grundfesten des Rechtes überhaupt. Keine Rechtsordnung kann bestehen, ohne daß der Einzelne sich dem Ganzen aufopfert oder etwas von seiner sogenannten natürlichen Freiheit aufgibt; der ganze Verkehr verlangt eine gewisse Bindung, und die Gebundenheit des Lebens gehört mit zu den Eigentümlichkeiten der Kultur. Auf der andern Seite darf diese Bindung nicht eine sklavische sein; denn würden wir die Persönlichkeit kassieren, so würden wir einen Menschen aus der Liste des Rechts streichen und ihn zur Sache degradieren. Das will aber unsre Rechtsordnung nicht. Was ein Menschenantlitz trägt, soll Persönlichkeit sein und als Persönlichkeit respektiert werden.

So schwebt also die Rechtsordnung stets zwischen zwei Klippen, der einen Klippe, bei welcher die Persönlichkeit strandet, und der andern Klippe, bei welcher die ganze Verkehrsgebundenheit und damit gerade dasjenige, was das Wesen unsres Verkehrsrechts ausmacht, vernichtet wird. Wer immer in die Zukunft kauft oder verkauft, wer ein Termingeschäft abschließt, wer mietet oder vermietet, wer in den Dienst eines andern tritt, der bindet sich auf einige Zeit und kann nicht mehr mit seinem Wesen schalten und walten wie früher. Derartige Gebundenheiten ausschließen — wer möchte dies befürworten? Handelt es sich doch hier um das rechtlich geschützte Vertrauen auf die Zukunft, handelt es sich doch darum, daß wir nicht im Zustand der Anarchie sind, daß wir unsern Plan auf gewisse sichere Voraussetzungen bauen können, und diese Sicherheit liegt eben gerade darin, daß wir nicht zu bezweifeln haben, daß die uns gemachten Versprechungen in Erfüllung gehen.

Um gegenüber der widerspenstigen Persönlichkeit das Recht des Vertrages festzulegen, hat man sich früher verschiedener Mittel bedient. Die Verträge wurden eidlich abgefaßt, sie erlangten

## Kultur der Gegenwart



eine religiöse Weihe, und demjenigen, welcher den Vertrag brach, drohte das höllische Verderben. Auch noch verschiedene andre Zwangsmittel wandte man an, bis man es schließlich als selbstverständlich betrachtete, daß, wer sein Wort gegeben hatte, es im allgemeinen auch halten müsse.

Wo nun aber die Grenzen der Gebundenheit liegen, das ist schon von altersher eine schwere Frage gewesen. So insbesondere bei Dienst- oder Gesellschaftsverhältnissen. Wie, wenn man sich auf die Ewigkeit, das heißt auf Lebenszeit gebunden hat? Dabei mußte man noch sehr die Eigenart der menschlichen Seele in Betracht ziehen. Der Optimismus führt in der ersten Zeit dahin, daß man alles mögliche verspricht, weil man glaubt, daß das gute Einvernehmen, welches das Verhältnis geschaffen hat, auch auf die Dauer bestehen werde; die Zukunft entwickelt sich aber häufig anders; namentlich bei dem ständigen Zusammenwirken zweier Personen kann es nicht ausbleiben, daß auch manche Zwiespältigkeiten und Reibungen eintreten, die dann bald wieder begütigt werden, mitunter aber auch zu unlöslichen Differenzen führen. Hier das Verhältnis fortdauern zu lassen, würde entweder zu ständigen Zerwürfnissen führen oder zur Folge haben, daß der schwächere Teil dem andern auf Leben und Tod ausgeliefert wäre.

Es gibt nun allerdings ein Rechtsverhältnis, welches wenigstens prinzipiell auf die Dauer berechnet ist — das Rechtsverhältnis der Ehe. Hier wirken aber so viel biologische Faktoren in das Verhältnis hinein; die heftigen Triebe des sexuellen Lebens brechen von Zeit zu Zeit hervor; die Kinder bilden einen Vereinigungspunkt, und so ist es begreiflich, daß dieses Verhältnis eine exzeptionelle Stellung einnahm. Aber auch da hat man nicht umhin können, in schwierigen Fällen eine Lösung zu gestatten und das Verhältnis an eine Kündigung zu knüpfen, wenigstens dann, wenn die Umstände zu unleidlichen Zerwürfnissen geführt haben.

Andre Verhältnisse, wie zum Beispiel die lebenslängliche Beamtenschaft, nehmen die Persönlichkeit auch in einer bestimmten Weise gefangen; doch auch hier ist eine Lösung nicht ausgeschlossen, und es ist lediglich eine Sache wirtschaftlicher Unabhängigkeit, ob man sich ohne weiteres freimachen kann oder nicht.

Von solchen Verhältnissen abgesehen, hat das Recht den Grundsatz ausgesprochen: Dienst- und Gesellschaftsverträge können nur auf eine beschränkte Zeit abgeschlossen werden; jedenfalls muß stets eine Kündigung aus besonderen schwerwiegenden Gründen gestattet sein, wenn eine Fortdauer des Verhältnisses zu unleidlichen Zuständen führen würde.

Alle diese Erwägungen treten nun aber auch bei sogenannten negativen Verträgen ein. Es kann nicht nur ein Tun, sondern auch eine Unterlassung versprochen werden, und von Unterlassungsversprechungen ist das wichtigste die sogenannte Konkurrenzklausel, wenn sich jemand verpflichtet, einem andern keine Konkurrenz zu bereiten, sei es nun dadurch, daß er ein ähnliches Geschäft anlegt, oder daß er in einen ähnlichen Betrieb in gesellschaftlicher oder dienender Weise eintritt. Solche Konkurrenzverträge können ohne weiteren Hintergrund stattfinden; zum Beispiel ein Gewerbetreibender gibt einem andern, dessen Konkurrenz er fürchtet, eine Summe, wonach dieser sich verpflichtet, von der Konkurrenz abzustehen. Gewöhnlich aber hängt sich diese Bestimmung an ein andres Geschäft an, und deswegen spricht man regelmäßig nicht von Konkurrenzvertrag, sondern von Konkurrenzklausel. Zwei Umstände sind es besonders, welche zu einer derartigen Klausel führen: erstens, wenn jemand ein Geschäft veräußert, so hat dies nicht nur die Bedeutung, daß er dem Käufer die zum Geschäft gehörigen Utensilien und etwa noch die im Geschäft schwebenden Forderungen überträgt, sondern, was er überträgt, ist die ganze wirtschaftliche Einheit des Geschäftes mit allen Vorteilen, welche der bisherige Betrieb mit sich gebracht hat, welche namentlich darin bestehen, daß das Geschäft eine gewisse Kundschaft an

sich zog, die sich nicht ohne weiteres verlaufen wird, oder daß es einen guten Ruf erworben hat, der nun auch bei seinem Nachfolger wenigstens einstweilen weiterbestehen wird. Alle diese Vorteile aber könnten gekreuzt werden, wenn der Käufer zwar nicht dasselbe Geschäft, aber ein andres Geschäft errichtet in ähnlicher Lage, unter ähnlichen Verhältnissen, mit ähnlicher Geschäftstechnik und ähnlichem Warenbetrieb. Er würde dadurch zwar der Veräußerung nicht direkt widersprechen, aber indirekt, denn bei einer derartigen Veräußerung ist es doch mindestens stillschweigend inbegriffen, daß der Käufer von den Bedrängnissen frei sein solle, welche der Verkäufer herbeiführen würde, wenn er das Geschäft durch ein ähnliches Geschäft kreuzte. Dies waren die ersten Fälle einer solchen Konkurrenzklausel, die andern Fälle ergaben sich aus dem Lehrvertrag. Wer bei dem Meister in Lehre geht, erlangt dadurch nicht etwa bloß die allgemeine Technik, sondern er lernt in seinem Betriebe auch die individuellen Beziehungen kennen, in welchen sein Lehrherr steht. Und ähnlich ist es bei dem schon Ausgelernten. Er erwirbt jedenfalls die Kenntnis aller Besonderheiten, welche die individuellen Vorteile des Geschäftes bilden; er wird vielfach in die Geschäftsverhältnisse eingeweiht, nicht nur in die Betriebsgeheimnisse, sondern auch in die Kundschaftsgeheimnisse, er erfährt die Personen, die Waren oder Leistungen aufsuchen, er erfährt die Bedingungen, er weiß, unter welchen Umständen die Angebote gemacht werden, und so weiter.

Je mehr sich das Geschäftsleben in der neueren Zeit entwickelt hat, um so vielseitiger zeigte sich dieser Konnex zwischen dem Handelsbediensteten und dem Betrieb des Handelshauses. Hier muß es dem Handelshaus sehr bedränglich sein, wenn der Gehilfe austritt und sich dann vielleicht gerade um die Ecke als Konkurrent auftut, dieselbe Kundschaft an sich zieht und alle persönlichen Beziehungen an sich knüpft, welche er aus dem früheren Geschäft kennen gelernt hat. Um dies zu verhüten, pflegt man schon seit einiger Zeit die Konkurrenzklausel einzuschieben. Erst viel später ist sie auch bei Fabrikarbeitern angewendet worden, hat aber hier nicht diese große Bedeutung erlangt.

Die Frage über die Gültigkeit der Konkurrenzklausel gehört zu den schwierigsten Fragen unsres heutigen Industrie- und Handelsrechts. Zunächst die eine Frage: sind solche Verträge überhaupt zulässig? Und hier muß gesagt werden, sie sind jedenfalls nur zulässig auf dem Gebiete des Gewerbes. Auf beruflichen Gebieten können sie nicht standhalten. Es gilt als vollständig unangemessen, wenn etwa ein Anwalt oder ein Arzt mit einem andern einen solchen Konkurrenzvertrag abschließt. Ist doch auch die Zession eines Anwaltsbureaus oder einer Ärztepraxis nur unter besonderen Voraussetzungen gestattet. Im Gewerbe aber ist die Konkurrenzklausel nie ganz zu entbehren, so namentlich im ersten Falle bei Veräußerung eines Handelsgeschäftes: hier liegt sie so sehr in der Natur der Sache, daß sie auch ohne besonderen Vertrag als stillschweigend inbegriffen gelten muß. Am schwierigsten ist die Frage, wenn Angestellte im Anstellungsvertrag derartiges versprochen haben. Zunächst muß das eine hervorgehoben werden: niemand darf durch einen Vertrag die Möglichkeit abgeschnitten werden, seine Kräfte zu betätigen und mit seinen Kenntnissen für sich und für die Menschheit zu wirken. Man hat daher schon seit Jahren angenommen, daß eine Konkurrenzklausel nur in der Art gelten kann, daß bei dem künftigen Geschäftsbetriebe des Verpflichteten gerade das Individuelle, was das frühere Geschäft charakterisiert, ausgeschaltet wird. Der ehemalige Gehilfe darf ein Geschäft gründen und darf es betreiben aber er darf es nicht unter solchen Umständen tun, welche gerade eine Benutzung der individuellen Vertraulichkeiten des früheren Geschäfts befürchten ließen. Sodann sagte man: die Konkurrenzklausel kann nur innerhalb eines bestimmten örtlichen Kreises, also zum Beispiel in derselben Stadt gelten, und man sagte weiter, sie müsse nach einiger Zeit ihre Kraft verlieren, was ja auch wohl be-



# Kultur der Gegenwart

rechtigt ist, da im Laufe der Jahre sich die Interessenlage so sehr ändert, daß die Verhältnisse, wie sie waren, keinen Rückschluß auf die Zukunft gestatten.

Mit diesen Einschränkungen ist man heutzutage nicht zufrieden, sondern man sucht noch in andrer Weise der freien Entwicklung der Persönlichkeit aufzuhelfen. So hat man beispielsweise angenommen, daß, wenn der Handelsgehilfe für den Fall der Konkurrenz eine Konventionalstrafe ausbedungen hat, diese Konventionalstrafe die Funktion haben soll, ihn von der Klausel frei zu kaufen, so daß er sich durch ihre Erlegung lösen kann. Sodann hat man vorgeschlagen, daß die Klausel nur dann wirkt, wenn der gewesene Gehilfe einen Teil seines Gehalts weiter bezieht; ferner hat man unterschieden zwischen dem Falle, daß der Handelsgehilfe oder daß der Handelsherr gekündigt hat. In allen diesen Beziehungen ist die Materie im Fluß. Es zeigt sich auch hier, welche schwierigen Probleme uns das heutige Industrierecht darbietet.

Josef Kohler



## Politik

### Aufstieg oder Abstieg?

Von der guten alten Zeit singen und sagen die Menschen so gern. Nicht nur in der Gegenwart. Der laudator temporis acti, der Lobredner der vergangenen Zeit — das Wort hat ja schon Horaz geprägt — ist ein Typus, den wohl schon die graue Vorzeit gekannt haben mag. Sie liegt offenbar tief in der Menschennatur begründet, diese seltsame Neigung, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu erheben. Es gibt wenig Menschen, die das nicht wissen, die sich dessen nicht bewußt sind; deshalb lächelt man auch harmlos über Leute, die sich von solcher Neigung fortreißen lassen. Man nimmt sie wenigstens im alltäglichen Verkehr und im Berufsleben nicht allzu ernst und dankt ihnen höchstens für eine bequeme Anknüpfung und einen ergiebigen Stoff in der Unterhaltung.

Und doch gibt es ein Gebiet, wo aus den Unterhaltungen dieser Art das heitere und nachsichtige Lächeln zu verschwinden scheint und einer ernsten Besorgnis oder gar einer galligen, gereizten Klage Platz macht. Das geschieht, wenn die Rede auf die Politik kommt. Wir Deutschen sind und bleiben in dieser Beziehung ein merkwürdiges Volk. Ein freudiges Eintauchen in die Flut der gemeinsamen Interessen des Staatslebens, ein getrostes, selbstbewußtes Mitleben und Mitschaffen an den gemeinsamen Pflichten, die das Dasein einer großen und mächtigen Nation mit sich bringt, kennen wir im großen und ganzen nicht. Der Deutsche geht entweder der Politik aus dem Wege oder er nimmt, wenn er der politischen Leidenschaft dennoch verfällt, einen ausgesprochen pessimistischen Grundzug an. Es ist in Deutschland kaum möglich, an einem politischen Gespräch teilzunehmen, ohne hören zu müssen, daß es immer schlimmer wird und daß es eigentlich gar nicht mehr so weitergehen kann. „Es wird immer schlimmer" — sollte dieses Urteil nicht in derselben Werkstatt und auf demselben Wege zustande kommen wie jene soeben erwähnte Geistesrichtung, die die Lobredner der guten alten Zeit hervorbringt? Oder liegen Tatsachen vor, die uns das alles in ernsterem Lichte zu sehen zwingen und uns zu der Überzeugung führen müssen, daß wir wirklich als Nation die Höhe überschritten haben und nun den Weg eines im Verfall begriffenen Volkes hinabschreiten? Niemand wird leugnen können, daß die Fragestellung einer Zeitstimmung entspricht; hinter allen politischen Betrachtungen allgemeiner Natur lauert diese Frage.

Eines muß dabei zunächst auffallen. Wer sich etwas näher mit den Verhältnissen im Auslande vertraut gemacht hat, wird bemerkt haben, daß man ähnliche Stimmungen, wie sie bei uns so leicht zur Herrschaft gelangen, in andern Ländern nur ganz ausnahmsweise und vereinzelt trifft. Die Kritik an einzelnen Übelständen und lästig empfundenen Einrichtungen ist überall vorhanden und nicht minder scharf als bei uns, aber die grüblerische und selbstquälerische Art, die sich in weitgehenden Schlußfolgerungen hinsichtlich der Zukunft des Vaterlandes



# Kultur der Gegenwart



zu ergehen liebt, ist uns Deutschen allein eigen. Uns läßt das empfindliche Gewissen auch in der Politik keine Ruhe, während andre Völker die überempfindliche Selbstprüfung und Abrechnung mit sich selbst dem persönlichen Gebiet überlassen. Gewiß gibt es äußere Umstände, die unsern Hang zur Selbstkritik zu steigern geeignet sind. Vor allem haben wir in den letzten vier Jahrzehnten Umwälzungen erlebt, die es wohl erklärlich machen, wenn wir nicht zu allen Erscheinungen der Zeit das richtige Verhältnis finden. Dem Geschlecht, das die Gründung des Reichs und das Wirken Bismarcks erlebt hat, kann wohl das Folgende klein und erbärmlich erscheinen, und zwar desto mehr, je weiter wir uns von der großen Zeit entfernen. Und nicht minder berechtigt ist die Sorge, daß das schnelle, ja plötzliche Steigen unsres materiellen Wohlstandes verhängnisvoll werden könne, weil ein solcher Prozeß fast regelmäßig eine Verflachung und Veräußerlichung, ein Schwinden des Idealismus und eine Verschlechterung der Sitten mit sich bringt. Von entscheidender Bedeutung können jedoch solche leider nicht wegzuleugnenden Erscheinungen erst dann werden, wenn sie an die Quellen unsrer nationalen Kraft gelangen und diese zu trüben und zu verschütten drohen. Man müßte sich indessen der stärksten Übertreibungen und und Einseitigkeiten schuldig machen, wenn man daran vorbeisehen wollte, daß die Grundlagen unsres nationalen Lebens überall noch gesund und gut sind, und daß uns die Kehrseiten und Schwächen nur deshalb mehr als früher auffallen, weil das Tempo der Entwicklung ein lebhafteres, ihr Umfang ein größerer geworden ist. Das Ergebnis einer ruhigen, strengen Prüfung kann nur sein, daß wir vorwärts gekommen sind und weiter vorwärts marschieren.

Das zeigt sich an erster Stelle in der internationalen Lage. Zwar ist es vielen zur Gewohnheit geworden, darüber zu klagen, daß Deutschland in der Welt nicht genügend auftrumpft, sich zu viel gefallen läßt, nicht rücksichtsloser die Ellbogen gebraucht, und was dergleichen Behauptungen mehr sind. Aber wenn auch die Regierung des Deutschen Reichs in der Wahl der Mittel, mit denen sie die ihr anvertrauten Interessen wahrnimmt, die größte Mäßigung und Besonnenheit walten läßt, so zeigt doch das tatsächliche Verhalten der auswärtigen Mächte, daß überall die wirkliche Macht Deutschlands sehr richtig eingeschätzt wird. Nach diesen Tatsachen muß man die Lage beurteilen, nicht nach Redensarten und meist recht törichten Hetzereien, womit die ausländische Presse sich selbst und ihre Leser über unbequeme Wahrheiten zu täuschen versucht. Wäre unsre Politik wirklich so zaghaft und unstet, wie sie von Unkundigen gelegentlich geschildert wird, so müßte sich das irgendwie in den von den Orientwirren ausgehenden Verwicklungen gezeigt haben. Ganz undenkbar wäre es, daß ein ernsthaft für schwach gehaltenes oder im Rückgange seiner Macht befindliches Deutschland so gänzlich ungeschädigt aus einem Handel hervorgegangen sein sollte, der allen europäischen Mächten Gelegenheit übergenug gab, im Trüben zu fischen. Ist es nicht eine sehr bemerkenswerte Erscheinung, daß Deutschland außer dem unvermeidlichen Anteil an den Schäden der Balkankriege, die keiner der im Orient irgendwie interessierten Mächte erspart werden konnten, seine wirtschaftliche Stellung im wesentlichen unberührt sieht? Deutschland steht zu der Türkei trotz Regierungswechsel, Revolution, Niederlagen und eifersüchtigen Machinationen andrer Mächte nicht wesentlich anders, als es seinen Bestrebungen schon zu Abd ul Hamids Zeit entsprach. Nur daß wir jetzt auch noch zu andern Balkanstaaten, namentlich zu Griechenland, eine günstigere Stellung gewonnen haben als früher. Unsre Politik ist in allen diesen Schwierigkeiten ruhig und sicher ihren eignen Weg gegangen, ohne ängstlich nach andern zu sehen; das Ergebnis ist, daß das Bündnis mit Österreich-Ungarn und Italien fester und enger geworden ist als je zuvor. Angesichts dieser selbstsicheren und vertrauenswürdigen Politik hatte sich auch England in den Orientfragen an unsre Seite gestellt, weil es darin den besten Weg sah, auch seine eignen Beziehungen zu Frankreich und Rußland vor Krisen und Unebenheiten



# Kultur der Gegenwart



zu schützen. Wäre das alles überhaupt möglich gewesen, wenn das Deutsche Reich von einer schon erreichten Höhe wieder herabgesunken wäre und seine Gegner die Überzeugung davon besäßen? Diese Gegner wissen ganz genau — und sie verbergen es nicht, sondern beweisen es durch die Tat —, daß das Deutsche Reich noch immer im Aufsteigen begriffen ist trotz äußerer und innerer Gefahren und Widerwärtigkeiten, die wir natürlich aufmerksam zu beobachten, kennen zu lernen und zu überwinden haben.

Bei solcher Lage werden wir berechtigt sein und gut daran tun, auch gegenüber den innerpolitischen Schwierigkeiten mehr Gleichmut zu bewahren, als wir meist in diesen Fragen kundzutun pflegen. Wir werden dahin gelangen können, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Parteikämpfe und die mit dem parlamentarischen Leben verbundenen Erscheinungen für weniger hartgesottene Gemüter immer ein häßlicheres Antlitz tragen als die Ereignisse der auswärtigen Politik.

Es ist richtig, daß diese Kämpfe zurzeit besonders unerquicklich sind, weil Verwirrung und der Mangel an klaren Zielen den Eindruck hervorrufen, als ob unsre parlamentarischen Einrichtungen in unaufhaltsamem Niedergange begriffen seien. Es kann nur immer wieder davor gewarnt werden, sich diesem Eindruck hinzugeben. Denn die Kräfte, die in unserm staatlichen Leben mitwirken, sind an sich gesund, und es wird immer nur von ihrer Beteiligung an den durch die Verfassung gegebenen Tätigkeiten abhängen, ob sich ihr gesundes Leben der Gesetzgebung mitteilt oder ob es darin unfruchtbar bleibt. Wert oder Unwert, Fortschritt oder Rückschritt unsrer Nation wird durch das, was uns an dem heutigen parlamentarischen Treiben, der Lage und Taktik der Parteien, der Stellungnahme der Regierungsgewalten mißfällt und mit Unbehagen oder Besorgnis erfüllt, sehr wenig berührt.

Darum sollten wir das äußere Beiwerk der Politik nicht überschätzen und uns nicht zu sehr davon abschrecken lassen, dagegen den Blick immer auf den wirklichen Fortschritt unsres Volkes richten und durch das, was wir da sehen und wofür wir verantwortlich sind, in unserm Pflichtgefühl stärken lassen.

W. v. Massow

## Erziehung u. Schule

### Der Schularzt

Das Verlangen nach festbesoldeten, im Hauptamt tätigen und für ihren Spezialberuf besonders ausgebildeten „Schulärzten" gehört zweifellos zu den erfreulichsten, aber auch zu den dringlichsten aller Neuerungsvorschläge aus dem Kreis unsrer eifrigen Reformpädagogen. Der Staat oder die Kommune verlangen von den Kindern eine bestimmte Arbeitsleistung, die dem gesunden Durchschnitt der verschiedenen Jahrgänge angemessen und zugeteilt ist: der Staat hat die Pflicht, erstens um hygienische Arbeitsräume und Arbeitsmittel besorgt zu sein, wie der Fabrikherr und jeder Arbeitgeber, zweitens muß er, wenn schon die Art der „Arbeit" notwendig manche Krankheitsgefahr, die Gefahr der „Schulkrankheiten", in sich schließt, darauf bedacht sein, sie auf ein Minimum zu beschränken, aber auch alle andern Kranken und Kränklichen festzustellen, weil von diesen kein volles Arbeitsmaß verlangt werden kann.

Man ist sich wohl zu allen Zeiten der ursächlichen Zusammenhänge von hygienischen und erzieherischen Fragen bewußt gewesen; „behandelt" wurde diese Angelegenheit in Deutschland von ärztlicher Seite zum erstenmal im Jahre 1780 in dem Buche „System einer vollständigen medizinischen Polizey" von J. P. Frank. Amtlich tritt die Frage gleichfalls schon im achtzehnten Jahrhundert hervor, in einem (allerdings unausgeführten) Gesetzentwurf, den 1789 das Vollzugsdirektorium der Helvetischen Republik dem Großen Rat vorlegte; in diesem Entwurf wurde eine regelmäßige vierteljährliche Visitation der Schulen durch Ärzte verlangt.

Aber es ging lange, bis die Frage ernstlich an die Tagesordnung kam; Virchow war es, der sie 1869 wieder

aufwarf: er verlangte in jedem Schulbezirk aus Ärzten und Schulmännern zusammengesetzte Kommissionen. Dann ging das Ausland mit der Tat voran: 1874 wurden in Brüssel die ersten Schulärzte angestellt, und diese Tat wirkte weit über Belgien hinaus. Im gleichen Jahr forderte eine Petition des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, der in der Schularztsache die größten Verdienste hat, „sanitätspolizeiliche Beaufsichtigung der Schulen", und ein hygienischer Kongreß in Nürnberg (1877) nahm diese Forderung auf. Zu Anfang der achtziger Jahre wurde sie zum erstenmal von einer Lehrerversammlung ausgesprochen; die theoretische Erörterung des Themas wuchs sich nach deutschem Brauch zu einer unübersehbaren Spezialliteratur aus — aber noch 1893 erklärten die Direktoren der braunschweigischen Gymnasien, die von amtlicher Seite aufgefordert worden waren, sich zu äußern: „Da der Beweis nicht erbracht sei, daß der Mangel der Schulärzte irgendwie nachteilig auf den Gesundheitszustand der Schüler gewirkt habe," müßten sie sich ablehnend verhalten.

Inzwischen waren aber in Wiesbaden Schulärzte eingeführt worden, und eine Kommission, die zum Studium der Einrichtung vom preußischen Kultusminister ausgeschickt wurde, sah die Sache anders als die braunschweigischen Direktoren; damit setzte in ganz Deutschland die amtliche Arbeit am Schularztproblem ein.

Über die Befugnisse des Schularztes orientiert am besten die bedeutsame Äußerung des schon genannten Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege auf seinem 24. Kongreß im Jahre 1899:* Schulärzte sind für alle Kategorien öffentlicher und privater Schulen erforderlich; ihre Aufgaben: Überwachung der Hygiene der Häuser und ihrer Einrichtung, des Vollzuges der über Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsmittel erlassenen Vorschriften, Bekämpfung der Infektionskrankheiten, Feststellung körperlicher Mängel der Schüler zum Zwecke fortgesetzter Beobachtung und besonderer Berücksichtigung beim Schulbetrieb, Überwachung der körperlichen Übungen, soweit sie von der Schule geleitet werden... Größere Gemeinden sollen die Schulärzte selbst anstellen, für höhere Schulen soll es der Staat tun. Die Schulärzte haben auch die Privatschulen zu überwachen. In Aufsichtsräten (Schulkommissionen und so weiter) soll ein Arzt Sitz und Stimme haben. In den zentralen Staatsschulbehörden sollen tüchtig vorgebildete ärztliche Hygieniker als vortragende Räte für Schulhygiene angestellt werden. Schulhygiene hat für alle Lehrer verbindliches Prüfungsfach zu sein. —

Diese Forderungen bestimmen den äußeren Rahmen der schulärztlichen Befugnisse; ein Teil davon steht den Bezirks-, Stadt- und Kreisärzten zu und wird von ihnen auch ausgeübt, die „Interna" aber, zumal die Art der Einfügung des Schularztes ins Schulsystem und die Methode seines Vorgehens, sind in verschiedenen Städten sehr verschieden. Vielfach hat das Wiesbadener System vorbildlich gewirkt.

In Wiesbaden erhalten die Eltern ein aufklärendes Zirkular über den Zweck der Schularzteinrichtung. Neueintretende Kinder werden, soweit sie nicht das entsprechend formulierte ärztliche Attest von Hause mitbringen, von den Schulärzten zunächst in den ersten zwei bis drei Tagen auf übertragbare Krankheiten und Ungeziefer hin untersucht, es wird festgestellt, welche dauernd ärztlich beobachtet oder beim Unterricht berücksichtigt werden müssen. Der Gesamtzustand, Längenmaße, Brustumfang, Gewicht und so weiter wird auf „Gesundheitscheinen" vermerkt, die bei Umschulungen an die neue Schule weitergegeben werden. Im dritten, fünften und achten Schuljahr werden alle Schüler nachgeprüft. Bei der letzten Untersuchung erfolgt eventuell ein ärztlicher Bericht an die Eltern, der diesen nahelegt, bezüglich der Berufswahl sich mit einem Arzt zu beraten. Der Schul-

---

* Wir folgen hier, wie auch späterhin in der Darstellung des „Wiesbadener Systems", der ausgezeichneten, umfangreichen Arbeit Burgersteins über das Thema in Reins Enzyklopädie.



# Kultur der Gegenwart



arzt hält zweiwöchentlich „Schulsprechstunde“ ab, wobei die Gesundheitscheine vorgelegt werden; Epidemien machen natürlich häufigere Schulsprechstunden nötig. Jede Klasse wird möglichst zweimal im halben Jahr vom Schularzt besucht. Zu diesen Besuchen benutzt er die erste Hälfte seiner Sprechstunde, um Krankheitsverdächtige für die andre Halbstunde gleich zur Untersuchung bestellen zu können. Kranke Kinder werden dem Hausarzt, arme dem Armenarzt überwiesen, ältere mündlich, jüngere durch vorgedruckte, an die Eltern gerichtete Formulare. Auf Antrag des Schulleiters besucht der Schularzt Zweifelhafte, wegen Krankheit Abwesende; selbständig kann er weder dem Schulleiter noch den Lehrern bindende Anweisungen geben, natürlich steht ihm aber in mehreren Instanzen ein Beschwerderecht zu. Die Schulärzte halten Konferenzen ab, gelegentlich im Beisein des Kreisphysikus; sie fassen nach bestimmten Formularen Jahresberichte ab, aus denen der älteste Schularzt für den Magistrat einen Gesamtbericht zu bearbeiten hat.

Um die Dringlichkeit der Schularztforderung, die sich ja aus der Sache selbst schon erweist, zu illustrieren, sei im Nachfolgenden einiges Tatsachenmaterial aus der schulärztlichen Praxis wiedergegeben. In Wiesbaden wurden 1895 ungefähr 5000 Volks- und Mittelschüler ärztlich untersucht; 25 Prozent wiesen gesundheitliche Mängel, auch ansteckende Krankheiten auf. — Im Schulbezirk Marienwerder wurden bei einer Inspektion nur bei zwei von 79 schwachsichtigen Kindern Brillen vorgefunden. — Bei einer Visitation in Berliner Gemeindeschulen wurden 44,8 Prozent Mädchen mit Kopfläusen festgestellt. — 1899 wurden in Neuyork 9367 Schüler von Schulärzten nach Hause geschickt, weil sie krank, zum Teil auch ansteckungsgefährlich krank waren. — 1901 wurden im III. Dresdener Schulbezirk bei einer Untersuchung in Kleidern 44,27 Prozent (von 664 Kindern) als nicht gesund befunden; 1902 bei einer Untersuchung am nackten Körper 79,01. Früher, als in Dresden von den Schulanfängern nur solche untersucht wurden, die die Eltern selbst als krank oder kränklich erkannten und erklärten, sind nur 16 Prozent als krank ermittelt worden. — Ein zehnjähriges, fleißiges und begabtes Berliner Mädchen wurde plötzlich faul und arbeitsunlustig; bei der Untersuchung ergab sich als Grund — eine eitrige Brustfellentzündung, ohne daß weder den Eltern noch der Lehrerin auch nur Krankheitserscheinungen aufgefallen wären.

Solche Tatsachen, von denen man heute schon Bücher füllen könnte, haben die Gegner des Schularztgedankens gründlich ausgerottet; trotzdem darf man noch lange nicht sagen, er habe sich durchgesetzt, denn dazu ist Voraussetzung die landesgesetzliche Regelung der ganzen Angelegenheit; diese Voraussetzung muß das Ziel aller Einzelwünsche sein. Aber im einzelnen gibt es bei der Schularztfrage noch gewaltige Differenzen; um nur einiges herauszuheben: die Lehrer befürchten im Schularzt eine neue Inspektion, in der Forderung nach Hygiene-Unterricht sehen sie zum Teil neue Lasten, zum Teil fühlen sie sich, wenn der Schularzt selbst diesen Unterricht als „Fach“ zugewiesen bekäme, in ihrer Lehrtätigkeit beeinträchtigt. Eltern befürchten einen Eingriff in ihre Rechte; Ärzte befürchten die Konkurrenz der Schulärzte, obwohl die Privatpraxis als Fortführung der Schularztpraxis allgemein ausgeschlossen wird. Schließlich befürchten die Kommunen die großen Mehrausgaben, die eine Durchführung der Schularzteinrichtung notwendig zur Folge haben muß.

Dabei wäre das Problem mit der Schularzteinrichtung nur zu einem Bruchteil gelöst; um ganze Arbeit zu tun, muß man mit den Säuglingen anfangen — dieser Anfang ist ja als „Säuglingsfürsorge“ in den meisten größeren Städten gemacht — es müßte aber auch die öffentliche Gesundheitspflege, zum mindesten die der Waisenkinder und Ziehkinder, systematisch bis zur Volksschulreife fortgeführt werden. Straßburg i. E., das auf dem Gebiet der Schulzahnpflege mit vorbildlichen Einrichtungen vorangegangen ist, hat auch das Verdienst, einen Waisenarzt angestellt zu haben;



# Kultur der Gegenwart



der Waisenarzt gibt das Kind an den Schularzt weiter, und die Fortbildungsschule setzt, gleichfalls in Straßburg, die Arbeit des Schularztes bis ins achtzehnte Lebensjahr fort.

Zum Schluß muß darauf hingewiesen werden, daß natürlich die Einrichtung des Schularztes ihren Zweck nur dann erreichen kann, wenn das Haus seinen Anordnungen Folge leistet. Neue Probleme tauchen auf: ist es statthaft, in der schulärztlich angeordneten Behandlung kranker Kinder säumige und nachlässige Eltern zu zwingen? Man hat es — nach amerikanischem Vorbild — mit „Pflegeschwestern" versucht, die Hausbesuche machen und aufklären sollen ... man hat Waldschulen, Ferienheime, Gratismedikamente eingeführt ...

Obwohl man in Deutschland vor einem halben Dutzend Jahren in weit über 200 Städten schon ungefähr 1000 Schulärzte zählen konnte, obwohl die Entwicklung bis heute sehr rasch fortgeschritten ist, stehen wir noch mitten im Problem, noch mitten im Problematischen, und bis zum endlichen Ziel, bis zur landesgesetzlichen Regelung der Frage wird sie noch manchen Plan, noch manchen Zank und viele, viele Bücher über sich ergehen lassen müssen.

E. Guggenheim



## Theater

Beim Theater erlebt man Zeichen und Wunder. Der erfolgreichste Autor dieser Berliner Saison, nach der (unbekümmert um die Los-von-Berlin-Bewegung) die auswärtigen Theaterleiter voll Hoffnung, Angst, Mißtrauen spähen, starb im April 1616 zu Stratford; hatte sich aber „schon" um 1612 „ausgeschrieben", wie man heute verächtlich sagen würde. Immerhin erschienen kurz vor seiner „Ausgeschriebenheit" noch „Der Sturm", „Macbeth" und das „Wintermärchen". Reinhardt hat uns den Dichter, der unter dem Stradtforder Kirchenstein keine Ahnung hat, wieviel besser er in Deutschland gemimt wird als in seiner Heimat, in Serien spielen können und Tausende mit Unvergänglichem gelabt. Und wie der Mann, der von Hauptmanns und Ibsens Apostel Otto Brahm kam, sich wundervoll zu Shakespeare bekannt hat, im „Deutschen Theater", so hat er jetzt, aus frommem Judentum kommend, uns die schönste bis jetzt auf der Schaubühne gesehene katholische Legende geschenkt. Brahm ist kurz vor seinem Tode katholisch geworden. Hermann Bahr hat sich für die Riten Roms begeistert. Aber Thimig ist Burgtheaterdirektor geworden, und Reinhardt hat das Mirakel gespielt. Im Zirkus. Weihrauch hat den Stallduft verdrängt. Wo früher der dumme August über Teppichenden purzelte, rieben Nonnen ihre Knie im Gebet wund. Und niemand dachte zwischen hochaufstrebenden Säulen des Theaterdoms, vom Licht der bunten Fenster sanft überflutet, an die Zeit, da hier ein Kommissionsrat zwölf Trakehner auf die Hinterbeine zwang ...

Das Mirakel des „Mirakels" ist: daß Berlin, das skeptische, ironische Berlin, in Weihestimmung das gewaltige Rund des Zirkus füllt — die Logen voller Konfessionsloser — und willig im Bann des frommen Märchens, der katholischen Legende, drei Stunden lang verharrt. Ein Triumph der Madonna. Ein Triumph der beseligenden Kunst. Hier der Kunst eines genialen Regisseurs, der Besseres nie geleistet hat; selbst nicht am besseren Objekt. Die chinesischen Mandarinen, heißt es, machen (ich weiß nicht, ob das jetzt unter der vorübergehenden „Republik" von Juanschikais Gnaden auch noch so ist) jedes Jahr bis ins hohe Alter ein neues Examen, ein schwierigeres. Reinhardt zwingt sich freiwillig in die Mandarinenlaufbahn: nach Strindberg Shakespeare; nach Shakespeare das Mirakel ... Carl Vollmöllers, des talentvollen Schwaben, Arbeit an der Legende, die schon von Gottfried Keller in schalkhafter Schlichtheit erzählt, von Maeterlinck für die Bühne gewonnen war, verschwindet hinter der Regiekunst Reinhardts; freilich der Nachdichter hat dem Regisseur vielleicht das Wertvollste für die Belebung dieses frommen Traumes beigesteuert: seine Gattin, Maria Carmi, die Darstellerin der Madonna. Heiligeres,



# Kultur der Gegenwart



in der Linie Edleres, im stummen Spiel Gemesseneres, im Schweigen Eindringlicheres ist kaum auf der Schaubühne gesehen worden. Diese „Dilettantin" bringt reinste, keuscheste Anmut mit und ist der vielen raffinierten Farbeneffekte wert, die aus einem Dutzend klug verwandter Scheinwerfer jede ihrer Bewegungen, das Lächeln ihres Mundes und den Segen ihrer ausdrucksvollen Hände ins überirdische Licht stellen. Über London und die Provinz kam das Wunder zu uns; wie der Glaube, der es ermöglichte, auch vor zweitausend Jahren nicht aus der übermütigen Hauptstadt kam. Sein Inhalt ist bekannt aus den Berichten, die über den Kanal flatterten. Sein Erfolg war bestätigt, eh' es Berlin erreichte. Trotzdem blieb es gerade für die — man kann sich wehren, wie man will — in Theaterdingen ausschlaggebende Stadt ein Wagnis, ein Experiment. Aber das Experiment ist geglückt. Der Weg für die Bühne der Fünftausend — geebnet schon durch Ödipus, Jedermann und den Verlorenen Sohn — liegt offen da. Vielleicht führt e r vom Götzendienst der seelenlosen Kinos die Menge zum Theater zurück, das sie jetzt nicht füllen will. Die Schauspieler treiben zurzeit allerlei, um aufzufallen, veranstalten Schönheitskonkurrenzen, backen öffentlich in Konkurrenzen Eierkuchen. Vielleicht genügt's bald wieder, daß sie Theater spielen; gut spielen, vor vollen Häusern spielen.



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Helene Thimig und Dr. Krause in „Alles um Liebe"

Ein Experiment war auch die Aufführung von Herbert Eulenbergs Komödie „Alles um Liebe" am Königlichen Schauspielhaus. Kein Mirakel. Der Erfolg war: Kopfschütteln des Publikums, Erschütterung der Stellung des Regisseurs, der beraten, gefördert hatte



# Kultur der Gegenwart



und doch die achtungsvolle Ablehnung nicht hindern konnte. Und doch ist es dem Dr. Bruck zu danken, daß er Eulenberg durchgesetzt hat — den Namen, den Dichter; nicht das Stück. Denn diese schon an andrer Stelle gesehene und sanft abgelehnte Komödie, die übrigens schon zehn Jahre alt ist, kann trotz aller Einzelschönheiten in der Verworrenheit ihres Stils, der Planlosigkeit ihrer Handlung Eulenbergs durch Kampf und Schicksal oft erschütterten Ruhm nicht mehren. Eulenberg selbst, der Dichter, den wir lieben, weil er immer und immer noch ein großes Versprechen ist, eine frohe Hoffnung, redet in letzter Zeit ein bißchen viel von sich und seinem Beruf. Er hat auch vor einiger Zeit im Kleinen Theater einen Vortrag gehalten, der in anständiger Gesinnung von aller Polemik gegen die Erfolgreichen sich fernhielt, über das Thema: „Wie ich gespielt sein möchte". Darin fand sich das Postulat: Schaffen soll der Darsteller, voll inbrünstiger Liebe und hingebender Verehrung für seinen Dichter, völlig im Banne der Dichtung und ihrer Wesensart, ohne Kritik und ohne einen Gedanken daran, was die Kritik dazu sagen könnte. Gewiß, das soll er, der Dichter. Aber wenn er gedichtet hat, sieht er sich vielleicht doch einmal mit Nutzen die Ansichten verständiger Menschen über sein Werk an; und vor allem: gewinnt selbst Distanz zu seiner Arbeit. Nicht gleich, wenn er die noch nasse Feder hinlegt, aber doch — nach Monaten und Jahren. Als man Eulenberg vorschlug, am Königlichen Schauspielhaus just diese seine alte Komödie zu inszenieren, hätte er auf die Frage, wie er sie gespielt haben wolle, am kürzesten und besten geantwortet: „Gar nicht!" Er mußte den verlorenen Abend wittern. Der alte Trick, die Liebe zu prüfen durch die falsche Nachricht vom Tode, verfängt in dieser prätenziös romantischen Aufmachung gar nicht. Der derbe Schwankton, die wie aus Holz geschnitzten und roh lackierten Figuren des hochstapelnden Verwalters, des Rüpels von Förster neben — zarten (und sehr schönen!) lyrischen Stellen stört und verstimmt. Der Witwer Adrian, der am Grabe seiner überschwenglich betrauerten Gattin den neuen Liebesfrühling erlebt, ist eine auch in so einem „auf irgendeinem Schloß im goldenen Zeitalter" märchenhaft vorübertändelnden Maienspiel ganz unmögliche Figur. Als Gewinn des Abends blieb der in die Tat umgesetzte Vorsatz der Hofbühne, sich den Modernen nicht mehr zu verschließen. Und bei den vortrefflichen Kräften, die sie ins Feld zu führen hat, ist dieser Vorsatz mit Dank und Freude zu begrüßen.

So ein Talent, auf das hoffnungsvoll zu achten wäre, heißt Hans-Müller-Schlösser. Im Deutschen Künstlertheater hat er eine Komödie, mir scheint seine erste, mit schönem Erfolg aufführen lassen. Sein Humor kommt vom Rhein. Das kann unsern Bühnen weiß Gott nicht schaden! Mit Wasser von der Spree und der Donau ist reichlich getauft worden bei uns. Auch die Isar kommt zu ihrem Recht. So mag der Rhein, den tausend Lieder loben (und wahrlich nicht nur, weil er sich so leicht und billig auf hundert schöne Dinge reimt), auch mal seine Leute nach vorn schicken ... „Nu guck, wat der Knipperling lacht mit dem Mölfes! Verzählen sich am End' grad 'n Bongmötchen! Ha, dat is mir die richtige Freundschaft, wo sie wissen, dat ich da vorne im Sarg lieg'!" So sagt der „Schneider Wibbel" zu seiner Frau, als er seinen eignen Sarg, in dem ein andrer liegt, vorbeitragen sieht. Hier sitzt der Witz des schnackigen Stückchens, und zugleich hat man ein Pröbchen des gemütlichen rheinischen Platt, das gar munter Leben und Tod des tüchtigen Schneidermeisters umschwatzt. Den falschen Tod; denn das ist der Inhalt der in fünf „Bildern" (sagt der heute noch sehr bescheidene Autor Hans Müller-Schlösser) sich abrollenden Geschichte. In der Franzosenzeit nimmt der Schneidermeister Anton Wippel am Stammtisch im Schwarzen Anker gern den Krug und das Maul voll. Er ist ein guter Deutscher geblieben und hat einem Vive-l'empereur-Schreier mit kräftigem Sprüchel über den heißen Kopf gehauen. Die beleidigte Majestät wird ihn einige Monate ins Loch bringen und sein Geschäft wird ruiniert sein. Fin, die wackere Meisterin, schafft Rat. Für eine Handvoll harter Taler geht Zimpel, der Ge-

# Kultur der Gegenwart



selle, als falscher Wibbel ins Kaschott zum Sitzen und der echte Wibbel bleibt heimlich bei der Arbeit. Aber Zimpel, der's immer auf der Brust gehabt hat, stirbt im Gefängnis und wird — als Wibbel — begraben. Der echte Wibbel sieht gerührt dem eignen Leichenbegängnis zu; aber er muß nun tot bleiben und als ein andrer wieder auferstehen. Er läßt sich den Bart abnehmen und mit einem Fläschchen vom Balbuz färbt er sich die Haare. So verkehrt er nun als Fremder bei der eignen „Witwe", aber auch sonst läßt er sich's wohl sein. Die Nachbarn tuscheln schon, daß sich die Witwe Wibbel schnell getröstet habe, und die Polizei kriegt's mit dem Argwohn. Aber wiederum hat Fin einen guten Einfall: der Fremde ist einfach der jüngere Bruder des Seligen: „Jawoll, Schambatist, der jüngere Bruder — aus Hamburg — von meinem verstorbenen Mann. Daher auch die Ähnlichkeit in der Stimm'." Und nächstens wird die Hochzeit sein ... Das alles ist frisch und mit guter Laune erzählt. Ein Schuß rheinischer Fröhlichkeit steckt drin, aus jener Zeit, da der Karneval noch harmloser und witziger war. Mehr ein Familienamüsement als ein Juxplatz für Junggesellen ... Ob der Schneider Wibbel das Loch im Beutel des Künstlertheaters zu flicken noch zurecht kam, ist fraglich. Aber ein Erfolg war's, wird's auch anderwärts sein. Denn hier lacht ein wirklich Fröhlicher mit dem ehrlichen Lachen seiner Heimat. Amüsiert sich über seine närrischen Landsleute, die er im Grunde rechtschaffen lieb hat, und müht sich gar nicht, „pikant" zu sein und geistreich daher zu stolzieren. Er posiert nicht für die Snobs, er lacht mit dem Volke. Er sei willkommen! Rudolf Presber

## Die Frau im öffentlichen Leben

### Die Frau und die Landflucht

„Es ist heutzutage leichter, einen Reichskanzler zu finden als eine ordentliche Stallmagd" — mit diesem kühnen Vergleich hat einmal ein Bauernbündler die Schwere der landwirtschaftlichen Frauenfrage drastisch aussprechen wollen. Eine große Erhebung des Vereins für Arbeiterinneninteressen, die für ganz Deutschland die Verhältnisse der Landarbeiterin und Kleinbäuerin erforschte, gibt diesem pessimistischen Gefühlsausdruck den Hintergrund von Tatsachen, die nicht viel weniger pessimistisch aussehen.

Die Landflucht der Frau erscheint zum größten Teil als Wirkung, zum kleineren Teil als Ursache der Landflucht des Mannes. Wenn den jungen Burschen die Militärdienstjahre dem Land entfremden und in der Stadt festhalten, so ist damit draußen im Dorf auch ein Mädchenherz entwurzelt. Es ist ein einfaches Rechenexempel, daß nur so viele Mädchen daheim bleiben, als Burschen zum Heiraten da sind. Die übrigen Anziehungskräfte des Landes sind nicht stark genug, die Mädchen zu halten.

Es gibt aber auch den umgekehrten Fall: die Frau, die den Mann zur Landflucht überredet; weniger aus Stadtlust wie aus Landfurcht. Diese Furcht entsteht aus der Arbeitsüberlastung der Kleinbäuerin, die uns die neuen Forschungen als ein schweres Problem landwirtschaftlicher Frauenarbeit zeigen. Die Frau treibt den Mann zum Verkaufen, weil sie die Arbeit nicht bewältigt. Es besteht da ein verhängnisvoller Zirkel von Ursache und Wirkung. Weil die erwachsene Jugend nicht auf dem Lande bleibt, entbehrt der Bauernhof sowohl der Söhne und Töchter wie des Gesindes. Und in dem Maße, als die Bäuerin infolge dieses Mangels ihren Töchtern als ein überhetztes Wesen erscheint, fürchten sie das Schicksal der Mutter. Es wird aus den verschiedensten deutschen Gegenden berichtet, daß die Kleinbauerntöchter unter Umständen lieber einen Landarbeiter heiraten als einen Bauern, wenn ihnen die Aussicht auf Befreiung von landwirtschaftlicher Arbeit winkt. Wenn man eine Mühsalsleiter der landwirtschaftlichen Arbeit aufstellen wollte, so würde die Kleinbäuerin auf der obersten Stufe sein, dann käme die Magd, dann die Wanderarbeiterin und zuletzt die freie Taglöhnerin. Die allgemeine landwirtschaftliche Lage hat allenthalben eine Mehrbelastung der Klein-



# Kultur der Gegenwart



bäuerin gebracht: sie tut Töchterarbeit, Mägdearbeit, Söhnearbeit — Männerarbeit. Nämlich diese überall da, wo die Männer anfangen, gewerbliche Arbeit zu suchen — sei es als Maurer oder Arbeiter in nahen Städten, sei es in der Industrie, die aufs Land geht, sei es bei Bahn- und Wegebauten und dergleichen. Die Frau muß aufgabeln, Dung laden, Gespann führen, eggen — ja mancherorts auch säen, mähen und pflügen. Ihr Arbeitstag ist zwölf- bis achtzehnstündig. Hat sie keine Magd, so kann sie sich nicht mehr Ruhe gönnen, hat sie eine Magd, so wird sie doch eher die erste am Morgen und die letzte am Abend sein, als die Gefahr einer Kündigung heraufbeschwören. Sie hat von allen Landfrauen die kürzeste Wochenbettruhe — „eine Schonung vor dem Wochenbett gibt es für die Stute, aber nicht für die Frau" —, die größten Schwierigkeiten, ihre Kinder zu stillen, die meisten Krampfadern (die Berufskrankheit der Landwirtin), sie ist am frühesten verbraucht. Wenn die Geburtenabnahme sich jetzt auch in der bäuerlichen Bevölkerung deutlich bemerkbar macht, so hängt das zweifellos mit dieser Belastung der Bäuerin zusammen.

Die Mägdenot wiederum scheint ihren chronischen Charakter nicht zu verlieren. Sie wird vor allem auf die Abneigung gegen die groben Arbeiten zurückgeführt — mehr noch als auf das wachsende Anregungsbedürfnis, das in die Stadt treibt. Aber auch diese Scheu vor der Stallarbeit ist ein Verfeinerungssymptom, das mit dem Vordringen der städtischen Zivilisation in der landwirtschaftlichen Bevölkerung zusammenhängt. Die Magd, die Sonntags statt des Kittels die Warenhausbluse und statt der Bänderhaube den Damenhut trägt, die mit Handschuhen und Sonnenschirm zur Kirche geht, mag keine Arbeit tun, zu der die zierlichere Kleidung, an die sie sich gewöhnt, nicht taugt. Andres kommt hinzu. Es scheint nach den zahlreichen Antworten der Frauen selbst, daß ein ganz wesentlicher Grund der Stadtsucht auch der ländliche Kastengeist ist. Man wird „nicht so verachtet" in der Stadt, ist eine so oft wiederkehrende Äußerung, daß man in ihr wohl den Ausdruck einer allgemeinen Stimmung sehen kann. Wer keine Aussicht hat, aus dem ländlichen Proletariat herauszukommen, geht noch eher zur Stadt, als wer Aussicht auf Eigenbesitz hat. Der „Landhunger" wird allerdings von der erwähnten „Landfurcht" durchkreuzt, spielt aber doch bis jetzt noch die größere Rolle.

Als eigentliche Landarbeiterin kommt die Frau des Gutstaglöhners weniger als früher in Betracht. Die Verbesserung der Lebensbedingungen des Arbeiters und seine größere Unabhängigkeit ermöglicht den Frauen, sich von der Lohnarbeit auf dem Gutshof mehr und mehr zurückzuziehen und der kleinen Eigenwirtschaft zu leben. Gewiß gibt es in vielen Gegenden noch Taglöhnerfrauen, die durch die drei Pflichtenkreise des Gutsdienstes, der eignen Landwirtschaft und des Hauses über das Maß belastet sind — im ganzen aber wird ihr Leben durch Abstoßung der außerhäuslichen Arbeit zunehmend leichter — eine Tatsache, die für sie selbst und ihre Familie gewiß vorteilhaft ist, aber anderseits natürlich die Leutefrage für den Großgrundbesitz verschärft.

Das Studium der landwirtschaftlichen Frauenarbeit, das der Verein zur Förderung der Arbeiterinneninteressen durch seine Umfrage anregte, hat ein schon allenthalben gewecktes Interesse für diese Tatsachen vorgefunden. Nicht zum wenigsten in den Kreisen der ländlichen Bildungsschicht. „Landpflege" ist im letzten Jahrzehnt ein Schlagwort geworden, und die jüngste Phase ihrer Ausbreitung ist durch ein entschiedenes Hervortreten der Frauen selbst für ihre Ziele gekennzeichnet.

Abgesehen von allgemeinen agrarpolitischen Reformen wie innere Kolonisation und so weiter, ist die zweckmäßige Ausgestaltung des Fachbildungswesens der Frauen die wesentliche Grundlage für alles andre. Was Bauerntöchtern und jungen Arbeiterinnen an landwirtschaftlicher Bildung zugänglich gemacht wird, ist noch verschwindend im Vergleich zu der wachsenden Wichtigkeit der Frauenarbeit. Land- und hauswirt-



# Kultur der Gegenwart



schaftlich zugleich muß die Frau von der bloßen mechanischen Befolgung von Urmüttersitten zu intelligenter Verwertung moderner Fortschritte geführt werden, zu eigner Arbeitserleichterung und zur Steigerung ihrer landwirtschaftlichen Erfolge. Wir brauchten nicht jährlich vier Millionen allein an Zoll für Eier aus dem Ausland zu zahlen, wenn der bäuerliche Hühnerstall zeitgemäß gepflegt wäre.

Die Fachbildung könnte auch das überall hervortretende Anregungs- und Bildungsbedürfnis, das gerade die besten und intelligentesten Kräfte dem Lande entzieht, in richtige Bahnen lenken. Es gilt überhaupt, im Landleben selbst die Möglichkeiten geistiger Ausweitung und äußerer Bereicherung zu finden. Das ist heute — bei besseren Verkehrs- und Austauschmöglichkeiten — leichter als früher. Für die Verbreitung von Volksbibliotheken, Vortragswesen, Pflege der Geselligkeit im weitesten Sinne sind heute unvergleichlich bessere Bedingungen da, wenn sich nur Kräfte finden, sie auszunutzen. Und es scheint wirklich, daß unter regster Beteiligung und Führung der Gutsfrauen das soziale Leben auf dem Lande sich hebt. Frauenvereine, denen die Überbrückung der Klassenunterschiede zwischen Bäuerin und Tagelöhnerin wirklich gelingt, vereinigen die Frauen für geistige Fortbildung und soziale Hilfeleistungen. Die jungen Mädchen finden in dem frischeren Leben der Jugendvereine Ersatz für die lockenden Abwechslungen der Stadt. Die Wiederbelebung der Volkskunst nimmt dem Winter seine trübe und dumpfe Interesselosigkeit und ermutigt weibliche Fähigkeiten, die schon vor den billigen und flotten Industrieartikeln kapituliert hatten. Diese Bestrebungen haben auch ein starkes künstlerisches Interesse. Man hat die Handweberei wieder eingeführt, man hat Spitzenindustrien geschaffen, und überall hat sich bei sachgemäßer Leitung die Fähigkeit der Landmädchen auch zu kunstvolleren Arbeiten gezeigt und den Glauben an die Bauernkunst wieder belebt. Die systematische Jugendpflege, die in den letzten Jahren einsetzt, hat dem allen einen kräftigen Aufschwung gegeben. Die Ausbildung von Landpflegerinnen ist seit einigen Jahren in die Hand genommen, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir nach einem Wunsch, der bei der Konferenz über die Landarbeiterinnenfrage letzthin ausgesprochen wurde, die ländliche Wohlfahrtsbeamtin als Assistentin des Landrats finden werden. Das Schwergewicht wird aber auch dann immer bei der Arbeit der freiwilligen Kräfte liegen: bei den Gebildeten auf dem Lande, die es durch ihre natürliche Autorität leicht haben, Vertrauen zu gewinnen und das alte patriarchalische Verhältnis in ein neues Band gemeinsamer Interessen für landwirtschaftliche Arbeit und soziale Wohlfahrt verwandeln könnten. Das alles ist noch nicht genug, um das Problem „Die Frau und die Landflucht" zu lösen, aber es sind energische Anfänge zu einer neuen Art der „Kolonisation" — die bewußte und planmäßige Erschaffung einer eignen ländlichen Volkskultur.

Dr. Gertrud Bäumer




Im Bau unsrer großen Ozeandampfer vollzieht sich gegenwärtig ein großer Umschwung.

Seit Foulton das erste Schiff mit Dampfkraft die Wellen durchfurchen ließ, hat die Kolbendampfmaschine als Antrieb für Schiffe die Herrschaft inne. Bei ihr bewegt bekanntlich der in den Kesseln erzeugte Dampf in dem Zylinder einen Kolben wechselweise hin und her. Erst mit Hilfe des sogenannten Kurbelgetriebes, das man an jeder Lokomotive gut beobachten kann, wird diese geradlinige Hinundherbewegung in eine drehende Bewegung umgewandelt.

Mit dieser Lösung der Kraftmaschinenfrage gaben sich unsre Techniker aber nicht zufrieden. Andauernd arbeitete man an der Aufgabe, den Dampfstrom unmittelbar zur Drehung eines Rades zu verwenden, weil man hierdurch eine wesentliche Kraftersparnis erhoffte.

Ende des vorigen Jahrhunderts glückte es endlich verschiedenen Männern, zum

Beispiel de Laval, Parsons, Zölly, Rateau, Curtis, kurz nacheinander diese Aufgabe zu lösen: die Dampfturbine wurde geboren. Als sich die Kunde zuerst verbreitete, da begannen gar viele, der ehrwürdigen Kolbendampfmaschine das Sterbeglöcklein zu läuten. Aber die sanguinischen Hoffnungen, die übrigens von den Erfindern selbst nicht geteilt wurden, erwiesen sich als trügerisch. Und ich brauche nur einige Zahlen zu nennen, um das sofort klarzumachen.

Eine gewöhnliche Kolbendampfmaschine dreht die Welle in der Minute etwa 50- bis 100mal herum. Eine Dampfturbine besorgt dieses Geschäft aber 3000mal. Das liebe optimistisch gesinnte Publikum meinte nun zwar, daß es den Technikern wohl sehr bald gelingen werde, diesem Übelstande abzuhelfen. Aber die Techniker sind leider Gottes in ihren Arbeiten an Gesetze gebunden, die kein Reichstag zu ändern vermag, nämlich an die Naturgesetze. Und ein solches Naturgesetz ist auch der Grund, weshalb eine wirtschaftliche Ausnutzung der Dampfkraft in der Turbine nur dann möglich ist, wenn man sie entsprechend rasch laufen läßt. Nun, es gelang zwar, durch allerhand Maßnahmen mit der Drehziffer von 3000 herunterzukommen, und zwar werden heute schon Turbinen von 750 und weniger Umdrehungszahlen ohne Schwierigkeiten gebaut, aber — und dieses Aber muß betont werden — je mehr wir diesem Verlangen Rechnung tragen, je langsamer wir sie laufen lassen, desto geringer wird ihre Wirtschaftlichkeit, und schließlich hört der Vorteil gegenüber den Kolbendampfmaschinen auf. Trotzdem haben die Turbinen ihren Weg gemacht und werden ihn weiter machen, nämlich überall dort, wo höhere Umdrehungsziffern mit Nutzen unmittelbar verwendet werden können, zum Beispiel in unsern großen Elektrizitätszentralen. Hier hat die Turbine heute tatsächlich die Kolbendampfmaschine verdrängt, weil sie billiger arbeitet und weit weniger Raum beansprucht.

Auch für den Schiffbau hatte man sich anfänglich viel von der Turbine versprochen, nämlich für den Kriegsschiffbau, weil jede Ersparnis an Platz und Minderverbrauch an Kohlen eine wesentliche Stärkung des Gefechtswertes bedeutet.

Aber die Begeisterung ebbte bald zurück. Es zeigte sich — ich habe das früher schon einmal auseinandergesetzt —, daß es nicht möglich ist, wirtschaftlich arbeitende Schiffsschrauben für hohe Umdrehungsziffern zu bauen. Die Schrauben des bekannten Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm II." drehen sich zum Beispiel mit 80 Umdrehungen, die der „Kaiserin Augusta Viktoria" mit 84, des Fracht- und Passagierdampfers „Scharnhorst" mit 75. Nur bei den Kriegsschiffen steigert sich die Geschwindigkeit auf über 100, so zum Beispiel bei dem englischen Kriegsschiff „Nelson" auf 120, bei dem kleinen deutschen Kreuzer „Hamburg" auf 150 und schließlich bei dem Torpedoboot S 90 auf 333.

Man sieht, wie weit diese erprobten Umdrehungsziffern von der normalen Drehungszahl einer Turbine entfernt sind. Man mußte also die Turbine, wollte man sie verwenden, als Langsamläufer konstruieren.

Und es ist gelungen, Schiffsturbinen bis zu 150 Umdrehungen herunter zu bauen. Aber, wie schon angedeutet, hat man dafür auch auf eine ganze Reihe Vorzüge, namentlich Wirtschaftlichkeit im Dampfverbrauch und Raumersparnis, verzichten müssen, gerade das, worauf man ursprünglich hinaus wollte. Man könnte versucht sein, zu sagen, der Turbinenantrieb war mehr Modesache geworden, denn das Ergebnis technisch begründeter Überzeugung von seiner Überlegenheit.

Dazu kam, daß der Turbine eine für den Schiffahrtsbetrieb wesentliche Eigenschaft mangelt, nämlich die Fähigkeit, rückwärts zu laufen. Ebenso wie ein Automobil häufig in die Lage kommt, rückwärts fahren zu müssen, zum Beispiel beim Wenden in engen Straßen, ebenso muß ein Dampfer beim Manövrieren in den Häfen unbedingt diese Fähigkeit haben, sonst wird er zu einem gar hilflosen Gesellen und bildet für seine Umgebung eine ständige Gefahr.

Ich verglich eben das Automobil. Lieber Leser, du weißt vielleicht, daß der



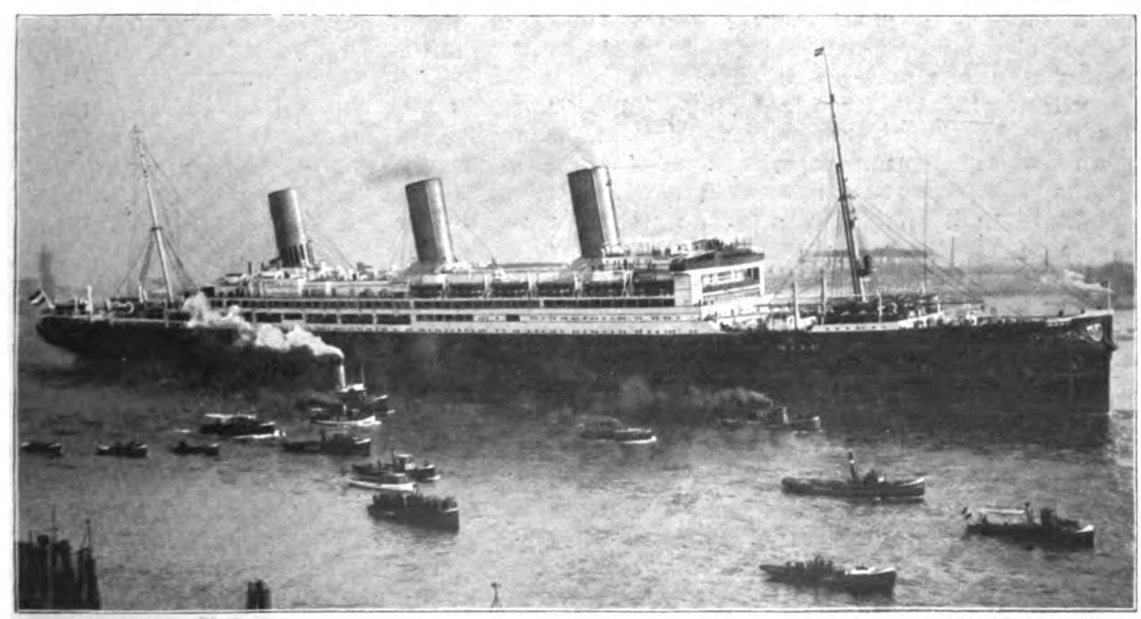
# Kultur der Gegenwart



Benzinmotor im Auto auch sehr rasch läuft, er dreht sich weit über 1000mal in der Minute, und ihm mangelt auch die Fähigkeit, rückwärts zu gehen. Und du weißt andererseits, lieber Leser, daß die Räder des Automobils sich viel langsamer drehen denn 1000mal in der Minute, und daß ein Auto auch rückwärts fahren kann. Die Fähigkeit, die der Motor nicht von sich aus besaß, hat man ihm durch Beigabe eines Getriebes künstlich verliehen. Beim Automobil verwendet man hierfür neuerdings ausschließlich Zahnräder, die in einem mit Öl oder Fett gefüllten Kasten laufen und bei guter Arbeit kaum mehr zu hören sind. Ein kleines Zahnrad dreht ein größeres, und dadurch wird die rasche Bewegung verlangsamt. (Für Fachleute bemerke ich, daß ich wohl weiß, daß diese Übersetzung im Differential liegt.) Durch Einschaltung einer Hilfswelle mit Zahnrädern ändert man die Drehrichtung der Wagenräder, während der Motor in gleicher Richtung weiterläuft.

Läßt sich dieser Gedanke nicht vielleicht auch auf die Dampfturbine bei Schiffen übertragen?

Man ist zuerst in technischen Kreisen vor solchem Unterfangen zurückgeschreckt. Eine Kraft von 5 oder auch von 50 Pferdestärken mit Zahnrädern zu übersetzen und mit zu steuern, das möchte ja gehen, aber Maschinen mit 1000 und mehr Pferdestärken? Was sollte das für Zahnräder geben! Aber schließlich hat man doch den Versuch gewagt und — siehe da — er ist gelungen, ist über Erwarten gut gelungen. Die Engländer sind uns mit diesen Konstruktionen vorangegangen (Parsons, ferner Melville, Macalpine), und zwar so rasch und energisch, daß die Gesamtpferdestärke der auf diese Weise angetriebenen englischen Schiffe sich heute schon auf über eine halbe Million beläuft. Deutsche Schiffe sind meines Wissens auf diese Weise noch nicht ausgerüstet worden. Und die englischen Anlagen haben sich bewährt, daran kann man nicht mehr zweifeln. Aber eins sei gleich bemerkt: diese Zahnräder haben lediglich den Zweck, den raschen Gang der Turbine ins Langsame zu versetzen. Ein Getriebe im Sinne des Automobils ist nicht vorhanden, denn es lassen sich weder verschiedene Geschwindigkeiten noch Rückwärtsgang einstellen. Man muß also zum Beispiel für letzteren Zweck, wie bei direktem Dampfturbinenantrieb, eine besondere Maschine für Rück-



Phot. Bruhn, Hamburg

Die erste Ausfahrt des neuen Riesendampfers „Vaterland“



# Kultur der Gegenwart



wärtsgang aufstellen, die nur dann in Tätigkeit gesetzt wird, wenn das Schiff einmal ausnahmsweise rückwärts fährt, die aber sonst als tote Last mitgeschleppt werden muß.

Der deutsche Schiffsmaschinenbau ist indessen nicht untätig gewesen. Wenn man auch — vielleicht mehr durch Schuld der deutschen Besteller denn der Werften — Zahnradübersetzungen noch nicht probiert hat, so hat man dafür eine andre geniale Erfindung des deutschen Ingenieurs Föttinger rasch in vollendeter Weise ausgebaut, so daß heute in Gestalt des Föttinger-Transformators uns ein vielleicht noch besseres Mittel an die Hand gegeben ist, um die gleiche Aufgabe zu lösen.

Du weißt, lieber Leser, daß man mit Hilfe einer Pumpe Wasser in einem starken Strahl weiterschleudern kann (man denke nur an die Dampfspritze der Feuerwehr), und du weißt ebenso, daß man einen kräftigen Wasserstrahl dazu benutzen kann, um ein Rad zu treiben. Dabei ist durchaus nicht gesagt, daß das Rad, welches getrieben wird, ebenso rasch zu laufen braucht wie die Pumpe, die den Wasserstrahl erzeugt.

Föttinger vereinigt beides, Pumpe und Wasserrad, in einem einzigen Körper und richtet es so ein, daß das Wasserrad etwa nur den fünften Teil der Umdrehungen macht, die die Pumpenwelle ausführt. An die Pumpenwelle wird die Dampfturbine angeschlossen, an das Wasserrad die Schraubenwelle. Das gibt eine Übersetzung im Verhältnis 1 : 5. Föttinger macht aber noch etwas. Er baut zwei Wasserräder auf die Welle derart, daß bei Umstellen einer Klappe das zweite Rad an Stelle des ersten in rückläufigem Sinne gedreht wird. Mit andern Worten: er kombiniert eine Umsteuerung mit seinem „Transformator". Merk wohl, lieber Leser, mit einem Transformator, wie wir ihn in elektrischen Anlagen finden, hat diese Einrichtung nichts zu tun. Transformieren heißt lediglich Umformen. Bei Föttinger ist das Umformungsmittel nicht der elektrische Strom und der Magnetismus, sondern das Wasser, das in ständigem Kreislauf aus der Pumpe in das Wasserrad und aus dem Wasserrad in die Pumpe zurückläuft.

Mit einer solchen Einrichtung ist der neue Seebäderdampfer „Königin Luise" der Hamburg-Amerika-Linie ausgerüstet worden, der jüngst mit gutem Erfolge seine Probefahrten absolviert hat.

Der Vorteil des Transformators, der an sich verhältnismäßig leicht ist und wenig Platz benötigt, ist der, daß man rasch laufende, sparsamer arbeitende Dampfturbinen verwenden kann, ferner daß die Rückwärtsturbine wegfällt. Im ganzen wird damit erreicht, daß ein mit Turbine und Föttinger-Transformator ausgerüstetes Schiff in der Maschinenanlage nicht oder nicht wesentlich teurer wird wie ein Schiff mit Kolbendampfmaschine, daß der Maschinenraum bedeutend kleiner wird und der Kohlenverbrauch ebenfalls geringer.

Selbstverständlich wird diese Entwicklung noch einige Zeit in Anspruch nehmen, insbesondere bei den modernen Riesendampfern, die man erklärlicherweise nicht als Versuchskaninchen für Neuerungen sich aussucht.

So hat zum Beispiel der Riesendampfer „Vaterland", der als Schwesterschiff des „Imperator" seine erste Fahrt hinter sich hat, noch direkten Turbinenantrieb, und zwar vier Vorwärtsturbinen und zwei Rückwärtsturbinen, von denen die ersteren zusammen 61 000 Pferdestärken leisten um dem Koloß eine Geschwindigkeit von 22,5 Seemeilen zu geben. Die Umdrehungsgeschwindigkeit der Schrauben beträgt hier 180 in der Minute, ist also wesentlich höher als bei den weiter oben aufgezählten Schiffen mit Kolbendampfmaschinen. In Zukunft wird man wahrscheinlich auch solche Riesenschiffe mit Föttinger-Transformatoren oder andern den gleichen Zweck verfolgenden Zwischengetrieben ausrüsten, wenn, ja wenn man überhaupt noch weiter solche Riesen baut. Noch eine weitere Schwester wird ja der „Imperator" bekommen, aber dann ist bis auf weiteres Schluß. Denn die Verwendungsfähigkeit von solchen „Überriesen" ist gering.

Siegfried Hartmann

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.  — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



**Damenbildnis**

Nach einem Gemälde von Albert von Keller




# Der Ochsenkrieg

## Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

## Ludwig Ganghofer

(Schluß)

Während die von Süden ankommenden Fürstlichkeiten durch Gepanzerte des städtischen Heeres empfangen und in die Stadt geleitet wurden, irrten ruhelose Scharen der ausgesperrten Volksmenge an den Wällen und Mauern entlang, kamen zum Ufer der Donau und kehrten zurück zum Ostenanger. Mit jeder Minute vermehrte sich das graue Heer durch neue Zuzüge von allen Landstraßen. Die vom Stadtrat aufgestellten Zehrbuden, Brothütten und Schankzelte konnten den Hunger der vielen Tausende nicht stillen, wurden geplündert und niedergerissen. Das Gelärme der Ungeduldigen schmolz zusammen mit dem festlichen Dröhnen der Kammerbüchsen und dem Freudengeläut der städtischen Glocken. Und plötzlich brauste über den wimmelnden Aufruhr ein wilder, tausendstimmiger Schrei erneuter Hoffnung hin: „Der König kommt! Der Kaiser ist da!" Das tosende Gewühl begann sich vorwärts zu schieben, gegen das Ufer der Donau hinunter. Tolle Neugier und leidende Sehnsucht keilten sich gegeneinander. Die Ellbogen wühlten und die Fäuste droschen. Schwachgewordene wurden niedergestoßen und zertreten. Und weil den Ausgesperrten auch der Zugang zur Steinernen Brücke verwehrt blieb, rissen sie bei den Fischerhäusern die Kähne und Fähren los, um die Donau zu übersetzen und dem deutschen König entgegenzuziehen; an die dick mit Menschen gefüllten Boote klammerten sich noch Dutzende an und ließen sich von den abwärtstreibenden Schiffen durch das Wasser schleifen; und wenn eine ermattete Faust die Finger öffnen mußte und ein Mensch in den schießenden Wellen versank, so war's für die andern, wie wenn im herbstlichen Wald ein welkes Blatt zwischen Moos und Steinen verschwindet.

Hunderte kamen über den Strom, und viele Tausende füllten dichtgedrängt die schmale Schiffsände zwischen dem Fuß der Stadtmauer und dem Ufer der Donau. Über dem Strome drüben und hinter der befestigten Vorstadt Am Hofe sahen sie auf den falben Wiesenhügeln, über welche die Nürnberger Straße herunterkam, das feine Funkeln und Farbenleuchten des

Königszuges, der seiner Einholung wartete. Und während auf der Steinernen Brücke, deren Türme und Türmchen von bunten Tüchern flatterten, die festliche Menge der Städter mit Standarten und Fahnen, mit zwei purpurnen Traghimmeln, mit Zinkengeschmetter und Pfeifenklängen dem König entgegenzog, streckten auf der Schiffslände die vielen Tausende des zugewanderten, eng zusammengepferchten Volkes in gläubiger Hoffnung jenem fernen Königsgeglitzer die Arme entgegen und schrien immer wieder mit rauh gewordenen Stimmen: „Der König ist kommen, der Kaiser ist da!“ Die Worte verstand man nicht. Doch flehende Sehnsucht war in dem wogenden Gebrüll. Es klang, wie wenn eine riesige Wallfahrtsmenge von Leidenden, Verzweifelten und Besessenen litaneit:

„Allmächtiger, erhöre uns! Allmächtiger, beschütze uns! Allmächtiger, erlöse uns von allem Übel!“

## X

In den großen Zelten, die auf der Wiesenhöhe der Nürnberger Straße für das Königspaar und sein Gefolge errichtet standen, hatten Herr Sigismund und Frau Barbara die verstaubten Reisekleider abgelegt und für den Einzug in Regensburg sich angetan mit dem Schmuck der Herrscherwürde.

Während die Königin, die immer geraumer Zeit bedurfte, um sich schön zu machen, noch vor dem silbernen Reisespiegel saß, hatte der König schon das Zelt verlassen und stand in der milden Sonne. Noch trug er die Krone nicht. Doch seine hohe Gestalt, in der sich Majestät und Anmut paarten, war schon umflossen von den starren Falten des schwer mit Gold bestickten und mit Hermelin verbrämten Purpurmantels. Darunter schimmerte der lange, bis zum Gürtel geschlitzte Reitrock von mattgrüner, mit Perlenblumen benähter Seide. An den Füßen glitzerten die goldgespornten Schnabelschuhe; und die großen, bunten Emailglieder des Gürtels trugen das breite Schwert, an dessen Knauf ein grüner Smaragd von der Größe einer Welschnuß funkelte — ein Stück geschliffenen Glases — den echten kostbaren Schwertstein hatte Herr Sigismund zu Nürnberg verpfänden müssen, um Geld für die Regensburger Reise zu beschaffen. Dieses Geld war auch schon wieder ausgegeben, war auf der langen Reisestrecke in die flehenden Hände des verarmten Volkes geflossen, das überall in hoffendem Glauben die Straße des schönen, hilfreichen Königs belagert hatte. Er kam zu seiner treuen Reichsstadt Regensburg mit einer Tasche, die so leer war wie ein junges Grab, aus dem der Schaufelmann soeben herausgestiegen.

Von den widerlichen Sorgen, die seine häusliche Wirtschaft bedrückten, war in seinen hellen, heiteren Augen kein Schatten zu gewahren. Er schwatzte munter und stand unter dem reinen Himmel wie ein menschgewordener Sonnenstrahl. Das kurzgelockte Braunhaar des Vierundfünfzigjährigen war noch ohne grauen Faden. Ein sorgsam gepflegter, in zwei Spitzen geteilter Vollbart mit lichterem, hübsch geschwungenem Schnauzer umrahmte das längliche, edelgeformte Gesicht, das frische, gesunde Farben hatte. Doch rings um die frohen Augen waren viele feingerissene Faltenzüge; sie erzählten von Blutstürmen und von Dingen, die nach Meinung der Frommen vor Gott kein Wohlgefallen sind. Wer nicht dicht vor dem König stand, sah diese Runenschrift eines wild durchrüttelten Lebens nimmer, sah nur den fürstlichen Kopf, diese herrliche anmutsvoll bewegte Mannsgestalt, diesen König von unverwüstlicher Jugend und Schönheit, dem die Herzen des Volkes entgegenjubelten, wenn er lächelte und freundlich grüßte.

Neben ihm stand der päpstliche Legat Branda in scharlachfarbener Kardinals-

tracht, mit einem wie aus Marmor geschnittenen Greisenkopf. Den beiden las der junge Kanzler Schlick eine Botschaft vor, die aus München gekommen war. Der Bote, der sie gebracht hatte — Lampert Someiner —, stand bei den Herren des Hofes, grau verstaubt nach einem jagenden Ritt, in den Augen ein ruhiges Leuchten.

Während der Kanzler mit halblauter Stimme las, wurde ein Imbiß eingenommen. Wie beim Mahl auf einer Falkenbeize stand man zwischen angepflöckten Rossen oder saß auf Wiesenbuckeln und aß aus kleinen, billigen Zinnschüsseln. Das goldene Reisegeschirr der Majestät war zu Nürnberg bei dem großen Schwertsmaragd zurückgeblieben.

Der König hörte die Botschaft, die da gelesen wurde, mit Lächeln an. Eine leichte Röte auf seiner Stirn verriet den Zorn, den er stumm bezwang. Der Kardinal erregte sich: „Die Fürsten zu München sind begabt mit versöhnlichen Seelen. Sie verzeihen dem Ingolstädter flink. Rom wird zögern müssen mit seiner Güte."

„Wie immer!" Herr Sigismund sah zu einer Herrengruppe hinüber, die den zwerghaften, großköpfigen Narren des Königs umstand und in schallendes Gelächter ausgebrochen war. „Was ist da drüben? Laßt euren sorgenvollen Herrscher mitlachen!"

Einer kam: „Wir sprachen von heißblütigen Frauen. Da sagte der Narr: In den Leib jener Frauen, die als Liebende unersättlich sind, müßte von ungefähr ein Pantherhaar geraten sein, das sich nimmer entfernt und ruhelos kitzelt."

Die Majestät wurde verdrießlich. „Unser Narr kennt die Frauen wie der Neid die Freude." Und in böhmischer Sprache, die der Kardinal nicht verstand, sagte Herr Sigismund seufzend zum Kanzler: „Wenn der Wirrsinn des Narren Wahrheit wäre, müßte Unsre Königin einen ganzen Panther verschluckt haben."

Da griffen plötzlich viele Herren nach ihren Waffen. Hinter dem Lagerplatz jagte auf der Nürnberger Straße eine dicke Staubwolke heran. Als man die Reiter und zwei braun und weiß gefleckte Hunde erkennen konnte, flüsterte Schlick: „Der Ingolstädter mit dem Pienzenauer und Törring."

Stumm, in aufbrennendem Zorne, wandte sich der König und trat so hastig ins Zelt, daß sich der Purpurmantel wie eine schwere Fahne hinter ihm her bauschte. Der Kanzler ihm nach. Im Zelte schrie Herr Sigismund: „Ich will ihn nicht sehen. Er hat wider Uns und das Reich gesündigt. Ich muß ihn von der Herrschaft stoßen."

Da stand der zwerghafte, großköpfige Narr bei ihm, zupfte am Mantel des Königs und pisperte mit seinem Kastratenstimmchen: „Vetter, überschrei dir die Lunge nicht! Sonst wirst du zu Regensburg vor den schönen Frauen husten müssen, statt daß du gewinnend redest."

Diese Stimme floß wie Öl auf den Zorn des Herrschers. Ratlos sagte er zu Schlick: „Was soll ich tun?"

Lächelnd flüsterte der junge Rat: „Eine gütige Strenge wählen, die für heute zu nichts verpflichtet. Und warten, bis Vetter Heinrich sprach. Der Schatzturm von Burghausen hat eine Stimme, auf die man in knappen Zeitläuften hören muß."

Alles Redliche in Sigismund wallte auf. „Schlick! Das ist ein Grauenvolles an meinem Leben. Immer will ich das Gute und Gerechte und muß es biegen und beschmutzen —"

„Warum?" piepste der Zwerg. „Weil wir sonst den Schneider, Schuster und Bäcker nicht bezahlen können."

„Schweige, Narr! Deine Späße lügen. Den König belügen alle. Vor dreißig Jahren hat mir einer, den ich vom Schwert zum Leben begnaden wollte, ins Gesicht gerufen: „Ich nehme nichts geschenkt von dir, du böhmisches Schwein!“ Und hat seinen Kopf auf den Block gelegt. Seit damals hat mir keiner mehr die Wahrheit gesagt! — Nur einer. Wo ist er? Narr, hole mir den Fritz!“

Das großköpfige Männlein zappelte davon. Dann trat mit ihm ein kraftvoller Mann von fünfzig Jahren in das Zelt, schwer und schmucklos gepanzert, ohne Helm, mit dem roten Adler zwischen den schwarzweißen Gevierten des Waffenrockes. Der Kopf hatte in der Art des Braunhaars und des geteilten Vollbarts eine leichte Ähnlichkeit mit der Majestät, doch das sonnverbrannte Gesicht war gröber, fester und ruhiger; dazu ein Mund, der gerne und kräftig lachte, und kluge, graublaue Augen wie blanker Stahl — Friedrich von Zollern, der Burggraf von Nürnberg, der neue Herr der Brandenburger Mark.

Der König fragte: „Weißt du, wer kommt?“

„Er ist schon da.“ Der Markgraf lachte. Er redete laut und rasch. „Rom setzt ihn bereits auf glühende Kohlen und röstet ihm das christliche Fundament. Ich besorge, man wird ihn um mancher Sünde willen brennen, die er nicht beging.“

„Hinter deinen Worten ist Erbarmen. Bist du nicht sein Feind?“

„Ich? Nein! Ich bin keines Mannes Feind. Schlägt einer her, so schlag ich hin, um ein gut Teil gröber als der andre. Kann er sich vertragen, so bin ich friedsam. Oheim Ludwig ist ein Baum mit Ästen, die gut sind. Die maßlos aufgeschossenen sind ihm gestutzt worden. Jetzt mögen die gesunden treiben. Das sollte die Majestät in Güte fördern.“

„Du weißt nicht, was bei München geschah. Schlick! Gib ihm das Blatt zu lesen!“

Der Markgraf nahm das Pergament. Als er las, bedeckte sich seine Stirn mit harten Falten. „Ein garstiges Ding! Macht Waffenruhe mit mir, vertrödelt den wohlgemeinten Friedenshandel mit Landshut und nützt die unbedrängten Ellbogen, um ruhige Leute zu puffen. Die gesunden Hiebe von Alling vergönn ich ihm. Das Leben hat heitere Gerechtigkeiten. Ich merke, daß er mich täuschte. Aber das haben die Münchener wettgemacht. Das friedsame Wort, das ich ihm sagte, soll gelten.“

„Lies weiter! Da wirst du von deinem Schwager Heinrich hören. Der Kleine hat wieder flinke Arbeit getan. Und sein treues Glück ist mit ihm gelaufen.“

„So?“ Der Markgraf schien das gern zu vernehmen. Doch als er weiterlas, fuhr ihm eine dunkle Blutwelle ins Gesicht. Die Lippen vorschiebend, faltete er das Pergament zusammen, bot es dem Kanzler hin und schwieg.

„Rede!“ mahnte der König ungeduldig.

„Das fällt mir schwer. Der eine täuschte mich, der andre tat's noch übler. Man muß da immer wieder lernen, von neuem zu glauben. Die Majestät möge mich eines Ratschlages entbinden! Den einen will ich nicht tiefer hinunterstoßen, als er fiel. Und ich kann nicht reden wider den Bruder meines Weibes, das mir eine tapfere Hausfrau ist und mich beschenkte mit dem Besten des Lebens, mit gesunden Jungen.“

Sigismund, der ohne Sohn war und dieses Wort mit Mißvergnügen gehört hatte, rief ärgerlich: „Versagst du auch? Was soll ich tun?“

Hinter dem Rücken der Majestät guckte der Kanzler mit verständlicher Trauer in seine Gürteltasche.

„Ach so?“ Für den Markgrafen schien die Stunde plötzlich an Ernst verloren zu haben. Er nickte. „Freilich, der Fink muß Hanf haben, wenn er nicht unschön pfeifen soll. An schöne Lieder bei Darbenden glaub ich nicht.“

„Was soll ich tun?“ wiederholte der König gereizt, während man vor dem Zelt einen heftigen Wortwechsel zwischen dem Kardinal Branda und Herzog Ludwig vernahm.

„Was kein Verständiger schelten darf. Geld kann man von den Juden borgen. Wenn's nicht billiger geht, um hohen Zins. Man braucht sie drum nicht zu verbrennen. Man kann sie auch bezahlen. Das ist minder schmerzhaft. Ich will gutstehen. Und der Fink kann pfeifen, wie er soll.“

„Gutstehen?“ fragte Sigismund freundlicher. „Selber geben kannst du nicht?“

„Nicht jetzt. Die Majestät möge verzeihen. Ich bin erschöpft.“

„Du schüttest zu viel in den Sand deiner Mark.“

„Ohne Samen kein Weizen.“

Der König lächelte auf eine Art, die dem Markgrafen zu mißfallen schien. „So muß ich beschauen, wo Samen sich findet.“

Vor dem Zelte die erregte Stimme des Kardinals: „Um Euretwillen wurde Glockenläuten, Gesang und Gottesdienst verschlagen.“

Dann die zornbebende Stimme des Ingolstädters: „Warum sperrt Ihr um meinetwillen die Kirchen? Laßt sie offen für die andern! Dann könnt Ihr läuten, singen und Messe lesen nach Herzenslust. Belagert nicht meinen Weg! Ich will zum König. Wozu das Reich, wozu der Herrscher, wenn die beiden sich verschließen vor der Not eines Deutschen?“

Im Zelt sagte Sigismund heiter: „Oh? Wo bleibt Paris? Mein Land ist reicher geworden um einen deutschen Mann.“

Da stürmte Herzog Ludwig in das Zelt, mit Staub bedeckt, das Gesicht von Gram zerstört, in den Augen den zerbrochenen Stolz. Schweigend biß er die Zähne übereinander und beugte das Knie.

Die Majestät trat zurück, blieb stumm und streckte abwehrend, mit einer anmutvollen Geste, die schönen Hände vor sich hin.

Herzog Ludwig drückte den starren Nacken noch tiefer hinunter und harrte zitternd auf ein gütiges Wort. Weil es nicht kommen wollte, erbarmte sich der Markgraf dieses Gebeugten, wollte ihm mit einem freundlichen Scherz über den bösen Augenblick hinüberhelfen und sagte freundlich: „Oheim? Ihr habt keine gute Farbe. Seid Ihr ein so strenger Christ, daß Ihr im Übermaße fastet?“

Die gute Absicht dieses Scherzes mißverstehend, fuhr Herzog Ludwig vom Boden auf, mit brennender Stirne, mit Trauer und erneutem Haß in den Augen. „Willst du mich höhnen? Du? Der verschlang, was in meines großen Ahnherren goldenem Kessel gekocht wurde für Wittelsbach?“

„So ist es nicht. Aber wenn es so wäre, könnt ich nicht leugnen, daß es mir mundet.“

Noch heißer gereizt durch diese lächelnde Ruhe, wandte sich der Herzog an die Majestät. „König! Leidende haben ein helles Gesicht. Laß dich warnen vor diesem allzu Gesunden. Er wird dir die deutsche Krone nehmen, wie er meinem Hause die Mark genommen.“

„Die gab ich ihm doch. Als Dank für redliche Dienste.“

„Laß dich warnen!“ Die Stimme des Herzogs war rauh von Zorn. „Seine Federn sind schwarz und weiß wie die der Elster. Was eine richtige Elster ist, die läßt ihr Hüpfen nicht.“

Herr Sigismund lachte heiter. Dennoch war es ihm anzumerken, daß

diese Warnung bei seinem leicht erregbaren Mißtrauen ihr Ziel nicht völlig verfehlt hatte.

Des Königs achtete der Markgraf in diesem Augenblicke nicht. Er sah nur den von Zorn und Leid durchwühlten Herzog an und sagte ernst: „Leidende haben kein helles Gesicht, sie haben verschleierte Sinne. Dieses Wissen versöhnt mit ihnen. Ihr seid ein vergrämter Vogel, Oheim! Man merkt es an Eurem verstimmten Gesang. Ich habe schon bessere Lieder von Euch vernommen. Seht zu, daß Eure Kehle sich bald wieder bessern möge.“ Er neigte sich vor der Majestät und ging im Geklirr seines schweren Panzers aus dem Zelt.

Die Augen des Königs, die ihm folgten, hatten einen unmutigen Blick. Dann sagte er zu Herzog Ludwig mit jener gütigen Strenge, deren Ton er glücklich zu treffen wußte: „Oheim, du bist ein mannlicher Fürst. Auch warst du ein Mächtiger an Barschaft. Das haben Wir zu Unsern Gunsten oft erfahren. Wir schulden dir viel. Des wollen Wir gedenk bleiben. Aber dir ist es ergangen, wie es allen ergeht, die mehr Vertrauen in sich selbst haben als in Gott.“

Während immer das ferne Glockenläuten summte und das Zinkengeschmetter des festlichen Zuges näher und näher tönte, zwang Herr Ludwig die Worte heraus: „Was ich habe, will ich geben. Jetzt bin ich arm. Reichtum wird wieder kommen. Die Majestät verspreche mir nur, mich ungeschädigt bei meiner ererbten Herrschaft zu halten. Was ich erbitte, ist mein fürstliches Recht.“

„Der Schuldige muß empfangen, was ihm zugesprochen wird um christlicher Güte willen. Du bist besiegt durch die Kraft der andern und durch die eigne Torheit.“

Das Gesicht des Herzogs entstellte sich. „Mich besiegte einer, den ich nicht nenne. Man kann einen Menschen beugen. Sein Recht bleibt stehen. Ich fordere mein Recht.“

„Wer fordert und nicht die Macht hat, seinen Willen durchzusetzen, ist ein Narr.“ Bei diesem Worte nahm die heiter gewordene Majestät dem Herzog die pelzverbrämte Mütze vom Kopf und setzte ihm die Schellenkappe des Narren auf.

Herr Ludwig stand unbeweglich.

Draußen erscholl ein süßer, lieblicher Gesang von tausend Kinderstimmen.

„Wir werden entscheiden im Rat der Fürsten!“ sagte Sigismund. „Unsre treuen Regensburger kommen.“ Er wandte sich. „Meine Krone?“

Unter spöttischem Grinsen brachte der Zwerg das von edlen Steinen funkelnde Königsgeschmeid: „Nimm, barmherziger Vetter, das ist deine Narrenkappe!“

„Meinst du, Wir hätten nicht den klugen Kopf, den sie verlangt?“

„Den hast du, leider! Du versäuerst mir mein hartes Brot, das wir zuweilen schuldig bleiben. Oft bist du witziger als ich.“ Der Narr hörte das Rauschen eines seidenen Kleides und schmunzelte. „Die Funken deines Witzes erlöschen nur, wenn du Ehemann wirst. Und da kann ich meinen Witz nicht zeigen. Weil ich außerhalb des Türchens bleibe, hinter dem du klein und töricht wirst.“

Königin Barbara, die zweite Gemahlin der Majestät, trat aus der Zeltkammer, in milchblaue Seide gekleidet, die jede Form des schönen Körpers nachzeichnete. Funkelnd thronte das Krönlein über dem kupferroten Haar, und wie ein Glitzerhauch umfloß der silberne Schleier die reizvolle Gestalt. Eine Dreißigjährige, die einem jungfräulichen Mädchen glich, mit rosigen

Wangen, mit schwellendem Mund und mit suchenden Schwarzaugen voll kindlicher Neugier.

Sigismund küßte sein Ehegemahl vorsichtig auf die Wange und sagte scherzend: „So schnell bereit?"

Die Narrenkappe fortschiebend, beugte Herzog Ludwig sich nieder. „Vor der Schönheit kniet man leichter als vor der Würde." Freundlich hob ihn Frau Barbara auf und fing munter zu schwatzen an. Der Ingolstädter plauderte mit ihr, ritterlich und bilderreich, während sein entstelltes Gesicht wie Asche war.

Die Majestäten traten Hand in Hand aus dem Zelte. Brausender Jubel verschlang das Lied der Kinder, deren Schar mit den gelbgeblätterten Birkenzweigen in der Sonne wie ein goldenes Wäldchen war. Der König sah freundlich die vielen Kinder an und sagte: „Da wächst uns eine neue Welt."

In weitem Ringe standen die Hochwürdigen, die Edelfesten und Ehrbaren der freien Stadt, die Zünfte mit ihren Fahnen, hinter ihnen die berittenen Söldner, die Fußknechte und Schützen und dann das graue Volk.

Herzlich begrüßte der König den Fürstpropst Pienzenauer und den Kaspar Törring, die nicht sonderlich festlich aussahen.

Trompeten schmetterten, eine schweratmende Stille lagerte sich in der Sonne, und während von der Stadt das Geläut der Glocken scholl, fing der Bürgermeister in Ehrfurcht zu reden an. Der König lauschte wohlwollend. Minder aufmerksam war die Königin, die in lächelnder Neugier die schmucken Geschlechtersöhne musterte. Zum Willkomm verehrte die Stadt der Majestät einen großen goldenen Kupf, der bis zum Rande gefüllt war mit rheinischen Dukaten; auch Frau Barbara, der Kanzler und der Narr bekamen Becher mit Geldgeschenken.

Nun bewegte sich der Zug mit Sang und Klang der Stadt entgegen. Immer segnete der päpstliche Legat das Volk; er ritt unter dem ersten Purpurhimmel.

Auf einem ungarischen Goldfuchs, dessen seidene Schabracke den Boden berührte, ritt die deutsche Majestät unter dem zweiten kleineren Traghimmel; voraus schritten vier Edelknaben mit großen Gürteltaschen, aus denen sie neugeprägte Silberpfennige mit dem Bild des Königs in die jubelnden Massen des Volkes warfen. Hinter dem Herrscher, unter einem Pfauenfächer, ritt Königin Barbara auf einem Berberschimmel, der so zierlich war wie die schöne Frau in seinem Sattel. Dann kam die Schar der Fürsten und Herren, unter ihnen Herzog Ludwig mit entblößtem Haupt, zu jeder Seite seines abgehetzten Pferdes einer von den ruhig schreitenden Hunden; mit den lang herabhängenden Zungen und den mager gewordenen Leibern sahen sie aus wie lebendige Wappentiere. Und außerhalb der von Waffen starrenden Spaliere drängte sich eine graue, jubelnde, glückliche Menschenmenge und raufte sich auf dem Boden um die Silberpfennige, die unter dem Purpurhimmel der Majestät herausflatterten.

Jetzt kam der Königszug zu dem Märchenbau der steinernen Brücke. Ein wundervolles Bild: der mächtige, rauschende Strom und diese hochgeschwungenen steinernen Bogen mit Toren und Türmchen, mit Fahnen, Kränzen und wirbelndem Bänderwerk; und drüben die feste, schöne Stadt, umflossen von goldener Sonne, mit den langen Mauerzügen, mit den von Menschen wimmelnden Wehrgängen und Basteien, mit den eng zusammengehuschelten Firsten und Türmen, die von bunten Tüchern umflattert, von Scharen der aufgescheuchten Dohlen und Tauben umflogen waren. Ein Dröhnen und Hallen, als wäre der ganze Himmel eine schwingende Glocke. Und jetzt — als der König auf der Höhe der Brücke für die da drüben sichtbar

wurde — jetzt übertönte den klangvollen Lärm ein dumpfer, schwerer, den Himmel und die Erde erfüllender Laut, wie der Ton einer Riesenorgel, wie das grauenvolle Stöhnen eines leidenden Ungeheuers: das sehnsüchtige Gebrüll der vierzigtausend Zugewanderten, die eng gepferchtzwischen Wasser und Mauer standen, in gläubiger Hoffnung immer „Kaiser! Kaiser! Kaiser!" schrien und die braunen, von grauen Lumpen umhangenen Hände hinaufstreckten zum erwarteten Retter.

Das Gesicht des Königs entfärbte sich in tiefer Erschütterung. Er stammelte einen Namen; zwei von den Ordnern des Zuges liefen nach rückwärts und brachten den Fürstpropst Peter Pienzenauer. Herr Sigismund umklammerte den Arm des Propstes: „Siehst du das? Da drunten? Das arme Volk! Und ich kann nicht helfen. Rom und die Fürsten machen mich zu einer Puppe, die an Drähten zuckt. Ich möchte das Gute und Rechte. Doch die Kleinen sträuben sich. Sie sind wie Mäuse, die sich in der Falle sicher vor der Katze glauben." Zorn und Erregung zerdrückten ihm die Stimme. „Peter! Reite heim nach Berchtesgaden! Und rüttle in deinem Untersberg den alten, schlafenden Kaiser wach!"

Die Wirkung des Bildes, das er gesehen hatte, blieb in ihm, als er durch das Brückentor zu Regensburg einritt und umjubelt wurde von der Bürgerschaft. Er hörte nicht das Freudengeschrei und sah nicht die mit weißen Tüchern aus allen Fenstern winkenden Frauen. Zerstreut betrachtete er, was er sonst sehr gerne zu sehen liebte: den Flötenreigen der in durchsichtige Schleier gekleideten Hübschlerinnen und geschuhten Wachteln, die man zu Regensburg „die armen Töchter" nannte. Die schmucken Weibchen, die sehr heiter waren, sperrten mit einem Seil aus roter Seide und mit Rosengewinden die Straße und luden den König in galanten Versen zu einem Fest in ihrer süßen Herberg. Immer nickte, dankte und lächelte er. Doch etwas Müdes und Steinernes war in der heiteren Schönheit seines Gesichtes. Immer schienen seine Augen nach einwärts zu schauen in die trauernde Herrscherseele.

Als er in der gewölbten Halle des Stadthauses von den zu Regensburg eingetroffenen Fürsten empfangen wurde, eilte er, alle höfische Regel mißachtend, auf den kleinen Herzog Heinrich zu, nahm ihn beiseite und flüsterte ihm heiß ins Ohr: „Oheim Landshut! Wir wollen dir alles verzeihen! Alles! Kannst du Uns Geld geben? Viel Geld?" Seine Augen wurden fröhlich, als er von den dreißigtausend Dukaten hörte, die Herzog Heinrich schon in das Quartier der Majestät, in das alte Patrizierhaus der Gumprecht, hatte schaffen lassen. „Lieber Oheim!" Der König lachte. „Wir wollen dir danken. Morgen. Was Wir tun, ist verwerflich. Aber Helfen ist von den Freuden des Lebens die schönste."

Er befahl den Bürgermeister und die drei Almosenherren der Stadt zu sich. Noch in der gleichen Stunde sollte man aufkaufen, was in der Stadt an Zelten, Kleidern, Mänteln, Zehrung und Trank für das zugewanderte Volk zu erschwingen war. Auf vielen Wagen sollte man alles hinausfahren zum Anger vor dem Ostentor. Jede arme, leere Hand, die sich da draußen verlangend streckte, sollte empfangen von der Güte des deutschen Königs. Der Bürgermeister neigte sich dankbar vor dem Herrscher; doch der Auftrag, den er übernommen, machte ihm Sorge; er hatte Ursach, alle Tore fest verschlossen zu halten. Von da draußen war eine Meldung in die Stadt gedrungen, die man verschweigen mußte — eine Meldung, vor der auch Tapfere erzitterten bis ins Blut. Da draußen unter den vierzig Tausenden war einer zugewandert. Der hatte leere Augenhöhlen und schlug mit der Knochenfaust an das Ostentor. Von allen Siegern der gewaltigste!

In der gewölbten, reich gezierten Halle des Stadthauses brannte, obwohl der Abend noch nicht dämmerte, schon die Fülle der Wachsfackeln und Kerzen. Um die schönen, freundlichen Majestäten bewegte sich ein funkelndes Gewirre von Fürsten und edlen Frauen, von geistlichen Würdenträgern, von ritterlichen Herren und wappenfähigen Bürgern.

Ein bißchen außerhalb des funkelnden Gewimmels stand in kostbarem Hofkleid der kleine Herzog Heinrich an eine Säule gelehnt, völlig genesen, belustigt und zufrieden. Seine blitzenden Schwarzaugen gingen suchend über das Gewühl der Gesichter hin, und ein feines Schmunzeln huschte um seine schmalen Lippen, so oft im Gewirr das unbedeckte Haupt und die grau bestäubten Schultern des Ingolstädters erschienen.

Da trat im schweren Panzer sein Schwager Zollern vor ihn hin, sah ihn an, nickte, schob die Lippen vor und schwieg.

Mit lebhafter Herzlichkeit sagte der Kleine: „Gott grüß dich, Schwager! Wir haben uns lange nicht gesehen. Jetzt geschieht es zu guter Stunde. Wir hatten Glück, wir beide."

„Jeder auf seine Weise. Um das recht zu sehen, mußt du mein Gedächtnis auffrischen. Wie lautete, was du mir nach Nürnberg geschrieben?"

„Daß du tun möchtest in meinem Namen, was ich als notwendig, hilfreich und redlich erkenne. Als redlich hab ich erkannt, was du tatest. Notwendig und hilfreich erschien es mir nicht. Drum hab ich es anders gemacht." Herr Heinrich schmunzelte. „Mißfällt es dir?"

Zollern bekam die harten Furchen auf der Stirne. Dann lachte er plötzlich laut und kräftig. „Schwager! Man kann dir im Ernst nicht grollen. Das ist manchmal ein schwierig Ding, zu wissen, was gut oder böse ist. An den sieben Häuten deiner Seele ist kein klarer Fleck. Aber dein Land und Volk wird gewinnen dabei. Das läßt milder über dich denken." Er wollte gehen. Und sah neben der Säule den barhäuptigen Herzog Ludwig stehen, mit aschfarbenem Gesicht und brennenden Augen. „Nur näher, Oheim! Hier findet Ihr einen klugen und heiteren Mann. Jetzt, vermute ich, wird er redlich mit Euch unterhandeln." Klirrend schritt er davon.

Herr Heinrich verlor ein wenig an fröhlicher Farbe, als der hochgewachsene Ingolstädter in seiner gewalttätigen Art so dicht vor ihn hintrat.

„Wir sahen uns zum letztenmal in Konstanz. Nicht? Fünf Jahre sind eine lange Zeit. Gute Vettern sollten sich zuweilen besuchen. Um sich auszusprechen. Damals in Konstanz wurdest du am Reden behindert. Nicht? Es war sehr finster. Damals. Heut ist es hell. Warum zitterst du? Die Stunde ist höfisch. Die Nähe des schönen Königs umschleiert die häßlichen Dinge. Da muß man zierliche Worte finden. Muß Brücken über alles Dunkle schlagen. Ich schaue nicht hinunter. Nein!" Herr Ludwig sah die Narben an seinen Händen an. „Ich will dich nur etwas fragen. Eine kleine Sache. Das mußt du mir sagen."

„Was, du Großer und Starker?" Herr Heinrich war heiter geworden und streckte sich, weil er merkte, wie viele Augen in Neugier auf ihn und den andern hersahen.

„Hast du in deinem Leben schon einmal die Wahrheit gesagt?"

Herzog Heinrich schien sich zu besinnen und nickte. „Doch. Manchmal. Wenn es nützlich war."

„Dann sage sie mir jetzt!" Der Ingolstädter beugte sich langsam zu dem kleinen Vetter hinunter. Er lachte, wie man zu lustigen Dingen lacht. Doch seine Stimme keuchte: „Wer verriet mich?"

In Heinrichs schwarzen Augen blitzte es wie eine geschliffene Klinge.

Seine Seele war durchwühlt von dem gierigen Wunsch, diesem Starken, noch immer nicht völlig Gebeugten den letzten Stoß in das Herz zu bohren. Seine Klugheit widerriet es ihm. Er sagte: „Niemand!“ Schmetternde Trompetenstöße klangen vom Saal herunter, und die Majestäten stiegen auf lindem Teppich über die steinerne Treppe hinauf. „Das Mahl beginnt. Es möge dir schmecken, Vetter!“ Herzog Heinrich ging rasch davon und wollte sich in das glitzernde Gewühl verlieren.

Da sprang ihm der Ingolstädter nach, faßte ihn mit eisernem Griff am Handgelenk, zerrte ihn hinter sich her, zu einem Winkel der Halle hin und deutete auf eine mit kostbarem Hofkleid geschmückte Mißform. „Vetter? Kennst du den da? Ist das jemand? Oder niemand? Wer ist das?“

Prinz Höckerlein hatte ein weißes Gesicht, doch ein verwundertes Lächeln und einen sanften Knabenblick.

„Wer ist das?“ schrie Herzog Ludwig so laut, daß die über die Treppe hinaufsteigenden Mahlgäste erstaunt die Köpfe drehten.

In Zorn hatte Heinrich seine Hand befreit. Nun sah er den Buckligen kalt und gleichgültig an und antwortete ruhig: „Die Ähnlichkeit versagt. Aber man weiß: es ist dein Sohn.“ Er ging zur Treppe hinüber.

Gebeugt stand Herzog Ludwig vor dem Prinzen, dem eine zarte Röte die Blässe vertrieben hatte. „Wann kamst du?“

„Jetzt eben, Vater!“

„Wo warst du seit deiner Heldentat von Alling?“

Mit dem Gesicht eines hilflos Bekümmerten klagte der Prinz: „Daß der große Feldherr, der mein Vater ist, in die Sümpfe reitet, konnte ich bei der Jugend meiner Kriegserfahrungen nicht vermuten. Als deine treulosen Einrösser meine Tapferkeit behinderten, nahm ich eine Straße, die mir fest erschien.“

„Ja, mein Würmchen, reite auf dieser Straße!“ Herzog Ludwig, unter heiserem Lachen, klopfte dem Buckligen auf die Schulter. „Reite! Reite! Nur immer zu! Da wirst du weit kommen.“ Er wollte gehen, wandte sich und sagte rauh: „Weißt du, daß man mich zu Alling in meinem Zelt bestahl?“

Erschrocken fragte Prinz Höckerlein: „Um viel?“

Bei aller Qual belustigt, brach Herr Ludwig in Gelächter aus. „Um viel? Ach nein! Nur um Kronreif, Siegel und Stab. Das bißchen Bargeld soll außer Rechnung bleiben.“

„Die Diebe muß man ausforschen. Willst du mir das überlassen, Vater? Ich finde sie.“ Die Augen des Buckligen erweiterten sich. „Solltest du verhindert werden, nach Ingolstadt heimzureiten, so will ich sie hängen lassen, diese bösen Diebe. Wie alle, die meinem Vater treulos waren.“

Im Gesicht des Herzogs eine jähe, grauenvolle Veränderung. Und mit schwerer, dumpfer Trauer sagte er leis: „Einen wirst du begnadigen müssen! Wenn du leben willst.“ Er wandte sich und stieg über die festliche Treppe hinauf. Der mißgestaltete Knabe, in der schimmernden Seide seines reichen Hofkleides und mit seinem wippenden Spinnenschritt, ging lächelnd hinter ihm her.

Draußen auf der Straße eine brausende Woge des Jubels. Vom kleinen Erker des großen Rathaussaales hatte sich das Königspaar der Bürgerschaft gezeigt, die im Glanze des nahenden Abends Kopf an Kopf den Platz und die abziehenden Gassen füllte. Als die Majestäten vom Fenster verschwanden und droben im Saal die schmetternde Bankettmusik begann, entstand auf dem Platz ein schiebendes Gewühl, unter Kreischen und lustigem Gelächter. Auch Streitreden und Händel gab's. Die jungen Bürgersöhne vermerkten es

übel, daß ihren Schwestern und Bäschen die fremden Fürstenknechte so gut gefielen.

Ein Burghausener Harnascher hatte ein blondes Mädel gefischt und zog es hinüber zum Wadmarkt. Der war abgesperrt. Vor dem Mallerschen Patrizierhause, wo Herzog Heinrich Quartier genommen, standen die Zelte seiner Söldner und die angepflöckten Rosse. Als der Harnascher das blonde Mädel durch die Wache schmuggelte, fragte ein Stadtknecht nach dem Malimmes vom Taubensee. Man wies den Knecht zu einem Zelt, in dem ein schmuck gekleideter Söldner auf den Pferdedecken lag. „Du? Bist du der Malimmes vom Taubensee?"

Ein Müder richtete sich auf. „Ich bin's gewesen einmal. Was ich jetzt bin, weiß ich nimmer. Der Krieg macht böses Vieh aus den Leuten. Was willst du?"

„Beim Ostentor ist einer festgenommen worden, der die Mauer hat übersteigen wollen. Der sagt, er müßt mit dem deutschen König reden und wär aus der Ramsau. Du tätst ihn kennen, sagt er."

Verdrießlich murrte Malimmes: „Was geht mich die Ramsau an? Ruh will ich haben." Doch er nahm seinen Hut und das Eisen. „Komm! Das Gewesene laßt einen nimmer aus."

Als sie den Zaun der Wache durchschritten hatten und hineintauchen wollten in das heitere Menschengewühl, blieb Malimmes stehen und musterte ein geputztes Weib, das einen grünen Schleier um Haar und Gesicht gewickelt trug und wie wartend dastand. „Ist die schon wieder um den Weg?" Seit er zu Regensburg eingeritten, hatte er diesen grünen Schleier schon viermal gesehen. „So eine geschuhte Wachtel! Was die nur will von mir? Komm!"

Es war eine harte Mühe, in diesem Gedräng das Ostentor zu erreichen. Hier ging es lärmend zu. Hochbeladene Karren wurden in langer Reihe zum Tor hinausgefahren, ein dumpfes Brausen scholl herein, und die Stadtknechte mit gefällten Piken verteidigten die Torlücken, um die von draußen andrängenden Menschen abzuwehren.

In einer kleinen, schon vom Abend durchschleierten Kammer neben der Wachstube fand Malimmes den Hinterseer Fischbauer, der die Würde und das Wort des Seppi Ruechsam geerbt hatte. In der braunen Faust umklammerte der Bauer eine blecherne Pergamentkapsel. Sonst war er splitternackt. Ein Medikus untersuchte ihn und sagte: „Redet sonst nichts wider ihn, so kann man ihm Einlaß gönnen. Der Mann ist gesund."

„Was denn sonst?"

Malimmes mußte für den Verdächtigen zeugen. Er nickte. „Das ist ein guter Mensch. Der hat mit dem Vieh zu tun. Das Vieh verdirbt einen Menschen nit." Und während der Fischbauer in das Hemd fuhr, fragte der Söldner zögernd: „Wie geht's denn allweil? Daheim?"

„Recht muß recht sein. Sonst geht's nit schlecht. Langsam macht sich schon alles wieder. Drei von meinen Buben hat man totgeschlagen. Aber von den Fünfen, die noch übrig sind, hat jeder ein Gütl gekriegt, das leer geworden ist."

„So, so? — Und der Mareiner?"

Der Albmeister lachte. „Dein Bruder ist angerumpelt und muß das Maul wieder halten. Sein zenonisches Erbrecht hat man nit gelten lassen. Jetzt ist er wieder sanktpetrischer Frongütler. Aber sonst ist Segen in seinem Haus. An Ostern hat seine Bäuerin Drilling gekriegt. Drei Buben."

„Nit mehr?" Auch Malimmes wurde heiter.

„Gelt, ja! Heuer ist in der Ramsau ein gutes Kinderjahr. Jedes Weibl und Maidl tragt in der Sonn was Lebendigs umeinander."

„Wo man viel totgeschlagen hat, müssen viel wieder herwachsen. Geh's, wie's mag!"

„Was denn sonst?" Der Fischbauer bändelte die zwei Schäfte seiner grauen Hose zusammen.

„Und außer den drei Buben?" Das Gesicht des Malimmes, das eben noch überleuchtet war von einer wilden Fröhlichkeit, wurde hart und ernst. „Ist da sonst noch ein Kindl im Haus? Beim Bruder?"

„Geh, du Narr!" Der Albmeister schlüpfte in die genagelten Schuhe. „Meinst, deine Schwägerin kann hexen? Freilich, ein lützel was lernt man im Krieg. Die Mareinerin hat allweil gezittert vor Angsten, wenn ein Herrenknecht in der Näh gewesen ist. Jetzt lacht das tapfere Weibl, so oft einer kommt. Was denn sonst?"

„So, so?" Nach langem Schweigen, während der Albmeister die Riemen seiner Schuhe knüpfte, fragte Malimmes rauh: „Wie geht's meiner Mutter?"

„Jeh, du, die ist doch gestorben, selbigsmal, wie der Marimpfl bei Piding hat bleiben müssen. Den besten von ihren Buben verliert eine Mutter hart."

Diesen Erfahrungssatz des Albmeisters hörte Malimmes nimmer. Der Strich seiner großen Narbe war so bleich geworden, als hinge ein weißer Zwirnfaden über das braune Gesicht herunter. So ging er stumm und mit schweren Schritten aus der Kammer.

Draußen in der Glut des schönen Abends ließ er sich einkeilen in das Gewühl der Menschen und ließ sich schieben, stoßen und treiben von der Menge — er wußte nicht, wohin. Und wo dieser bunte, frohe, rauschende, vom Blut des Abends überleuchtete Lebensstrom den Malimmes hinschwemmte, in jeder Gasse, überall und immer war jener grüne Wachtelschleier in seiner Nähe. Jetzt wieder. In der engen Brückengasse. Und da wühlte sich Malimmes plötzlich zu dem Frauenzimmer hin und griff nach dem grünen Schleier. Das Weib wehrte sich schweigend und wollte entrinnen. Aber Malimmes hatte den Schleier schon in der Faust und riß ihn herunter.

Blonde Zöpfe, große, angstvolle Augen und ein geschminktes Gesicht, das nicht erblassen konnte. Die Traudi war's. Stumm und zitternd stand sie vor ihm, Furcht, Liebe, Gram und Freude im nassen Blick.

Beim ersten Erkennen leuchtete in Malimmes etwas auf, als wäre in seine frierende Einsamkeit ein bißchen Wärme gekommen. Doch beim ersten Blick gewahrte er auch das Fürchterliche im Gesicht dieser armen Tochter: die französischen Krankheitsflecken unter der weißen und roten Schminke. Wortlos, die Zähne übereinander knirschend, faßte er die Traudi am Arm.

Sie entzog sich ihm und sagte traurig: „Du sollst mich nimmer anrühren! Du nit. Die Kriegsleut haben mich versaut."

Er brauchte lang, bis er fragen konnte: „Warum bist du fort von daheim?"

„Wie die Mutter tot war, hat's mich nimmer gelitten. Weil du nit kommen bist, hab ich dich suchen müssen. So bin ich auf Wasserburg gekommen, das man beschossen hat. Jeden hab ich gefragt nach dir. Und einer —" Sie konnte nimmer weiterreden.

Er sagte heiser: „Wasserburg? Das ist im vorigen Herbst gewesen." Sein Gesicht entstellte sich. „Wann hast du dein Kind geboren?"

„Wie man Friedberg verwüstet hat, in der Osterwoch."

Die Augen des Malimmes irrten flackernd über das vergnügte Gewühl der Menschen hin. „Gott wird wollen haben, daß es tot ist?"

Sie schüttelte den Kopf.
Da schrie er wild: „Es lebt?"
Sie nickte.
Den Kopf vorbeugend, keuchte er: „Wo hast du's?"
„Drunten, im Holzländgässel, bei meiner Herbergmutter."
Schweigend stand er vor ihr, wie mit gebrochenem Nacken. Dann sagte er müde: „Komm!"
Sie rührte sich nicht und sah ihn verzweifelt an.
„Hörst nit? Komm!" Er wühlte einen Weg durch das Menschengedräng. Und die Traudi schmiegte sich hinter ihm her; heimlich berührte sie mit den Fingerspitzen seine Arme, seinen Rücken, seine Schultern; dabei war in ihren klagenden Augen ein kleines, armes Glück.
Zwischen hohen Häusern mit feuchten, muffigen Mauern lag eine enge, lange Gasse, in die vom leuchtenden Abendhimmel noch ein matter Glanz herunterfiel. Nur wenig Leute liefen da hin und her. Immer jagender wurde der Schritt des Malimmes. Schweratmend täppelte die Traudi neben ihm her. Ein paarmal versuchte sie zu reden. Immer schwieg er. Da sagte sie leise: „Deinen Goldpfennig hat mir einer vom Hals gerissen. Das ist mir das Ärgste gewesen."
Er schwieg.
„Aber ein lützel was hab ich schon noch von dir." Sie wartete, ob er fragen würde.
Er schwieg.
„Das Hemmed, das du mir beim Hallturm in den Winkel geschoben hast. Das hab ich noch. Ich hab's gewaschen und gut geflickt. An jedem Sonntag, wenn die andern in der Kirche sind, schlupf ich allweil ein lützel hinein und geh mit dem Kind in meiner Stub herum. Da bet ich."
Schweigend nahm er ihre Hand und machte kürzere Schritte, damit sie nicht so schnaufen müßte.
Unter einem verträumten Lächeln fragte sie: „Ist der Heiner auch bei dir?"
„Der ist tot."
„Jesus! Aber der Altknecht, gelt?"
„Der ist tot."
„Herr Jesus! Und der Bauer?"
„Der ist tot."
„Allmächtiger! Muß denn alles —" Die Stimme zerbrach ihr. „Und —"
Er senkte schweigend den Kopf.
Da fragte sie scheu: „Wo ist denn der Bub?" Erschrocken umklammerte sie seinen Arm; denn sie sah ein Gesicht, als wäre das nicht der Malimmes, sondern ein Fremder, den sie nie im Leben gesehen hatte.
Ruhig befreite er seinen Arm und sagte mit Worten, die wie Eisen waren: „Wer fragt, geht irr. Krieg ist Krieg. Die Lieb macht lebendig, der Krieg macht tot. Frag nit um die andern! Dein Kind lebt!" Er lachte.
Die Traudi verstand den Malimmes nimmer. Hilflos sah sie zu ihm auf. „Tust du denn nit trauern?"
„Die Zeit ist so. Da muß man sein Herz an die Wand werfen können, daß es hängen bleibt."
Sie wagte kein Wort mehr zu reden.
Ganz am Ende der Gasse blieb sie vor einem schlechten Hause stehen, über dessen Tür, obwohl es noch nicht dunkelte, eine rote Laterne brannte.
„Kommst du mit herauf?"
Er schüttelte den Kopf.

„So wart ein lützel, ich bring's.“ Sie wollte ins Haus treten, blieb stehen, sah ihn glücklich an und machte eine Bewegung, als möchte sie mit dem Finger an seine große Narbe rühren. „Schier gar nimmer sieht man's.“

Malimmes nickte. Und als sie im Haus verschwunden war, setzte er sich auf die Bank neben der Türe.

Über der Mauer draußen rauschte die Donau. Der Lärm der Menschen hing über der Stadt, wie das Summen eines riesigen Bienenschwarmes, vom Stadthaus klang die Bankettmusik gleich einem feintönenden Gezirpe, und der lange Strich des abendroten Himmels über den Dächern der schmalen Gasse war wie eine große, blutende Wunde, die man mit einem schartigen Schwert in Gottes Gesicht geschlagen hatte.

Langsam kam die Traudi aus dem dunkeln Türrahmen heraus, an der Brust ein kleines, rotes, blaues und grünes Binkelchen, mit einem weißen Schleierlappen.

Er streckte sich und nahm das von Bändern umwickelte Kissen auf seine Arme.

Die Traudi sagte: „Ist ein Büblein. Und heißt Mariä Lichtmeß. Wie du.“ Als er den Schleier wegzog, war eine flehende Angst in ihrem Blick. „Jetzt schaut es ein lützel ungut aus. Ist allweil wie ein Röslein gewesen. Jetzt hat es — ich weiß nit, was — aber das vergeht schon wieder. Gelt, ja?“

Das Gesicht des Malimmes versteinerte, während er dieses kleine, wunde, rettungslose Leiden betrachtete, aus dem zwei klagende Lichterchen hervorguckten wie die Augen eines jungen, sterbenden Tierchens.

„Gelt, ja? Gelt, ja? Das wird schon wieder gut? Das ist halt so, wie's die Kinder oft haben.“

Er nickte und schloß die Augen. Und so, mit geschlossenen Augen, sagte er ruhig: „Da tu dich nit sorgen, gutes Maidl! Das ist, was die Leut den Dreißiger heißen. Da gibt's ein Mittel dafür.“

„Gelt, ja?“

„Da hilf ich, Maidl, jetzt gleich.“

„Jesus!“

„Und Vergeltsgott für das liebe Kind! Dem will ich ein guter Vater sein.“

Die Traudi lachte, als wäre ihr der leuchtende Himmel ins Herz gefallen.

„Hast du einen Mantel?“

Sie sprang ins Haus.

Malimmes öffnete die Augen. Er sah das wunde Gesichtchen des Kindes an. Und sah wie ein Irrsinniger die Gasse hinauf. Und sah zur Mauer hinunter. War da unten nicht ein Törlein, das zur Holzlände führte? War da draußen nicht die rauschende, reißende Donau?

Nun strich er mit der Hand über die dünnen Härchen des Kindes hin, hüllte den kleinen Schleier drüber und sagte leis und zärtlich: „Paß auf, Kindl, was du für einen guten Vater hast! Was ich für dich tu, das bringen die Besten nit fertig.“ Die Augen schließend, spannte er seine stählerne Faust um die Schläfe dieses kleinen, vergifteten Lebens.

Da kam die Traudi mit einem grünen Mantel.

„Recht so, Maidl! Auf dich ist Verlaß! Bist noch allweil die Richtige.“ Er hüllte den Mantel um das Kissen und ging der Mauer zu. „Jetzt komm!“

Sie lief neben ihm her, wie ein treues, gläubiges Tier neben seinem Herrn. Und da fing er ruhig und heiter zu reden an. So ein Dreißiger bei einem Kind, das ist nur wie bei einem großen Menschen ein Schnitt in den Finger. Man taucht das kranke Kind in fließendes Wasser. Dreimal. Und in drei Wochen ist das Kind wieder heil, ist gesünder und schöner als je. Dann

reitet man in die Ramsau, selbdritt auf einem guten und festen Gaul. Da kauft man sich in ein Gütl hinein, das leer geworden. „Und da schafft man und ist zufrieden. Und da ist man beisammen und lebt, wird alt und stirbt, und Kreuz drüber, und aus und gar ist's, und schöner hätt's nit sein können!"

Traudi, ein bißchen zweifelnd, fragte in ihrer bangen Freude: „Tust dich nit scheuen vor mir?"

Er schüttelte den Kopf. „Der Krieg ist schuld. Du bist die Beste gewesen. Und bist's noch allweil. Gott will nit, daß eins büßen muß durch ein langes Leben, was andre verschuldet haben."

Die Traudi bekam Augen, als hätte sie schweren, süßen Wein getrunken.

Malimmes ging auf den Wärtel des kleinen Tores zu und flüsterte die Losung des Tages: „König und Reich!" Und sagte laut: „Befehl meines Fürsten. Ich muß eine gute Mutter und ihr liebes Kind geleiten. Nachher komm ich wieder."

Der Strom und drüben die Insel Wöhrd und die Bogen der steinernen Brücke, alles war schon von den grauen Schleiern der Dämmerung umhangen. Das starke Rauschen des nahen Wassers verschlang jedes andre Geräusch.

Die schmale Holzländ zwischen Mauer und Strom, wo in der Mittagsstunde viele Tausende ihr „Kaiser! Kaiser! Kaiser!" geschrien hatten, war öde geworden. Nicht völlig. Ein paar graue Menschen saßen wie schlafend gegen die Mauer gelehnt. Sie gaben keine Antwort, als Malimmes grüßte: „Guten Abend, Leut!" Und einer lag ausgestreckt auf der feuchten Erde, mit dem Gesicht nach unten. „Maidl, da mußt du ausweichen! Wird wohl ein Rauschiger sein." Er stieg zu einem Floß hinunter. Den Mantel knüpfte er wie ein Bündel um das Kissen herum. „So, Maidl! Jetzt beten wir. Alles Hilfreiche muß mit Gott geschehen." Auf den Knien liegend, betete er mit hochgefalteten Händen, wie die Kriegsknechte beten, bevor sie morden müssen.

Die Traudi betete froh und gläubig mit heller Stimme.

„Also, Maidl! Jetzt nimm den Mantelknoten um den Hals herum. Da hebst du das gute Kindl leichter. Und dreimal eintauchen, flink und fest. Und jedesmal mußt du sagen: Gott soll uns gnädig sein!"

Malimmes erhob sich, während die Traudi auf den Knien blieb. Sie hatte ein bißchen Angst vor dem starken Rauschen des Wassers. Aber was der Malimmes will, das tut man, weil es das Gute und Rechte ist. Gehorsam schob sie den Kopf unter den Kreuzknoten des Mantels. „Gott soll uns gnädig sein!" Sie ließ den dunklen Binkel hurtig hinuntertauchen. Das reißende Wasser schoß in den Mantelsack und zog wie ein Riese. Die Traudi kreischte noch: „Hilf, Malimmes!" Und verschwand im jagenden Schuß der Wellen.

„Ist schon geholfen, du arme Tochter!" Malimmes bekreuzte sich. „Gott soll mir gnädig sein! Die Menschen täten mich verdammen."

Lange stand er unbeweglich und sah dem Gewirbel der rauschenden Wellen nach, bis der Abend ihn umhüllte mit dunklem Grau.

Als er langsam zurückging zur Mauerpforte, brannten auf den Türmen und Basteien unter Glockengeläut die Pfannenfeuer und Ehrenflammen auf.

Über den Dächern glomm ein strahlendes Leuchten, vor allen Fenstern flackerten die Lichtschnüre auf den Gesimsen. Griechische Feuer wechselten in weißen, roten und grünen Farben.

Ein jubelnder Lärm in allen Gassen. Und auf dem Platz vor dem Stadthaus ein wogendes Stimmengebrause.

So dick standen da die Menschen, daß Malimmes den Weg zum Wadmarkt nur mühsam erzwang. Er sah noch, wie auf dem kleinen Erker des großen Ratssaales der König und die Königin mit den Herzogen von München und

Landshut im strahlenden Glanz der tausend Lichter erschienen. Und da begann im Jubel der andern auch Malimmes zu schreien: „Kaiser! Kaiser! Kaiser!" Seine Stimme war wie eine Trompete und schmetterte, daß alle Leute, die um ihn her waren, zu lachen anfingen.

Wie betrunken war er. Und immer wieder schrie er: „Kaiser! Kaiser! Kaiser!"

Die grelle Stimme flog so scharf über das brausende Jubelgewoge hinaus, daß sie auf dem Erker der Fürstlichkeiten deutlich zu hören war. Die schöne Königin lachte belustigt auf. „So hört doch! Hört! Da drunten wiehert ein Elefant!"

„Die Stimme kenn ich," sagte Herr Heinrich, dem das braune Gesicht vom genossenen Weine brannte, „das ist einer von den Meinen, mein Bester, mein Galgenvogel Malimmes. So hab ich ihn schreien hören einmal, in hartem Gefecht, wie er in Sorg um einen jungen Bub war. Der hat eine Gurgel wie keiner mehr. Und alles kann er besser als andre."

„Alles?" Frau Barbara kicherte, und neugierig suchten ihre Augen in dem vom Lichterschein beglänzten Gewühl des Volkes.

„Alles?" wiederholte der kleine Herzog. Er lachte. „Da bin ich überfragt. Aber was ich weiß von ihm, reicht aus. Das ist das mannhafteste Mannsbild, das ich je gesehen hab auf der Welt. Ist schlechter als schlecht und besser als gut."

Die wunderliche Neugier der Königin wuchs.

„Der beweist das Leben und widerlegt den Tod. Schon siebenmal hat er im hänfenen Strick gehangen und ist jedesmal aus der Schling lebendig wieder herausgesprungen ins unsterbliche Lachen."

„Siebenmal gehangen? Und siebenmal wieder auferstanden?" Die Königin hatte die glänzenden Augen eines staunenden und begehrlichen Kindes. „Den will ich sehen."

Der Herzog sagte scherzend: „Aber da müßt Ihr Eure Zofen ermahnen, daß sich keine in ihn verliebt. Der Mann ist so keusch wie ein steinernes Heiligenbild."

„Gibt es solche?"

„Der ist einer."

„Das glaub ich nicht." Belustigt schüttelte die schöne Frau das von kupferroten Locken umzitterte Köpfchen, das die zierliche Krone trug. „Heilige gibt es nur im Himmel. Auf Erden sind auch die Männer selten."

Als der König mit anmutsvollen Handbewegungen das jubelnde Volk zum Abschied grüßte und dem Hochsitz der Fürstentafel zuging, hängte sich Königin Barbara an den Arm des kleinen Herzogs.

Über dem bunten Farbengewirr der sieben lärmvollen Tafeln schimmerte der große schöne Saal von strahlendem Licht. Der Wein begann schon die Stimmen rauh und laut zu machen. Das Schwatzen wurde zum Geschrei, die Heiterkeit zum Gebrüll. Der König, der die Ausbrüche trunkener Stunden kannte, hatte seiner Gemahlin schon einen Wink zum Aufbruch der Frauen gegeben. Das wollte die Königin nicht bemerken; in Eifer und mit schimmernden Augen lauschte sie den seltsamen Dingen, die Herzog Heinrich von seinem Galgenvogel Malimmes berichtete.

Zwei Ratsherren kamen mit dem Goldenen Buche der Stadt zur Fürstentafel, damit der Herrscher und die Herzoge den festlichen Tag durch weise Worte verewigen möchten. Freundlich plauderte der König mit den beiden Bürgern über die Not der Zeit und schrieb in das Buch: „Streitigkeiten sollte man mit guten Worten schlichten, nicht aber mit bösen Streichen." Diesen




**Wäscherinnen in Torbole.** Nach einem Gemälde von Stefan Simony

Weisheitsspruch der Majestät glossierte der Narr durch die Anmerkung: „Könige wissen immer das Rechte, aber sie tun es nie.“

Darunter schrieb Herzog Ernst von München: „Gott hat den Frieden erfunden, der Teufel den Krieg.“

Friedrich von Zollern schrieb: „Wird ein Bauer erschlagen, so zittert die Krone seines Fürsten; wird ein Bauer geboren, so wächst das Reich. Das Volk ist Volk auch ohne uns Fürsten, wir sind nicht Fürsten ohne das Volk.“

Als Herzog Heinrich diese Worte las, nickte er seinem Schwager lächelnd zu und schrieb mit seinen flinken, kritzeligen Buchstäbchen darunter: „Leichter als den Verlust eines Dukaten verschmerzt die Welt den Totschlag von tausend Menschen. Wo Menschen sterben, gewinnt das bleibende Leben. Da werden die Leute tüchtiger, weil vier Fleißige leisten müssen, was früher zehn Faule nicht zustande brachten.“

Herzog Wilhelm von München, der nicht las, was die andern geschrieben hatten, bereicherte das Goldene Buch durch den alten Vers:

Was du weißt, verschweig,
Wo dir wohl ist, bleib,
Was du hast, behalt,
Böse Zeit kommt bald.

Kardinal Branda schrieb lateinisch: „Gott und Petrus. Dann das andre.“

Der Ingolstädter, als man das Buch vor ihn hinlegte, lachte heiser, tat aus seinem Becher einen schweren Trunk, sah zum Ende der Tafel hinunter, wo der Bucklige in guter Laune zwei junge Damen der Königin zu verlegenem Gelächter brachte, und schrieb:

Ich hab an einer Gewohnheit gelitten:
So oft ich bin von Haus geritten,
Tat ich zu Gott ein heiß Gebet,
Daß ich bald wieder heimkommen tät.
Jetzt bitt ich meinen Herrgott sehr,
Daß ich heimkomm nimmermehr.

Als das Goldene Buch nach langem Wandern zum Ende der Tafel kam, schrieb Ludwig Höckerlein mit zierlicher Klosterschrift ein einziges Wort unter die Verse seines Vaters:

„Amen!“

Während er neben dieses Wort ein gekröntes Kreuzlein malte, gab es im Saal einen scharrenden Lärm. Frau Barbara hatte sich erhoben. Der König küßte seine schöne Gemahlin vorsichtig auf beide Wangen. Geführt von Edelknaben mit Windlichtern, unter einem Schmettertusch der Musikanten und unter den jubelnden Zurufen der Fürsten, Ritter und Ratsherren verließ die Königin mit allen Frauen den Saal.

Ihrer Sänfte gingen die städtischen Pfeifer voran, und in den lichtschimmernden Gassen begleitete sie der Jubel des Volkes bis zur Türe des Gumprechtischen Hauses.

Eine Stunde später, als die strenge Bierglocke der Stadtpolizei schon geläutet hatte und die dunkelgewordenen Gassen zu veröden begannen, huschte eine verhüllte Magd durch ein enges Gäßlein. Sie lief zum Platze vor dem Stadthaus und blieb da wartend in einem Winkel stehen.

Droben im Saal war die Bankettmusik verstummt. Doch hinter den erleuchteten Fenstern tobte noch immer der heitere Lärm der betrunkenen Herren.

Vornehmen Gästen, die den Saal verließen, wurde mit Wachsfackeln heimgeleuchtet. Mancher ging aufrecht, mancher taumelte.

Den Herzog Heinrich, dem sehr übel geworden war, trug man zum Malerschen Hause auf dem Wadmarkt.

Dann kam eine kleine Schar junger Hofleute. Bei ihnen war der Narr des Königs und ein Mißgestalteter in schimmerndem Festkleid. Er benahm sich sehr übermütig und machte Scherze, die seine Begleiter bei stetem Gelächter erhielten. Inmitten dieser Überfröhlichen ging ein hochgewachsener Mann mit anmutigem Schritt, schweigsam, über dem Kopf einen schwarzen Ratsherrenmantel. Die Nachtschwärmer zogen hinunter zum Latron. Hier lag, der alten Kapelle gegenüber, das von einem Gärtlein umzogene Frauenhaus, der armen Töchter süße Herberg, in der die Stadt auf ihre Kosten ein heiteres Nachtfest bestellt hatte.

Dem lärmenden Häuflein war die verhüllte Magd bis zum Latron nachgegangen. Als sie den Mann mit dem schwarzen Ratsherrenmantel im Gärtlein des Frauenhauses verschwinden sah, lief sie schnell durch die stillen Gassen zurück.

Das Rauschen der Donau war in der kühlen, sternhellen Herbstnacht. Aus der Richtung des Ostentores klang ruhelos ein dumpfes Summen. Und vom Tiergarten tönten die Orgeltöne brünstiger Hirsche.

Auf dem Wadmarkt, in einem Zelte vor dem Haus der Maller, wurde ein Schläfer geweckt, der in den Kleidern und gestiefelt auf den Pferdedecken lag. „Komm!" flüsterte der Harnascher, der ihn aufgerüttelt hatte.

Eine ruhige Stimme: „Was ist denn?"

„Komm nur!"

Als Malimmes vor das Zelt hinaustrat, wurde ihm rasch eine dicke Binde um die Augen geknüpft. „So, so?" Er lachte ein bißchen. „Jetzt weiß ich nit, holt mich der Henker oder ist was andres los?" Eine linde Hand umfaßte seine knöcherne Faust. Er sagte verdrießlich: „Höia, jetzt weiß ich, wie ich dran bin. Die Menschen leben in harter Zeit. Da muß man so einer armen Seel einen Spaß vergönnen."

Es ging sehr flink durch die stillen Gassen. Neben dem festen Schritt des Söldners rauschte immer das Kleid der Magd.

## XI

Malimmes, noch immer mit der Binde um die Augen, spürte einen zarten Duft von Rosenwasser, Lavendel und reifen Birnen. „Teufel, da schmeckt's aber fein. Beim Hallturm hat's übler gerochen."

Ein leises Kichern.

Er hob den Kopf. „Ui, jetzt bin ich angeschmiert. Ich hab gemeint, man holt mich zu einer. Da kudern Viere. Und eine steht hinter mir, die sich nit zu mucksen traut."

„Deine Sinne sind scharf!" sagte ein leises, heiteres Stimmchen. „Wer bist du?"

„Kluge Frauen fragen nit, was sie schon wissen. Warum die Zeit vergeuden?"

Wieder das vierstimmige Kichern. Und das heitere, leise Stimmchen: „Bist du jener Malimmes, der schreien kann wie ein Elefant?"

„Soll ich's tun, Frau?"

Ein erschrockenes Nein. Dann die flüsternde Frage: „Bist du jener Malimmes, der siebenmal hängen mußte und siebenmal wieder auferstand?"

„Siebenmal? Ganz sicher weiß ich's nit. Kann auch bloß sechsmal sein. Oder der Hänfene des Fischbauren vom Hintersee müßt gelten als voll." Seine Stimme wurde ernst. „Nachher wird's wohl so sein, daß jetzt der achte kommt, der gefährlich ist." Er streckte sich. „So in der Finsternis, das taugt mir nit. Ich muß Licht haben. Frau, ich bin ein Verläßlicher. Ich

red nit aus, was ich seh." Er nahm die Binde herunter und warf sie fort. Die Magd, die ihn hergeführt hatte, hob das Tuch vom Teppich und verschwand.

Eine große, schöne, matt beleuchtete Stube, mit kunstvoll geschnitztem Getäfel, mit wertvollen Bildern auf Goldgrund, mit dem Gefunkel silberner Geräte. Gegen die Gasse lag ein mächtiges Fenster, in dessen bunten Scheiben die Wappen des Bayerlandes einen aufrechten, mit der Tatze schlagenden Löwen umgaben. Eine offene Türe führte zu einer Kammer, in der eine farbige Helle war.

Ein leerer Sessel vor einem kleinen Tisch, auf dem eine Platte mit Früchten, ein schwerer Krug und fünf zierliche Becher standen. Hinter dem Tisch eine geschnitzte Bank mit roten Polstern. Da saßen vier junge, schmucke Weiblein, alle gleich gekleidet, wie die Dienerinnen einer fürstlichen Frau. Jede von ihnen hatte um den Kopf einen rötlichen Schleierbund, der die Stirn, die Augen und das halbe Näschen bedeckte.

Malimmes guckte rasch über die vier Frauen hin, und forschend blieb sein Blick an der einen haften, die zierlicher war als die andern; sie hatte ein rosiges, heiteres Mädchengesicht; doch die schweren, schwarzen Locken, die wie zwei starre Wände über die nackten Schultern bis zu den halb entblößten Brüsten herunterhingen, machten das kleingesichtige Köpfchen ein bißchen unförmig. Und immer betrachtete sie den Malimmes, immer lächelte sie; er schien ihr zu gefallen.

Der lange Söldner tat einen schwülen Atemzug; dann sagte er ruhig: „Da sieht man so viele schöne Sachen, daß man gar nimmer weiß, wo man hinschauen muß." Er sah die Platte mit den Früchten an. „Das tät mir taugen. Am Abend bin ich nit zum Speisen gekommen. Da hab ich nötige Sachen erledigen müssen. Jetzt hungert mich. Darf ich zugreifen?"

Die mit den schwarzen Locken sagte: „Alles darfst du!" Die drei andern kicherten.

„Das wär ein lützel zu viel. Man muß genügsam nach dem Besten greifen." Er nahm die schönste Birne von der Platte, ließ sich auf den Sessel nieder und biß in die Frucht. Sie schmeckte ihm, und während er wortlos schmauste, guckte er ein bißchen spöttisch die vier jungen Frauen an. Auch gab er sich Mühe, nett und reinlich zu essen. Bevor er nach einer neuen Birne griff, säuberte er an seinem braunen Langhaar die Finger.

Mit vorgestreckten Hälsen sahen ihm die munteren Weibchen in wunderlicher Neugier zu. Immer hatten sie über ihn zu lachen. Halb war's ein Auslachen, halb ein Gekicher des Wohlgefallens.

„Warum bist du so schweigsam?"

Ohne zu antworten, aß er eine Frucht zu Ende. Dann sagte er: „Man schwätzt nit, derweil man schluckt. Das können die Herren tun, die keiner anraunzt. Ein Knecht muß gute Sitten haben. Jetzt bin ich satt, jetzt kann ich reden. Also, ihr feinen Knösplein? Weswegen bin ich da? Man wird's mir sagen müssen." Er schmunzelte. „Selber komm ich nit drauf."

„Du sollst uns erzählen, warum man dich siebenmal gehangen hat." Immer sprach nur die Schwarzgelockte. „Und wie du siebenmal wieder lebendig wurdest. Willst du?"

„Meinetwegen! Aber bloß ein Karren pfeift, wenn er trücken ist. Ein Mensch, der reden soll, muß den Schnabel feuchten."

Alle Viere griffen nach dem Krug. Die mit den schwarzen Locken sagte: „Ich will ihm geben." Sie füllte die kleinen Becher.

Als vier Becher gefüllt waren, stülpte Malimmes den fünften um.

„Die taugen für eure dünnen Hälslein. Ich hab noch nie aus einem Fingerhütl getrunken Ich nimm den Krug."

Ein heiteres Lachen. Und die Schwarze sagte lustig: „Nein, du Genügsamer! Für uns soll auch noch bleiben." Sie glitt zur Wand hinüber und streckte sich, um von dem Bord mit dem Silbergerät einen getriebenen Kupf herunterzunehmen.

Dabei sah man, wie leicht sie gekleidet war.

Malimmes bekam eine Furche auf der Stirn und schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, versuchte er zu lachen und nahm den großen Becher, den man für ihn gefüllt hatte. Ein leichtes Beben war in seiner Stimme: „Euch zum Wohlsein, ihr feinen Frauen! Auf alles Gute und Schöne der Welt! Dessen ist so viel, daß man nit greifen muß nach dem Schlechten. Wer's tut, soll hängen." Er hielt ihnen mit der eisernen Faust den Becher hin, den sie ein bißchen verwundert und ein bißchen erregt mit den kleinen Kelchen antippten. Zuerst nahm Malimmes nur einen kurzen Schluck, um zu kosten. „Teufel! Ist das einer!" Er leerte den Becher mit einem flinken Sturz und lachte: „Der kann einen Heiligen um die fromme Seel betrügen und einen Sünder um die letzte Reu." Die Hand streckend, fragte er, in der Stimme ein heißes Betteln: „Krieg ich noch einen?"

Unter übermütigem Lachen füllte ihm die Schwarzgelockte den Silberkupf; die drei andern wurden ängstlich, guckten einander an und hätten es gern gehindert.

Malimmes merkte ihre Sorge. „Um meinetwegen, ihr feinen Knösplein, müssen euch nit die Graushaar wachsen. Mich hat noch kein Roter und kein Weißer umgeschmissen. Meine Seel bleibt hell." Er leerte den tiefen Kelch, als wär's eine Haselnußschale. „Das ist gewesen wie ein Tröpfl auf glühendem Ofen." Die Schwarze, deren Lachen einen seltsam gereizten Klang bekam, füllte ihm gleich den Becher wieder. Er sah den dunkel rinnenden Strahl des Weines an. „Den hab ich noch nie gekostet. Wie heißt denn der?"

Sie neigte sich flüsternd zu ihm: „Lacrimae Christi, Tränen des lieben Herrn."

Die Augen des Malimmes wurden groß. Er hielt den vollen Becher vor sich hin. „So ist's ein billiger. Weil's mehr von ihm geben muß als Wasser und Blut. Das ist ein Jahr gewesen, in dem der liebe Herr hat weinen müssen, vom ersten Morgen auf dem Hängmoos bis zum heutigen Abend bei der Steinernen Bruck." Er stand vom Sessel auf, hob den Kelch und sah zur Stubendecke: „Du lieber Herr, schau her, ich trink, daß du bald wieder lachen sollst!" Er schlürfte den Wein mit ruhigen Zügen. Und stellte den Becher auf den Tisch. Und als die wunderlich erregte Schenkin den Krug wieder heben wollte, sagte Malimmes streng: „Nit, schöne Frau! Heut trink ich keinen Tropfen nimmer!"

Sie reichte den Krug den drei andern hin, trat flink auf den langen Söldner zu, streckte sich, hob den Arm, dessen weiter Ärmel bis zur Schulter fiel, und während in ihrem halbverhüllten Gesicht eine heiße Spannung war — wie im Gesicht eines Kindes, das einen seltenen Schmetterling gefangen — strich sie mit dem Finger langsam und zart über die große Narbe herunter.

Das kitzelte den Malimmes, daß er sich schütteln mußte. Er sagte mit einer tollen Lustigkeit: „Gotts Tod! Wenn die Leut mich hängen das achtemal, und ich bleib im Hanfsamen und rühr mich nimmer — schöne Frau! Da müßt Ihr kommen mit Eurem Fingerlein. Und ich steh wieder auf."

Er strich mit dem Arm über seine Stirn und warf sich lachend in den Sessel. „Guck, ich vergiß ja schier, weswegen ich da bin. Und daß ich erzählen muß! Ich will doch die Tränen des lieben Herrn nit umsonst genossen haben. Also!" Er zog das rechte Bein übers linke Knie herauf. „Wie ich zum erstenmal hab hängen müssen, das ist im Ungerland gewesen —" Dieses hänfene Abenteuer berichtete er so ähnlich, wie er's im Ramsauer Leuthaus erzählt hatte, damals, als er wider Willen die Traudi mit Herz und Leib gewonnen. Doch alles hatte jetzt einen noch heißeren Puls, ein tieferes Grauen, eine wildere Freude. Die zierliche Frau mit den schwarzen Locken bekam schon bei dieser ersten Geschichte vor prickelndem Schauder ein leises Zähneschnattern.

Als Malimmes den zweiten Hänfenen an den Eichbaum im Clevischen knüpfte, wurden die lauschenden Weiblein zappelig vor Neugier nach der bösen Sünde, durch die er des Rappenholzes schuldig geworden. Sie baten und wurden ärgerlich, sie reizten ihn durch Spott und wollten ihm die Wahrheit abschmeicheln. Er schüttelte lachend den Kopf. „Und nit ums Leben! Ich sag's nit. Und nit um euern süßen Leib. Das Ding ist grauslich gewesen. Ich tät mir lieber die Händ abhacken, eh ich so was Schieches hinlegen möcht vor eure lieben, sauberen Füßlein." Und während sie noch baten und schmeichelten, erzählte er schon weiter, ließ den Blitz mit Gerassel herunterfahren in den Eichbaum und malte den Heiligenschein, der die Sünde des Malimmes umlodert hatte, mit so schaudervollem Humor, daß die Frauen stumm wurden und sich zitternd aneinander huschelten. Dann wandelte die lustige Geschichte vom Ulmer Schragen und vom ungeschickten Freimann ihr abergläubisches Gruseln in heiteres Gelächter. Und als er vom Wolf erzählte, der den mageren Schultheiß zu Landshut fraß, vom empfindsamen Henker, der das Frieren nicht vertrug, und von der Schlittenfahrt auf dem dünnen Hosenboden, spickte er das Bild des kleinen, verdutzten Herzogs mit den Kletten eines so beißenden Spottes, daß die Zierliche vor Freude und Lachen ganz närrisch wurde.

Nun rauschte die Ramsauer Ache. Und es zitterte ein weher Ton durch die übermütige Lustigkeit des Malimmes, als sein Bidenhänder die fliegenden Eier in der Luft zerschnitt, und als der schlechte Reusenstrick des Fischbauern vom Hintersee entzweisprang wie eine kraftlose Saite bei verrücktem Spiel.

„Das will ich sehen!" bettelte die Frau wie eine Fiebernde. „Das mußt du mir zeigen. Willst du? Willst du?"

Er lachte rauh. „Einer schmucken Frau tut man alles zulieb."

Ihr Stimmchen zitterte. „Komm her zu mir! Knie nieder vor meinem Schoß! Ich will die Schlinge machen. Ich lege sie um deinen Hals. Dann mußt du wieder auferstehen. Willst du? Willst du?"

Malimmes nickte und ließ sich niederfallen.

Immer lachte sie, war wie eine hübsch Betrunkene, und während sie die Gürtelschnur an ihrem leichten Kleide löste, wies sie die andern Frauen mit einem herrischen Wink aus der Stube.

Er hörte die leisen Schritte und das Rauschen der Gewänder. Seine Augen wurden klein. Doch er wandte keinen Blick. Mit einem sonderbar starren Lächeln sah er an der zarten, heiß erregten Frau hinauf. Und als sie ihm mit bebenden Händen die Schlinge der Gürtelschnur um den Hals legte, beugte er den Kopf zurück, wie in Sorge, daß ihre Brüste sein Gesicht berühren könnten.

„Darf ich?" fragte sie mit der Ungeduld eines glühenden Kindes und wollte die Schlinge straffen.

Da faßte er die Schnur mit den Fäusten und lachte müd, während ihm das Gesicht wie Feuer brannte. „Ein lützel langsam! Das ist der Achte. Der könnt mir gefährlich werden. Da muß ich Fürsicht üben. Und für den Fall, daß der Spaß heut schief geht — da möcht ich mich erst noch ledig machen von meiner Pflicht. Ich muß doch erst erzählen vom sechsten und vom siebenten Hänkenen. Nit?" In seinen Worten war etwas so Unheimliches, daß die junge Frau erschrocken vor ihm zurückwich und schlaffe Hände bekam. „Das sechstemal, das ist zu Berchtesgaden gewesen. Da haben sie mich hängen wollen, weil ich ein Esel war. Und einer hat mich gelöst. Dem hab ich's teuer bezahlen müssen." Seine Stimme zerbrach. „Und das siebentemal, das ist bei Dachau geschehen. Da wär ich von Herzen gern gestorben, schöne Frau!"

Sie fragte leise: „Warum?"

„Weil ich am selbigen Tag so arm geworden bin wie eine Maus, der man die Kirch verbronnen hat. Und da hat mich ein Grausamer wieder herausgerissen ins Leben. Ich hab's ihm nit gedankt. Aber seit heut am Abend weiß ich, warum es sein hat müssen. Bei allem Harten ist ein Gutes." Er machte eine Bewegung, wie um etwas Schweres von sich abzuschütteln. „Und jetzt? Wenn's 'dumm geht? Soll ich mich da erwürgen lassen von Eurer spaßigen Lust? Da müßt mir leid sein um Eure weißen Fingerlein! Auch möcht ich noch leben, bis ich auf der Welt ein rechtschaffenes Ding getan." Durch eine Drehung der Fäuste sprengte er die feste, mit Silber durchwobene Schnur entzwei, ließ die Stücke auf den Teppich fallen und lachte.

Stumm betrachtete sie den Unbegreiflichen. Seine wunderlichen Worte waren dunkle Rätsel für sie gewesen. Doch im Klang seiner Stimme war eine Macht, die sie empfand. Und ganz verstand sie die brennende Marter in seinen Augen. Rasch sich vorbeugend, nahm sie sein Gesicht zwischen ihre Hände und wollte ihn küssen. Er faßte ihre Handgelenke und schob sie zurück. „Nit, schöne Frau! Auf die Letzt ist jeder ein schwacher Mensch. Auch der Stärkste." Schwül atmend erhob er sich und gab ihre Hände frei.

Seinen Kampf erkennend, fragte sie lächelnd: „Mißfall ich dir?"

Er schüttelte den Kopf. „So ein feines Weibl hab ich im Leben nit oft gesehen." Und ganz leise: „Nur ein einzigesmal."

„Heute?" Weil er nicht antwortete, streckte sie die Hand zu seiner Schulter hinauf und schmiegte sich an ihn. Und als er so unbeweglich blieb wie ein hölzerner Pfahl, griff sie nach seinem ergrauenden Bart, zupfte ein bißchen und fragte scherzend: „Du? Bist du kein Mann?"

„Das bin ich mehr, als mir lieb ist. Ein Jahr lang hab ich hart gehungert. Jetzt ist alles in mir wie böses Feuer. Vom Hirn bis hinunter zu meinen Sohlen brennt ein siedender Durst nach Euerm Leib."

Sie fragte gleich einem verwunderten Kinde: „Warum nimmst du mich nicht?"

„Weil ein Mannsbild, das sein Blut nit in der Faust hat, minder ist als ein Vieh." Seine Augen wurden ruhig. „Und weil ein deutscher Bauer seinen König nit verschimpft."

Erschrocken fuhr sie zurück und knirschte: „Wer hat dir verraten, wo du bist?"

Malimmes lachte leis. „Ui, mein, Frau Königin! Ich bin doch kein heuriger Has nit. Ein Tüchl macht zwei gute Augen nit blind. Und Ohren hat man doch auch. Und man weiß, was echt und was falsch ist. Möget Ihr nit die fremden, wüsten Haar ein lützel heruntertun? Bitt schön, Frau Königin: lasset einen armen Teufel anschauen, wie schön Ihr seid!"

Schweigend streifte sie den Schleierbund und die schwarze Perücke fort.

Das kupferrote Geringel fiel ihr um das heiße Gesicht. Und als sie die Freude in seinen Augen sah, wurde sie verdrießlich und klagte in Zorn: „Du bist ein Narr! Soll ich dir sagen, wo mein Gemahl sich belustigt? In dieser Nacht?"

Gleich verstand er. „Das müßt Ihr ihm abgewöhnen, Frau Königin! So was ist nit gesund. Und tut man's in der Nacht mit Lachen, so kommt am Morgen das Grausen." Eine Weile standen die beiden stumm voreinander, bis Malimmes in Unbehagen sagte: „Jetzt darf ich wohl gehen? Nit?" Er schritt zur Türe.

Rasch vertrat ihm Frau Barbara den Weg und sah ihn mit glänzenden Augen an. „Ich bin ein verdorbenes Geschöpf. Wären die Männer wie du, wir Frauen wären Heilige."

Sie hatte das so ernst gesagt, daß er lachen mußte. „Frau Königin? Das glaub ich nit recht."

Heiß fragte sie: „Willst du mir dienen?"

Malimmes schüttelte den Kopf und sagte heiter: „Nit ums Leben! Da könnt's noch schieche Sachen absetzen." Er wurde ernst. „Ich bin schlechter dran als wie die andern. Jedweder Mensch hat einen doppelten Weg zur Wahl. Der eine geht zur Sonn und der ander zum Unrat. Ich hab bloß einen. Der Weg zur Sonn ist mir vermauert. Und im Unsauberen leidt's mich nit. Muß ich halt zwischendurch."

Nun hatte die Königin wieder ganz die Augen eines verwunderten Kindes, das ratlos ein unbegreifliches Ding betrachtet. Und schweigend und traurig stand sie, während Malimmes den Saum ihres seidenen Ärmels küßte und zur Türe ging. Bevor er die Klinke niederdrückte, sah er die kleine, zierliche Frau noch einmal an. Er hörte sie noch leise sagen: „Wir sehen uns wieder!" Dann verließ er die reiche Stube.

Draußen beugte er tief den Kopf herunter, um das Knüpfen der Tuchbinde zu erleichtern. „So! Jetzt bin ich wieder ein blinder Ochs!"

Die Magd verließ mit ihm das Haus. Auf dem Haidplatz hörte Malimmes einen Arbeitslärm von vielen Menschen, das Hämmern, Sägen und Hobeln der Handwerksleute, die für das feierliche Friedensfest den Thronhimmel des Königs bauten, die Hochsitze für die Fürsten und die Schranken für das Volk.

Man schanzte und schaffte da die ganze Nacht. Das Brettergerüst wurde beim Flackerschein der Fackeln mit rotem und gelbem Tuch beschlagen. Die Arbeitsleute, die ihren Bürgerschlaf für eine prunkvolle Bekundung des Friedens opferten, bekamen Freiwein und gerieten in schwatzlustige Stimmung. Sie machten unziemliche Scherze, als bei grauendem Morgen ein Häuflein lärmender Nachtschwärmer von Flötenbläsern und Lautenschlägern heimbegleitet wurde. Daß ein hochgewachsener Mann und eine taumelnde Zwergengestalt beim Gumbrechtischen Hause verschwanden, bemerkte niemand. Doch einen unfreundlichen Zusammenlauf der Arbeitsleute gab es beim hochtürmigen Hause der Weltenburger, wo man einen Mißgestalteten, der ein von Rotweinflecken verwüstetes Hofkleid trug und schwer betrunken war, gewaltsam zur Ruhe bringen mußte. Er hatte einen Anfall von Krämpfen, schlug mit den Fäusten um sich, und immer schrillte seine dünne Stimme: „Wenn ich Herzog bin — wenn ich Herzog bin —"

Im ersten Weiß des Morgens bekamen die Gerüste, die man auf dem Haidplatz aufgeschlagen hatte, ein festliches Ansehen. Der Thron des Königs und die Hochsitze der Fürsten wurden mit Wappen behangen, mit Standarten und Laubgewinden geschmückt.

Beim Aufgang der Sonne bezogen zwölf junge Ritter im Gumbrechtischen Hause die Ehrenwache vor den Zimmern des Königs und der Königin und vor der unruhigen Amtsstube des Kanzlers Schlick. Weil die Zwölf aus dem Geleit aller Fürsten und Prälaten gewählt waren, die einander bekriegt hatten und sich heute versöhnen sollten, fanden sie für sich selbst den scherzhaften Namen: die zwölf Friedensengel.

Für den heiligen Peter von Berchtesgaden war Lampert Someiner da. Er stand mit drei andern bei der Türe des Königs, mit dem Ellbogen auf den Knauf des blanken Eisens gestützt. Für das leise Geplauder seiner Gesellen hatte er kein Ohr. Immer sah er in das flimmernde Sonnenband, das durch ein hohes Spitzbogenfenster in den gewölbten Treppengang hereinfiel. Draußen kam ein schöner und reiner Tag. Da funkelte wohl heut diese gleiche milde Herbstsonne auch über den blauen Bergen seiner Heimat? Und über der Straße von Salzburg nach Berchtesgaden? Während Lampert in die Sonne guckte, sah er immer diese Straße und einen kleinen, eilig trabenden Reisezug von vierzehn Gäulen.

Am verwichenen Abend mußte Jula zu Salzburg eingetroffen sein, auf ihrem Falben, mit dem Knechte, der den zärtlichen Ingolstädter ritt, und mit den zwölf Geleitsreitern, die Lampert zu München angeworben hatte. Durch das schwarze, kahlgebrannte Land von Plaien und über den Trümmerhaufen des Hallturms hatte er seine Jula nicht reisen lassen. Um dieses Grauenvolle nicht zu sehen, mußte sie den Umweg über Salzburg nehmen. Und weil der Morgen so klar und sonnig wurde, war sie wohl schon vor Tag von Salzburg aufgebrochen? Da mußte sie um die siebente Morgenstunde nach Berchtesgaden kommen — um diese siebente Morgenstunde, vor der die abergläubisch gewordene Frau Marianne bei jedem Tageserwachen aufs neue zitterte.

Lampert lachte vor sich hin. Die andern, die mit ihm die Wache hielten, guckten ihn verwundert an.

Das merkte er nicht. Immer sah er nur die schöne, von der Morgensonne umglänzte Straße zwischen der Gadnischen Ache und dem Untersberg. Sah diese schlanke Reiterin im graugrünen Reisemantel, auf dem rasch und zierlich trabenden Falben. Sah die Türme und Firste von Berchtesgaden, sah den Marktplatz, auf dem viel weniger Menschen als im Sommer vor einem Jahr zur Messe gingen, und sah das stillgewordene Amtmannshaus mit den in der ersten Sonne blinkenden Erkerscheiben.

Die Mutter ist schon wach. Frau Marianne ist eine fleißige Frühaufsteherin. Noch immer, obwohl das Trauerjahr schon zu Ende gegangen, ist sie schwarz gekleidet. Aber Glockenschürze, Ärmelschoner und Morgenhäubchen machen sie ganz weiß. Wie an jedem Tage, so denkt sie auch heute, seit sie die Augen aufgetan, immer und immer an ihren Buben. Und bei der Frühsuppe, die sie einsam löffelt, guckt sie immer wieder mit ihrem Sorgenblick zu dieser schrecklichen Uhr hinauf, die sie lieb hat und hassen muß. Im alten, hohen Pendelkasten immer die gleiche Stimme: „Bau! Bau! Bau!" Und gleich wird der Hammer schlagen, siebenmal. Und wie an jedem Morgen, so denkt Frau Marianne auch jetzt in Zittern: „Ob heut das Unglück kommen wird? Um die siebente Morgenstund?"

Vom groben Pflaster des Marktplatzes klingt das Gehämmer vieler Hufe herauf. Die Rosse halten vor des seligen Amtmanns Haus. Erschrocken springt Frau Marianne zum Erker, stößt das Schubfensterchen in die Höhe, fährt mit dem Kopf in die Morgensonne hinaus und schreit beklommen: „Jesus! Was ist denn?"

Da drunten beugt eine Reiterin in graugrünem Mantel den Kopf zurück. Dichtes Haar quillt aus der dunklen Gugel heraus. Und zwischen den schwarzen Strähnen sieht Frau Marianne ein schmales, sonnverbranntes Mädchengesicht, mit der Leidensschrift eines bösen Jahres in den strengen Zügen, mit scheuer Freude im Blau der großen Augen. Und eine linde, von der Aufregung ein bißchen zugeschnürte Stimme ruft von da drunten zum Erker herauf: „Gute Botschaft von Eurem Sohn!"

„Jesus!"

Das gleiche Wort, das vor wenigen Sekunden ein Laut des Schreckens war, ist jetzt der Schrei eines heißen Jubels. Und Frau Marianne — obwohl ihr das vergangene Jahr ein Bleigewicht auf alle Gelenke legte, fährt wie ein junges Mädel zur Stube hinaus und über die Treppe hinunter. Und drunten im Hausflur steht sie ratlos und starrt betroffen auf das schlanke Mädchen, das die Gugel des Reisemantels zurückstreift in den Nacken und leise sagt: „Kennet Ihr mich nimmer, Frau? Ich bin der Bub gewesen, dem Ihr das Eisenhütl gegeben habt. Jetzt soll ich die Ehfrau Eures lieben Sohnes werden."

Frau Marianne steht noch immer stumm. Nun fängt sie zu lachen an. Und mit beiden Händen muß sie nach ihren Knien greifen, die befallen sind von einem heftigen Zittern. „Ich muß mich niederhocken ein lützel." Sie taumelt zur Steinbank im Hausflur und wird umschlungen von einem jungen Arm, der zärtlich und stark ist. — — —

— Klirrende Schritte im Treppenflur des Gumbrechtischen Hauses, und zwei erregte Stimmen. Lampert Someiner war aufgerüttelt aus seinem Sonnentraum. Er straffte sich und machte mit dem blanken Eisen die höfische Reverenz vor dem Markgrafen von Brandenburg und dem Kanzler Schlick.

Die beiden hatten gut ausgeschlafene Gesichter, doch Augen voll Sorge.

Mit dem Morgen war böse Zeitung gekommen. Draußen vor dem Ostentor geschah, was die Stadtväter vor dem Kanzler nicht länger zu verschweigen wagten: im Geläger der Vierzigtausend, die trunken waren vom Freiwein des gütigen Königs, fielen die pestkranken Menschen um wie Fliegen nach einer kalten Nacht. Doch an solche Dinge war man gewöhnt seit vielen Jahrzehnten, seit der Schwarze Tod ein seßhafter Bürger im Reich geworden. Das war die mindere Sorge. Was den Kanzler bewogen hatte, den Markgrafen aus der Morgenruhe aufzustören und zum König zu rufen, war eine schwere Kunde, die aus weiter Ferne gekommen — Botschaft von gewaltigen Rüstungen des türkischen Sultans Murad wider Siebenbürgen und Ungarn — und die Botschaft, daß die Hussiten mit zahllosen Heerschwärmen verwüstend aus den böhmischen Wäldern herausbrachen in die oberpfälzischen Lande. Sie äscherten Städte und Dörfer nieder, zerstörten die Kirchen und Klöster, verbrannten die Priester, die sie fingen, erwürgten die Herren, die in ihre Hände fielen, predigten dem Volk alle Freiheit und sprachen es los von der Pflicht des Gehorsams gegen Papst und Fürsten.

Friedrich von Zollern und der Kanzler betraten die königlichen Gemächer. Durch einen prunkvollen Raum, in dem der Haarkräusler des Königs seine wohlriechenden Siebensachen aus einer Tasche kramte, kamen die beiden in die große Schlafstube. Hier stand eine neue kupferne Badewanne, in der das heiße Wasser qualmte. Das große Himmelbett war in die Mitte der Stube gerückt, und auf den roten Seidenkissen lag entblößt der König, dem zwei weißgekleidete Badmägde die Gelenke kneteten. Um das mit Salbe belegte Gesicht war ein dicker Bausch von heißer, dampfender Leinwand

herumgebunden. Unter diesen Tüchern fragte Sigismund mit erloschener Stimme: „Schlick? Bringst du ihn?"

Statt des Kanzlers antwortete Fritz von Zollern: „Ich stehe vor der Majestät."

„Was sagst du zur üblen Zeitung dieses Morgens?"

„Man hat gesät. Da müssen die Ähren kommen, wie der Same war."

Der König machte eine mißmutige Bewegung. Dann befahl er den Mägden: „Hebt Uns in die Wanne! Und verlaßt Uns!"

Die Mägde schoben ihm ihre roten Arme unter Rücken und Knie, trugen die Majestät zur Wanne, hoben sie vorsichtig in das duftende, mit Rosenessenz gefärbte Wasser und erneuerten noch den Dunstumschlag auf dem Gesicht; dann verschwanden sie.

Die Haltung des Badenden war sehr anmutsvoll. Doch weil das Wasser immer schwankte, schien der schöne Mannskörper, der nur wenige Spuren des beginnenden Alters zeigte, unablässig in weiße, rotgeränderte Stücke zerrissen zu werden. Und der gesichtslose Kopf, um dessen dampfenden Leinwandbausch die verwüsteten Braunlocken wirr herumhingen, hatte etwas Unheimliches.

Fritz von Zollern betrachtete in stummer Trauer den Beherrscher des heiligen römischen Reichs.

„Unsre Geduld ist erschöpft," sagte der König unter den dunstenden Tüchern, „Wir gedenken dieser böhmischen Tollheit ein rasches Ende zu bereiten."

„Wenn das so schnell geschehen könnte, wie es gesagt wird!"

„Wir mußten Lehrgeld bezahlen." Sigismund lachte. „Jetzt kennt man ihre neue Art zu fechten." Während er so redete, spielten seine schönen Hände mit dem rosigen Wasser. „Wir stellen hundertzwanzigtausend Helme ins Feld, die Wir deiner bewährten Führung anvertrauen."

Der Markgraf schob die Lippen vor und schwieg.

Unwillig fragte die Majestät: „Besinnst du dich?"

„Ein wenig, ja. Sichere Hiebe sind kein erquicklich Ding."

Da hob der König rasch den Kopf mit der augenlosen Leinwand. „Du? Der immer Starke, immer Gläubige? Seit wann bist du ein Ängstlicher geworden?"

„Das bin ich nicht. Aber ehe zwei Kräfte sich messen sollen, muß man sie wägen. Die Schalen stehen ungleich. Bei uns ist Zerwürfnis, Hader und Widerspruch, ein zerrissener Leib und eine versumpfte Seele. Die Gegner haben ein Ziel, nach dem sie brennen, einen führenden Gedanken und einen reinen, unerschütterlichen Glauben, der ihre Kräfte in Stahl verwandelt."

„Fritz!" Die augenlose Majestät tauchte bis über die halbe Brust aus dem rosigen Wasser heraus. „Bist du ketzerisch angekränkelt von der böhmischen Luft?"

„Ich? Nein. Oder jedes aufrichtige Wort ist Ketzerei. Man braucht kein Gärtner zu sein, um zu wissen, was gesunder Kohl ist. Und man kann auch ein Christ bleiben und dennoch der Meinung sein, daß im Garten Petri viel übles Unkraut wuchert. Man liebt es, die Böhmen kranke Köpfe zu nennen. Aber Fieber ist keine Krankheit, nur Wirkung einer Ursach. Die müßte man heilen. Die Hussiten bekehrt man nimmer. Will man sie nicht zu verstehen suchen, so muß man sie alle totschlagen. Und schlägt man sie alle tot, so wachsen neue nach, mit andern Worten und mit frischen Zungen, die gegen die kranke Ursach reden."

Der König, mit einer völlig veränderten Stimme, sagte heiter: „Wir

waren töricht in dieser Nacht. Ein schwerer Kopf ist undankbar für große Weisheiten. Wir verstehen nicht, was du meinst."

„Das läßt sich sagen mit einem kurzen Wort. Ich will die Fahne wider die Böhmen führen, wenn ich nur zu schlagen brauche im Notfall und unbeschränkte Vollmacht habe, mit den Hussiten zu verhandeln."

„Verhandeln?" Sigismund schien nachdenklich zu werden. „Was soll bei solchem Handel zutage kommen?"

Mit schwerem Ernst beugte sich der Markgraf gegen das blinde Gesicht des Königs: „Vielleicht ein Weg, auf dem wir in Deutschland die Kirche deutsch und einig machen."

Ein langes Schweigen. Nun ein leichtes Geplätscher in der Wanne. Und belustigt sagte Sigismund: „Mancher wird heute Ursache haben, saure Fische zu essen. Du wirst beichten müssen."

Dem Markgrafen ging es heiß über die Stirne. Doch ruhig sagte er: „Ich fühle mein Gewissen nicht beschwert. Die Majestät möge meinen Rat bedenken. Jetzt kommen die Böhmen. Hinter ihnen die Türken und Heiden. Sie niederzuwerfen wäre für die eingeborene Kraft des Reiches ein Kinderspiel. Aber der deutsche Riese hat viele Nächte voll ungesunder Torheit hinter sich. Saure Fische helfen ihm nimmer. Soll er vor den Dingen, die kommen, nicht in Schwäche zittern, so muß man ihm die Stirne mit Feuer salben, die Augen sehend machen und den erschöpften Leib in erfrischenden Gedanken baden."

Nach kurzem Schweigen schob der König mit einer anmutsvollen Armbewegung den Leinenbausch über die Stirne hinauf. Sein edles Gesicht war ohne Runzeln und hatte rosige Farben. „Hochgeborener Herr Markgraf!" Er lächelte. „Euch verdanken Wir viel. Unser Dank hat Euch emporgehoben zum Mut dieser Stunde. Manches mögen Wir Euch gestatten. Nicht alles!" Mit beiden Händen faßte Sigismund die Kanten der Kupferwanne. „Wo sind die Mägde? Unser Bad ist kühl geworden."

Fritz von Zollern öffnete die Tür und rief in den anstoßenden Raum hinaus: „Ihr! Heda! Flink! Die Majestät muß frieren."

Die zwei Mägde und der Haarkräusler waren rasch zur Hand, sorgten für neue Wärme und wuschen dem König die von einer törichten Nacht verwüsteten Locken. — —

Gegen die neunte Morgenstunde begannen alle Glocken der Stadt zu läuten, um den jungen Frieden der bayrischen Lande zu grüßen, den diese Stunde gebären sollte. Die Fürsten und Prälaten, mit ihnen die Bürgermeister der freien Städte und der herzoglichen Residenzen, kamen zum Gumbrechtischen Hause, um die Majestät in feierlichem Zuge nach dem Stadthaus zu geleiten. Mancher von den edlen Herren sah sehr ungemütlich drein, nicht aus politischen Gründen. Der kleine Herzog von Bayern-Landshut hatte ein Gesicht, das einer grünen Olive glich; er litt, obwohl er nicht unmäßig getrunken hatte, an einem Katzenjammer, bei dem er jedes Haar auf seinem gesalbten Haupte wie einen giftigen Nadelstich empfand.

Der Haidplatz war erfüllt von einer drängenden Volksmenge, die den freundlich grüßenden König mit stürmischer Zärtlichkeit umjubelte.

Und immer war das Stadthaus von Stimmengebraus umgeben, während im großen Ratszimmer hinter verschlossenen Türen um den Frieden gehandelt wurde. Es ging da drinnen sehr lärmvoll zu, und die erregten Stimmen wuchsen immer kräftiger, während im Vorraum die Tische zu einem Erfrischungsmahl gedeckt und mit leichten Weinen, mit gesäuerten Ge-

tränken, geräucherten Saiblingen, gesulzten Renken und mit Bratwürstchen auf Sauerkraut bestellt wurden. Das alles duftete sehr einladend, und mancher von den edlen Herren kam schon aus dem Ratszimmer heraus, noch ehe der erste Teil der Verhandlung erledigt war: die Schlichtung des persönlichen Streites zwischen den Herzogen Heinrich und Ludwig wegen des Konstanzer Überfalles.

Der Ingolstädter war im Zorn der Stunde wie ein gereizter Tiger und stellte maßlose Forderungen: „Man soll den fahrigen Mörder Heinrich aller Ehren und Würden entkleiden und soll ihn richten nach dem Spruche: Aug um Auge, Zahn um Zahn! Man soll ihm sieben Wunden an seinen Leib machen, darunter zwei auf den Tod. Und man soll ihm die Hand abhacken, mit der er nach Unserem fürstlichen Leib gestochen hat.“

Herr Heinrich, in der Bitterkeit seines hämmernden Katzenjammers, antwortete klagend: „Unser edler Vetter Loys verlangt der gerechten Dinge so viel, daß Wir in Sorge um sein kostbares Dasein geraten. Menschen, die des Guten auf Erden zu viel begehren, leben nicht lange.“ Mit diesen Worten brachte er die Lacher auf seine Seite, nachdem der Ingolstädter durch das Übermaß seiner Forderungen die Herren gröblich verstimmt hatte.

Der König entschied unter dem Beifall des Fürstenrates: Herzog Heinrich soll zur Sühne seiner unvetterlichen Tat sechshundert Helme wider die Hussiten stellen, einen Kriegszug gegen die Heiden unternehmen, eine bußfertige Wallfahrt nach Rom machen, drei ewige Messen stiften, dem Vetter Loys alle Kurkosten ersetzen und ihn vor König, Fürsten und Volk um Gottes und unsrer lieben Gottesmutter willen demütig um Verzeihung bitten. Der kleine Herzog beeilte sich, zu erklären: „Wir beugen Uns dem Urteil der weisen Majestät.“

Herzog Ludwig schrie mit einem Auflachen seines Hohnes in den Saal: „Man ehrt mich über Gebühr und hält mich für kostbarer als unsern Herren Christum. Der ward um dreißig Silberlinge verraten. Mich verkauft man um dreißigtausend Dukaten.“

Bei dem Lärm, den der Aufbruch zum Frühstück verursachte, schien niemand diesen Zornschrei zu hören. Alle schwere Stimmung war plötzlich verwandelt in schwatzende Heiterkeit. Während im Vorraum die Tische sich füllten, standen die Herzoge von München mit dem Brandenburger abseits in ernstem Gespräch. Im Ratszimmer war nur Herzog Ludwig mit seinem getreuen Kaspar Törring zurückgeblieben, der in Zorn die irdische Gerechtigkeit eine feile Metze schalt und die Welt als würdig eines baldigen Untergangs erklärte.

Um alle Folgen der törichten Nacht zu dämpfen, frühstückte die Majestät sehr reichlich. Herzog Heinrich, der außerhalb seines Schlosses zu Burghausen niemals ohne Vorkoster speiste, berührte den Imbiß nicht, obwohl eine heftige Sehnsucht nach sauren Dingen in seinen Augen war. Sehr aufmerksam betrachtete er den König, dem die duftenden Würstchen trefflich zu munden schienen. Und leise fragte der kleine Herzog: „Fürchtet die Majestät nicht, vergiftet zu werden?“

„Nein! Unsre Brüder sind tot.“ Der König lachte. „Auch sind Wir unempfindlich gegen Gift geworden. Übung gewöhnt den Körper an alle Dinge.“ Heiter erzählte er von mannigfachen Giften, die man ihm schon verabreicht hatte, und von der scharfsinnigen Kur eines schwäbischen Arztes. Der hatte den im Lager von Znaym vergifteten König durch vierundzwanzig Stunden bei den Füßen aufhängen lassen, bis das genossene Gift durch Mund und Nase völlig abfließen konnte! „Das war nicht lieblich,

aber hilfreich." Nach dieser Erzählung sprach die Majestät sehr fleißig wieder dem Sauerkraut und den Würstchen zu. Aber vielen an des Königs Tafel war die Lust zum Essen vergangen.

Unter dem betretenen Schweigen, das am Tische herrschte, sagte plötzlich ein Regensburger Ratsherr: „Eure Majestät schneiden die Würstlein in die Quere. Das ist nicht empfehlenswert. Ist das Würstlein in die Quere gebröckelt, so beißt man beim Speisen auf die Haut und hat den minderen Geschmack. Man muß es nach der Länge schneiden und mit dem Fleisch auf die Zunge legen."

Am Tisch erwachte ein heiteres Lachen. Alle griffen von neuem zu, versuchten die ratsame Sache, nickten zustimmend mit den Köpfen, und die Majestät sagte freundlich: „Wir danken Euch, Ehrenfester! Unser Dasein ist um eine köstliche Weisheit bereichert. Ihr seid ein Meister in der Kunst, zu leben."

Während dieses Frühmahls erlebte der Propst des heiligen Zeno, Herr Konrad Otmar Scherchofer, eine kleine Überraschung. Der Kanzler Schlick beschenkte ihn mit einem schön und zierlich beschriebenen Pergament. Es war ein Brief, in dem sich Franzikopus Weiß bei Sigismund um einen Bischofsstab bewarb und sich erbötig machte, das Zenonische Land und Volk der Hausmacht des Königs anzugliedern. „Das wäre ein schlechter Handel," sagte Herr Konrad Otmar, „von meinem Volk und Land ist weniger übrig geblieben, als von aufgespeisten Fischen zu bleiben pflegt." Er besah den Brief und wurde heiter. „Dieser Heilige riecht nicht gut. Ich will ihn mit Wohlgerüchen waschen lassen."

Die Majestät erhob sich und gab das Zeichen zum Neubeginn des Fürstenrates.

Während die edlen Herren sich schon im Ratszimmer zu sammeln begannen, trat der schwere Bürgermeister von Landshut auf den kleinen Herzog Heinrich zu, und um die Treue der guten Stadt zu erweisen, erbot er sich, dem gnädigen Herrn die Wallfahrt nach Rom abzunehmen, mit zwölf angesehenen Bürgern durch Italien bis zur Peterskirche zu reiten, dort inbrünstig zu beten und kostbare Spenden zu Füßen des heiligen Apostels niederzulegen.

„Nein!" Herr Heinrich preßte die Hand an den schmerzenden Hinterkopf. „Das kostet schweres Geld. Laßt unser Geld im Lande bleiben! Warum wollt ihr's nach Rom tragen? Beten kann man in Landshut auch. Die Wallfahrt nach Rom — weil es schon sein muß — soll einer machen. Einer, der nichts versäumt. Der muß sich durchbetteln. Sonst wäre das kein frommes Werk, das wohlgefällig vor Gottes Augen ist. Stiftungen macht man vor dem Gelingen. Nach dem Gelingen behält man, was Gott so wollen hat."

Im Fürstenzimmer begann schon wieder der gleiche aufgeregte Lärm, wie er vor dem Imbiß geherrscht hatte. Kaspar Törring wollte bei König und Reich um seiner erschlagenen Hunde willen Klage führen. Man mußte dem Erbitterten bedeuten, daß die Sache der erschlagenen Menschen den Vorrang hätte, und daß man die noch Lebenden durch einen raschen Frieden beglücken müßte.

Nach gereizten Reden und Gegenreden entschied die Majestät: Es soll Friede sein; die Not der Zeit verlange, daß man sich gegen die äußeren Feinde wende, statt sich selbst zu zerfleischen; dem lieben Oheim zu Ingolstadt wäre der Vorwurf nicht zu ersparen, daß er wider Gott, König und Reich gesündigt und vor bayrischen Bäumen den deutschen Wald nicht mehr gesehen hätte; Bayern, das Herz der deutschen Lande, müßte deutscher sein als

deutsch; des lieben Oheims großer Ahnherr Ludwig hätte die richtige Glocke aufgehangen; doch sein Enkel hätte ihr mit Hader und Zwist wider die friedlichen Vettern den hallenden Schwengel ausgerissen, daß sie zu einer tauben Schelle wurde; der frevelhaft begonnene Krieg müßte gesühnt werden nach irdischer Gerechtigkeit und nach billigem Anspruch der Sieger; wer sich dem Spruche der Majestät und den Bedingungen des von ihr gebotenen Friedens widersetze, bliebe dem Kirchenbann und der Acht des Reiches verfallen.

Sehr feierlich bekräftigte der päpstliche Legat die Worte des Königs.

Dann verlas der Kanzler Schlick die Bedingungen des Friedens: „Alle Gegner sollen sich vor König und Volk zu christlicher Versöhnung umarmen. Die Gefangenen werden ausgelöst, die noch nicht bezahlten Lösegelder von beiden Seiten erlassen. Was Herzog Ludwig im Kampfe verlor — sechs Städte, achtzehn Burgen, sieben Marktflecken und hundertzweiunddreißig Dörfer — soll im Besitz der siegreichen Gegner bleiben. Alles übrige Land von Bayern-Ingolstadt soll an den König übergeben werden. Herzog Ludwig soll als Fürst ohne Land und Diener dem König nach Ungarn folgen und unter den Augen der Majestät wider Ketzer und Heiden fechten. Als Verweser des fürstenlos gewordenen Landes bestellt die Majestät den Prinzen Ludwig unter Aufsicht des ingolstädtischen Hofmeisters Brunorio von der Leiter."

Die Augen der Herren suchten bei diesem Spruch den mißgestalteten Knaben, der zum Hüter über die Lande seines Vaters gesetzt wurde. Er war nicht im Saal.

Durch den Stimmenlärm, der sich zu erheben begann, schrillten die wütenden Worte des Kaspar Törring: „Ei, wie klug! Ei, wie klug! Meine totgeschlagenen Hunde, wenn sie noch lebendig wären, hätten es klüger gemacht."

Herzog Heinrich, dessen Katzenjammer sich zu mildern schien, sagte lachend zu dem Erbitterten: „Mein guter Kaspar! Es ist von aller Klugheit die beste: Glück haben! Deine gescheiten Hunde litten unter einem unverständigen Mißerfolg."

Während Törring allen Zorn seiner ehrlichen Jägerseele über den kleinen Herzog ausschüttete, stand Herr Ludwig stumm und bleich inmitten der erregten Fürsten. Langsam streckte sich sein stolzer Körper. Eine wunderliche Heiterkeit erwachte in seinen heißen Augen. Und plötzlich rief er lachend über alle Köpfe hin: „Ihr lieben Kinder! Gehabt euch wohl!" Er wandte sich und verließ den Saal.

Drunten auf der Gasse mußte er sich durch ein dichtes Gedränge des Volkes wühlen, um sein Quartier, das Haus der Weltenburger auf dem Haidplatz, zu erreichen.

In der großen, fremden Stube, die er betrat, sprangen ihm die zwei braun und weiß gefleckten Törringer Bracken entgegen und hoben sich unter täppischen Zärtlichkeiten zu seiner Brust hinauf. Mit beiden Armen umschlang er ihre Köpfe und preßte sie an sich: „Ihr Treuen! Wir bleiben beisammen." Er setzte sich auf das Bett. Die Hunde sprangen an seine Seite und schmiegten sich unter seine Arme.

So saß Herr Ludwig unbeweglich fast eine Stunde.

Unter den Fenstern wogte das Gesumm des Volkes. Und die sonnige Luft war erfüllt vom Geläut der Glocken. Es klangen alle Türme der Stadt. Nur der neue Dom, der noch keinen Turm und keine Glocke hatte, konnte nach außen hin den feierlichen Vorgang nicht verkünden, der sich unter den Spitzgewölben seiner steinernen Riesenhalle vollzog. Hier zelebrierte Kardinal

Branda, der päpstliche Legat, vor dem Königspaar und den Fürsten das festliche Hochamt, stimmte zum Danke für den vom Himmel niedergesunkenen Frieden das Tedeum an und predigte nach dem Sanktus wider die böhmischen Ketzer und die moslemitischen Heiden. Während er den begeisterten Gottesstreitern, die für den Feldzug gegen die Hussiten nur sehr bescheidene Hilfstruppen verwilligt hatten, die geweihten Kreuze aus weißer Seide an die Stelle des Herzens heftete, übergab die Majestät das Reichsbanner dem Markgrafen von Brandenburg. Der nahm es, sah den schönen lächelnden König mit ernsten Augen an und sprach: „Vor Gottes Gesicht muß ein kleiner Mensch sich des eignen Willens begeben."

Als der Zug der Fürsten unter Glockengeläut und Bumbardenschüssen den Dom verließ, saß Herzog Ludwig im Haus der Weltenburger noch immer auf dem Bett, mit den Köpfen der Bärenfinder an seiner Brust.

Er hörte nicht, daß die Tür der Stube leis geöffnet wurde. Nur weil die Hunde zu murren begannen, sah er auf. Sein Gesicht entstellte sich. Doch unbeweglich blieb er sitzen und betrachtete den mißgestalteten Landverweser, der in seinem reichen Hofkleid ein Gesicht von sehr üblem Ansehen hatte.

Den Blick des Vaters vermeidend, immer irgendwohin in eine dunkle Ecke guckend, fing Ludwig Höckerlein zu reden an, nicht mehr so sanft, kindlich und demütig wie sonst, doch immer noch mit redlicher Herzlichkeit. In Trauer beklagte er das ungerechte Los des teuren, geliebten Vaters und erbat sich Ratschläge für sein ernstes, schwieriges Amt der Landverwesung.

Herr Ludwig blieb stumm. Er lachte nur.

Der Prinz wurde drängender, sprach von dürren Zeiten, von nötigem Gelde, verglich das verwüstete Land mit einem abgebrannten Acker, der reichlich des frischen Samens bedürftig wäre, und bat den geliebten Vater um Aufklärung über verpfändete Kostbarkeiten und verstecktes Gold.

Da sprang der Herzog auf. Und während er die Hunde, die gegen den Buckligen kläfften, an den Halsbändern festhielt, schrie er dem Sohn ins Gesicht: „Nimm ein Schwert und stich es in mich und sprich, du wollest Geld haben? So lang, bis die Seele mir entfährt, will ich dir antworten: Nichts sollst du haben! Nichts! Nichts!"

Draußen vor der Tür war ein Lärm, als möchte einer den Eintritt erzwingen, den die Diener ihm verwehrten.

Lauschend streckte sich der Herzog. Er schien die Stimme zu erkennen. Freude war in seinen Augen. Und plötzlich schrie er mit aller Kraft seiner Kehle: „Den Treuen steht jede Schwelle offen. Der da kam zu mir, soll eintreten."

Unter der Tür erschien ein schlanker Jüngling in schwarzem Studentenkleid, das Gewand von einem weiten Ritt verstaubt, mit blassem Gesicht, mit heißer Sorge im Blick. Als er sich vor dem Herzog beugen wollte, faßte ihn Herr Ludwig an den Armen, hielt ihn aufrecht und sah ihn an. „Nicht reden, Liebling! Ein ungeschicktes Wort könnte mir einen wundervollen Augenblick verderben. Weshalb du gekommen bist, das weiß ich. Nur eines sag mir! Ich muß als Fürst ohne Land und Diener dem König nach Ungarn folgen." Seine Augen dürsteten. „Gehst du mit mir?" Er brauchte nicht auf Worte zu harren, las die Antwort in Ludwig Swelhers glänzenden Augen, riß ihn an sich, und während er ihn umklammerte, sagte er ruhig und froh: „Ich hab einen Sohn."

Stumm, das verzerrte Gesicht wie von Asche überschüttet, ging der

Landverweser von Bayern-Ingolstadt mit seinem wippenden Spinnenschritt zur Türe hinaus.

Drunten auf dem Haidplatz klangen die brausenden, alles Glockengeläut übertönenden Jubelstimmen des Volkes, das den funkelnden Zug des Königspaares und der Fürsten unter Zinkenklang und Pfeifengetriller feierlich herankommen sah zum festlich gezierten, von schöner Sonne umwobenen Friedensthron.

## XII

Auf dem Haidplatz, den die hochgegiebelten und getürmten Häuser der reichen Bürger in buntem Schmuck umgaben, drängte sich Kopf an Kopf.

Wie eine eiserne Mauer standen die fürstlichen Harnascher und die gepanzerten Stadtknechte um die Schranken her und ließen hinter ihren Schultern das Gedräng des Volkes verbranden.

Innerhalb des abgesperrten Raumes war ein Gewirre von Fahnen und Standarten, ein Gewirbel von hundert leuchtenden Farben und ein Gefunkel von blanken Waffen und Edelsteinen.

Als das Königspaar mit dem päpstlichen Legaten den Friedensthron und die Fürsten ihre roten, mit Wappen gezierten Hochsitze schon bestiegen hatten, füllten die Prälaten, die Ritter und Ehrbaren ihre Bänke. Dabei gewahrte Propst Pienzenauer in der ersten Reihe der Söldner einen Harnascher, dem über das braune, ernste Gesicht eine schwere Narbe herunterlief. An dieser Narbe erkannte er ihn wieder. Rasch trat er auf ihn zu und fragte erregt: „Du? Warst du nicht bei Dachau im Gefecht, als der Seipelstorfer den Herzog von Ingolstadt fangen wollte?"

„Wohl, Herr! Da hab ich mitgedroschen." In die harte Stimme des Söldners kam ein leichtes Schwanken, als er neben dem Fürstpropst den Ritter Someiner stehen sah. „Und ich bin nit weit gewesen, wie Euch ein redlicher Mann unter dem niedergestochenen Gaul herausgezogen hat."

„Mensch! Weißt du, wer das war?"

„Wohl!" Malimmes vermied es, den Ritter Someiner anzusehen. „Das ist mein guter Herr gewesen, der Richtmann Runotter von der Ramsau."

„Wo find ich ihn?"

Ein rauhes Lachen. „Da braucht Ihr Euch mit dem Suchen nit plagen. Der ist weiter, als Menschen laufen oder reiten können." Malimmes sah zur Sonne hinauf. „Wer den Runotter finden möcht, müßt fliegen lernen und höher steigen als ein Isländer Falk."

Während Herr Pienzenauer erschüttert schwieg, stammelte Lampert Someiner mit heiserem Laut: „Malimmes —"

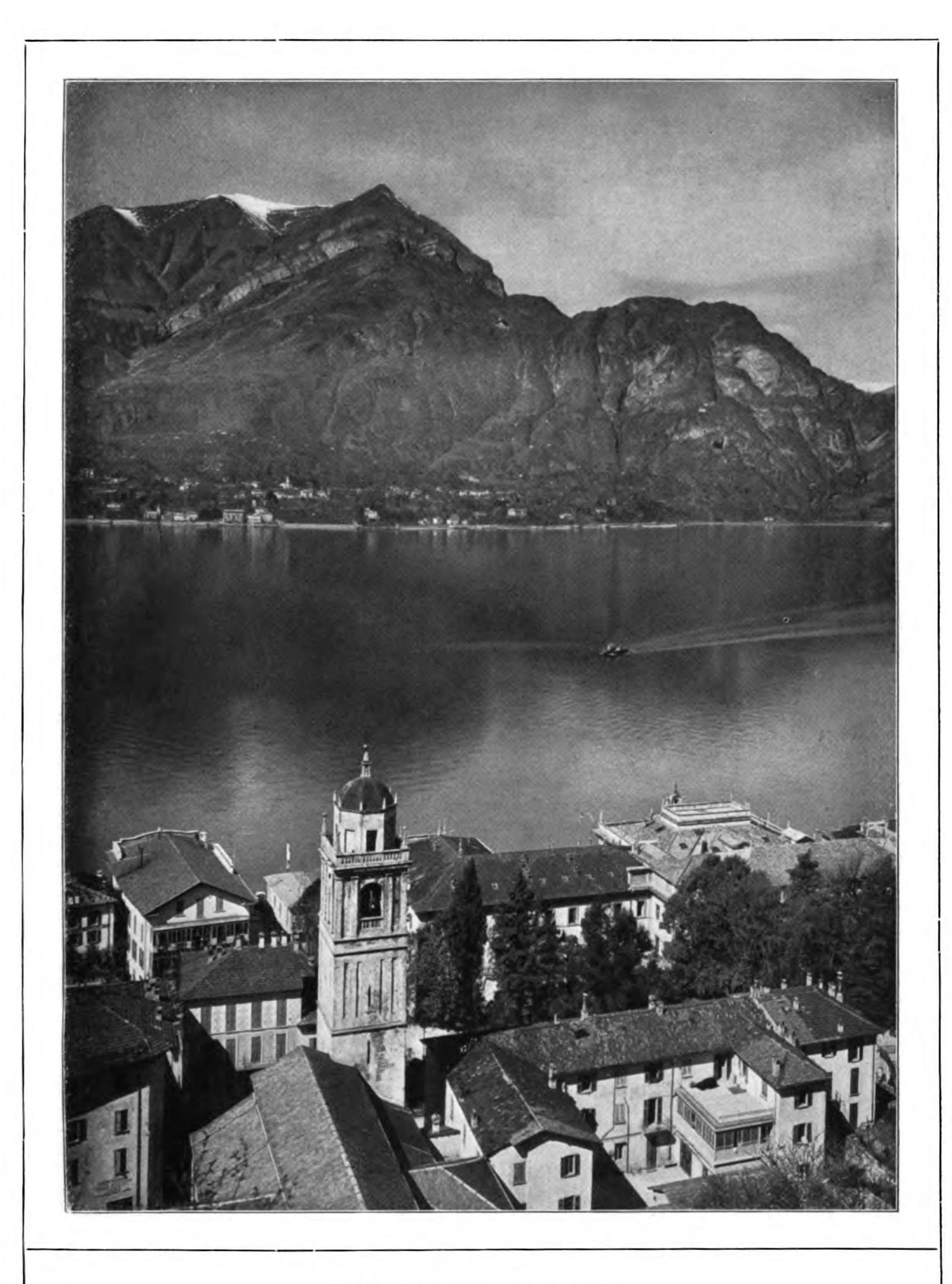
Neben dem Friedensthron begannen die Trompeten zu blasen. Ihr Geschmetter weckte ein dreifaches Echo an den hohen Mauern, und Hall und Widerhall verschmolzen miteinander zu einem rasselnden Tongewirr, das sich anhörte wie das Gelächter eines Riesen.

Nun eine summende Stille.

Auf dem Friedensthron erhob sich die Majestät im funkelnden Prunk der königlichen Würde.

Alle Gesichter der vielen Tausende, der Hohen und Niederen, waren dem schönen lächelnden König zugewendet. Nur ein einziges nicht: das schmale, rosige Gesichtchen der zierlichen Königin. Die streckte das schlanke Hälslein und lugte hinüber zu den Reihen der Harnascher.

In anmutsvoller Bewegung die beringte Hand erhebend, begann die Majestät mit gutgeschulter, klingender Stimme zu sprechen:



Bellagio am Comer See

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Aug. Rupp, Saarbrücken

„Ihr meine lieben Oheime und Vettern! Ihr hochgeborenen Fürsten und Herren, die Ihr Beschirmer der Gerechtigkeit und Liebhaber des Guten seid, Ausreuter des Übels, Vertilger von Schande und Laster, eine sichere Zuflucht für alle betrübten, gepeinigten und hilflosen Menschen!"

Die Fürsten blieben ernst, obwohl sie bei dieser Ansprache ein bißchen verwundert dreinguckten. Doch das Volk, das die spottende Heiterkeit flink erfaßte, brach in munteres Gelächter aus.

Durch die ganze Rede, die ein blühendes Loblied des Friedens wurde, schwang der König die anmutige Geißel des Spottes, der ihm die Herzen des Volkes eroberte. Und als er den Tausenden gebot, den in die bayrischen Lande heimgekehrten Engel des Friedens mit deutschem Heilruf zu begrüßen, rauschte ihm aus aufgereckten Händen eine brausende Woge der Freude und Begeisterung entgegen.

Noch ehe das frohe, dankende Geschrei verhallte, kam vom Hause der Weltenburger ein wunderlicher, gar nicht festlicher Zug einhergewandert; voraus der land- und dienerlos gewordene Herzog Ludwig, der die beiden Hunde an seinen Gürtel gekoppelt hatte; ihm folgten Kaspar Törring und Wieland Swelher mit zwölf von Ludwigs letzten Getreuen, und sie alle, der Herzog wie die Seinen, waren gleich gekleidet und trugen graue Knechtshosen, graue Bauernkittel und graue Kappen.

Ein Lachen und Hälserecken im Volk, wie auf allen Bänken der Herren. Und belustigt fragte der König: „Oheim Ludwig? Was soll zu ernster Stunde dieser wunderliche Fasching?"

„Fasching? Nein, Majestät!" Stolz und ruhig hob Herr Ludwig den Kopf. „Das ist Würde und Weihe. Mit diesem grauen Gewande wollen wir die Sieger ehren, die uns in solchen Bauernkitteln bekriegten."

Über den weiten Haidplatz rann ein Fragen und Schwatzen hin. Und Herr Herzog Heinrich murrte geärgert: „Wollte ich so viel Geld an jeden billigen Spaß vergeuden, so wäre mein Schatzturm bald eine Flohfalle, aus der die gelben Flöhe bis auf den letzten entsprangen."

Dieser heiteren Minute folgte eine ernste Zeremonie. Während umflorte Kirchenfahnen entschleiert und geknickte Wachskerzen aufgerichtet und entzündet wurden, bliesen dumpfe Posaunen. Würdevolle Spannung lag auf allen Gesichtern. Nur Kaspar Törring war nicht völlig bei dieser ernsten Sache. Immer musterte er die beiden Hunde, die an Herzog Ludwigs Gürtel gekoppelt waren. Und in Erregung flüsterte er gegen das Ohr des Freundes: „Du, Loys, das sind die zwei Schönsten aus meinem Zwinger! Ein Rüd und eine Hündin. Die sollen der Welt ein neu Geschlecht erwecken. Fällt von ihnen der erste Wurf, so will ich dabei sein. Ich gehe mit dir nach Ungarn."

Die feierlichen Posaunen schwiegen, und unter dem Baldachin des Friedensthrones erhob sich der päpstliche Legat, um den Ingolstädter vom Kirchenbanne loszusprechen und als reuige Seele in den Schoß der römischen Mutter zurückzuführen.

Während Herr Ludwig das gebeugte Knie streckte, sprach er mit starker Stimme: „Gott im Himmel wird mich richten nach meinem Herzen, nicht nach der Torheit meiner Fäuste und meines Blutes." Er ging auf den Markgrafen von Brandenburg zu: „Verzeihe mir! Nach Verdienst belehnte mich die Majestät mit der Narrenkappe. Dich hätte ich erkennen und für mich gewinnen sollen."

Fritz von Zollern reichte ihm die Hand und sagte lächelnd: „Mich mißversteht man immer. Ich weiß nicht, woher das kommt."

„Ferne Berge sind den Narren wie Maulwurfshügel.“ Und Herr Ludwig wandte sich zu den Herzogen von München: „Wider euch hab ich schweres Unrecht getan. Wollt ihr meiner üblen Torheit vergessen?“

Freundlich nickend, bot ihm Herzog Ernst seine schwere Rechte. „Dinge, die geschehen sind, sollen ein Gutes nicht bedrücken, das kommen will. Waren wir keine guten Vettern, so wollen wir's werden. Gelt?“

Schweigend sah Herr Ludwig dem Vetter in das lachende Bartgesicht. Dann wandte er sich, betrachtete den Herzog Heinrich, blieb wie steinern vor ihm stehen und wartete.

Mit langsamen Schritten kam der kleine Herzog näher: „Nach Inhalt des Urteils, das die Majestät gesprochen, bitte ich dich in schuldiger Demut um Verzeihung.“

Herr Ludwig sah die Narben an seinen Händen an und sagte rauh: „Du gibst mir schöne Worte. Wenn es dir wahrhaft leid wäre, müßtest du andre Augen haben.“

Ein feines Lächeln. „Ich habe Augen, wie Gott es wollte.“

Freundlich mahnte die Majestät: „Oheim Ludwig? Wollt Ihr diesem Bittenden nicht vergeben?“

Ruhig sagte Herzog Ludwig: „Ich vergebe ihm nach Form und Seele des Urteils.“

Ein Summen über den Köpfen der Menge. Und von dem goldenen Sessel, der höher war als der rote Stuhl des Königs, segnete der päpstliche Legat die Fürsten und das Volk. Freundlich streckte der Kardinal die Hände nach der Königin, hob sie zu sich empor und küßte sie auf beide Wangen, während der König die Herzoge von Bayern der Reihe nach umarmte. Herzog Ernst umarmte den Ingolstädter, Herzog Heinrich den Brunorio von der Leiter. Der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Chiemsee umarmten den Propst des heiligen Zeno. Herr Konrad Otmar umarmte den Fürstpropst Pienzenauer von Berchtesgaden, der heilige Zeno den heiligen Peter. Hauptmann Hochenecker umarmte den Hauptmann Seipelstorfer. Es umarmten sich die Ritter, von denen einer dem andern die Burg gebrochen hatte. Und es umarmten sich die Bürgermeister von München und Ingolstadt, von Burghausen und Wasserburg, von Landshut und Freising, von Schrobenhausen und Pfaffenhofen, von Traunstein und Rosenheim, von Kufstein und Marquartstein.

Inmitten einer andächtigen Stille wirkte dieses Bild der Versöhnung und christlichen Liebe so ergreifend, daß die Kinder zu beten, die Frauen und Jungfrauen zu weinen begannen. Und plötzlich, in diesem von Andacht und Rührung beträufelten Schweigen, brüllte von irgendwo eine grobe Bauernstimme: „So? So? Nit schlecht! Tut sich da jetzt alles umarmen? Macht alles Fried? Und die Hängmooser Ochsen? Was? Wer nimmt denn jetzt die Hängmooser Ochsen um den Hals?“

Ein Sturm von Heiterkeit brauste nach diesen Worten über den weiten Haidplatz hin.

„Man soll erkunden,“ befahl die Majestät, „was der Biedere von Uns begehrt!“

Bei der Schranke rief ein Harnascher mit der Stimme eines trompetenden Elefanten: „Das ist der Ramsauer Albmeister. Den Ramsauern ist schweres Unrecht an Kühen und Ochsen widerfahren. Drum will der Albmeister reden mit der deutschen Majestät.“

Während die Königin ein bißchen blaß wurde und trauernde Augen bekam, lachte der König in leutseliger Heiterkeit. „Man soll diesen Braven vor Unser Angesicht führen.“

Unter lustigem Rumor des Volkes und aller Herren brachten die Festordner den langen, mageren Fischbauer vom Hintersee vor den Friedensthron.

Freundlich sagte die Majestät: „Wir hören, du bist der Ramsauer Albmeister."

„Was denn sonst?"

Ein vergnügtes Gebrüll rings um die Schranken her.

„Und mit dem deutschen König willst du reden?"

„Was denn sonst?"

Wieder dieses schallende Gelächter, während der Albmeister vorsichtig aus einer Blechkapsel ein zerknülltes Pergament herausdrehte.

„Warum willst du reden mit Uns?"

„Weil unsre Ochsen grad so viel Recht haben als wie die andern. Unsre Ochsen müssen heut auch dabei sein. Was denn sonst? Um unsre Ochsen geht doch der ganze Krieg. Und Recht muß Recht sein. Unser Recht ist verbrieft und gewächsnet."

Lustig streckten sich tausend Hälse, und der Ramsauer Albmeister machte einen plumpen, komisch wirkenden Fußfall vor der Majestät und reichte zu ihr das alte Pergament empor, das rot und grau gefleckt war vom Blute des Seppi Ruechsam und vom Sattelschmutz des Marimpfel.

Während das Schwatzen und Kichern in der Menge immer lauter wuchs, sagte der König zu Peter Pienzenauer: „Lieber Neffe von Berchtesgaden! Wollt Ihr Uns dieses wunderliche Rätsel deuten?"

Der Fürstpropst hatte kummervolle Augen. „Herr! In dieser Sache bin ich ein Schuldiger. Da soll einer sprechen, der rein zwischen Recht und Schuld gestanden." Er winkte dem Ritter Someiner. „Rede, Lampert!"

Vor König, Fürsten und Volk fing Lampert Someiner zu sprechen an. Aus jedem seiner Worte zitterte die tiefe Erschütterung, die ihm die Nachricht vom Tode des Runotter ins Herz geworfen hatte. Doch was er selbst als ein schweres Trauerspiel der Menschheit empfand, das wurde — durch den widersinnigen Gegensatz von Ursache und Wirkung — für diese tausend in lustiger Neugier Lauschenden zu einer grotesken Lächerlichkeit des Lebens, die keine Träne wecken, nur wilden Hohn oder schallende Heiterkeit erzielen konnte.

Siebzehn Ochsen! Siebzehn Ochsen! Und Volk und Reich geschädigt und zerrüttet, die Zeit zurückgeworfen um Jahrzehnte und bedrückt durch blutende Verluste, weite Länder bis zum Grauen verwüstet, Städte zerstört, Burgen gebrochen, zahllose Dörfer in Asche verwandelt, die Münze verschlechtert, alles Gut entwertet, Arbeit und Handel erdrosselt, hunderttausend Menschen verarmt und viele Tausende erschlagen, erwürgt, erstochen, verbrannt, vergiftet von Seuchen, verfault und verstunken! Um siebzehn Ochsen! Siebzehn Ochsen!

Während den Haidplatz ein höhnendes Gejohle erfüllte, sagte der König, halb noch lachend, halb bedrückt von einer schreckvollen Schwermut: „Wahrlich! Ein Ochsenkrieg! Um Ochsen begonnen — —" Weil die Majestät verstummte, fiel das spottende Kastratenstimmchen des Narren ein: „Von Weisen geführt! Und friedsam beschlossen von einem klugen König." Mit beiden Händen machte der grinsende Narr bei dem Wörtchen „klug" über seinem Kopf eine Bewegung, die von allen, welche sie sahen, sehr heiter gedeutet und mit Gelächter aufgenommen wurde. Auch der König lachte mit. Nicht gerne. Doch gnädig beugte er sich zum Ramsauer Albmeister hinunter und entschied, daß der Friedensvertrag der Fürsten — der unterzeichnet und gesiegelt war von einem Kurfürsten, drei Herzogen, einem

Erzbischof, einem Bischof, von zwei Pröpsten und zur Zeugschaft von vielen Kirchenfürsten und Baronen — noch einen klärenden Nachtrag in causa boum Hengismosianorum sive Mordaviensium erhalten sollte.

In dieser Klausel wurden die Ramsauer berechtigt, den zu Unrecht niedergebrannten Käser auf Kosten des heiligen Peter von Berchtesgaden neu zu errichten. Und nach Gutdünken und Verstand der Bauern sollten von nun an bis zu ewigen Zeiten an Stelle der Ochsen auch Milchkühe auf dem Hängmoos, nein, in der Mordau, grasen dürfen.

So entschied die Majestät. Und der Ramsauer Albmeister sagte stolz und ruhig: „Was denn sonst? Jetzt haben wir's wieder, wie's allweil war. Da hätt's den ganzen Krieg nit braucht."

Inmitten der Heiterkeit, die den funkelnden Friedensthron umwogte, scholl aus dem Gewühl der Menge ein wilder Schrei, dem ein Gezeter angstvoller Stimmen folgte. Von den Hochsitzen des Fürsten sah man im Gedräng der Leute plötzlich einen leeren, rasch auseinander fließenden Pflasterfleck. In dieser Leere, die mit jeder Sekunde wuchs, lag ein dicker, reichgekleideter Bürger unter sinnlosen Gliederzuckungen auf dem Boden, mit dem Gesicht gegen die Erde. Und in der Menge, die entsetzt vor ihm zurückwich und sich qualvoll staute, fingen zwanzig, vierzig, hundert, tausend Stimmen zu schreien an: „Der Tod ist in der Stadt! Der Schwarze Tod!"

Auf dem Brettergerüst der Fürsten, bei den Bänken der Ritter und Ehrenfesten, wie bei den Schranken des gemeinen Volkes, überall begann ein schreiendes oder stumm erschrockenes Drängen und Entweichen. Vor diesem stärksten aller Kriegsfürsten entflohen Sieger und Besiegte, König und Bettler, Weib und Mann, der Greis und die Kinder.

Ein Söldner blieb ohne Schreck. Und ging auf den einsam Gewordenen zu, der in Todesangst und Schmerzen stöhnte. „Höia, du armes Männdl! Fehlt's denn so weit?" Er drehte den Zuckenden herum und sah ein verzerrtes Gesicht, auf dessen fahler Haut ein paar kleine, schwärzliche Pestflecken waren. „Ui, Teufel, Brüderlein, da müssen wir schauen, daß wir zum Medikus kommen!" Mit beiden Armen griff er zu. „Herrgott, Mensch, hast du ein Gewicht!" Während er fester zugriff, beugte er den Kopf hinunter. „Wie, sei gescheit! Und nimm mich um den Hals herum! Da trag ich dich leichter."

Der Stöhnende umarmte den Malimmes, der die Richtung nach dem Sondersiechenhaus vor dem Jakobstore nahm.

Wo der hastig Schreitende mit diesem klobigen, in Samt und Seide gewickelten Binkel des Elends erschien, wichen die Menschen zurück.

„Ui, guck!" Malimmes lachte. „Mir macht man die Gassen frei, als ob ich der König wär!"

Prüfend sah er das Gesicht des Kranken an. Der stöhnte nimmer. Die schwärzlichen Flecken auf Stirn und Wangen waren gewachsen, und neue waren dazugekommen. Und während der schwere Mann mit offenen Augen duselte, spannten sich seine Arme wie eine eiserne Klammer um den Nacken des Söldners.

„Höia, laß luck ein lützel! Du druckst ja ärger als wie ein Hänfener!" Die Klammer, die den Hals des Malimmes umschnürte, wurde nicht linder. Unter dem Druck dieser Arme fiel ihm das Atmen schwer. Doch heiter schwatzte er vor sich hin: „Mir daucht, jetzt kommt der Achte. Vor dem ich mich hüten hätt müssen. Aber ein Rindvieh bin ich allweil gewesen. Und bleib's." Er machte immer schnellere Schritte und fing zu keuchen an.

In einer Gasse, wo man nicht wußte, was auf dem Haidplatz geschehen

war, blieben die Leute stehen und betrachteten in Neugier diesen Flinken mit seiner kostbaren Last. Spottend schrie Malimmes: „Obacht, Leut! Da kommt einer, der ein lützel grob ist."

Die Leute verstanden nicht und wurden lustig. Malimmes mußte deutlicher werden. „Leut! Da kommt der Tod! Der ist anmaßiger als wie der König, ist mit Kraut und Bratwürst nit zufrieden, frißt die Menschen mit Haut und Haar!"

Nun ging ein dumpfes Geschrei und angstvolles Gerenne vor ihm her. Und Malimmes rief den Springenden nach: „Ein lützel gemütlicher! Auf die Letzt entrinnet ihr ihm doch nit!" Und weil er sah, daß ihm viele voraushopsten zum Jakobstor, schwatzte er mit dem Bewußtlosen, den er trug: „Ei, guck, jetzt haben wir Vorläufer und Melder, wie der Propst vom heiligen Zeno in der Ramsau." Er lachte. „Bloß ein Trompeter geht uns noch ab!" Mit geblähten Backen, die Lippen aufeinander pressend, begann er in drolligem Trompetenklang das Liedchen der sechs Speckbrocken von Aufham zu blasen:

Ein Reiter, der wollt pi—hir—schen,
Halerieh halerah fallaaah,
Nach Reechlein nit noch Hi—hir—schen,
Halerieh halerah fallaaah —

Ein tosender Aufruhr war beim Jakobstor. Die vielen, die dem Malimmes vorausgesprungen waren, hatten dem Torwart schon gemeldet, welch einen hohen Herrn man da getragen brächte. Und wie irrsinnig schrien sie: „Das Gatter hinauf! Der muß hinaus! Hinaus! Hinaus!"

Die schwere Balkensperre war schon emporgezogen, noch ehe Malimmes rufen konnte: „Weg frei! Da kommt der Tod!" Im leeren Torbogen hallte sein Schritt. Und dicht hinter seinem Rücken fiel das eisenbeschlagene Gatter mit Gerassel herunter. „So, du! Jetzt sind wir ausgesperrt. Die lassen uns nimmer hinein. Jetzt wartet eine schöne Frau umsonst."

Vom Jakobstor ein paar hundert Schritt entfernt, stand hinter einer dichten Wand von welkenden Bäumen und Stauden das große Sondersiechenhaus zum heiligen Lazarus.

Malimmes schnupperte. „Mir daucht, da räuchert man einen Dachs aus?" Es roch nach Essig, nach Schwefel und Wacholderqualm.

Jetzt brauchte er nimmer zu schreien: „Obacht, Leut! Es kommt der Tod!" Für den heiligen Lazarus war das keine Neuigkeit. Hier war der große Sieger schon lange anwesend. Mit zahlreichem Gefolge. Man hatte von der Holzlände, vom Anger vor dem Ostentor und von den Freiweinbuden des gütigen Königs schon über zweihundert herbeigetragen. Die verdächtigen Taumler hatte man in den Saal der harten Geduld gesperrt, die Kranken in die Bettstuben gebracht, die Stillgewordenen im Garten der Barmherzigkeit versenkt in eine mächtige Kalkgrube. Und als Malimmes mit seiner kühlen, regungslosen Last die Torhalle des schmerzvollen Heiligen erreichte, kam mit dem Söldner zugleich ein Zug von vermummten Bahrenträgern.

Ein Arzt und zwei Wärter, welche lederne Fäustlinge, mit Essig getränkte Leinwandkutten und Gugeln mit kleinen Augenlöchern trugen, mühten sich unter dem großen Kreuz in der Halle vergebens, die starrverkrampften Arme des Sterbenden vom Halse des Söldners loszubringen. „Ich sag's ja! Der laßt nimmer aus. Was ein richtiger Strick ist, reißt nit. Auf der Welt gibt's schlechte Seiler. Da drüben ist einer, der's besser kann." Gewaltsam mußte Malimmes den Kopf aus dieser unnachgiebigen Schlinge herauszerren. Als er sich aufrichtete, sagte er lachend: „So hart und mühselig bin ich noch nie aus einem Hänfenen herausgeschlupft. Gott soll euch gnädig sein, ihr Leut! Ich geh."

Da faßte ihn der vermummte Medikus am Arm. „Hab noch ein wenig Geduld, du Lustiger! Wir müssen dich behalten als verdächtig."

Malimmes nickte. „Ich bin schon allweil so ein verdächtiger Lumpenkerl gewesen, dem man das Übelste hat zutrauen müssen."

Man führte ihn zu einem dunstigen Raum, in dem es sehr heftig roch. Hier wurde er entkleidet und mit einer Mischung aus Essig und Lauge gewaschen. Er machte dabei so muntere Späße, daß die Wärter nicht aus dem Lachen kamen. Einer sagte: „Wären alle wie du, gäb's beim heiligen Lazarus kein Zittern und Grausen."

„Gelt, ja! Die Menschen sind arge Narren. Wie leichter einem das Schnaufen wird, um so mühsamer finden sie's." Er bekam eine mit Essig getränkte Leinwandkutte, an der eine Gugel mit kleinen Augenlöchern war. „So! Jetzt wird der Kapuziner bald fertig sein. Ein lützel bräuner muß er noch werden."

Man führte den Vermummten in den Saal der harten Geduld. Hier waren schon an die hundert zugegen, alle in den gleichen, säuerlich duftenden Kutten und Gugeln. Man unterschied da nimmer, was ein Alter oder ein Junger, ein Schmucker oder ein Häßlicher, ein Männlein oder ein Weiblein war. Schweigend saßen und standen die weißen Masken in dem großen Saal umher. Und es war die einzige Regung ihres bedrohten Lebens: daß sie sich gern an jenen Stellen des Saales hielten, die farbig überglänzt waren von der schönen, durch die hohen Buntscheibenfenster hereinfallenden Nachmittagssonne.

Als der weißvermummte Malimmes in den Saal geschoben wurde, drehten alle andern Masken die kleinen Augenlöcher gegen die Türe. Mit drolligen Tanzbewegungen kam der neue Bruder des letzten Wartens über die Schwelle gesprungen und begann den gleichen lustigen Rumor wie damals im Leuthaus der Ramsau. Viele von den Verhüllten guckten ihn schweigend an, einige wurden mißmutig, schalten den übermütigen Gesellen und sprachen von der Heiligkeit des Ortes und von der dunklen Nähe des Todes. Eine der Masken, ein schlankes, flinkes Figürchen, klatschte die Hände ineinander, tat mit junger Stimme einen etwas beklommenen Jauchzer und rief unter frohem Aufatmen: „Dem Herrgott sei Lob und Dank! Gucket, ihr Angstmäuser, da kommt ein Mensch!"

„Gelt, ja? Komm her, du guter Gesell! Wir zwei, wir halten zusammen als lustige Gnoten. Ich wüßt nit, warum ich greinen müßt. Bin ich gesund, so geht's wieder heim ins Leben. Und müßt ich sterben? Gut! So geht's hinauf in die ewige Seligkeit, wo man die Kerzen nit putzen muß, weil sie allweil sauber und ohne Ränder brennen. Komm her, Gesell! Vor uns das Schönste und hinter uns das Liebste! Warum denn traurig sein in der Mitten?"

Die beiden, von denen der eine aussah wie der andre, ließen sich Seite an Seite in der linden Sonne nieder und begannen ein so munter mit Späßen durchspicktes Geplauder, daß sie bald einen dicken Zirkel lachender Masken um sich hatten. Auch die von dunklem Grauen durchrüttelten Angstmäuser mußten schließlich unter den weißen Gugeln ein bißchen schmunzeln, kamen näher, lauschten in scheuer Neugier und wurden Menschen, in denen Zuversicht und Hoffnung war.

Als der junge, blasse Priester — der jede dritte Stunde kam, um mit den Verdächtigen zu beten — das nächste Mal den Saal der harten Geduld betrat und diese heiter schwatzende Gesellschaft fand, war ein ratloser Blick in seinen Augen. Schweigend ging er auf das an die Wand genagelte Kreuzbild zu, ließ sich auf die Knie fallen und begann das Gebet zu sprechen.

Langsam verstummte das Schwatzen und Kichern. Stimme um Stimme fiel in die frommen Worte des Priesters ein, und mit hoch erhobenen Händen beteten die weißen Masken. Jetzt war es anders als bei den früheren Gebeten; da hatte man nur lallende, von Angst erwürgte Laute vernommen; jetzt klangen alle Stimmen hell und ruhig, und in den frommen Worten, die sie sprachen, glühte eine Inbrunst, die so fröhlich wie gläubig war.

Während der junge Priester nach dem Amen rasch den Saal verließ, rief eine weiße Maske den andern heiter zu: „Ihr lieben Knospen! Nur wieder her zu mir! Jetzt haben wir sauber gebürstete Seelen, da können wir desto lustiger sein. Wir leben noch allweil, gelt? Das Leben ist wie ein fester, gesunder Stier, der an eisernen Strängen zieht. Die reißen nit leicht. Mich hat der Tod schon beim Ohrläppel erwuschen, ich weiß nit, wie oft. Und an den Fingern kann ich's nit auszählen, wie oft mir schon der Hänfene das Zäpfl gekitzelt hat. Und jedsmal bin ich wieder gesund ins Leben gesprungen. Ui, ihr lieben Gnoten, wenn ich das alles erzählen möcht, da tätet ihr lachen müssen."

Ein heiteres Gedräng, man witterte abenteuerliche Schwänke, setzte sich um den Lustigen her, und hundert Stimmen bettelten: „Erzähl! Erzähl!"

Auf dem Boden in der Sonne hockend, die beiden Arme um die aufgezogenen Knie geschlungen, fing die weiße Maske zu erzählen an: vom Birnbaum im Ungarland, von der Blitzeiche im Clevischen, vom Schragen der gescheiten Ulmer, von den Landshuter Wölfen und von der Schlittenfahrt auf dünnem Hosenboden, vom schlechten Reusenstrick des Fischbauern, vom genügsamen Rappenholz, das mehr als ein Dutzend nicht tragen wollte — von Herzog Heinrichs ängstlichem Profosen, der seit dem Tag von Dachau immer hinaufschauen muß zum Himmel, ob da nicht ein gefährliches Ding herunterfällt auf seine irdische Gerechtigkeit, und vom lieben Lendenschnürlein einer schönen Frau, die gerne reich geworden wäre und das unzufriedene Weiblein des Ärmsten unter allen Deutschen hatte werden müssen.

Was das Leben an Ernst und Schmerz in die Wahrheit dieser Geschichten hineingesponnen hatte, verwandelte sich im Saal der harten Geduld zu einer gaukelnden Heiterkeit. Und als das bedrohliche Lendenschnürlein der schönen Frau von irgendwo entzweigerissen war und die freudige Runde der Lauschenden wieder und wieder was Lustiges hören wollte, begann die unermüdliche weiße Maske immer neue Galgengeschichten zu ersinnen, eine drolliger als die andre. Immer wundersamer stellten sich die Rettungen ein. Beim dreiundzwanzigsten Hänfenen wurde ein Übermütiger, der die für den König gebratenen Würstlein verspeisen wollte, zum unzerreißbaren Strang verdammt; und als er baumelte, kam ein feiner, zierlicher Engel vom Himmel heruntergeflogen und brannte mit einem Sonnenstrahl den stählernen Strick entzwei. Der Engel hatte kupferfarbene Löcklein um das zarte Gesicht, hatte Wangen wie rote Äpfel, hatte einen rosenfarbenen Mund und Kinderaugen wie dunkle Kirschen. Und weil die große, vom Baum gefallene Birne sehr lange brauchte, um wieder ein lebendiger Mensch zu werden, beugte sich der liebliche Engel zu dem halb Entseelten hin, der im Gesicht eine große Narbe hatte. Und mit silbrigem Fingerlein strich der Engel ganz leise über die Narbe herunter. Da fing die auferweckte Menschenseele zu niesen an und sagte lachend: „Hör auf, liebs Engelein, das kitzelt so schauderhaft, ich halt's nit aus!"

Während die weiße Maske diese aus Sehnsucht, Spott und seltsamer Verzückung gewobene Auferstehungsgeschichte erzählte, ging ein vermummter Arzt im Saal der leicht gewordenen Geduld umher, zog von den heiter

Lauschenden einen nach dem andern auf die Seite, guckte ihm unter die Gugel hinauf und fühlte nach Puls und Herzschlag. Zu jedem Verhüllten sagte er die gleichen Worte: „Sei ohne Sorg! Morgen wirst du heimgehen dürfen!“ Dann stellte er sich hinter den Kreis der Lauschenden, die unter den letzten dünnen Streifen der roten Abendsonne auf dem Boden des Saales hockten. Und prüfend sah er immer die eine Maske an, die mit einer wunderlich sprunghaften Lustigkeit, fast in der taumeligen Art eines Betrunkenen und unter wiegenden Kopfbewegungen erzählte, wie die vom dreiundzwanzigsten Tod erweckte Menschenseele und das wundertätige Engelein miteinander schwatzen. Der Engel wollte die geplagte Seele von der bösen Erde fortlocken und in den Himmel führen. Aber die Menschenseele hatte gegen die ewige Seligkeit allerlei witzige Bedenken.

„Ja, Leut! Und derweil die zwei so plauschen, kommt der Teufel des Wegs, als wär's der Kaplan von Reichenhall. Höia, Leut, was für ein schiecher Kerl ist das gewesen! Hat einen Schweif gehabt als wie zusammengenäht von siebzehn Ochsen. Nit der Kaplan. Der Teufel! Und hockt sich her zu mir und nimmt das Schweifquästl über den Arm und erzählt mir von der Höll so viel schöne Sachen, daß ich denken hab müssen: Teufel, da geht's ja zu wie beim Königsmahl im Regensburger Stadthaus! Aber den Teufel kennt man doch. Nit, Leut? Der lügt als wie ein Burghausener Doppelsöldner, den der Herzog lieb hat. „Geh,“ sagt meine schlaue Seel, „fahr ab, du Stinker! In deiner Näh, da schmeckt's als wie vor dem Regensburger Jakobstor!“ Und der Teufel schaut mich an voller Wut und sagt: „Du Feinschmecker, was willst denn du? Mag nit in den Himmel und mag nit in die Höll? Was will denn der?“ Und da schreit meine lustige Seel: „Lebendig bleiben!“ Wahr ist's, Leut! Und der Seppi Ruechsam tät sagen: Was denn sonst?“

Die Maske hatte das so trunken und drollig herausgesprudelt, daß ihre hundert weißen Brüder lange lachen mußten, ohne recht zu wissen, warum.

Nur einer lachte nicht: der vermummte Medikus. Der legte der weißen Maske, die beim Wort des Seppi Ruechsam mit dem Kopf einen wunderlichen Tunker gegen das Knie gemacht hatte, seine von Leder umhüllte Hand auf die Schulter und sprach: „Du bist gesund. Dich können wir gleich entlassen. Komm!“

„Gelt ja?“ Ein langsames Aufrichten mit schweren Gliedern. Auch das war komisch. „Hab mir schon gedacht, daß ich bis morgen nimmer warten muß.“

Nun gab's ein klagendes und doch so lustiges Durcheinanderschwatzen, als würde von einer vergnügten Tafelrunde ein Überfröhlicher verfrüht nach Hause geholt. Nur daß man das Küssen und Händedrücken unterließ. Das galt unter dem Dache des heiligen Lazarus als üble Sitte.

Bei der Türe rief die weiße Maske noch heiter über die Schulter: „Auf Wiedersehen, ihr lieben Gesellen! Seid ihr genesen, so treffen wir uns im Bratwursthäusl. Da laß ich allweil ein Dutzend über der Glut halten, daß keiner warten muß, wenn er kommt!“

Hundert heitere Stimmen. Eine Türe fiel ins Schloß. Und während der Scheidende durch die dämmerige Halle taumelte, konnte er vom Saal der Geduld noch immer das Lachen und das heitere Schwatzen der Zurückbleibenden hören. Ruhig fragte er den vermummten Arzt: „Wo steht mein Bett?“

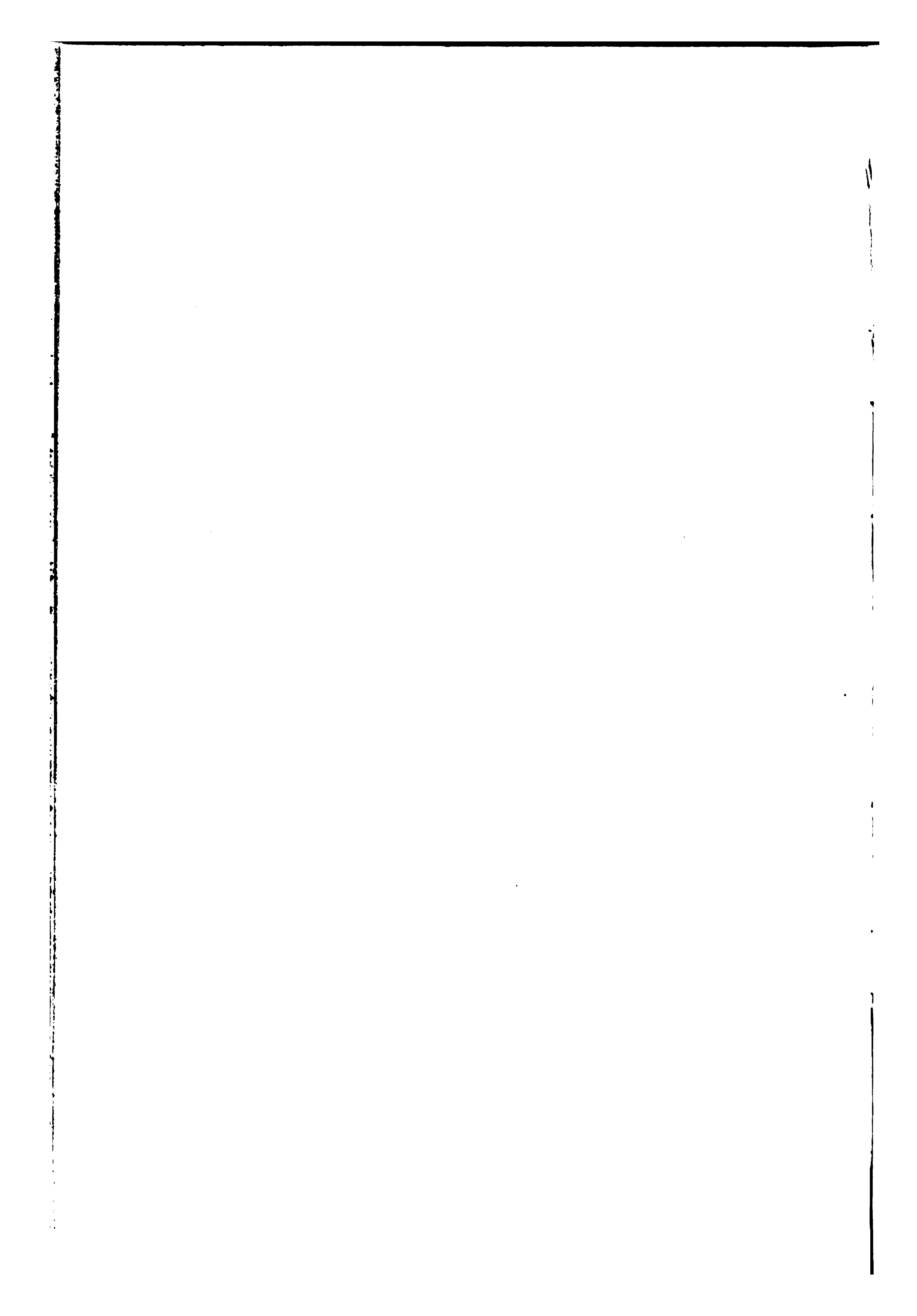
„Nicht weit! Komm, du Tapferer!“

Als man in der Bettstube aus der weißen Gugel den kranken Malimmes herausschälte, hatte der Duselnde schon einen so dichten Schleier vor den Augen, daß er die andern Betten nimmer sah.




**Thomas**

Nach einem Gemälde von E. Würtenberger



Er fragte in seinem Taumel: „Nächtet's schon?"

Wie aus weiter Ferne antwortete eine milde Stimme: „Nach aller Nacht kommt wieder ein Morgen."

„So, so?" Malimmes schmunzelte.

Nun lag er ausgestreckt auf den feuchten Kissen, dehnte die Glieder, die zu schmerzen begannen, und plauderte ganz leise vor sich hin: „Jetzt, Frau Königin! Wo ist das wundertätige Fingerlein?" Tief atmend schloß er die Augen.

Man wollte ihn aus diesem Dusel noch einmal ermuntern, um die heilige Zehrung auf seine Zunge zu legen.

Er tat die Augen auf, tastete mit den Händen ins Leere und lallte schwer: „Der Bub — wo ist denn der Bub —"

Dann sprach er nimmer.

Irgendwo läutete eine kleine, dünne Glocke. Die läutete immer, die ganze Nacht hindurch, den ganzen Tag. Manchmal schwieg sie so lange, daß man halb ein Vaterunser hätte beten können. Bis zum Amen wäre man nicht gekommen. So hurtig und ohne Geduld fing ihr leichter, zappliger Schwengel wieder zu tingeln an. Sie läutete, läutete, läutete —

Diese Friedensglocke! Der die Ärzte prophezeiten, daß sie bis in den Winter tönen würde. —

Am dritten Tage bekam der heilige Lazarus schon zahlreiche Gäste aus der Stadt: neben Verdächtigen auch solche, über die kein Zweifel herrschte. Doch der Zuzug von der Holzlände und von den Wiesen außerhalb der Mauer versiegte langsam. Vor dem Ostentor war es still und öd geworden. In den leeren Zehrbuden wurde der Freiwein des gütigen Königs in den halbverzapften Fässern sauer. Und auf dem Anger, obwohl da kein Schwertstreich gefallen war, sah es aus wie nach einer grimmigen Schlacht — nur mit dem Unterschied, daß kein Mensch die grauen Beutestücke haben wollte, die in schrecklicher Menge umherlagen. Und wenn die Schweine, die hungrig von den Dörfern gelaufen kamen, in dieser herrenlosen Erbschaft wühlten, geschah es manchmal, daß eins von den Tieren umfiel wie vom Blitz erschlagen.

Die Vierzigtausend, die den geliebten König und ersehnten Retter nur auf der Steinernen Brücke gesehen hatten, waren vor dem großen Sieger, dem auch der König wich, in alle Windrichtungen davongelaufen, vermindert um einige Hunderte. Und sie ließen noch auf allen Straßen am Wegrain und in den Gräben viele Müdgewordene zurück, die über Nacht des Wanderns völlig vergaßen.

Auf den Reisestrecken der Fürsten mußten die Wegmacher vorausreiten, um die Straßen von aller Gefahr zu säubern, die man sehen konnte. Die unsichtbare blieb. Sie lief mit den Laufenden, ritt mit den Reitenden und ließ sich mit den Bequemen in der Sänfte tragen.

Am vierten Tage nach dem Friedensfeste war von allen Fürsten nur Herzog Heinrich noch in der Stadt. Er blieb, weil er nicht reisen konnte. Sein Arzt glaubte, das wäre wieder das alte Fieber, mit neuen Erscheinungen. Aber es war nur die Wirkung der abergläubischen Todesangst, die den Herzog in der Stunde befallen hatte, als er aus dem Sondersiechenhaus die Nachricht erhielt, daß sein Hofstaat um den Galgenvogel Malimmes vermindert wäre. Herr Heinrich wand sich in Qualen, die mehr seelischer als körperlicher Art waren und sich durch ein ruheloses Nervenzucken in der Magengrube äußerten. Doch als er von Burghausen die Kunde empfing, daß in seinen Bergwäldern die Hirsche gut zu röhren begännen und daß besonders auf den abgebrannten Waldflächen bei Plaien die Brunft eine selten lebendige wäre,

machte seine niedergedrückte Seele einen gewaltsamen Ruck nach aufwärts: „Da muß man genesen! Gott soll's wollen!" Aber er wurde schwächer und elender mit jeder Stunde.

Schließlich begehrte er von seinem Leibarzt: „Hilf mir, wie der selige Malimmes geholfen hat!" Der Medikus war ratlos. Herr Heinrich erklärte ihm die Sache sehr umständlich und genau. Doch als der Leibarzt mit der Handschneide kräftig zuschlug, ging's daneben. Der Herzog purzelte stöhnend über das Bett hin, raffte sich wütend auf und verabreichte dem Mediko eine fürchterliche Maulschelle. Diese Aufwallung des Geblütes erwies sich als segensreich. Wie ein neues Wunder des Malimmes war's. Herr Heinrich konnte am folgenden Morgen zu seinen schreienden Hirschen reisen.

Er reiste mit solcher Hast, daß er an einem schwülen, wolkenschweren Morgen bei Mühldorf den kleinen Reiterzug der Berchtesgadnischen und dann den größeren Reiseschwarm der Salzburger überholte, die zwei Tage früher von Regensburg aufgebrochen waren.

Gegen Abend drohte vom schwarzgewordenen Himmel ein schweres Oktobergewitter herunterzufallen. Man mußte einen Wolkenbruch besorgen.

Fürst Pienzenauer, der weit hinter den Salzburgischen zurückgeblieben war, beschleunigte die gemächliche Reise, um vor dem drohenden Wasserguß das Städtchen Laufen noch zu erreichen.

Als durch eine Waldgasse schon die Türme und Mauern der kleinen festen Stadt zu erblicken waren, hörte man über die Straße her ein wildes, zorniges Geschrei.

Lampert Someiner jagte voraus und brachte seinem Fürsten die Nachricht: zu Laufen wüßte man schon, daß von Regensburg der Schwarze Tod in die Welt liefe; jetzt hätte der Rat von Laufen das Tor gesperrt, gedächte keinen Reisenden in die Stadt zu lassen und hielte mit einem Häuflein von Spießknechten und bewehrten Bürgern die Straße verriegelt; darüber wäre ein Zank zwischen den Salzburgischen und denen von Laufen ausgebrochen, und die Streithähne wären nahe daran, mit dem Eisen aufeinander loszuschlagen.

„Ein Jammer, Lampert!" klagte Herr Pienzenauer. „Die Menschen mögen nicht lernen. Komm! Da müssen wir Frieden stiften." Die beiden spornten ihre Gäule. Ehe sie die Stelle erreichen konnten, von der das wüste Geschrei zu hören war, wurde zwischen denen von Salzburg und Laufen schon mit dem Eisen geredet. In der Abenddämmerung gab es Funken. Doch die kleine Straßenschlacht, die da begonnen hatte, war noch zu keinem Toten, nicht einmal zu einem Leichtverwundeten gediehen und nahm mit verblüffender Schnelligkeit ein Ende. Aus dem Himmel fuhr ein Blitz in den Wald herunter, wie ein brennender Baum so dick; ein Donner rasselte, daß die Erde beben mußte; und plötzlich wurde die dunkle Höhe der Lüfte weiß, so weiß wie Schnee. Ein grauenvolles Sausen und Geknatter. Und mit Körnern, die größer als eine Nuß und nicht viel kleiner als ein Hühnerei waren, prasselte der Hagel in dicker Masse auf die erschrockene Welt herunter. Das klang auf den Kürissen und Eisenhüten derer von Salzburg und Laufen, als würde mit tausend harten Löffeln auf tausend blechernen Pfannen getrommelt. Die Gäule wurden scheu, die Knechte zu Fuß begannen wie Narren zu rennen, und immer hörte man die flink versöhnten Helden schreien: „Au! Au! Au!"

Propst Pienzenauer und Lampert hatten sich mit ihren Rossen in einen Heuschuppen geflüchtet. Durch den weißen Schnürchenvorhang der Hagelkörner sahen sie ein komisches Gezappel von Gäulen und Menschen, die nach allen Richtungen auseinanderstoben. Das war anzuschauen wie der lustige Hohn und Übermut eines Fastnachtspieles.

„Seht nur, Herr," sagte Lampert Someiner, „der Himmel kann doch das! Warum macht er's nicht immer so, bevor die Menschen zu stoßenden Ochsen werden?"

„Da müßte der Himmel hageln lassen durch Tag und Nacht." Lächelnd sah der Graubärtige den jungen Gesellen an. „Und der Himmel hat auch Blumen erschaffen, die wollen Zeit haben, um zu blühen."

Hinter dem Hagel kamen unter Blitz und Donner noch so schwere Regengüsse, daß die Schindeln des Heuschuppens diesen Wassersturz nicht hindern konnten, die beiden Philosophen einzuweichen bis auf die Haut. Fürst Peter sagte schließlich: „Komm! Wir wollen reiten. Draußen werden wir auch nicht nässer!"

Sie trabten durch den strömenden Regen. Hinter Laufen fand sich auf der dunklen Straße ihr halbes Geleit und ein Trupp der Salzburger mit ihnen zusammen. Erst blieb man stumm. Dann wurde man heiter. Weil alle so lieblich plätscherten, spottete einer über den andern.

Drei Stunden nach Mitternacht, als man Salzburg erreichte, begann der Regen zu versiegen. Sterne guckten durch die ziehenden Nebel, und frischbeschneite Bergspitzen sahen aus, als hätten sie Mondschein.

„Ich will rasten und mich trocken legen!" sagte Fürst Pienzenauer in der Herberg. „In dir ist Ungeduld. Dich will ich nicht halten. Reite voraus!"

Lampert fand keinen höflichen Widerspruch. Er leerte einen Becher Glühwein, genoß einen Bissen und sprang in den Sattel.

Die rein werdende Frühe dämmerte, während er durch die stillen Gassen der Stadt davontrabte. Draußen auf der freien Straße ließ er den Moorle jagen.

Der Pongauer, der bei aller Müdigkeit die nahe Heimat witterte, machte Sprünge, als müßte er einem Sumpf entrinnen und festen Boden finden. Und wurde der Gaul ein bißchen ruhiger, so brauchte der vorgebeugte Reiter, dessen Eisenzeug sich nach dem Regen und bei der frischen Morgenluft in roten Rost zu tauchen begann, nur leise mit der Zunge zu schnalzen. Und der Pongauer stieß mit keuchenden Sprüngen vorwärts.

Die Ache rauschte mit so vielem Wasser neben dem Untersberge her, daß man das Röhren der Hirsche von den Wiesen des engen Tales und aus den steilen Wäldern nur wie ein dumpfes Murren vernahm.

Immer heller wurde der Morgen, immer blauer der klare Himmel.

Um eine dunkle Bergrippe herum, die letzte Wende.

Und der weite, herrliche Talkessel von Berchtesgaden tat sich auf, mit nebeldampfenden Tiefen, mit einem Kranze rot und gelb gewordener Wälder unter den samtgrünen Fichtengehängen, mit den weißbeschneiten Almen und den silbernen Zinnen, die sich vor der kommenden Sonne schon in glühendes Gold verwandelten.

Lampert Someiner mußte schreien wie ein Trunkener.

Schmerz und Freude brannten in seiner Seele, in seinem Herzen, in seinem Blut.

Tausende von Menschen waren hinuntergesunken, waren zertreten und zerstampft. Kostbare Werte waren vernichtet, stolze Werke des Lebens lagen zerbrochen, zerbröselt, in Staub zerrieben. Das schöne, ewige Antlitz Gottes war unverwüstet.

Mit dem Brausen seiner Gewässer, mit dem Rauschen seiner Wälder, mit dem Schrei der brünstigen Hirsche und mit dem Schweigen seiner wundervollen Ferne sprach es in Größe und Herrlichkeit das gleiche mahnende Wort wie die kleine alte Uhr im Hause des seligen Amtmanns Ruppert Someiner.

# Was wird aus Mexiko?

Von

Dr. Th. Bauer-Thoma

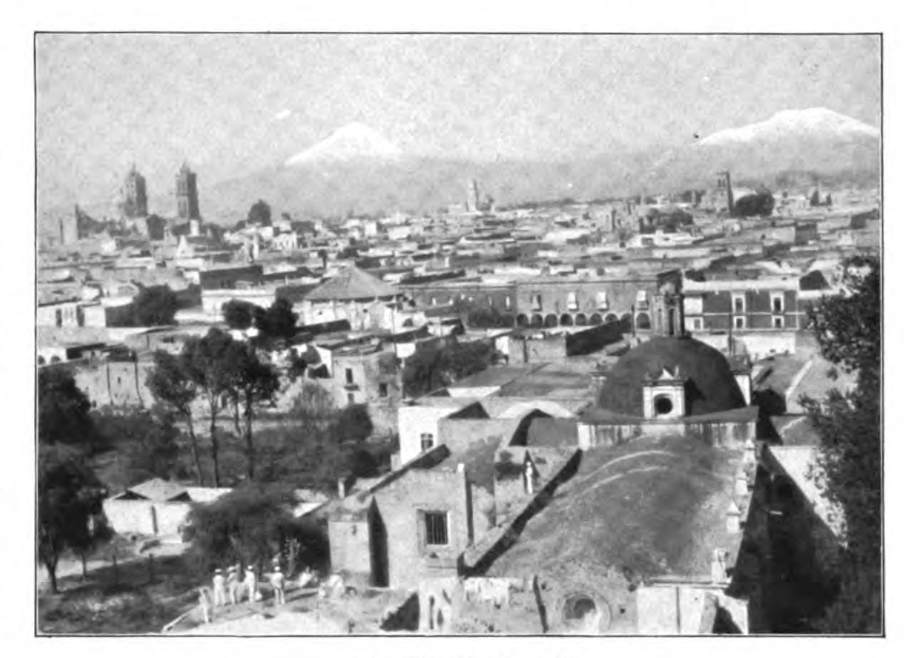
Zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko besteht seit mehr als einem Jahre ein eigenartiges politisches Verhältnis. Aus der seit dem mexikanischen Befreiungskriege von der spanischen Herrschaft, also seit hundert Jahren, bestehenden wirtschaftlich-politischen Vormundschaft der großen Union gegenüber dem schwachen Nachbarn hatte sich seit ungefähr drei Jahren eine entschiedene, auch nach außen deutlich fühlbare Kuratel herausgebildet, die freilich, wie vorweg gesagt werden mag, von den Regierungen im Weißen Hause mehr mit doktrinärer Hartnäckigkeit als praktischem politischem Verstand ausgeübt wurde. Daß die Maderorevolution 1910/11 von den Amerikanern zugunsten der an dem Sturze Don Porfirios mit verschiedenen Millionen Dollar interessierten Standard Oil Co., und zwar ziemlich unverhohlen, gefördert, daß der alte Diaz durch die Androhung der amerikanischen Invasion sozusagen mitten in der Macht zum Rücktritt gezwungen, daß dann der politisch gänzlich unfähige Präsident Madero, eben als willkommenes Werkzeug der großzügigen Pläne einer mächtigen Gruppe von Dollarpolitikern, gehätschelt und gegen seine politischen Bedränger in Schutz genommen wurde, ist hinlänglich erwiesen; daß schließlich der listige und unerschockene Victoriano Huerta, den man vielleicht vom Morde an seinem Vorgänger, keinesfalls aber vom Hochverrate und der Ursurpation der Präsidentenwürde freisprechen kann, daß ein solcher Mann von keiner Regierung der Nachbarunion, am wenigsten aber von dem puritanisch strengen Demokraten Wilson, anerkannt werden konnte, war eigentlich eine selbstverständliche logische Konsequenz für jeden Kenner der amerikanisch-mexikanischen Verhältnisse.



Der Präsident Huerta mit seinem Adjutanten

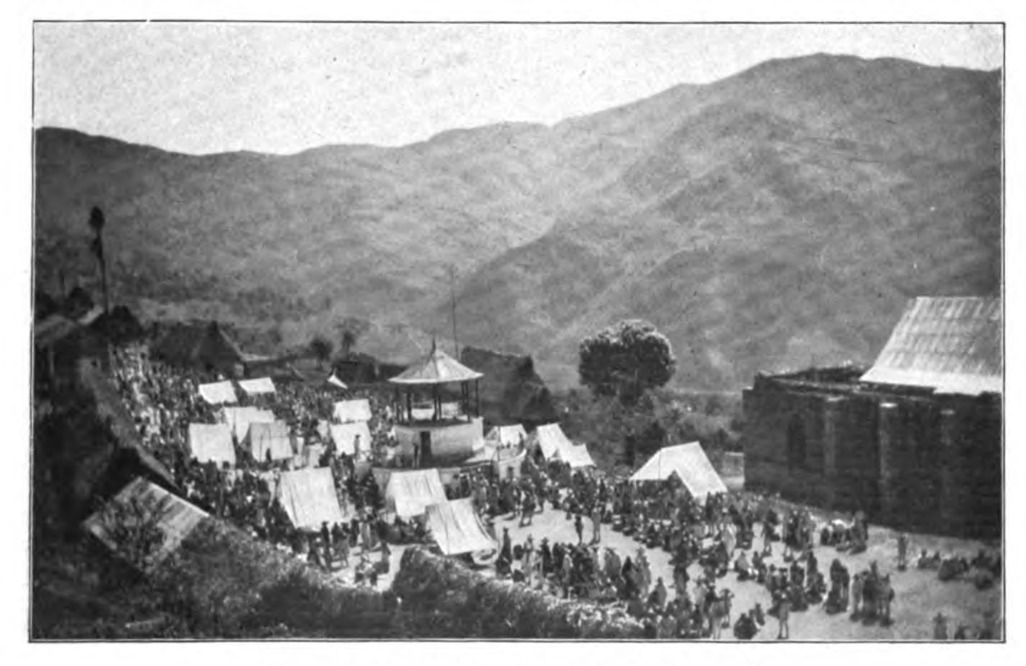
In der Frage der Anerkennung Huertas — darüber dürften sich heute auch unsre Staatsmänner klar geworden sein — war ein Zusammengehen mit der Regierung der Vereinigten Staaten, im zustimmenden oder ablehnenden Sinne, durchaus geboten. Die übereilte, von kurzsichtiger Opportunitätspolitik diktierte europäische Anerkennung hatte eben nicht die gehoffte gute Wirkung, daß sich ihr auch die Union, nach der sonst üblichen Schick-

lichkeitspause angeschlossen hätte, vielmehr die andre, von unsern Diplomaten ganz unerwartete, fatale, daß dem neuen Machthaber in Mexiko gegen die Drohung aus Washington der an sich schon starre Nacken noch mehr gesteift, die Austragung des Konflikts der beiden Länder zum unabsehbaren wirtschaftlichen Schaden Mexikos und zur ernstlichsten Gefährdung seiner politischen Selbständigkeit verzögert und zugespitzt wurde.

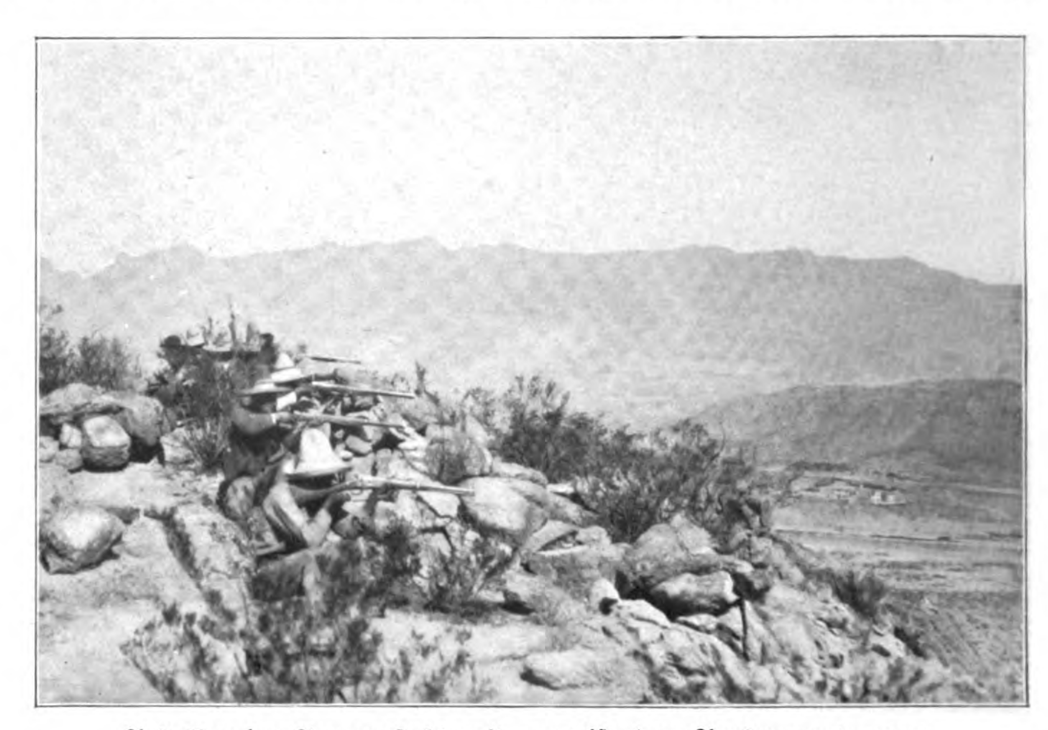


Die Stadt Puebla

Eine solidarische Versagung der Anerkennung seitens aller in Mexiko vertretenen fremden Regierungen hätte selbst dem skrupellosesten Desperado auf dem mexikanischen Präsidentenstuhl in kurzer Zeit den Hals gebrochen und die fatale Konsequenz der amerikanischen Invasion ferngehalten. Und fatal ist sie wie für Mexiko auch für die Amerikaner selbst und alle Fremden. Die gewaltsame Besetzung der Hafenstadt Veracruz bildet den überraschenden einstweiligen Abschluß



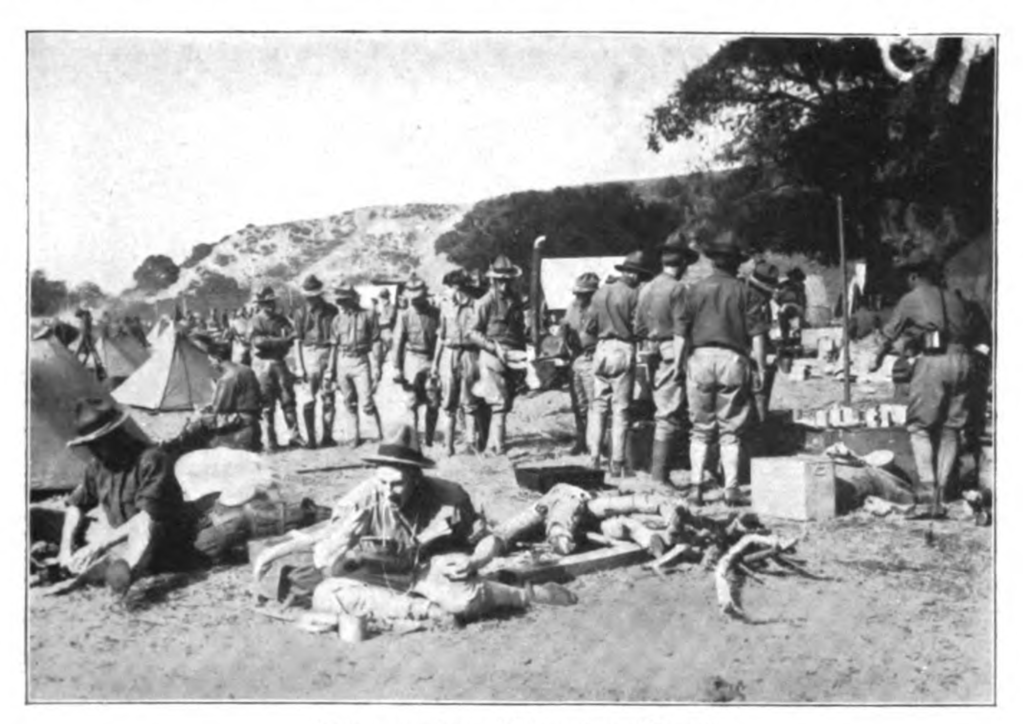
Sonntagsmarkt in Huautle (Südmexiko)



Rebellen im Feuergefecht mit angreifenden Regierungstruppen

der an gefühlsmäßigen Improvisationen des politischen Zirkusredners Bryan so überreichen amerikanischen Mexikopolitik. Ein Krieg sollte beileibe nicht daraus entstehen, so wurde emphatisch vom Weißen Hause verkündet, auch richte sich die Aktion nicht gegen das mexikanische Volk, sondern lediglich gegen Mr. Huerta. Aber das mexikanische Volk versteht in solchen Dingen keinen Spaß — die Invasion entfesselte einen Orkan der Entrüstung und des Hasses im ganzen Lande, und selbst der Rebellenführer Carranza stand, in anerkennenswerter patriotischer Entsagung, schon auf dem Sprunge, sich mit den Regierungstruppen zur Abwehr des nationalen Feindes zu verbünden. Damit hatten die Amerikaner keineswegs gerechnet; die mutige Haltung Carranzas machte ihnen einen schlimmen Strich durch ihre Rechnung, und so ist es zweifellos den Rebellen zu verdanken, wenn es heute noch nicht zu dem gefürchteten, in seinen grauenhaften Einzelheiten und Folgen nicht auszudenkenden amerikanischen Eroberungskriege gekommen ist.

Die carranzistische Bewegung ist aus dem Maderismus in seiner ursprünglichsten, reinsten Form hervorgegangen. Nur war Madero sich und seinem noch im Jahre 1910 in San Luis Potosi feierlich beschworenen Programm nicht treu geblieben, hatte sich durch übertriebene Vorsicht und Furcht vor einem schließlichen Fehlschlagen seiner ehrgeizigen Pläne zu mancherlei schwächlichen Kompromissen bewegen lassen, die nicht wenige seiner intelligenteren Anhänger als eine Verwässerung des Parteiprogramms, wenn nicht gar als einen „Verrat an der Demokratie" ansahen. Es verschlug diesen Idealisten und politischen Heißspornen dabei wenig, daß die maderistische Parole an sich eine Utopie, eine praktische Unmöglichkeit bedeutete, daß die schönen Verheißungen von Landaufteilung, Befreiung von Steuern aller Art, Beseitigung der Korruption von den Ministern bis zu den Gemeindeschreibern herunter, wirkliche und wahrhaftige Volkswahlen (also Wahlen aus einem und durch ein Volk, das zu mindestens vier Fünfteln noch des Lesens und Schreibens unkundig und in politischen Dingen ein ganz kleines Kind ist), daß alle diese schönen Verheißungen nun und nimmer und nirgends auf der Welt erfüllbar waren — sie bildeten nun einmal das „reine demokratische Programm", auf das sich so viele Schwärmer unter Maderos Ägide



Truppen der Union im Biwak

eingeschworen hatten, und dieses Programm galt ihnen eben als heilig und unantastbar. Lange vor Ausbruch der Rebellion des Felix Diaz im Februar 1913 waren dem Präsidenten, ja schon dem um die Gunst der verschiedensten politischen Gruppen buhlenden Präsidentschaftskandidaten Madero zahlreiche und erbitterte Gegner im eignen Lager erstanden, die seine persönliche Schwäche und Würdelosigkeit vor seiner Erwählung ebenso anwiderte, wie sie seine undemokratische Aufgeblasenheit und sein Gehaben als Intrigant und kleiner Tyrann nach der Wahl auf die Dauer unmöglich hätten ertragen können. In der Tat hatten sich denn auch schon lange vor der diazistischen Erhebung einige der heute so genannten Konstitutionalisten von Madero losgesagt, darunter selbst zwei oder drei seiner Brüder, die jetzt unter Carranza kämpfen.

Venustiano Carranza ist ein persönlich durchaus achtungswürdiger, gebildeter und ehrlicher Mann, der seine Sache sicher mit innerer Überzeugung vertritt und von den besten Absichten beseelt ist, aber er wäre nur vorübergehend als Präsident für Mexiko wünschenswert, solange er nämlich keine Zeit und Gelegenheit findet, mit seinen politischen Utopien zum Schaden des Landes zu experimentieren. Daß er weder charakterlos noch ein Schwächling ist, hat er besonders in den letzten Wochen den fremden Invasoren gegenüber bewiesen. Ein Zusammengehen mit den Amerikanern, wie es diese naiv voraussetzten, hätte den Rebellenchef in kürzester Zeit an das äußerliche Ziel seiner Wünsche: den Sturz Huertas und die eigne Präsidentschaft gebracht. Und die Amerikaner hätten einen so gefälligen Mann gern und mühelos auf dem Präsidentenstuhl gehalten. Aber Carranza gab, zur unverhohlenen Bestürzung Wilsons, die bündige Erklärung: „Hier hört unsre Freundschaft auf; zum Paktieren mit dem Feinde meines Vaterlandes bin ich nicht zu haben."

Was blieb der politischen Weisheit Bryans unter diesen Umständen anders übrig, als sich durch eine fremde „Vermittlungsaktion" womöglich aus der Sackgasse herausbugsieren zu lassen? Für alle mit den einschlägigen Verhältnissen halbwegs Vertraute kann diese „Vermittlungsaktion" nur als ein kläglicher Versuch mit theoretisch untauglichen Mitteln am völlig untauglichen Objekt er-



Xochimilco („Blumengärten"), der Ort der „schwimmenden Gärten", von wo die 20 Kilometer entfernte Hauptstadt mit Obst und Gemüse versorgt wird

scheinen und muß darum, im gegenwärtigen Stadium wenigstens, als gänzlich aussichtslos angesehen werden. Aber schon bereiten sich gewisse politische „Schiebungen" vor: wesentliche Modifizierungen, die, als solche dem Fernstehenden kaum erkennbar, einen schließlichen Kompromiß erhoffen lassen. Huerta soll sich, das ist wichtig und für Wilson ausschlaggebend, zur „Abdankung" bereit erklärt haben, verlangt aber zugleich, daß auch Carranza auf die Präsidentenwürde verzichten müsse und daß er, Huerta, wieder kandidieren dürfe. Die Tage seiner Willkürherrschaft waren schon gezählt, ehe die Amerikaner ihren Fuß an das mexikanische Gestade setzten, und er wäre — so sonderbar das klingen mag — ohne den gegen ihn persönlich gerichteten (aber gegen die mexikanische Nation interpretierten) feindseligen Schritt Wilsons heute wahrscheinlich längst erledigt. Er hat als praktischer Mann große Summen bei ausländischen Banken angelegt, seine Koffer stehen gepackt und selbst das Boot, das den Flüchtling aufnehmen soll, liegt seit Wochen in einem kleinen Hafen der Westküste unter Dampf. Nicht aus Patriotismus würde also der politische Abenteurer der Macht entsagen, sondern er wird, vielleicht noch, den Platz, auf dem er sich fast anderthalb Jahre so hartnäckig gehalten, verlassen, kurz ehe sich der Boden unter ihm spaltet und die Flamme der Vernichtung daraus emporschlägt.

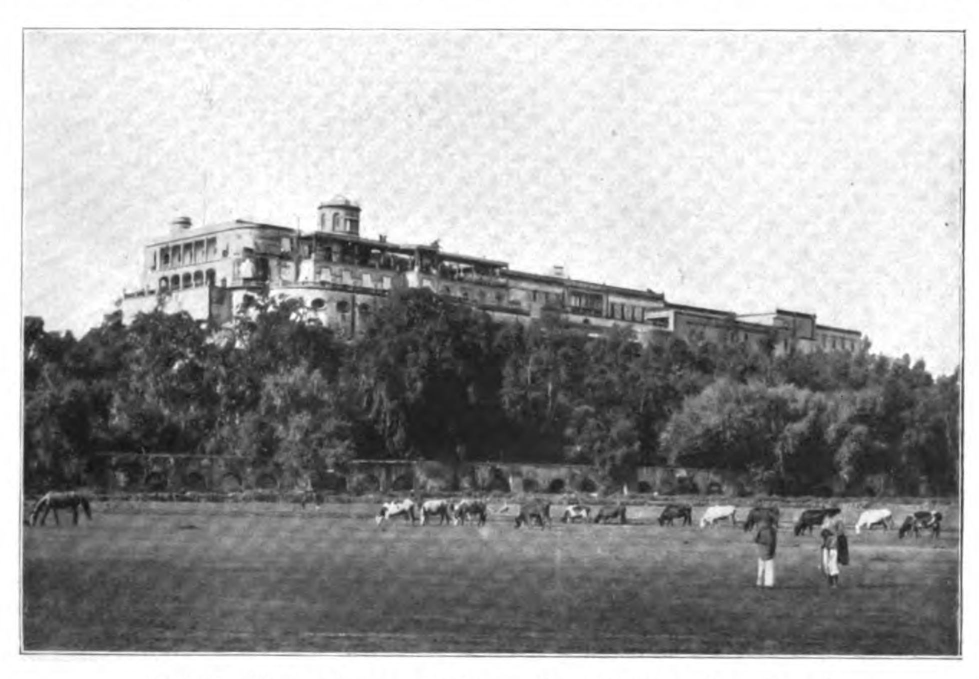
Carranza aber wird niemals auf die Früchte verzichten, die ihm seine ganze gewaltige Revolutionsarbeit in kurzer Zeit in den Schoß zu werfen verspricht. Er wäre auch vermutlich im gegenwärtigen Zeitpunkt ein guter Präsident für Mexiko, an politischem Verstand, allgemeiner Bildung und Lauterkeit des Charakters jedenfalls turmhoch über einem Madero und Huerta stehend. Über das Gesindel der Zapata, Villa e tutti quanti soll besser kein Wort mehr verschwendet werden. Solche Subjekte müssen selbst in untergeordneten Ämtern eine Regierung auf das ärgste kompromittieren.

Ein vorübergehendes Protektorat der Union könnte Mexiko, wie seinerzeit Kuba,

theoretisch gesprochen, zu einer Erholung wohltun. Die Dinge scheinen sich, nach den letzten Meldungen von einem ernsthaften Vorrücken der Amerikaner gegen die Hauptstadt, in dieser Richtung zu entwickeln.

Es ist indessen sehr zu befürchten, daß die fanatische Freiheitsliebe der Mexikaner die noch so wohlgemeinte Absicht Wilsons vereitelt und einen der furchtbarsten Kriege heraufbeschwört, die die Weltgeschichte kennt. Das kann nicht das Ziel der amerikanischen Politik sein, sie hat es selbst zu oft und zu nachdrücklich bestritten, aber es kann die logische Folge der seitherigen, wirklich wenig geschickten Behandlung der mexikanischen Frage werden, und sie wird es werden, der große Krieg wird unvermeidlich sein, wenn die amerikanische Armee noch weiter ins Land vordringt. Dann werden — daran ist keinen Augenblick zu zweifeln — alle Mexikaner geeint gegen den Feind stehen, wird es keine innerpolitischen Parteiunterschiede mehr geben. Man dürfte sich in Europa und selbst im Weißen Hause gründlich täuschen, wenn man das Land am Ende seiner Kräfte wähnt. Ein amerikanisch-mexikanischer Krieg müßte unendlich langwierig und opferreich werden. Er würde auf der einen Seite mit enormer äußerlicher Machtenfaltung, auf der andern aber mit dem glühenden Haß des tödlich beleidigten Patrioten und der wilden Verzweiflung einer um ihre Existenz ringenden Nation geführt werden. Das schließliche Resultat könnte kaum zweifelhaft sein: 97 Millionen gegen 14! Aber jeder Fußbreit des gewaltigen Gebietes der Republik Mexiko wird den Guerrilleros abgerungen werden müssen, und das bedeutet Jahre des erbittertsten Kämpfens, viele Tausende an Menschenopfern und Milliarden an Kriegskosten. Haben die Herren in Washington dies auch bedacht? Diese unermeßliche Tragweite ihrer so harmlos gedachten „Strafexpedition"? Nehmen sie gar keine Rücksicht auf die in Fragen der nationalen Selbständigkeit streng solidarischen Gefühle aller latein-amerikanischen Staaten und die von ihnen mit Sicherheit zu erwartenden Revanchen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete?

Man wagt kaum die Konsequenzen auszudenken, die eine starre Durchführung der Wilsonschen Taktik zeitigen müßte. Vielleicht kommt, da es bessere Einsicht und weise Mäßigung nicht können, ein Zufall der Situation zu Hilfe ... Sollte es übrigens Carranza gelingen, vor den Amerikanern in die Hauptstadt einzuziehen und die Regierung anzutreten, so fiele für jene jeder Vorwand fort, noch



Schloß Chapultepec, Residenz des Präsidenten Huerta

weitere Eingriffe in die nationalen Hoheitsrechte des Landes zu begehen.

Auf Überraschungen muß man natürlich gefaßt sein. In einem Lande wie Mexiko, wo feiger Verrat und Meuchelmord so oft alle menschliche Berechnung und Logik über den Haufen werfen, ist eben nichts unmöglich. Nehmen aber die Dinge ihren ungestörten logischen Verlauf, so dürfte Huerta sehr bald seinen vorausgeschickten Spargroschen nacheilen, die Amerikaner wieder abziehen und Venustiano Carranza die interimistische Präsidentschaft bis zu den Volkswahlen übernehmen. Diese können freilich in absehbarer Zeit noch nicht stattfinden, dazu müssen sich erst aus dem allgemeinen politischen Chaos ruhigere und geordnetere Zustände herausentwickelt haben.

Porfirio Diaz dürfte inzwischen, nach dreijähriger freiwilliger Verbannung, nach Mexiko zurückgekehrt und vermutlich in einem der südlichen Häfen, an der Ost- oder Westküste, gelandet sein. Er versprach im Mai 1911, zur Verteidigung gegen fremde Invasion zurückzukehren, und D. Porfirio hält, was er verspricht.

Von seinem Neffen Felix Diaz habe ich nur erfahren können, daß er sich vor einigen Monaten von Habana heimlich nach seinem Heimatsstaat Oaxaca begeben habe, um eine Rebellion gegen Huerta vorzubereiten. D. Felix ist ein Stiller, er versteht sich vortrefflich auf die lautlose Inszenierung der größten Schlager, und es wird sicher noch mit ihm als einem ernsten politischen Faktor zu rechnen sein.

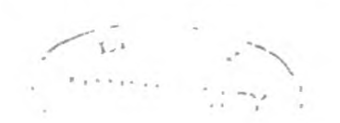
Daß ein von der Natur so überaus reich gesegnetes Land wie Mexiko es durch eine energische und patriotische Regierung aus allen Wirrnissen und politisch-wirtschaftlichen Nöten heraus noch einmal zu einer kräftigen Entwicklung und Erschließung seiner fast unerschöpflichen Hilfsquellen und damit allmählich wieder zu einer geachteten Stellung im Rate der Kulturvölker bringen kann, darüber kann nicht der leiseste Zweifel bestehen. Hoffentlich begreift die Union die Rolle, die ihr als selbstlosem Mentor dem schwachen Bruder gegenüber zukommt, und erwirbt sich damit das höchste Verdienst, dessen sich je eine wahrhaft demokratische Regierung rühmen durfte.



Der Rebellenchef Francisco Villa

Einsame Wacht

Nach einer künstlerischen Photographie von Gebr. Wehrli, A.-G., Kilchberg-Zürich



# Autofahrten in Tirol

Von

**Walther Isendahl**



Am Pordoijoch

In den beiden Silben des Wortes Tirol klingen für den, der dies wunderbare Land zu Fuß oder im Wagen durchwandert hat, so starke Erinnerungswerte mit, daß man mit magnetischer Gewalt immer wieder in das Land der roten Riesengipfel, der weißen Firnen und aufreizend schönen Täler zurückgezogen wird.

Tirol ist das Paradies der Automobilfahrer. Die Pferde scheuen vor den Motoren nie oder nur sehr selten. Die Kutscher zeigen keine feindliche Gesinnung, sondern sind meist wie der ganze Menschenschlag offenen und ehrlichen Herzens. Die große Natur hat den Tirolern das Herz und den Sinn freier gemacht. Nirgends lauern Fußangeln nach Schweizer Geschmack auf den Motorfahrer. Einige Straßen sind zwar verboten, aber meist im Interesse der Automobilisten selber, da sie vielleicht nicht an allen Stellen die genügende Breite zum Ausweichen besitzen.

Das Haupteinfalltor für den automobilistischen Tirolfahrer ist München. Von dort bieten sich uns zwei Möglichkeiten: entweder können wir über Rosenheim und Kufstein durchs herrliche Unterinntal, vorbei an altertümlichen Städtchen wie Schwaz und Hall, Innsbruck erreichen, oder wir eilen mit unserm Wagen schnurgerade nach Süden. Kochel- und Walchensee, die Riesensmaragde in der Krone Bayerns, blitzen in der Tiefe auf, und bald nach Mittenwald verläßt der Wagen Bayern und jagt den Scharnitzpaß hinauf und nach Tirol hinein. Der Zirler Berg seligen Angedenkens an die Herkomerfahrten wird von dem Wagen ebenfalls besiegt. In Innsbruck macht man noch einmal Station, um den Wagen nachzusehen, die Bremsen nachzustellen und sich mit allem zu versorgen, was ein Automobilist braucht.

Dann geht es über den Brenner, der nur 1200 Meter Paßhöhe hat. Von Zeit zu Zeit sieht man an den Hängen der Berge die Eisenbahn. Sie spielt mit uns Versteck, denn sie hat über zwanzig Tunnels zu passieren, und wir freuen uns an dem Geschäker dieses großen Bruders. Auf dem Brenner hängen häufig schwere Wolken, und man kann ihn passieren, ohne etwas von ihm und den umliegenden Gipfeln und Tälern gesehen zu haben. Dann geht's bergab, die Luft wird allmählich weicher und wärmer. Wie liebe Hände streicheln uns die Atemzüge der Winde von Sterzing her. Die Szenerie verändert sich, die nordische Strenge verliert sich. Die Natur geht mehr aus sich heraus. In Sterzing sagt uns die letzte Regenwolke Adieu.

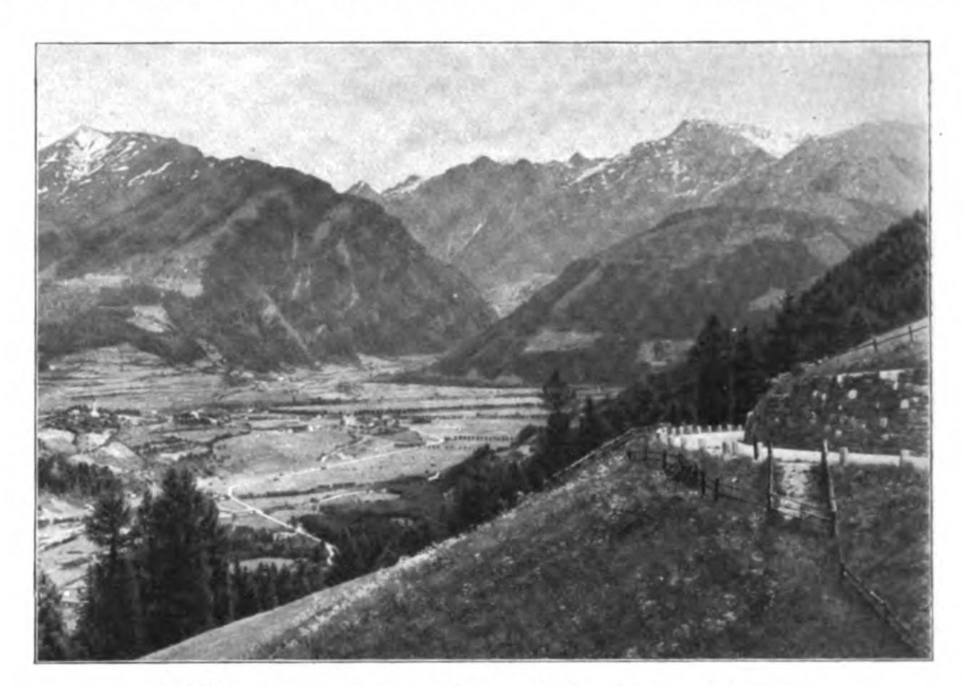
Die neue herrliche Jaufenstraße lassen wir rechts liegen, wir sparen sie uns für ein andermal auf, und wählen unsern Weg durchs Eisacktal. Wir fahren und fallen, wir sinken hinab von Franzensfeste, Brixen und Klausen nach Bozen, das in der ganzen Glut des sonnigen Nachmittags als südlichste Frucht des deutschen Tirols reift. Am nächsten Morgen verlassen wir in der tauigen Morgenfrühe die duftenden Gärten in Bozen und schlängeln uns durch das üppige Tal der Etsch nach Meran hindurch.

Die Etsch glitzert wie flüssiges Geschmeide. Die Sonne brennt im Nacken, und die Haut fängt an braun zu werden. Ein jäher Szenenwechsel vollzieht sich hinter Meran, das rechts unten bleibt, während wir ins Vintschgau kommen. Die freundlichen Kulissen hören auf. Es wird kalt, ein scharfer Wind weht auf dem langen Wege nach Spondinig uns entgegen. Keine Traube mehr, die echten Kastanien werden von zitternden Krüppelbäumen abgelöst. Und noch fern vom Fuß des Stilfser Jochs merken wir doch bereits, daß wir uns der höchsten Bergstraße der Alpen nähern, die selbst im Himalaja nicht ihresgleichen hat. Von Prad aus steigt sie von 839 Meter auf 2756 Meter empor, dabei gilt es 46 Doppelkehren zu besiegen. Möglich, daß die Hände da am Lenkrad mal müde werden und selbst der bravste Kühler anfängt zu kochen. Man gönne dann Mensch und Maschine ruhig eine Pause und lausche, wie von dem Riesengletscher, dem Madatsch, das Eis tönend abbricht und in die Tiefe stürzt. Oder man sehe hinauf zu dem Ortler, dessen Spitze wie Zuckerkand so weiß und scharf aussieht. Dann geht's mit halb gedrosseltem Motor höher und höher empor, bis man das Hotel Ferdinandshöhe bei der Dreisprachenspitze erreicht. Die Steigung geht zeitweise vorübergehend bis zu 10 Prozent herauf. Wer ein Freund von Gegensätzen ist, verlasse die Dreisprachenspitze und lasse sich noch am selben Tage in das Veltlintal bis nach Bormio hineinfallen. Der Gegensatz ist so scharf, daß auch das härteste Gemüt betroffen wird. Vor einer Stunde noch inmitten einer grausigen Welt, die aus Eis und Felsen aufgeklotzt ist, und nun im lieblichen Bormio, wo warme Schwefelquellen fließen, wo die deutsche Sprache verschwunden ist.

Zum Glück gibt es von Bozen aus



Die Stilfser-Joch-Straße von der Ferdinandshöhe aus



Blick von der neuen Jaufenstraße gegen Sterzing

noch eine Steigerung der Eindrücke. Das ist die Fahrt in die Dolomiten. Die neue Straße über die drei schon erwähnten Pässe, die weit über 2000 Meter ansteigt, führt den Automobilisten so nahe an die schaurigen Dolomitenzacken heran, daß er vor ihnen wie vor großen Kirchtürmen steht und ihre ganze Öde empfindet. Dabei ist die Straßendecke herrlich und die Steigung mäßig, wenn die Breite über alles manchmal auch recht schmal ist. Am schönsten wäre zwar



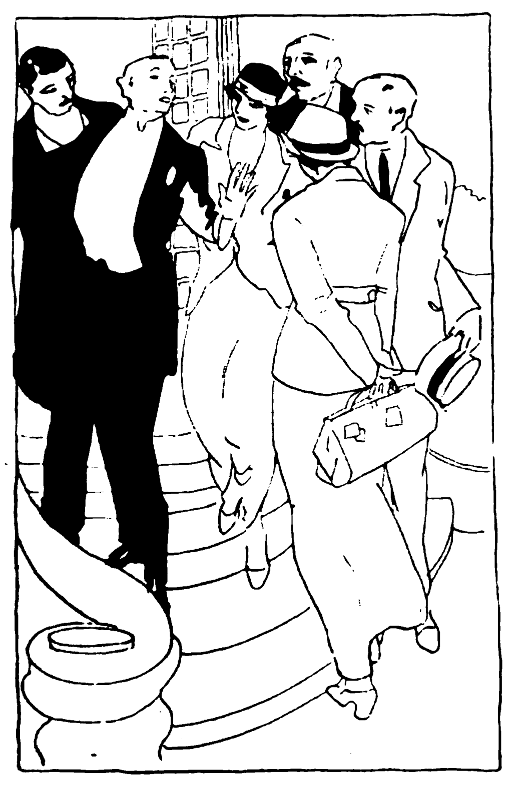
Auf der Dolomitenstraße. Im Hintergrund die Sella

der Weg über den Karerpaß, aber leider ist dieser zurzeit nur für Staatsautomobile offen. Der gewöhnliche Automobilist gelangt in dies Paradies auf dem Umweg über den Cavalese- oder San-Lugano-Paß. Der träumerische Karersee, in dessen Grund der rote Latemar sich eitel spiegelt, liegt dicht am Weg. Der Rosengarten tritt nahe an die Straße heran. Die Laurinswand und die Vajolettürme sind zum Greifen nahe, und je weiter nach Südosten, je südlicher färbt sich die Welt.

Der Rollepaß, die Mendel mit ihrer riesigen Drahtseilbahn, der Tonalepaß sind gleichfalls Alpenstraßen von höchstem Reiz. Das hübscheste ist, daß der Motorwagen langweilige Talstrecken, die zu Pferd oder zu Fuß durch ihre Eintönigkeit ermüden, schleunigst und fluchtartig zu durcheilen vermag. Die Kamera sollte der Automobilist auch fleißig handhaben, aber in den österreichisch-italienischen Grenzgebieten ist dabei große Vorsicht angebracht. Ehe man sich versieht, ist man „gefangen" und muß zur Zollstation, wo die Platten entwickelt und auf „Festungsreinheit" untersucht werden.

# Typen von der Sommerreise

(Neun Originalzeichnungen von Ernst Zoberbier)



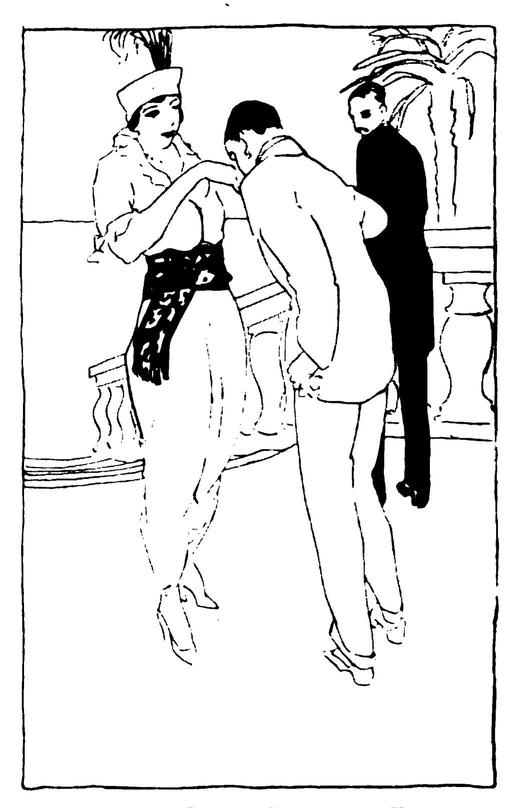
Hochsaison. Alle Zimmer besetzt!



Vor dem Souper im Grand Hotel



„Haben Sie nichts zu verzollen?“



Flirt auf der Hotelterrasse



Realist und Idealist



Das gesparte Trinkgeld



Auf der Reunion

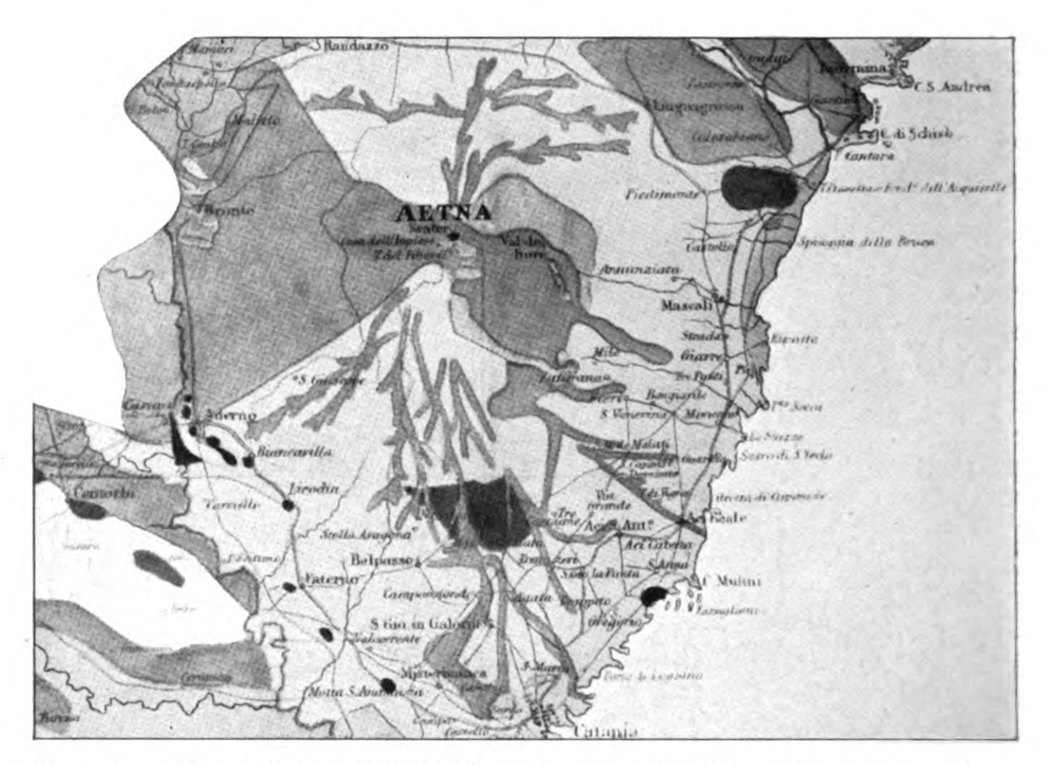


Das Schönste bleibt die Erinnerung





Wieder daheim




Karte des Ätnagebietes (1:350 000). Der Grad der Schattierung veranschaulicht die Reihenfolge der früheren Lavaausbrüche

# Am Hexenkessel des Ätna

Von

## Victor Ottmann

Es hat den Anschein, als ob die Periode einer gesteigerten Aktivität des Ätna, die nach mehrjähriger Ruhe 1899 begann, noch weit von ihrem Abschluß entfernt ist und als ob sich das vielgeprüfte Volk im Osten Siziliens noch auf eine ganze Reihe von mehr oder minder schweren Katastrophen gefaßt machen muß. Den Höhepunkt der unheilvollen Geschäftigkeit bedeutete die Vernichtung Messinas am 28. Dezember 1908 durch ein Erdbeben, richtiger gesagt eine Erdsenkung, die zweifellos im Zusammenhang mit dem Ätna stand; ein beispielloser Schicksalsschlag, der mehr Opfer forderte (rund 98 000) als mancher der blutigsten Kriege der Weltgeschichte. Zu den großen Ausbrüchen des Ätna von 1899, 1900, 1908, 1910, 1911 gesellten sich in den andern Jahren zahlreiche kleinere, und neuerdings hat wieder ein heftiges Erdbeben am Ostabhang des Vulkans mehrere Ortschaften vernichtet und zahlreiche Todesopfer geheischt. Wie Macbeths Hexen unter dem beschwörenden Singsang: „Feuer brenn und Kessel walle!" ihre abscheulichen Tränke brauen, so scheinen hier die Unterwelttitanen um die Kraterschlünde des Ätna zu kauern und Tod und Verderben ins Land zu schleudern. Dabei macht dieser Vulkan, der schon die Phantasie der Alten so lebhaft beschäftigt hat, in ruhigen Zeiten keineswegs den Eindruck eines unheim-

lichen Zerstörers. Ihm fehlen die kühnen Linien, die kleineren Feuerbergen, wie zum Beispiel dem Vesuv, die imposante Erscheinung sichern; sein kolassales Massiv steigt nur allmählich an, und erst aus weiter Entfernung gesehen, am besten vom Jonischen Meere aus, kommt seine gewaltige Höhe von 3300 Meter einigermaßen zur Geltung. Infolge seiner mäßigen Steigung ist der Umfang des Ätna so groß, daß er eine Fläche von zirka 1300 Quadratkilometern bedeckt und daß man zu einer Fahrt mit der Ferrovia Circumetnea, der Eisenbahn rings um den Ätna, sieben Stunden braucht. Man darf wohl sagen: Sizilien ist der Ätna, denn wie vom Gipfel des Berges die ganze große Insel zu übersehen ist und sein Riesenhaupt ihren krönenden Abschluß bedeutet, so verdankt die alte Trinakria auch alles, was ihre Erde segnet und sie zur blühendsten Insel des Mittelmeeres macht, den vulkanischen Mächten. Denn die Schicksalsgötter am Hexenkessel fordern wohl Opfer, aber sie spenden dafür auch mit vollen Händen Fruchtbarkeit und Schätze des Bodens.

Ein Blick auf unsre kleine Kartenskizze läßt deutlich erkennen, in welcher Ausdehnung die Lavaströme des Ätna das Land ringsum mit ihrem zähen Gestein überzogen haben, wobei sie, 5 bis 20 Meter hoch, eine Länge bis zu 30 Kilometer und eine Breite bis zu 10 Kilometer erreichten. Man sucht sich vergeblich vorzustellen, woher alle diese ungeheuren Massen



Vom großen Ausbruch 1910: Verwüstung der Äcker durch einen herannahenden Lavastrom

glühender Auswurfsstoffe kommen, denn zu den Lavaströmen der historischen Zeit, die im Vergleich zur Erdgeschichte doch nur einen winzigen Abschnitt bedeutet, gesellen sich noch die inzwischen längst von Erde bedeckten Urlaven, und schließlich ist ja das ganze Ätnamassiv nichts weiter als ein Eruptionsprodukt. Die Ausbrüche finden selten aus dem Hauptkrater statt, plötzlich der Boden öffnet und sie verschlingt. Unsre Aufnahme zeigt zwei derartige Seitenkrater, das jetzt höchst unschuldig aussehende, nur ein einzigesmal tätig gewesene Zwillingspaar der Monti Rossi bei Nicolosi. Nicolosi, eine größere Ortschaft halbwegs zwischen Catania und dem Hauptkrater, der eigentliche Ausgangspunkt für die Ätnabesteigung, ist



Ein Bittgottesdienst unter freiem Himmel in der beim letzten Ausbruch fast ganz zerstörten Ortschaft Santa Venerina

vielmehr bei allen neueren Eruptionen aus Seitenkratern, auch Parasitkrater genannt, die bis 18 Kilometer vom Hauptkrater entfernt sind. Es gibt eine ganze Anzahl solcher Seitenkrater, die meistenteils nur einmal tätig waren, und immer wieder bilden sich neue, indem die Feuerströme urplötzlich an einer besonders schwachen Stelle der Gesteinskruste zum Durchbruch kommen. Es ist demnach keine Ortschaft im Umkreis von etwa 18 Kilometer vom Hauptkrater aus davor sicher, daß sich nicht mitten in ihr bei allen Katastrophen immer wie durch ein Wunder davongekommen. So war es auch der Fall, als 1669 aus der bis dahin ebenen Gegend dicht bei Nicolosi die beiden Kegel der Monti Rossi 300 Meter hoch emporschossen und in furchtbaren Ausbrüchen unermeßliche Lavamassen entsandten. Der Glutstrom der Vernichtung wollte sich anfangs über Nicolosi dahinwälzen, aber durch den vorgehaltenen Schleier der heiligen Agathe, wie eine fromme Überlieferung es darstellt, wurde er im letzten Augenblick von dem Orte



Nach der Katastrophe: Haus in Messina — eines unter Tausenden



Die Monti Rossi, die Krater des verheerenden Ausbruchs von 1669



Das Städtchen Nicolosi, der Ausgangspunkt für Ätnabesteigungen

abgelenkt und floß in einer Länge von 22 Kilometer nach Catania, wo er sich, den Hafen zur Hälfte zerstörend, ins Meer ergoß. Catania steht übrigens ganz und gar auf uraltem Lavagestein.

Die noch ziemlich junge Wissenschaft der Vulkan- und Erdbebenforschung hat natürlich die Frage einer gewissen Gesetzmäßigkeit der katastrophalen Erscheinungen untersucht, um warnend und vorbeugend wirken zu können, aber praktisch verwertbare Ergebnisse sind dabei noch nicht herausgekommen. Unser ganzes Wissen ist in dieser Hinsicht überhaupt Stückwerk, die verschiedenen Theorien über die Ursachen der vulkanischen Erscheinungen stehen sich scharf gegenüber. Die früher mit apodiktischer Sicherheit verfochtene und gläubig aufgenommene Lehre vom glühend flüssigen oder gasförmigen Erdinnern ist ja neuerdings fallen gelassen worden, und man neigt jetzt mehr dazu, die vulkanischen Äußerungen auf rein lokale Ursachen zurückzuführen. Genug, für die Bevölkerung der am meisten davon betroffenen Gegenden bleibt die fatale Tatsache bestehen, daß gerade die heftigsten Eruptionen und Erdbeben ohne irgendwelche warnende Vorzeichen ganz überraschend auftreten, und wenn es auch nachher gewöhnlich heißt, manche Tiere hätten schon stundenlang vorher ein auffälliges Gebaren gezeigt, so ist solchen phantastischen Erzählungen wohl kein großer Wert beizumessen.

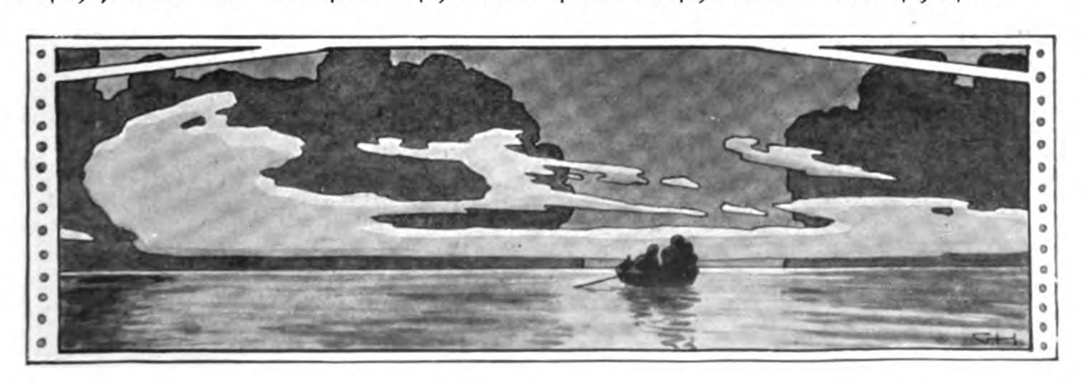
Wer einen Ausbruch des Ätna nicht mit eignen Augen beobachtet hat, macht sich schwerlich einen richtigen Begriff von der Urgewalt und Majestät eines derartigen Elementarereignisses. Der Verfasser hatte Gelegenheit, den letzten großen Ausbruch im Frühjahr 1910 aus nächster Nähe zu verfolgen und eine Anzahl photographischer Aufnahmen zu machen, von denen hier einige als typische Beispiele wiedergegeben sind. Schon in Catania war die Situation etwas unbehaglich, obwohl die Stadt 30 Kilometer vom Hauptkrater entfernt liegt. Starke Erschütterungen, dumpfes Rollen wie bei fernem Gewitter, mächtige Rauch- und Dampfwolken, Aschenregen und des Nachts die Feuerschlange des zu Tale fließenden Lavastromes, das alles versetzte die Bevölkerung in begreifliche Unruhe, zitterte doch noch in aller Herzen der



Die Landbevölkerung beobachtet das allmähliche Vordringen eines Lavastromes

Messinaschrecken nach. Sollte nun vielleicht wieder Catania an die Reihe kommen, nachdem es zum letztenmal 1693 fast vollständig durch Erdbeben zerstört worden war? Würden die hohen Häuser, in denen man wohnt, in den nächsten Sekunden vielleicht so aussehen wie die in Messina, von denen unsre Aufnahme ein Beispiel gibt? Bei dem Ausbruch von 1910 waren ungefähr zwanzig Seitenkrater unterhalb des Hauptkraters in Tätigkeit und wälzten einen kolossalen Lavastrom, der schließlich eine Länge von 15 Kilometer erreichte, auf Nicolosi und Belpasso zu. Abermals befand sich das schwergeprüfte Nicolosi in großer Gefahr, aber der Glutstrom schwenkte dicht vor dem Ort ein wenig ab und kam bald darauf zum Stillstand.

Der Anblick der ruckweise vordringenden, stellenweise bis 25 Meter hohen Lavamasse ist von hinreißender Größe. Donnernd kollern die feuerroten Schlackenblöcke übereinander, von ihrer Gluthitze angefaucht, möchte auch der Beherzte im ersten Augenblick Hals über Kopf Reißaus nehmen. Wie eine stumpfsinnig brutale Bestie verschlingt das Ungeheuer einen Acker nach dem andern, und mit fatalistischem Gleichmut sehen die Bauern zu, wie die Früchte ihres Fleißes, die Grundlagen ihrer Existenz für ewige Zeiten unter dem langsam erstarrenden Glutstrom verschwinden. Ätnaschicksal!



# Die dicke Backe

Skizze von

**Alwin Rath**

Auf dem schon etwas abendlich kühlen Kasernenhof zu Rathenow schwirrten die Zietenhusaren in ihren roten Röcken durcheinander wie ein Schwarm aufgeregter Leuchtkäfer. Aus allen Türen der Gebäude strömten noch immer mehr von den roten leuchtenden Uniformen in den Hof; jetzt kam eine gewisse Ordnung allmählich in das durcheinander strudelnde rote Gewimmel, und die einzelnen Eskadronen formierten sich zu zwei langen scharlachenen Bändern zusammen. Poetisierende Gemüter unter den Damen Rathenows wollten eine starke Ähnlichkeit zwischen flammenden Rosenbeeten und den Zietenhusaren herausgefunden haben, wenn diese so in Doppelreihen zum Stiefelappell aufmarschiert dastanden.

Daß aber die Backe des nun heranschreitenden Unteroffiziers Brander wirklich einer überaus pompösen Glutrose ähnlich sah, konnte niemand bezweifeln.

Stramm und selbstbewußt wie immer trat der kleine Unteroffizier so vor seine Eskadron; nur in dem rechten Auge — das linke konnte nicht mehr über den Wulst hinüberblinzeln, war gänzlich darin verschwunden — zuckte eine kaum merkliche Unsicherheit, es schielte zu gern nach den Kameraden hinüber, die schon vor ihren Eskadronen herumschimpften und keine Zeit hatten, nach Branders Backe zu gucken.

Seine eigne Eskadron benahm sich musterhaft. Er wußte, seine Leute waren anständige, gutgezogene Kerle, die stramm standen und sich nicht über eine derartige Bagatelle mokierten. Wehe ihnen auch, wenn . . .! — Da in der zweiten Reihe der Einjährige Piert, was, der wagte doch mit dem Schnurrbart zu zucken? — Lachte der? — Hatte er gelacht?

„Einjähriger Piert!“ rief Brander, als er seine Eskadron hatte abtreten lassen — und eine wohlwollende Milde klang auch jetzt noch aus seiner Stimme.

Piert schlug die Hacken zusammen und warf seine über Branders gedrungener Gestalt emporschlenkernde Länge in die Brust und die Daumen an die Hosennaht.

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier!“

„Haben Sie gelacht, als ich den Kasernenhof betrat?“

„Nein, Herr Unteroffizier!“

„So, Sie haben nicht gelacht — dann ist es gut, Herr Doktor.“

Bei dieser vertraulichen Bezeichnung wurde Pierts Herz ruhiger. Er hatte sich schon drei Tage Mittelarrest abbrummen sehen, nun war er plötzlich der Herr Doktor und wieder obenauf — wenn der Kerl ihn nur nicht nach einem Mittelchen für seine dicke Backe fragte, was er offenbar vorhatte! Es überlief Piert ganz schwül.

Da trat Brander noch näher an ihn heran, faßte ihn noch vertraulicher vorn an der weißen Verschnürung seines Rotrocks — und nun dieser Blick aus der Tiefe herauf!

„Herr Doktor, wissen Sie, Sie sind doch ein gebildeter junger Mann, sehen

Sie" — er tippte vorsichtig auf die Geschwulst — „was meinen Sie wohl, was ich am besten gegen meine dicke Backe tue?"

Piert starrte betroffen auf die aufgelaufene Backe und schwieg eine lange Weile.

„Tut sie weh?" fragte er dann endlich nach dieser Zeit überlegsamen Schweigens, in dem der Unteroffizier ihn nicht stören wollte.

„Herr Doktor, Sie wissen, einem Soldaten soll nix weh tun, aber die ganze vorige Nacht hab' ich nicht schlafen können. — Ja!" er nickte mehreremal, „und da war sie noch nich geschwollen!"

„Ich muß hineingucken," sagte Piert wichtig, „kommen Sie hinter die Tür da," und wies mit einem kurzen, weiter nicht auffälligen Kopfschwenken nach dem großen aufstehenden Kasernentor. Dort, wo es noch dunkler war als auf dem Hof selbst, kramte er, in dem Winkel zwischen Tür und Mauer vor unwillkommenen Blicken geschützt — Brander war das auch ganz lieb — eine über und über verstaubte Lupe hinten aus der Hosentasche heraus, blies etwas daran herum, bat Brander, den Mund so weit wie möglich offen zu sperren, und hielt das blinstrige Ding in das dunkle Loch. Er mußte ordentlich die Knie ineinander knicken, um vor der schief offenstehenden Mundhöhlung anzukommen. Er zog den Kopf bald wieder weg, und das war dem Kleinen auch ganz lieb, denn die Geschwulst brannte bei dem weiten Aufhalten des Mundes furchtbar. Zärtlich und behutsam fuhr er mit seiner breiten knochigen Hand darüber und blies heiße Luft aus den schmerzlich gekräuselten Lippen.

„Da ist — Gift — hineingekommen!" sagte Piert wie zögernd, nachdem das rechte Auge ihn lange fragend angeblickt hatte, und doch sagte er das so drohend, so bedeutungsvoll, daß kein Zweifel an seinen Worten aufkommen konnte.

„Gift?" Branders rechtes Auge war ein Entsetzen, und selbst von dem linken war jetzt einen Moment lang ein entsetztes Blinzeln zu sehen.

„Die Sache kann bös werden," und Piert wiegte gedankenvoll, als wälze er die verschiedensten Rettungsmittel unter seinem Blondschopf, die rote Zietenhusarenmütze darauf auf und nieder.

„Ist es nicht der Zahn?" brach Brander das schreckliche Schweigen.

„Nein, der nicht."

„Was soll ich machen, Herr Doktor? Mein liebes Dokterchen, sagen Sie — rasch!" Das linke Auge wurde für einen Augenblick wieder sichtbar, es befand sich offenbar in sehr erregtem Zustand, es sprang ordentlich aus der dicken Backe empor, tauchte aber gleich wie ein flüchtiges Meteor wieder unter.

„Gehen Sie ruhig nach Hause," sagte Piert beschwichtigend und fuhr bedachtsam fort: „Ich hole nur einige kleine Instrumente aus meiner Wohnung, dann bin ich bei Ihnen und werde . . ."

„Sagen Sie Ihrer Frau, daß sie etwas warmes Wasser bereit hält," rief Piert, von Brander wegstelzend.

„Wie warm?"

„Sechzig Grad Celsius!"

Dann war der lange Rotrock um die Ecke verschwunden. Während er durch all die Straßen und Gassen Rathenows auf die Salzstraße lossteuerte, drehte er in seinem Hirn die Walze an, auf der wahrscheinlich Reste medizinischer Kollegs zu finden waren. Aber der Phonograph unter seiner Mütze schwieg andauernd. Nur hin und wieder ein dunkler unverständlicher Laut — aber nichts von einem Mittel gegen eine dicke Backe. Dann war es Piert, als habe er doch sehr wenige Kollegs besucht — und doch wiederum erinnerte er sich an einige kalligraphische Aufzeichnungen in einem schwarzen schmiegsamen Heft und an ein Profil, ein mädchenähnliches, das er irgendwo in eine Universitätsbank eingeschnitten hatte.

Daß er nun aber auch kein einziges von den schönen Lehrbüchern, die daheim bei Muttern den braunen eichenen Bücherschrank zierten, mit ins Militärjahr genommen hatte!

Daheim in der Salzstraße im zweiten Stock stülpte er den Koffer kurzerhand mitten ins Zimmer, und da lag das schwarze Heft obenauf. Indes nur auf der ersten Seite und der letzten stand etwas. Auf der ersten einige Sätze über „Moria", eine Form des Irreseins mit heiterem närrischem Charakter.

Das schmiegsame Heft sauste auf den Papierhaufen in der Mitte des Zimmers zurück und sauste von da weiter unter das wurmstichige Regal der Wirtin Pierts, in dem ein Wirrwarr von verschossenen Schmökern in schöner Geradlinigkeit nebeneinander stand.

Darauf schoß Piert jetzt jählings zu, und das, was ihm vielleicht am besten über eine dicke Backe Aufschluß geben konnte, schien ihm ein rotes handgroßes Universalkonversationslexikon zu sein, das er herausgriff und unter der rasch angezündeten Lampe aufschlug.

Er suchte bei Backe nach und fand: Back (niederdeutsch) rückwärts; Oberteil des Vorderschiffes beziehungsweise Aufbau. Hölzerne Speiseschüssel an Bord (vergleiche Backsrolle). Dann stand da noch was von Backern, Leuten, die bei einem Rennen auf ein oder mehrere Pferde wetten, vom Backschisch, Backofen, Backpulver, Back River, nichts jedoch von einer dicken Backe, einer menschlichen Backe.

Endlich fiel Piert ein, daß man anstatt Backe auch wohl Wange sagte. Doch auch bei Wange fand er nicht, was er suchte.

Er schob das handgroße Universalkonversationslexikon in die Linie mit den übrigen Schmökern zurück, schaute eine Weile in ärgerlicher Erregung über seine Dummheit in die Nacht hinaus und sann vergeblich der dicken Backe nach.

Wie er schon über seinem schwindenden Ruhm einnickte und von seinem Freund Karl Roloffs zu träumen begann, der mit einer dicken Backe traurig über einem Glase Bier ihm bei Kostnaffs in der Hinterstube gegenübersaß, fuhr er, jählings erwachend, wie elektrisiert auf: das war die einzige Rettung! — Karl Roloffs!

Es kümmerte ihn nicht, daß er das ganze Haus wachpolterte durch sein lautes Stiefelgetöse die Treppe hinab. Gleich ging's sogar wieder mit demselben Krach hinauf — oben schüttete er sich in der Küche der Wirtin eine Dose Erbsen in die Manteltasche, mit denen er in der Schleusenstraße Roloffs' Fenster zu beschießen gedachte.

Das Erbsenschnellfeuer auf die Scheiben im dritten Stock in der dunklen Schleusenstraße ließ schon bedenklich nach — die Munition ging mehr und mehr zu Ende — da atmete Piert auf. Oben knackte es an den Fensterhaken. Jetzt glaubte er etwas wie eine weiße Schlafmütze an dem vollständig im schwarzen Schatten eines Hausgiebels liegenden Fenster zu erkennen. Sollte er sich im Fenster geirrt haben? Jetzt hörte er ein Rauschen aus der Höhe, sah einen hellen, zerstäubenden Fleck, sprang schnell zur Seite, aber da stürzte der Guß gerade über ihn nieder und überprasselte ihn mit seinem vollen Strahl.

Schwer ernüchtert und zugleich empört über solche unmilitärische Behandlung zog sich der triefende Erbsenschütze in die Mitte der Straße zurück und gab von dort seiner ehrlichen Entrüstung unverhohlenen Ausdruck.

„Jottes! — Jottes!" krähte droben eine Weiberstimme wehleidig und bestürzt — und dann klappte das Fenster zu.

Gleich daneben ging jetzt das von Karl Roloffs auf, der vom Geschimpfe Pierts wach geworden war und nun fragte, ob er wieder betrunken sei.

„Karl, kannst du mir nicht sagen, was man am besten gegen eine dicke Backe tut?"

„Mensch, willst du mich uzen?“ — und krrrack klatschte das Fenster wieder zu.

„Gegen eine dicke Backe, mein Herr?“ ließ sich da eine tiefe, gemütliche Stimme gleich neben Piert vernehmen, der sich nicht wenig überrascht umschaute und einen Nachtwächter in dunklen Umrissen neben sich erblickte.

„Ja, gegen eine Backengeschwulst — wissen Sie vielleicht was?“

„Haben Sie's?“

„Nein, ein andrer, ein Bekannter von mir. Es macht ihm viel Schmerzen.“

„Nu — da soll er doch einfach kalte Umschläge machen. Sagen Sie ihm — und en bißchen Essig ins Wasser, sagen Sie ihm, dann geht's bald zurück. Ich kenn' das auch; so als Nachtwächter, was ich ja bin, mein Herr, pustet einem der Wind und das Schneegfusel und das Regenzeug manchesmal ordentlich auf de Backe, und wenn man ...“

Piert hörte nicht mehr, was der Redselige schwatzte, hatte ihm die schwielige Faust gedrückt und sich im Trabe davongemacht.

Bei Branders in der Schützenstraße unten in dem kleinen hellen Haus war noch Licht. Als Piert in höchst mitleidiger Stimmung mit dem armen Unteroffizier, der gewiß wieder nicht schlafen konnte und vor Schmerzen piepte und aus den Lippen blies, vor dem niedrigen, gerade nicht sehr ängstlich verhangenen Fenster anlangte, war Brander eben dabei, in einem ziemlich unmilitärischen Kostüm ins Bett zu steigen.

Er hustete vorsichtig.

Brander schaute sich nach dem Fenster um, und Piert war es, als sähe er die dicke Backe nicht mehr oder doch nur sehr schwach.

Piert hustete nochmals — er durfte sich doch nicht merken lassen, daß er seinen Vorgesetzten in dieser Uniform sah — und klopfte nun zaghaft zweimal an die Scheiben.

„Wer ist da?“

„Ich.“

„Wer?“

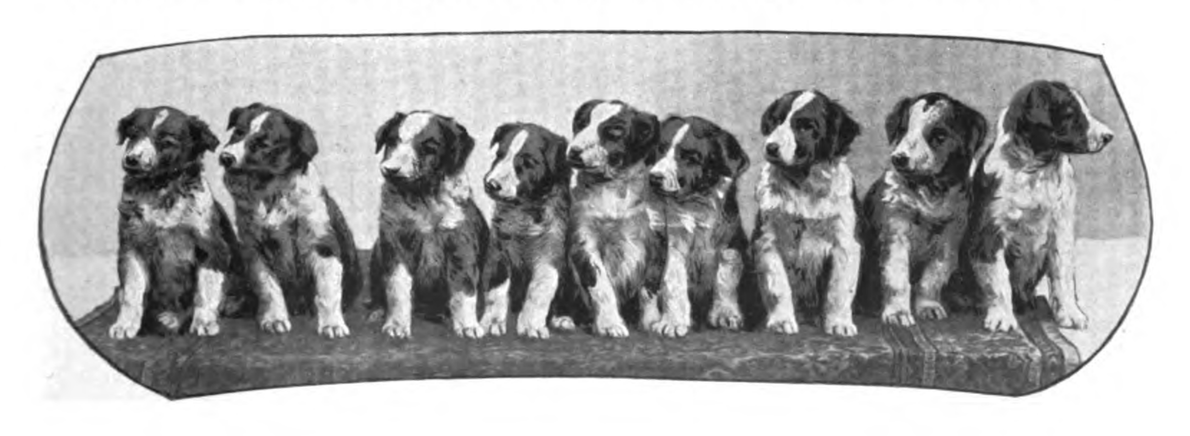
„Ich, Einjähriger Piert, ich wollte Ihnen sagen, Herr Unteroffizier, was Sie am besten gegen die dicke Backe tun.“

Das Licht erlosch drinnen und das Fensterchen knackte auf.

Branders Augen blinzelten beide heraus, er streckte Piert die Hand hin und sagte: „Sehn Sie hier,“ und wies auf die zurückgegangene Geschwulst, „ich brauch' Ihre Weisheit nich mehr, hab' ihn ziehen lassen. So, und morgen früh gehn Sie drei Tage in Mittelarrest wegen nächtlichem Rumschwärmen ohne Urlaub ...“

„Aber ich wollte Ihnen doch helfen!“

„Lassen Sie mich ausreden, Einjähriger Piert! — und wegen heimlichen dummen Gelächters über Ihren Vorgesetzten! Verstehen Sie? — Abtreten!“



# Eine Rohrpost für Pakete

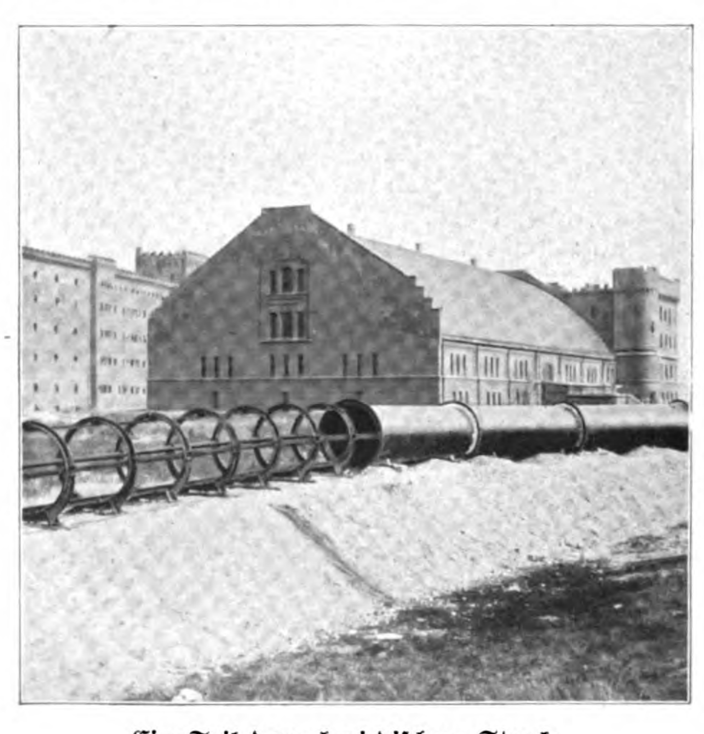
Während in modernen Großstädten teilweise schon vor Jahrzehnten zur schnellen Übermittlung von Briefen und kleineren Postsachen Rohrpostanlagen eingerichtet wurden, macht sich heute mehr und mehr das Bedürfnis geltend, auch größere Pakete ebenso rasch zu befördern.

Rohrpostanlagen arbeiten bis jetzt durchweg pneumatisch. Die Briefe werden zu Bündeln vereinigt und in Büchsen verpackt, und letztere passen genau in ein Rohr von ungefähr 20 Zentimeter Durchmesser. Die durchgepreßte Luft treibt die Büchse mit großer Geschwindigkeit durch den Rohrstrang von einer Station zur andern, ähnlich wie bei einem Luftgewehr das Geschoß durch den Lauf hindurchgejagt wird.

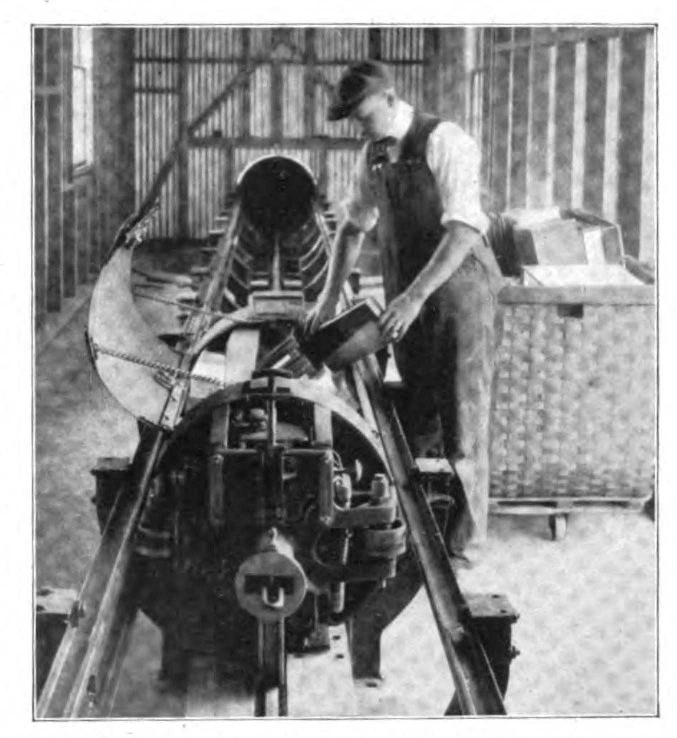


Das Gerüst mit der Tragschiene (unten), den Führungsschienen (seitlich) und der Stromschiene (oben)

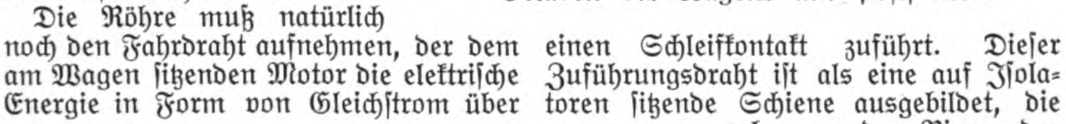
Eine neue Art von Rohrpost wurde kürzlich in Amerika ausgeführt, zunächst als Versuchsanlage auf eine Länge von 400 Meter, die später weiter ausgebaut werden wird. Sie soll zur Beförderung größerer Gepäckstücke dienen, und der Rohrstrang hat demzufolge den bedeutenden Durchmesser von etwas über 75 Zentimeter erhalten. Die beiden Endstationen sind unterirdisch gebaut, während auf der Zwischenstrecke das Rohr auf Schwellen frei am Erdboden aufliegt. Die wesentlichste Änderung gegenüber den bisherigen Anlagen besteht in der Wahl der Elektrizität als Kraftquelle an Stelle der Druckluft. An die Stelle der Büchse, die durch das Rohr hindurchgepreßt wird, ist ein Rollkarren getreten, der auf Schienen läuft und von einem auf ihm angebrachten Elektromotor angetrieben wird. Der Wagen hat kreiszylindrische Form, einen Durchmesser von 60 Zentimeter, eine Länge von etwas über 2 Meter und kann bequem fünf gewöhnliche Postsäcke oder — etwas weniger bequem — sogar einen nicht allzu groß gewachsenen Menschen in seinem Innern aufnehmen.



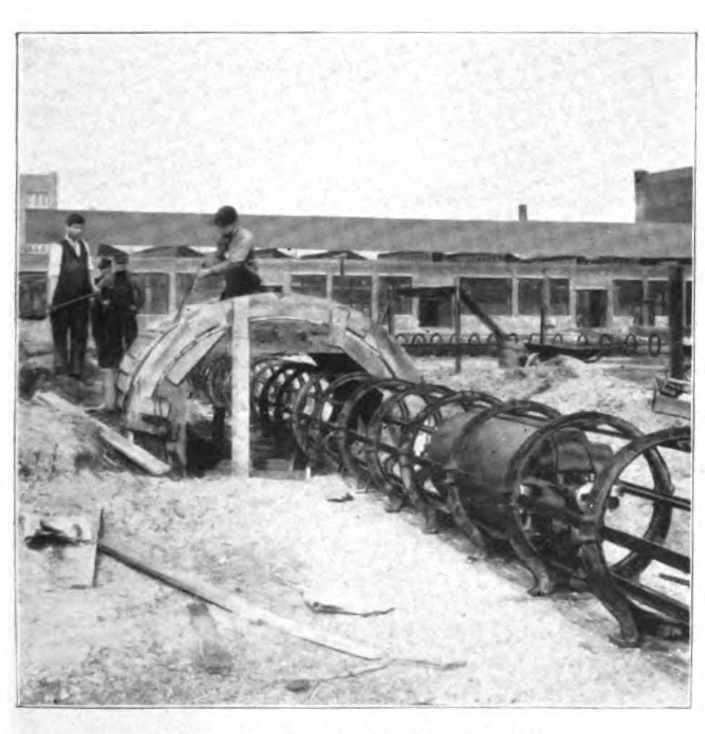
Ein Teil der oberirdischen Strecke


Beladen des Wagens mit Postpaketen

Das Rohr, in welchem der Wagen läuft, braucht bei dieser Antriebsart natürlich nicht luftdicht zu schließen, sondern soll während des Betriebes lediglich den Wagen und seinen Inhalt vor unbefugten Eingriffen schützen. Es genügt also ein leichter Mantel aus Blech. Der Wagen stützt sich mit seinen beiden Laufrädern unten auf eine Tragschiene, und zwei weitere Schienen rechts und links, an die sich der Wagen mit seinen horizontalen Führungsrollen anlegt, verhindern ein Umkippen. Diese drei Schienen sind von Meter zu Meter durch starke eiserne Ringe miteinander verbunden, die unten mit angegossenen Füßen direkt auf Holz- oder Eisenschwellen befestigt sind, und das so entstandene Gerippe wird nun mit dünnem Eisenblech ummantelt.


Die Röhre muß natürlich noch den Fahrdraht aufnehmen, der dem am Wagen sitzenden Motor die elektrische Energie in Form von Gleichstrom über einen Schleifkontakt zuführt. Dieser Zuführungsdraht ist als eine auf Isolatoren sitzende Schiene ausgebildet, die oben an den Ringen des Gerippes befestigt ist. Als Rückleitung für den elektrischen Strom dient die untenliegende Laufschiene.

Die Bahn braucht keineswegs geradlinig geführt zu sein. Der Spielraum, den der Karren gegenüber den Führungsschienen haben muß, gestattet ihm, Kurven von nur 15 Meter Radius ohne weiteres zu durchfahren, und ebenso leicht werden ziemlich beträchtliche Steigungen genommen.


Die Montage des Rohrstranges

In den Endstationen sind die nötigen Schaltanlagen untergebracht. Nach dem Laden und Schließen der Wagen genügt das Einlegen eines Hebels, ihn in Bewegung zu setzen. Auf der Endstation wird der Motor selbsttätig ausgeschaltet, und die am

Wagen angebrachten Puffer verhindern ein allzuheftiges Aufstoßen am Ende der Bahn.

Die ganze Anlage der Bahn soll später zweigleisig ausgeführt werden und erhält dann nicht mehr kreisförmigen, sondern kastenförmigen Querschnitt; die Wagen durchlaufen in diesem Fall den Tunnel immer in derselben Richtung, und es kann der doppelte Güterverkehr in derselben Zeit bewältigt werden.

Eine Schwierigkeit wird allerdings die Einführung des neuen Postverkehrsmittels in unsern Großstädten wesentlich verzögern: die Kosten für die Verlegung des Rohrstranges sind recht erheblich, wenn man bedenkt, welches Gewirr von Leitungen, Kabeln, Röhren schon jetzt die Straßen einer modernen Stadt unterirdisch durchzieht, von denen keines in seinem Betrieb gestört werden darf.

Vielfach wird sich aber der Bau einer Paketrohrpost an ein schon vorhandenes Untergrundbahnnetz anschließen können. Damit verringern sich die Anlagekosten ganz bedeutend.

Die Vorteile einer raschen Gepäckbeförderung sind so einleuchtend, daß das neue System wohl bald seinen Einzug auch in Europa halten wird. Cr.



Ein lebendes Paket

# Aphorismen

Wer dir den Pfennig aufdrängt, will einen Taler von dir zurück haben!

*

Splitter

Am schwersten müssen wir für diejenigen Fehler büßen, die wir zu begehen — unterlassen haben!

*

Mit unsern Illusionen sollten wir es halten wie mit Köchinnen: wenn man einmal eine verabschiedet hat, tut es nie gut, sie zurückzunehmen.

Dauernden Wert haben immer nur — Augenblicke.

Martha Rubinstein




**Großherzog Ernst Ludwig von Hessen**

Nach einem Gemälde von Professor Hanns Pelar

(Aus der diesjährigen Kunstausstellung in Darmstadt)



# Rosenlieder

Von Hanns Baum

Neue Wunder sind erwacht
in dem Borne deiner Liebe,
und viel schöne, starke Triebe
sind gekommen über Nacht.

Aufgeblüht ist unterdessen,
was noch eben Knospe war;
wirst du, was das letzte Jahr
uns gebracht, auch nicht vergessen?

*

Die Knospen, die du mir geschickt
ins Haus, sind aufgesprungen,
vielleicht, weil ich sie angeblickt,
weil ich sie angesungen.

Aus jeder Rose sieht dein Bild,
dein liebes Bild hernieder,
aus jedem Rosenkelche quillt
das schönste aller Lieder.

Ich horche wie im Traume zu . . .
es klingt aus reiner Sphäre:
du Liebster, ach, du Liebster du,
wenn ich doch bei dir wäre!

*

Aus Tränen der Liebe bist du geboren,
die Sehnsucht gab deiner Seele Duft.
In dir find' ich wieder, was ich verloren,
mein Schicksal aus deinem Kelche ruft.

Denn Tränen der Liebe hab' ich vergossen,
als deine Schwestern in Sterbensnot —
und was aus der Seele mir geflossen,
war, wie du selber, so purpurrot.

*

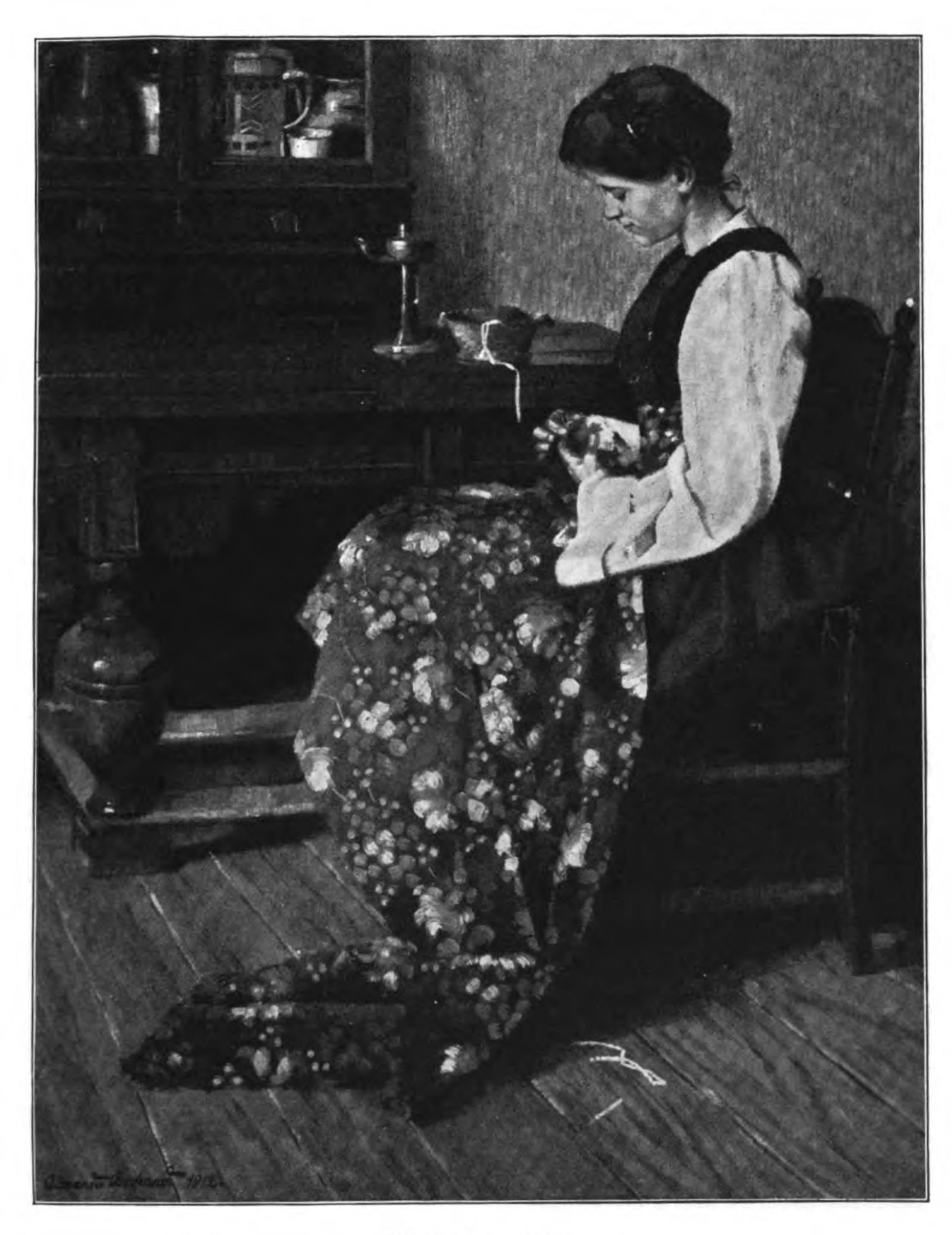
Nun ist meine Kammer voll Glanz und Licht,
seit sie deine Rosen empfangen,
und schaue ich ihnen ins Angesicht,
so röten sich rasch meine Wangen.

Denn wenn ich dran denke, daß du so weit,
dann will es mich bitter verdrießen,
daß ich unsre Türen in dieser Zeit
muß hinter uns beiden verschließen.

*

Einer roten Rose Pracht,
die im Garten leuchtet,
hat der kühle Tau der Nacht
liebevoll befeuchtet.

Und ich küßte fromm den Tau
von dem Sommertriebe,
zart gedenkend einer Frau,
die ich innig liebe.



Vierländerin

Nach einem Gemälde von Alexander Bertrand




# Nationalfest

Skizze von Carl Lahm (Paris)

(Mit Federzeichnungen von Richard Bloos)

### Es wird illuminiert

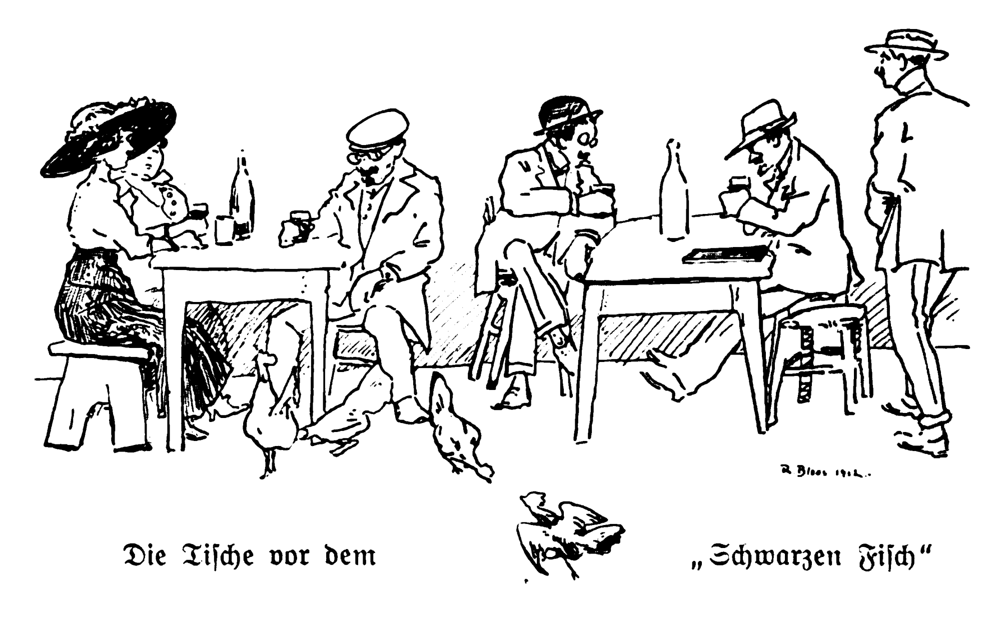
Mein Freund, der Maler, ist hinter ein großes Geheimnis gekommen. Er stammt vom Niederrhein und haust seit ein paar Jahren in der schönsten Bohême des Quartier Latin. Seine im „Salon" ohne Protektion stets gutgehängten Bilder ließen einen gestrengen Kritiker der französischen Presse sagen, daß noch nie ein fremder Künstler so erstaunlich das Geheimnis der Pariser Volksseele durchdrungen habe. Die Pariser Volksseele ist ein großes Geheimnis. Cook vermag seine Touristenkarawanen damit nicht in die leiseste Berührung zu bringen, obgleich er sie aus der Katakombentiefe bis hinauf zur Eiffelturmspitze führt. Also Maître Richard (in Frankreich ist jeder Advokat, Farbenreiber und Gerichtsvollzieher ein „cher Maître") kennt, wie der Boulevardausdruck lautet, „le populaire" — das gesunde Volk und den verdorbenen Plebs, die gesamten Urenkel der Bastillenstürmer.

Mit Maître Richard einmal ein Nationalfest zu verbringen, wäre keine schlechte Idee, denke ich; bei keiner andern Gelegenheit kann seine geheime Wissenschaft von größerem Nutzen sein. Es gehört freilich etwas Courage dazu: den 14. Juli mitfeiern heißt am 13. mit dem Kneipen anfangen und am 15. mit dem Kneipen noch nicht aufhören — ein guter Patriot feiert mindestens drei Nächte durch.

„Kommen Sie am dreizehnten um sieben Uhr, pünktlich mit halbstündiger Verspätung, hinters Pantheon," sagt der Volksseelenmaler im unnachahmlichen „kölschen" Dialekt, der ihm eigen ist, „ich lade Sie im „Schwarzen Fisch" zum Diner ein."

Oho! Hat wieder ein gespleenter Amerikaner oder der kluge Münchener Hofrat meinem Raffael des seinebabylonischen Pflasters und der populären Gärten eine Leinwand abgekauft, daß er so nobel auftritt? Egal, die solenne Einladung wird ohne Umstände angenommen.

Am dreizehnten, mit militärischer Pünktlichkeit, kurz nach acht, halte ich hinterm Pantheon in einer der etwas unheimlichen, hinter der Sorbonne steil hinaufführenden Gassen Umschau nach dem Restaurant „Au Poisson Noir". Ein Restaurant? Du meine Güte! Eine Schenke dreizehnten Ranges, die vom Privilegium der Wirte profitiert und für die Festtage die Straße in ihrer ganzen „Breite" mit Beschlag belegt hat. Unter dem Aushängeschild in Form eines Fisches, der schwarz ist, weil er es in seiner Vernachlässigung nicht anders sein kann, stehen aus Brettern roh gezimmerte Tische und Bänke, und dicht vor dem einzigen geöffneten Fenster der Schenkstube erblicke ich als alleinigen Gast den Meister, die gewohnte Stutzpfeife zwischen den Zähnen.



Die Tische vor dem „Schwarzen Fisch"

„Im „Schwarzen Fisch" bekommen Sie die einzigen frischen Eier von ganz Paris," behauptet er und weist auf fünf Hühner hin, die unter den Tischen und Bänken, sehr verspätet, hungrig zwischen den Pflastersteinen scharren. Solche ländlichen Intermezzi mitten in der Großstadt kann man auch nur im alten Lutetia entdecken. Ob es aber gerade die Originaleier dieser Pantheonhühner sind, die der Wirt aus seiner zweifelhaften Schenke in Omelettenform hervorträgt? Wir verspeisen auch harte Lyoner Wurst, Salat und weißen Käse. Noch liegt das Pantheonviertel ganz still da; nichts läßt das baldige Anbrechen des Volksfestes erraten. Gerade lasse ich mich überzeugen, daß wir „fürs selbe Geld" auch nicht besser bei Paillard gegessen hätten, als der dicke Wirt und die noch dickere Gattin unter der Schenktür erscheinen. Sie tragen, vorsichtig an einen Zwirnfaden aufgehängt, drei wunderbare Lampions.

„Es wird illuminiert," sagt der Maler.

In der Tat klettert der Wirt auf eine Bank und knüpft den Faden hier am Aushängeschild, drüben am Fensterladen des Nachbars an. Augenblicklich stellt sich die Dunkelheit ein und gestattet der Illumination, in vollste Wirkung zu treten.

Die glänzende Beleuchtung zieht schnell Gäste herbei. Ein Schuster von der Ecke, dem mein Künstler einmal die neuen Sohlen vor Ablauf der üblichen zwölf Monate bezahlen mußte und den er wegen des zu philiströsen Drängens nicht mehr zu grüßen entschlossen ist, kommt in Begleitung seiner Gemahlin nebst Tochter, um die frischgezimmerten Tische und Bänke zu inspizieren. Er als erster schlürft den roten Festwein mit paradiesischem Behagen und mit solcher Eile, daß seine Alte, die Stoßzähne hat, die Literflasche weit wegrückt. Nett ist die Kleine — ein süßes Mäulchen von Midinette — mit vierzehn oder fünfzehn Jahren schon eine angehende Prinzessin, die in ihrem Schneideratelier flink die Manieren der großen Damen abgeguckt haben muß. Trotz Blondhaars lange, dunkle Wimpern, eine Figur, schlank wie ein junger Rosenstock, nervös schon und bewußt ihrer erblühenden pariserischen Schönheit. Der Maler notiert sich mit ein paar Strichen ins unvermeidliche Skizzenbuch, wie die Kleine beim Platznehmen das Röckchen faßte und wie sie, als sie saß, die Büste vor-, das Köpfchen zurückwarf.

Wenige Minuten später sitzt ein Jüngling der feinsten Sorte an unserm Tischende und schielt verstohlen nach der Niny (so heißt sie!) hinüber, die hinterm Rücken der Mutter die Blicksignale erwidert. Ein „fils à papa". So nennen die Franzosen, was wir ein „Muttersöhnchen" zu nennen pflegen. Der Junge hat die wenigen dunkeln Schnurrbarthaare mit dem Eisen des Friseurs bearbeiten lassen; seine Handschuhe sind ersten Ranges wie die Bügelfalten seiner Unaussprechlichen. Um in die abgelegene Gasse zu kommen,

mußte der angehende Mann sehr galante Gründe haben.

Die Klänge einer Musikkapelle dringen zu uns herüber — auf der Place Soufflot beginnt der „Ball“. Wie üblich leiten die Klänge der Nationalhymne das Fest ein.

„Die Marseillaise!“ verkündet der Schuhmacher und besieht sich weihevoll durchs edle, helle Rubinrot seines Weinglases den Sternenhimmel, der über Frankreich vor hundertzwanzig Jahren so oft gerötet war, wenn das „En avant, marchons...“ ertönte.

Die leidenschaftliche Melodie geht alsbald in eine Polka von der populären Beliebtheit des „Viens, poupoule“ („Komm, Karline“) über. Da rückt Niny, da rückt der Jüngling immer unruhiger auf der Bank hin und her. Und nachdem sie so eine Weile gerückt sind, während die „Mütterliche“ schon aufmerksam wurde und selbst der Alte schmunzelnd dem Manöver folgte, faßt sich der Anbeter auf einen ermunternden Blick der Angebeteten ein Herz, steht auf, geht an den Schustertisch hinüber und lüftet höflich den Hut.

„Oh, Monsieur Théodore,“ tut die Kleine sehr verwundert, „Sie hier?“

Der Jüngling nickt, um zu bestätigen, daß er hier ist.

„Mama, Papa, ich stelle euch Monsieur Théodore, den Volontär aus unserm Geschäft, vor,“ haucht das Mädchen, etwas eingeschüchtert vom fürchterlichen Augenblitzen der Mutter.

„Ich möchte gern mit Mademoiselle Niny tanzen,“ sagt der elegante Kavalier leise.

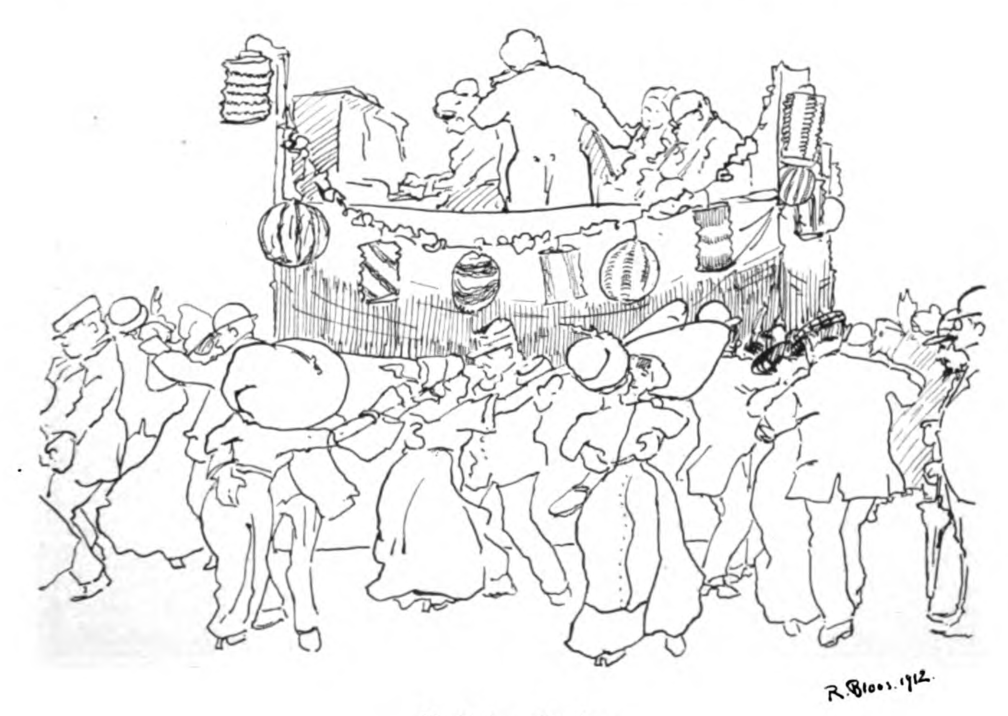
„Non!“ dröhnt die Alte, und die Jungen fahren zusammen.

„Nein?“ fragt der Schuster verwundert. „Warum sollen sie nicht? Sie sind im Alter, wo man tanzt.“ Er scheint stolz, daß der Kavalier seiner Tochter so fein ist. „Tanzt also, soviel ihr wollt!“ ermächtigt er mit einer Energie, deren er zum eignen Besten gegenüber der Gemahlin vielleicht nicht immer fähig wäre.

„O Papa!“ stottert Niny freudevoll, läßt es sich nicht zweimal sagen, zieht ihren Theodor fort und verschwindet mit ihm im Augenblick um die Straßenecke.

Die Schusterin schöpft tief Atem. Sie scheint an derartige Insubordinationen nicht gewöhnt zu sein. „Was soll das heißen? Du schickst unser Kind mit dem unbekannten Gigerl fort?“ legt sie los, die Fäuste in den Hüften.

„Sie kennen sich ja, arbeiten im selben Geschäft,“ lenkt er ein.




Ball im Freien

„Als ob solche Bekanntschaft für ein Mädchen ihres Standes was tauge! So ein feiner Bursch verdreht dem Kind den Kopf. Und nachher? Ich sehe das: verlotterte, liederliche ...“ Die Alte hat den Faden gefunden, schimpft drauflos und wird so bald nicht zum Schweigen kommen. Armer Schuster!

„Feststimmung!“ sagt der Maler. Wir stehen auf und gehen nach dem Ball auf dem Soufflotplatz.

*

### Auf dem Boul'-Mich'

Brennen in verlorenen Ecken schon drei Lampions, sind die Plätze und Boulevards des Quartier Latin in eine wahre Lichtflut untergetaucht. Bis zur Höhe der Dächer tragen bewimpelte Masten in Arabesken rote, weiße, blaue Glühlämpchen empor; Trikoloren wehen überall, und bengalische Flammen werfen von Zeit zu Zeit ihre gespenstische Helle über die Baumkronen hin. Der ganze Boul'-Mich', der von Studenten und Grisetten vergötterte Boulevard Saint-Michel, ist zu einem einzigen „Bal Bullier“ geworden — aus dem alten Tanzlokal des Cancans scheint sich ein endloser Strom walzender Paare über die Chaussee zu ergießen. Die gesamte Bevölkerung ist auf der Straße, alles dreht sich oder läßt sich an den Tischen nieder, die den Makadam erobert haben. Der Omnibus- und Straßenbahnverkehr muß ja großenteils unterbrochen werden, damit die Pariser unbehindert das Tanzbein schwingen können. Je zwei oder drei Cafés und Restaurants tun sich zusammen, um die Kosten für ein möglichst „komplettes“ Orchester zu tragen, für das eine reichgeschmückte Tribüne errichtet wird.

Auf der Place Soufflot hat die Stadt Paris für die Dekoration und eine Musikkapelle gesorgt — jeder Gemeinderat müht sich, in seinem Viertel den Rekord der Festfröhlichkeit zu schlagen und, soviel er kann, von der städtischen Beisteuer für die Nationalfeier (rund 150 000 Franken) zum Vorteil seiner Wähler abzubekommen. Jedes Viertel hat auch sein eignes Festkomitee, das vermittelst einer Tombola noch einen Extraertrag aufbringt. Da unter die Armen des Arrondissements noch aus dem Stadtsäckel 5000 Franken verteilt werden, da alle Bettler ungeniert betteln und Drehorgeln, Ziehharmonikas sowie Dudelsäcke malträtieren dürfen, da ferner die Leihhäuser alles, inklusive Matratzen, für bare Münze nehmen, ist jedermann über dreimal vierundzwanzig Stunden freudetrunken oder trunken ohne Freude, jubelt oder krakeelt.

Die Jugend der Sarbonne, soweit sie nicht in die Ferien zog, promeniert ihre weiten Plüschhosen und Samtbarette über den Boul'-Mich', entschlossen, sich zu amüsieren „wie noch nie“.

Hinter ihr drein kommen wir bald auf die Place de la Bastille. Wer wird heute nicht dem Bastillenplatz einen Besuch abstatten, dem das Nationalfest sein Entstehen verdankt? Rund um die hohe Bronzesäule mit dem Freiheitsengel, die das Grabmal der Revolutionsopfer von 1830 und 1848 deckt, tanzen Arbeiter, die „travailleurs“, in ihren Samtpluderhosen, die breite rote oder blaue Leibbinde über das bunte Tuchhemd gewickelt, stolz, als wären sie die Aristokraten von heute. Sie sind die würdigen Söhne der Sansculotten, die mit Piken durch die Gassen zu laufen begannen, als sich am 14. Juli 1789 die Mär von der „Erstürmung“ der alten Zwingfeste verbreitete. Solange sie Geld im Sack haben für Weißbrot, Wein und Absinth, mögen sie tanzen; steht morgen der Hunger wieder vor der Tür, wird Paris wieder seine Kommune haben. Die Citoyennes, die jetzt so friedlich schwatzen und zu Quadrillen aufmarschieren, werden mit auf die Barrikade steigen.

Mitten im Trubel kreuzen wir ein junges Paar, das sich wunderlich weit von der elterlichen Aufsicht entfernt hat — Monsieur Théodore und Mademoiselle Niny! Arm in Arm, weltvergessen, bemerken uns die Leutchen nicht; sie wandern durch die Gruppen, tanzen hier und tanzen dort.

Hinauf steigen wir auf die „Butte Montmartre“ — da tollt das Volksfest am ausgelassensten. Karusselle mit Schweinchen, auf denen vielleicht andre reiten, Buden, fast lauter „Roulettes“, wo man abgelebten Champagner und noch älteren Honigmandelkuchen („nougat“ aus Montélimar) gewinnen kann, Schießstände und Toboggans mit zahllosen elektrischen Bogenlampen ... Tanzplätze selbst die in Korkzieherform zur

Galettenmühle hinaufführende Rue Lepic! Überall ist's zum Erdrücken voll, und noch um vier Uhr früh scheinen die ältesten Jubelgreise nicht ans Bett zu denken. Durch ruhigere Straßen vom Montmartre niedersteigend, voll Bewunderung über die weichen grauen Töne, die langsam die bunten Glühlampen und Laternen verlöschen und Paris aus dem Nachtdunkel erstehen lassen, gelangen wir mit den Fortschritten der Morgenröte zur Großen Oper, wo schon ein ganzer Menschentrupp vor der hohen Gittertür steht — er hat die Nacht durchgewartet und will den Vormittag weiter durchwarten, um die besten Plätze für die Abendgratisvorstellung zu erhalten! Schnapsbrüder sind's, Schnapsschwestern auch und Camelots, die solche Ausdauer bekunden. Nicht für den eignen Kunstgenuß, sondern um ihr Anrecht auf die vorderste Reihe später an Flickerinnen und Büglerinnen zu verkaufen, die einmal in der Loge der Rothschilds sitzen wollen. Die „Standespersonen", die hier Spalier bilden, lassen sich Brot und Trank herbeischleppen, um nicht umzufallen. Die Gratisvorstellungen am 14. Juli in den Theatern sind eine der demokratischen Traditionen des Festes.

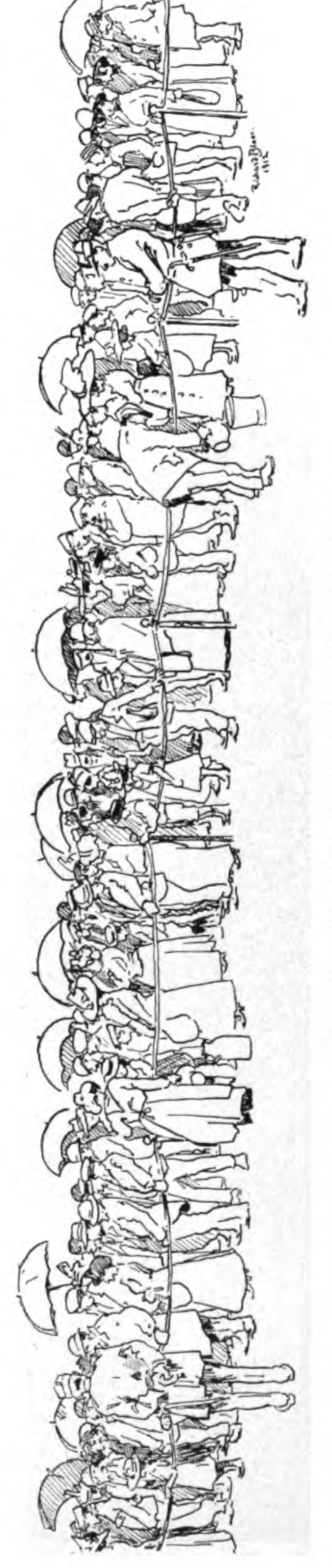
„Und jetzt wird es Zeit für die Revue," erklärt der Künstler, nachdem sein Griffel einige Momentaufnahmen denkwürdiger „Standespersonen" vollendet hat. „Wir fahren bequem mit dem Metro ins Boulogner Wäldchen ..."

Bequem! Die Untergrundbahnzüge sind überfüllt. Wir werden in bombenvolle Waggons hineingequetscht, wo Patrioten, die um keinen Preis den Vorbeimarsch des Heeres versäumen möchten, gehörige Püffe austauschen und manche resolute Madame gefährlich mit dem Regenschirm hantiert. In drangvoll fürchterlicher Enge und schon im Vorgefühl der bevorstehenden Julihitze werden wir durch die unterirdischen Tunnels nach der Porte Dauphine gerüttelt — à la guerre comme à la guerre.

*

„En revenant de la revue ..."

Der „brav' général" — wenn Boulanger noch lebte — welche Freude würde er an seinen Parisern haben, die so massenweise, begeisterungsfähig heute wieder quer durch das Wäldchen nach dem Rennplatz von Longchamp marschieren! Mit Kinderwagen und Henkelkörben voll „Provisionen" ziehen schon ganze Familien hinter den Regimentern drein, die sich mit klingendem Spiel nach dem Sammlungsort begeben. Wagen und Automobile drängen sich auf den Chausseen — eine Völkerwanderung. Wer der Reserve angehört, hat seine Uniform hervorgeholt, wer einen Orden oder eine



Vor der Gratisvorstellung der Großen Oper




Familienfrühstück auf der Wiese

Medaille hat (und wer hat in der Republik nicht seine „Dekoration?"), hat sich die schwellende Brust damit geziert. Morgenblätter werden feilgeboten und verschenken als „Prämien" das „Offizielle Programm der Revue" und auch kleine Papierfähnchen, die sich jeder schnell an den Hut steckt.

Wir gehören nicht zu den bevorzugten Leuten, die mit Tribünenkarten ausgerüstet sind, und werden, da wir das Volk studieren wollen, mit dem Volk von den heute sehr martialisch dreinblickenden Gendarmen und Schutzleuten auf die weite Wiese am Waldsaum gedrängt. „Dort werden wir ausgezeichnet den Vorbeimarsch sehen," behauptet der Maler.

Ausgezeichnet, in der Tat. Eine dichte Menschenmauer steht vor uns, alle Bäume sind bis in die höchsten Äste besetzt. Gleich Miniaturspielzeug, wie aus bunten Nürnberger Schachteln hervorgeholte Nürnberger Bleisoldaten, sehen wir in der Ferne des weiten Feldes die Infanterie kolonnenweise Aufstellung nehmen; die Tribünen drüben sind schwarz von Menschen. Kanonenschüsse, Trommelwirbel — das ist der Präsident, der im vierspännigen Daumont die Truppenfront abfährt. Und dann erfolgt der Vorbeimarsch. „Vive l'armée!" schreit es aus hunderttausend Kehlen. Aber als erst der Schlußeffekt kommt, die große Reiterattacke, die den Präsidenten mit all seinen geladenen Gästen über den Haufen zu reiten droht und die nur wenige Meter von ihnen entfernt mit einem Kommandoruf, mit einem Säbelzeichen des Gouverneurs der Pariser Garnison zum Halten gebracht wird, da jubelt die Menge rings um den Rennplatz in überströmendem, fast fanatischem Patriotismus. Drüben wehen die Taschentücher der eleganten Damen, als flöge über den Tribünen ein Schwarm weißblinkender Möwen auf.

Bums! Mitten aus unserm Staunen über den allgemeinen Freudenausbruch reißt uns dumpfes Krachen und Geschrei. Hat die immer noch auf dem Mont Valérien donnernde Salutbatterie irrtümlich eine Granate abgefeuert, die in unsrer Nähe einschlug? Ein ganzer Baum bricht hinter uns zusammen, und aus dem Gezweig und Laub wühlen sich allerlei Weiblein und Männlein heraus, die einen Augenblick großer Angst ausgestanden haben — die Linde, noch zu jung, vermochte nicht das Gewicht der Menschen zu tragen, die sich ihre Krone zum Aussichtstempel erwählten und allzu begeistert und unruhig wurden. Ein Pfleger der Rettungsmission, die in der Nähe ein Zelt mit der Roten-Kreuz-Fahne aufgeschlagen, ist hinzugesprungen und zieht ein junges Mädchen aus dem Geäst — so eilfertig, daß die eingehakten „dessous" und der Rock üblen Schaden nehmen.

„Die Niny!" ruft Maler Richard ganz

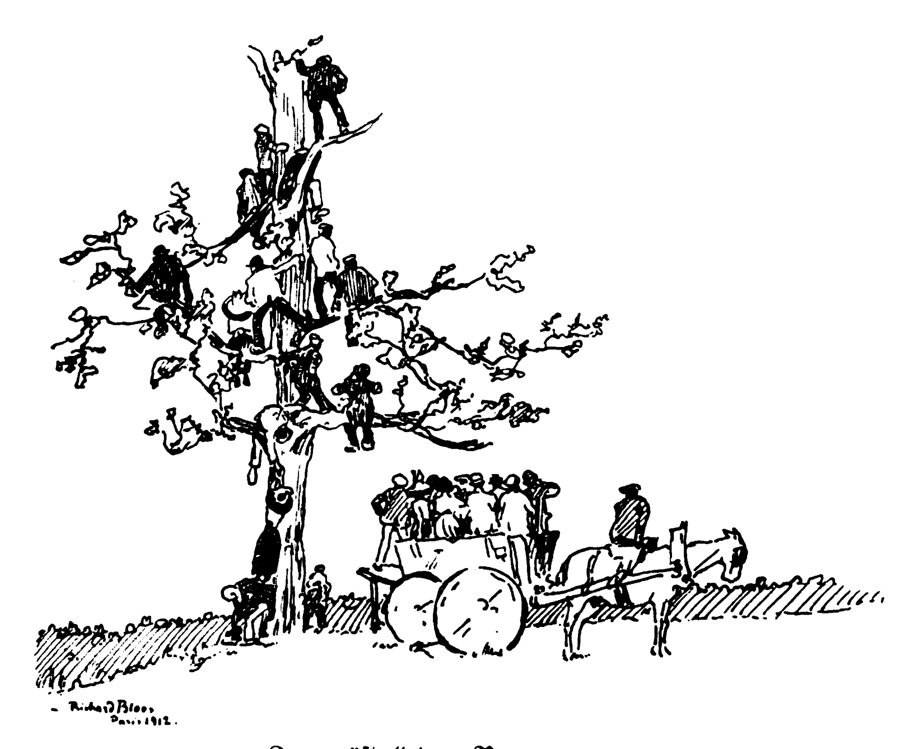
verblüfft. „Ist denn das Mädel überall?!"

Wirklich, es ist die Midinette vom „Schwarzen Fisch" mit ihrem Kavalier. Monsieur Théodore hat also das Schusterstöchterlein auf die Revue mitgenommen.

„Was wird die Mama sagen!" wendet sich der als Nachbar der Niny nicht unbekannte Maître indiskret an das errötende Fräulein.

Die Erwähnung der gestrengen Mutter scheint bei der Midinette üble Vorahnungen zu wecken; sie antwortet nicht, doch man sieht, daß die elterliche Erlaubnis zu dem über die Maßen verlängerten Tänzchen fehlte. Niny hat aber fürs erste andre Besorgnisse. Eine Pariserin, der schon die Guillotine winkt, wird noch eitel sein, an ihre Toilette denken. Und die Toilette Ninys ist sehr „derangiert". Sie besieht das Unheil, das der ungalante Ast mit dem Aufreißen ihres Rockschlitzes und des weiteren noch angerichtet, worauf sie Théodore herbeiruft, der aber ratlos zu sein scheint. Meister Richard hat schon verständnisvoll sein Arsenal von Stecknadeln hinterm Kragenumschlag hervorgeholt; er reicht die Nadeln der Nachbarin hin, die ihm diesmal mit einem holden Lächeln dankt. Im Nu heftet sie die Stücke ihres schönen blauen Rockes zusammen, und die Falte, die sie dabei drapiert, macht das Kleidchen beinahe noch hübscher, als es war. Gerade ist sie mit der Arbeit fertig, als die Klänge des Marsches „Sambre et Meuse" näherkommen — die Menge drängt einem nach der Stadt zurückkehrenden Infanterieregiment zu und schreit wie besessen: „Vive l'armée!" — „Hoch das Heer!" schreit auch Niny und stürmt elektrisiert davon, gefolgt von Théodore.

Von den ungezählten Zuschauern der Revue verbleiben viele im Schatten des Bois, um das Mittagsmahl „im Gras" (als gäbe es auf dem zertretenen Boden noch einen frischen Halm!) einzunehmen. Überall sitzen Familien wie die Indianer um eine ausgebreitete Serviette und verzehren kalten Braten und andre Gemüse. Die Limonaden- und Bierhändler machen glänzende Geschäfte — bei der Hitze spielen die bewegungsbedürftigen Großstädter unentwegt Fußball oder Blindekuh — und das macht Durst. Im ganzen Wälderkranz, der die Kapitale so prachtvoll umzingelt, wimmelt es von Ausflüglern, in Saint-Cloud, Saint-Germain, Clamart und Montmorency. Hundert Vergnügungszüge haben Unternehmungs-




„Zaungäste" der Revue



Ninys Rock hatte Schaden genommen ...

lustige für zwei Tage ans Meer befördert, wo es dann am Strande wegen der Invasion zu primitiv entkleideter Badenden nicht auszuhalten ist. Auch in Dieppe, Tréport oder Boulogne feiern die Pariser das Nationalfest und tanzen vergnügt in den Fischhallen mit den dicken Schiffermadamen.

*

## Feuerwerk

Auf einer „Mouche“, einem der wie Mücken flink übers Seinewasser hinfliegenden Dampferchen, kehren wir erst in der Abendkühle nach Paris zurück. In allen Uferstädtchen und Pariser Vororten, an denen wir vorüberkommen, wehen Trikoloren, spielt die Tanzmusik. Auch an Bord ist alles so vergnügter Laune, daß sich gleich Paare in Bewegung setzen würden, wenn dafür Raum bliebe. Aber die „Mouche“ ist vollbesetzt — bis zum Untergehen.

An der Place de la Concorde steigen wir aus und finden sie von einer ungeheuren, unübersehbaren Menschenmasse belagert. Sollte auf dieser Stätte so vieler historischer Ereignisse das Volk einen neuen heftigen Griffelstoß in die Tafeln der Weltgeschichte führen wollen? Erwarten die Kopf an Kopf stehenden Männer und Weiber wie einst den verruchten Karren, der Ludwig XVI., den „citoyen Capet“, Marie Antoinette, Tausende von Aristokraten und Verdächtigen zur Guillotine führte? Oder werden sie am Gitter rütteln, um Einlaß zur Kaiserin Eugénie zu erhalten — grollendes Vorzeichen der Kommune? Nein, die Spuren, wo der „Monsieur de Paris“ das Fallmesser arbeiten ließ, sind verwischt, die Tuilerien sind verbrannt, und die schwarze Menge ist zu ruhig, zu geduldig, zu gut gelaunt, um heute Schlimmes im Sinne zu führen.

„Sie erwarten das Feuerwerk!“ erinnert Richard und schafft uns, das Skizzenbuch als Brustschild vor sich haltend, durch die Menschenmauer einen Weg. So kommen wir bis zu einer der schwerfälligen Frauenstatuen, die rings um den Platz steinern auf dicken Quaderpostamenten sitzen und die Großstädte des zweiten Kaiserreichs versinnbildlichen. Die vor uns ist mit frischen Blumenkränzen überhäuft — umflorte Fahnen und Inschriften: „Quand même!“, „Ligue des Patriotes“ bekunden, daß die Anhänger Déroulèdes vor der Statue von Straßburg ihre gewohnte Manifestation nicht vergessen hatten.

Eine Bombe platzt. Das Signal zum Beginn des Feuerwerks ist gegeben, und ein allgemeines Ah! begleitet das Aufsteigen der ersten Feuerkugel in den dunkeln Himmel. Die weiten Beete und die hohen Bäume des Tuilerienparks erstrahlen feenhaft in bengalischer Beleuchtung; Raketen, Frösche knallen; in Brillantfeuer zeichnet sich eine „Republik“ vom schwarzen Hintergrund ab, und das übliche Bukett beendet zur allgemeinen Befriedigung das pyrotechnische Schauspiel.

Langsam, sehr langsam wälzt sich der Menschenstrom in die Rues Royale und de Rivoli; alle öffentlichen Gebäude und viele Privathäuser sind illuminiert — die Köpfe vielfach auch! Wieder sieht man Tanzende auf allen Plätzen. Die „pioupious", die Rothosen, tun sich nach den Strapazen der Parade etwas zugute, und manche schwanken bedenklich durch die Straßen. Der zweite Festabend zeitigt schon manche unerfreuliche Intermezzi, Schlägereien, Stechereien und so viele Verhaftungen, daß alle Wachtstuben der Polizei überfüllt sind. — —

In der Stille der Pantheongasse finden wir uns wieder. Auf den Holzbänken des „Poisson Noir" erzählt ein mit Medaillen geschmückter Krieger sehr bewegt, wie er im Krimkrieg seine erste Fahne eroberte; im Lampionschein porträtiert der Maler gelassen den glorreichen Aufschneider. Ich sehe müde über ihn weg nach dem Schustersehepaar, das an derselben Stelle sitzt wie gestern abend — ohne Tochter! Der Handwerker pafft selbstgedrehte Zigaretten und trinkt Flasche auf Flasche; die Frau hindert ihn nicht, sagt nichts und ballt nur ab und zu ingrimmig die Faust in der Richtung nach der Place Soufflot, von wo dieselben Polkaklänge herüberklingen wie vor vierundzwanzig Stunden. Wird Niny nimmer wiederkommen?

Allmählich nicke ich ein und schlafe wohl eine ganze Weile, den Kopf auf die Arme gelegt. Der Krieger ist bereits bei seiner dritten Fahne und der Schlacht von Buzenval angelangt, als Richard mich sachte am Ärmel zupft. Er deutet ins Halbdunkel der Gasse hinunter, wo ich ein junges Paar zu erkennen glaube. Es kommt langsam die enge Straße herauf.

Wie ein scheues Reh sucht Niny — sie ist's, und drunten harrt ängstlich ihr Théodore! — am „Schwarzen Fisch" vorbei und unbemerkt nach dem Eckladen der Eltern zu schlüpfen. Auch die Schusterin ist aufmerksam geworden, ist emporgeschnellt, hat im Nu das junge Ding erwischt und am Handgelenk nach dem Tisch gezogen.

„Wo kommst du her?" ruft die Frau ganz heiser vor Zorn, der ihr so lange die Kehle zugeschnürt.

„Mama — es ist ja nichts passiert!" jammert die Kleine, bebend wie Espenlaub.

„Was soll sonst noch passiert sein — die Nacht draußen geblieben bist du!" schreit die Mutter. Und als wäre die Fünfzehnjährige noch der kleine „Balg" von früher, nimmt die Schusterin das Mädel übers Knie, spannt die Höschen und haut mit der flachen Hand drauflos, so lange und so fest sie kann!

Der Vater hält zitternd seine Flasche, und in seinen verglasten Augen liest sich etwas wie Furcht, es könne ihm sein Püppchen zerbrochen werden, das er so lieb hat.

Théodore ist spurlos verschwunden, und Niny wird die zweite Nacht des Nationalfestes nicht durchtanzen.




Niny kehrt zurück

# Der Balkon

Von Arthur Silbergleit

In diesen Tagen, da die Luft voll Glanz und Gleiß flimmert und die Sonne gleich einer eifrigen Händlerin ihr gelbes Geschmeide dem saphirblauen Himmel wieder und immer wieder anbietet und, zum Kaufe ladend, es stundenlang in dem Basar der Wolken ausbreitet, erwacht in vielen Seelen der Wunsch, sich den Schauspielen der Farben, den Lockungen der Düfte und dem ländlichen Konzert der Bienen, Hummeln und Grillen willig hinzugeben und als Freund von Tann und Au die Schönheiten der Natur auszukosten. Zu einer Festhalle scheint der Wald verwandelt zu sein; beständige Musik erfüllt die Lüfte: eine Nachtigall betätigt sich als Primadonna, ein Kuckuck spielt eine Wahrsagerrolle; bunte Blüten kredenzen ihren Gästen, farbenreichen Faltern, schlanke Becher und Kelche voll von Tau, und Glühwürmer und Leuchtkäfer durchschwirren abends die Gräser und Wipfel wie Juwelen. In den Gärten aber liegen die Beete wie schillernde, sorgsam gewebte Teppiche und Läufer hingespannt, und Fontänen in silbernen Gewändern halten mit den Wolken Zwiesprache und reden, singen und klingen bei Tag und Nacht. Wie gern möchte sich nun ein jeder von dieser Fülle von Tönen, Düften und Farben beschenken lassen, aber wie viele sind durch die harte Notwendigkeit der Pflicht ans Haus gebannt, und wie wenige finden Gelegenheit, die Zauber von Wald und Au jederzeit zu genießen!

Doch diese seltenen Gäste der Natur, zumeist Städter, weilen wenigstens in Gedanken oft bei ihr, und indem sie sich einen Balkon zur Raststätte wählen und diesen mit Laub und Blüten schmücken, träumen sie sich in seinem friedlichen, reich umrankten Gehege in eine blühende Garten- oder Waldesherrlichkeit hinein.

Und dieser Traum beglückt sie um so mehr, als sie sich hier in der Höhe der Häuserstockwerke dem Getümmel der Niederungen und Straßen entrückt wissen. Unten rollen die gelben Würfel der postkutschenähnlichen Omnibusse in behaglichem Trab dahin, hetzt die wilde Raserei der Kraftdroschken in geisterhaftem Ungestüm, strömen in dunkelm und wirrem Linienfluß die Pilgerzüge aller Machtanbeter, begegnen einander die Goldschürfer und die Ruhmes-, Frauen- und Glücksjäger sowie die Tänzer auf der Kugel des Zufalls, und sie suchen in dem Klange mancher Münze, in dem Rauschen eines Lorbeerreises sowie in dem verführerischen Knistern eines Seidenrockes oder im tönenden Schwunge ihrer Kugel ein Abenteuer. Oben aber, auf den Balkonen, zu deren Höhen das Tosen der Tiefen nur noch gedämpft heraufttönt, sitzen selige Erdenkinder, die, von allen Wünschen befreit, nicht mehr der Stadt der Stürme, sondern schon der Stadt der Stille voll weißer Wolkenhäuser, lichter Pfade und gelber Sternenwagen ihre Seele schenken und die in ihrer Schwebe zwischen Himmel und Erde sowie in ihrer Betrachtung von Höhen und Tiefen die Erfüllung ihrer Sehnsucht finden. Als häufige Gäste dieser steinernen oder hölzernen Raststätte zwischen Wolken und Welt reifen sie durch den Vergleich der Diesseits- mit den Jenseitsreichen sowie durch die Überprüfung der Beziehungen, die zwischen beiden bestehen, allmählich zu einem geruhigen Leben heran, lernen sie von der alles überlächelnden Sonne selbst die zwecklose Hast und Narretei vieler Menschenleben belächeln, werden sie somit nach und nach Weisheitsfreunde. Und sie kommen, durch ihre eignen Erfahrungen belehrt, rasch auf die Vermutung, daß vielleicht ein bejahrter Mann, der, von der Jagd nach dem



Auf dem Balkon in Sevilla

Nach einem Gemälde von J. Garcia Ramos

Glück erschöpft, nunmehr nur noch der Betrachtung der Höhen und Tiefen den Rest seines Lebens widmen wollte, als erster den Plan faßte, einen Balkon zu erbauen; und man gelangt, einmal in seiner Wissensbegierde aufgestachelt, von dieser Erwägung unwillkürlich zu der Frage nach dem tatsächlichen Ursprung und der Herkunft des Balkons.

Das sogenannte „klassische" Altertum hinterließ uns keine Balkonanordnungen beziehungsweise balkonähnlichen Gebilde. Die Häuser der Griechen und Römer wußten sich von diesen meist frei. Doch darf man kaum behaupten, daß jene damals völlig fehlten: die letzten Herrlichkeiten an der Casa del balcone pensile mögen hierfür zum Beweise dienen. In Zentralsyrien sowie überhaupt in Landschaften, wo sich Steinschichten auf Steinschichten türmten und wo die Natur umfangreiche Vorratskammern für den Bau sturmsicherer Häuser und Menschensiedlungen anlegte, traf man im dritten bis fünften Jahrhundert nach Christus Schöpfungen mancher Meisterhand, die mit ihren starken und breiten Ausladungen bereits den Eindruck von Balkonen erweckten. Derartige Gefüge aus Stein oder Holz, die uns auf den ersten Blick fast wie Werke unsrer Zeit anmuten, traten freilich erst viele Jahrhunderte darauf in die Erscheinung; es bedürfte eingehender Ermittlungen zur Feststellung, in welchem Jahre und an welchem Ort Balkone in unserm Sinne zuerst auftauchten. Das ist jedenfalls unbestreitbar, daß diese steinernen oder hölzernen hängenden Gärten, wie man jene wohl bezeichnen darf, zuerst im Abendlande nach Beendigung der Kreuzzüge allenthalben sichtbar wurden und daß sie in ihren Formenreizen dem Linienschwung des Orients nachstrebten. Aber sie dienten damals noch nicht dem Ruhebedürfnis ihrer Gäste, keiner süßen Gefühlshingabe und holden Träumerei, sie wurden vielmehr zum Schutze mancher Mauer oder manches Hauses wider den Anprall der Feinde aus starken Quadern oder aus harten Baumstämmen errichtet. Und während sich über ihnen die blaue Fahne des Himmels friedlich entfaltete, entrollten sich unter ihnen bunte, wildwimpelnde Kriegsstandarten, und während der Sonnengott die Ritter und Reisigen hier mit scharfen Strahlenpfeilen überschüttete, ließen diese selbst ihren Köchern zahllose spitze, kleine Eisenruten wider ihre Feinde entschwirren und -klirren. Der kämpferische Geist des deutschen Mittelalters und die allgemeine Unruhe in der Welt gaben dem Bürger jener Zeit kaum die Muße und Neigung zu einer ruhigen Betrachtung und zu einer andächtigen Innen- und Umschau. Die Balkone der nordischen Gotik waren daher in jener Zeit mehr von wirklichen Waffenträgern, Lanzenknechten, Söldnern und Kriegern als von Geisteskämpfern, Denkern, Dichtern und Träumern bevölkert und stärker durchklungen von dem harten Ton rasselnder Wehrgehänge als von der weichen Musik schmeichlerischer Verse und von den Verzückungen schwärmerischer Seelen. Freilich in ungewöhnlich malerischen Landschaften und Städten voll Schaureizen und Augenbezauberungen wurde der Balkon auch als Aussichtsstätte von Schönheitsfreunden gern gewählt; besonders die zahlreichen hängenden Gärten aus Stein an den Dogenpalästen der Traumstadt Venedig schenkten hier erlesenen Gästen stille, aber reiche Freuden; boten sie doch diesen manchen festlichen Ausblick auf verwitterte, sterbende Häuser, auf vergrämte graue Siedlungen am Saume des Kanals, auf bahrengleiche schwarze Barken, lichtdurchzitterte Gondeln und auf die schwanken Schattenrisse hoher, hagerer Gondeliere, deren schwermütiger Gesang das Geplätscher der Wellen allnächtlich begleitete. Bei dem seltenen Witterungswechsel in der Heimat Ariosts, Tassos und Dantes sowie bei den innigen Liebesbezeigungen, die die Sonne des Südens Lorbeer, Palme, Oleander, Zypresse und den blütenüppigen Fluren seit jeher erwies, konnten die Meister der italienischen Renaissance den Bau zahlreicher offener Balkone als Erholungsstätten wagen, war man doch hier dank der Gunst des Himmels das ganze Jahr hindurch kaum den Launen der Lüfte ausgesetzt. Im Norden freilich, wo Zephir und Boreas miteinander kämpfen und bald Sonnen-, bald Regen- und Sturmgötter über den Himmel zu herrschen suchen, gab die Renaissance dem geschlossenen Erker vor dem Balkon den Vorzug.

Eine gewissenhafte Abhandlung über

die geschichtliche Entwicklung des Balkons erwiese einmal seine starke Abhängigkeit von den Mächten seiner Umgebung und sodann die Fülle der Zwecke, denen er an der Außenseite sowie im Innern der Häuser dienstbar war beziehungsweise wurde. In einem solchen Werke würden wie in einem Wandelbilderspiel unter anderm große Büchereien, Bühnen-, Tanz- und Konzertsäle, Rat- und Rauschhäuser, lichterheiße Vergnügungspaläste und dämmerkühle Kirchen an uns vorüberziehen; denn an den Innenwänden jener Gebäude begegnen wir Schöpfungen, die wir nach den drei Merkmalen eines jeden Balkons: einer Plattform, einer Stützung dieser und einer Brüstung beziehungsweise eines Geländers, als solche erkennen würden. Schweift nicht von diesem Theaterbalkon, dieser Loge, der Blick manchen Kenners auf Pierrots grinsendes, verzerrtes, großes Kindergesicht und auf Kolombinens zärtliche Anmut; schickt nicht von jenem balkonähnlichen, kühn geschwungenen Kirchenschiff dort die andächtige Klosterfrau ihre Sehnsucht von Altar zu Altar, von Heiligenbild zu Heiligenbild; dröhnt nicht von diesem steinernen Vorsprung die Stimme der Orgel, vom diensteifrigen Küster geweckt, zur gläubigen Gemeinde herunter, und ranken sich nicht um die Brüstungen und Geländer vieler Balkone neben farbenvollen Legendenkränzen auch schimmerreiche Sträuße weltlicher Liebe und Lust? Wie oft wurden hier von zärtlichen Herzen die Blumen süßer Erinnerungen gehegt und gepflegt; mit wie begeistertem Schwung wurden an dieser Stätte unter dem Baldachin des Himmels die festlichen Teppiche mancher Dichtungen aufgerollt; wie oft, verschmitzt und schalkhaft, lag hier Amor mit Pfeil und Bogen hinter einem Wall von grünem Efeu oder wildem Wein auf der Lauer. An dem nicht selten mit kunstvollen Schmiedearbeiten geschmückten Geländer schwirrten starke Seile hinauf und hinunter, und sie trugen die Liebenden den Geliebten zu. Aus der Tiefe blütenreicher Parke und verträumter Gärten aber sangen Mandolinen den Holden entgegen, mit dem Jubel dieser Töne vermählte sich das Schluchzen der Nachtigallen, und über den Ampeln und Lampions der steinernen hängenden Gärten funkelte der Mond als gelbe Gotteslampe auf. Serenaden voll hinschmelzender Süße erklangen durch die blaue Sommernacht, und Romeo schickte seiner Julia auf Flügeln des Windes und des Gesanges schwärmerische Grüße. „In seinem Löwengarten, das Kampfspiel zu erwarten,“ sitzt Kaiser Franz wie in Schillers „Handschuh“ wieder auf hohem Balkone; heiteren Erzählungen lauschen wie in Boccaccios „Dekamerone“ wieder muntere Weltkinder, und das Liebespaar Konstanze und Norbert spricht uns in einem der reizvollsten Werke Robert Brownings: „Auf einem Balkon“ fröhlich an. Es ist, als hätte die hehre Göttin der Dichtkunst den Balkon zu ihrem Lieblingsheim erwählt; war er doch immer eine traute Stätte süßen Seelenfriedens; flüsterten doch hier oft in inniger Verschlingung und schwärmerischer Zärtlichkeit heimlich Verliebte, vermählten sie doch hier nicht selten ihre Stimmen mit dem Klange aus der Tiefe emporjauchzender Fontänen und der Musik lockender Geigen. Wollte jene vielleicht allen hängenden Gärten für ihre Bereitschaft danken, den Schlössern und Palästen sowie den Häusern der Armen mit gleicher Hingabe als Gefilde der Stille zu dienen? Mancher hallenden Huldigung wurden daher diese von den Söhnen der hehren Göttin gewürdigt.

So besang erst jüngst ein Dichter unsrer Tage, Ernst Lissauer, den „Balkon in der Vorstadt“ in folgenden Versen:

Stuben an Stuben, langhin aneinandergestaut,
Stockwerk auf Stockwerk getürmt, Wolken und Sterne verbaut,
Weithin Stein und Asphalt —
Wächst irgendwo Weizen und Wald?
Dunst, Rauch, Staub —
Rauscht irgendwo Welle und Laub?
Nie von starkem Leuchten besonnt,
Wie gemauerter Nebel starrt die unendliche Front.

Doch an jedem Haus, jedem Geschoß, immer zu zweit,
Balkone, schwebende Zimmer, hangen
In langen
Fluchten zur Rechten und Linken die Straße hinuntergereiht;
Aus Wein und aus Efeu geflochten Wände aus Grün,
Irdene Töpfe, drin rote Geranien und Fuchsien blühn,
Stücke Wiese und Wuchs, verwehte, verstreute —
Land der landlosen Leute.

Doch wie beredt und eindringlich der Balkon auch immer gepriesen wurde, das herrlichste Lob empfing er nicht von roten Dichterlippen, sondern aus buntem Blumenmunde und den süßen Duftgedichten farbenstolzer Blüten. Ja, Fuchsien und Geranien, die dankbaren Gäste des Balkons, vereinigen ihre Atemzüge zu einem hauchzarten, kaum hörbaren, heimlichen Preis auf seine Pracht, und die Ranken des wilden Weines und dunkelgrünen Efeus suchen sich seiner Liebe zu vergewissern und sich ihm gleichsam ans Herz zu hängen. Und ob er nun als Kirchenschiff auf das Domdunkel hinunterstarrt, ob er als Rednerkanzel stolz und seiner Würde bewußt aufragt, ob er als Ruhestätte Einsamkeitsapostel umfängt: immer zeigt er sich als Freund und stummer guter Berater unsrer Seele; denn er lehrt uns durch seine Bauart, sich über die Niederungen des Lebens zu erheben und ins Weite zu streben, ohne jedoch den Zusammenhang mit unsrer Umgebung ganz zu verlieren.

# Eine neue Methode zur Erkennung von Bilderfälschungen

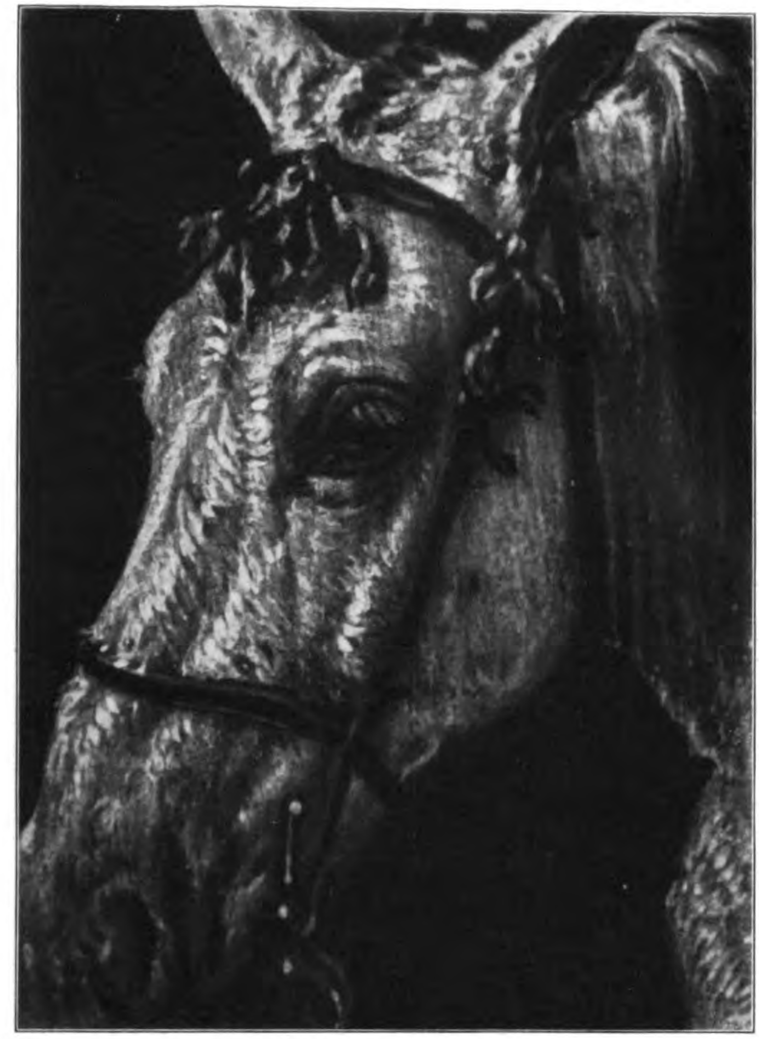
Man kann sagen, daß der Kunstschwindel so alt ist wie die Kunst selbst. Und man kann weiter hinzufügen, daß, heute und früher, die besten Kunstkenner aller Länder gelegentlich auf einen geschickten malerischen oder kunstgewerblichen Betrug hineingefallen sind. Man erinnert

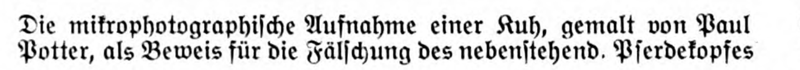


Angeblicher Paul Potter: „Der alte graue Jäger“



Die mikrophotographische Aufnahme einer Kuh, gemalt von Paul Potter, als Beweis für die Fälschung des nebenstehend. Pferdekopfes





Eine mikrophotograph. Aufnahme des Pferdekopfs im obigen Bilde zeigt deutlich eine andre Technik als der Pottersche Kuhkopf links

sich, daß sich die Pariser am Besitz der sogenannten Tiara des Skythenkönigs Saitaphernes erfreuten, die sie für eine halbe Million gekauft hatten, bis der deutsche Archäologe Furtwängler den Betrug erkannte. Dagegen wurde zur Freude der Pariser in Berlin ein vielgepriesener Rubens als gefälscht entlarvt. Besonders gern geübt wurde der Signaturenschwindel. So wurde vor knapp dreißig Jahren in einer deutschen Galerie festgestellt, daß von den 141 Bildern 61 falsch signiert waren. Sehr beliebt in Fälscherkreisen war vor allem die niederländische Schule des siebzehnten Jahrhunderts. Bald staunten selbst die Laien über die Massenhaftigkeit von „echten" Gemälden der Snyder, Potter, Breughel und Teniers. In England wurden mit Vorliebe Ruysdaels und Hobbemas „gemacht". Für den sehr aufnahmefähigen amerikanischen Kunstmarkt fabrizierten geschickte Leute in Paris „Originale" von Courbet, Corot, Watteau und Roybet. Vor etwa sieben Jahren erregte in München ein Kunstschwindelprozeß Aufsehen, in dem festgestellt wurde, daß eine Fälscherbande nicht weniger als 400 „Lenbachs" in Umlauf gesetzt hatte.

Daß man gegen diesen weitverbreiteten und lohnenden Unfug sich nicht nur auf das seelisch-divinatorische Urteil des Kunstkenners als Schutzmittel hat verlassen wollen, sondern, vor allem in der neueren Zeit, auch rein technische Verfahren in den Dienst gegen den Kunstschwindel gestellt hat, ist nur verständlich. So hat vor kurzem der Professor der Chemie an der Londoner Königlichen Akademie der Künste, Laurie, ein photographisches Verfahren gewählt und ausgebaut. Professor Laurie hat eine Kamera für mikrophotographische Aufnahmen gebaut, mit der er sehr kleine Ausschnitte aus einem Gemälde so aufnimmt, daß auch die winzigsten Kleinigkeiten der Malweise in starker Vergrößerung sichtbar werden. So ist es möglich, die Pinselführung, die bei jedem bedeutenden Maler durchaus charakteristisch ist, aufs genaueste zu studieren und zu vergleichen.

Ein schönes Beispiel vom Erfolg des Laurieschen Verfahrens war die Untersuchung eines angeblichen Paul Potter der englischen Nationalgalerie, „Der alte graue Jäger". Professor Laurie nahm mit seinem Apparat den Kopf des Pferdes an diesem Gemälde auf und stellte die Aufnahme neben die Aufnahme eines Kuhkopfes aus einem unzweifelhaft echten Paul Potter. Der Vergleich ergab mit Sicherheit, daß „Der alte graue Jäger" auf keinen Fall von Paul Potter herrührt, daß das Bild vielmehr von einem unbekannten Maler stammt, und daß das Pferd (das den Verdacht einer Fälschung zuerst weckte) von unbekannter Hand in Nachahmung der Manier Paul Potters hineingepinselt worden ist.

Wenn auch das Lauriesche Verfahren keineswegs einen durchaus sicheren Weg zur Erkennung von Kunstschwindeleien darstellt, so ist es als technisches Hilfsmittel immerhin sehr beachtenswert und wird auch angewendet werden. K. E. K.

# Phantasus. Von Arno Holz

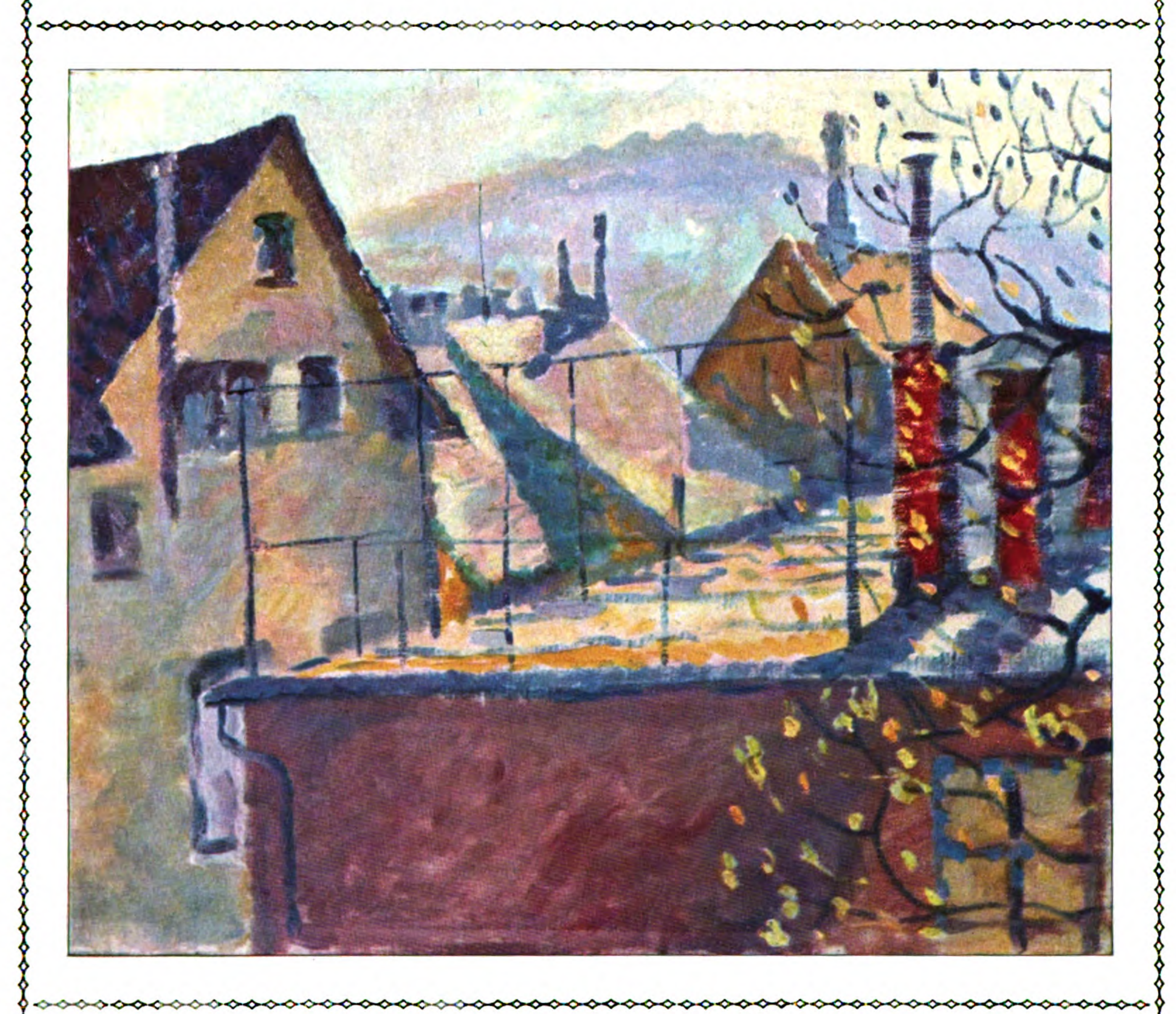
Über Tannen und blassen Birken
ballt der Abend rote Wolken.

Mir zu Füßen
spiegelt sie
die runde, stille, klare Flut.

Kein Ruf — kein Laut.

Jetzt ist mein Herz
dieser See!

Noch einmal,
blitzend,
streift ihn ein Flügel;
leise, dunkel,
schläft er ein.



Uhlandshöhe bei Stuttgart

Nach einem Gemälde von Th. Werner



Der Photograph, eine Nashornjagd aufnehmend, von einem schußbereiten Jäger (dem Verfasser) vor etwaigen Gefährdungen durch das Tier geschützt

# Nashornjagd in Deutsch-Ostafrika

Von

## Robert Schumann

(Mit Originalaufnahmen des Verfassers)

Gleich am Anfang meiner Erzählung möchte ich bemerken, daß es ein großer Irrtum ist, das Nashorn mit dem Hippopotamus oder Nilpferd zu verwechseln. Letzteres ist ein harmloser Warmblütler, der tagsüber in sumpfigen Fluß- und Seegebieten sich im Wasser tummelt und nur nachts ans Land zur Äsung steigt. Flußpferde greifen nur bei plötzlichem Überraschen an. Natürlich sind Kühe mit Kälbern schneller zum Angriff bereit als alte Bullen. Das Nashorn dagegen ist ein ausgesprochenes Landtier, das in ausgetretenen Nashorn- und teilweise auch Elefantenwechseln durch den dichtesten Laubenbusch streift, und wenn hier der Jäger dem Tier auf so einem schmalen Pfad begegnet, so ist die Situation unberechenbar und gefährlich. Seine gewaltigen Hörner, besonders das vorderste, längste, sind eine gewaltige Waffe, und so ist die Jagd auf Nashörner eine der gefährlichsten und interessantesten für den afrikanischen Weidmann. — Die Mutterliebe bei Nashörnern ist jedoch nicht weit her; gewöhnlich geht das Junge hinter der Kuh und kann durch Hunde von dieser separiert werden. In drei oder vier Fällen von zehn wird es aber notwendig sein, die Kuh abzuschießen. Zum Unterschiede von dem indischen Nashorn sei noch erwähnt, daß das afrikanische zwei Hörner, ja sogar drei und was selten ist, vier Hörner trägt. Das vierte Horn ist dann eine kleine Knorpelerhöhung.



Mit einem einzigen gewaltigen Stoß wirft das Nashorn einen Hund etwa 6 Meter hoch und tötet ihn

Fünf Jahre durchstreifte ich in Deutsch-Ostafrika jene Jagdgründe und zuletzt mehr mit dem Jagdkino, denn mit der Büchse.

Als sei es erst gestern gewesen, so lebhaft ist mir eine Nashornjagd in Erinnerung geblieben. Während der Nacht war ich auf einem mir bekannten Elefantenwechsel bei Sithete aufgestiegen, und in einer den Tropen eignen herrlichen Mondscheinnacht hatte ich das tags so glühende Steingeröll der zirka 500 Meter sich steil aus der Steppe erhebenden Bruchstufe überwunden.

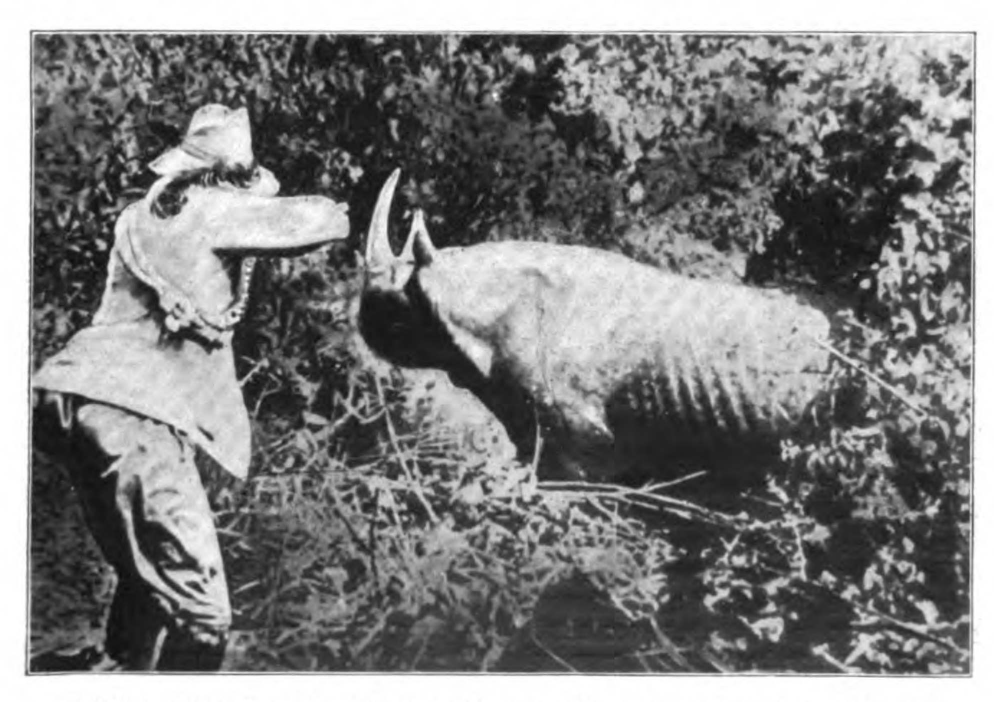
Drüben im Osten brach es leuchtend hervor. Der werdende Tag. Und blasser und blasser flackert am Horizont der Morgenstern. Auf Elefantenwechseln marschierten wir vorwärts, bis wir auf einmal vor einer tiefen, klaffenden Schlucht standen. Derartige Hindernisse hatten mir früher oft viele Stunden mühseligster Kletterei verursacht. Nach meinen fünfjährigen Reisen aber in der afrikanischen Wildnis war ich viel ruhiger und besonnener geworden, wenn es sich um besondere Anstrengungen meiner Leute und Lastenträger handelte. Solche Schluchten sind nur auf Elefantenwechseln zu durchqueren. Diese überaus klugen Tiere kennen schon jahrhundertelang die Gegend und sind mit jedem Baum und Strauch und Wasserlöchern zur Trocken- und Regenzeit vertraut. Diese guten Pfadfinder haben Wege ausgetreten, sogenannte Elefantenwechsel, die wirklich manchen großen Baumeister in Erstaunen setzen würden, so schön und langsam werden starkabfallende Bergabhänge in feingeschlungenen Serpentinen erklommen.

„Lasten hinlegen! — Lastesel absatteln! — Wir werden hier zwei Stunden rasten. Koch, mach' Feuer und Tee!" — Mehr Worte sind in ähnlichen Fällen meist nicht nötig. Der Morgen dämmerte, und im Osten lag der fünf Tagemärsche entfernte Kilimandscharo wie ein blauer gewaltiger Hügel am Horizont.

Da plötzlich bemerkte ich an einem Strauch abgebissene Zweigstümpfe. Hier hatten Nashörner geäst. Die Zweigstümpfe waren frisch, und den Spuren nach zu urteilen, mußten mehrere Nashörner noch in nächster Nähe sein. Tagsüber schläft das Nashorn und zieht nur im Dunkel der Nacht auf Äsung. Und wirklich nach einer kleinen Knickung sah ich auf einmal drei Nashörner vor mir im Laubenbusch stehen. Es waren zwei ältere Bullen und eine jüngere Kuh. Nur die gewaltigen Köpfe steckten sie aus dem Rankengewirr heraus. Bekamen die Nashörner nun Wind oder hörten sie uns kommen? Prustend standen sie im Laubenbusch. Nun waren aber meine Träger nicht mehr zu halten. In weitem Bogen warfen sie ihre Kopflasten ab, und behende wie die Affen baumten sie auf die dornigen Schirm-

akazien auf. Keine Daua, das heißt Zaubertrank, keine Strafandrohung, nichts kann sie davon zurückhalten, und so konnte ich denn sagen, wie immer in diesen Fällen: „Endlich allein!" Nur mein treuer schwarzer Jagdfundi Faru, der mich viereinhalb Jahre begleitet hatte, hielt stets bei mir aus und war mit den Büchsen immer in meiner nächsten Nähe.

Jetzt heißt es handeln. Aus einer an der Erde liegenden Kiste hole ich einen Jagdkino geräuschlos hervor. Mein treuer schwarzer Jagdfundi ergriff das Stativ, und nun krochen wir näher an die Dampfmaschinen heran. Ein starker Wind setzte — diesmal richtig — ein, und auf einer Blöße stand ein Nashorn, äugte aber zu unserm Glück nach der andern Seite. Im Moment stand der Apparat, und ich drehte die Kurbel herum. Ein Blick von mir verständigte meinen Gehilfen, der mit dem Reserveapparat mir nachgekrochen war, die Kurbel sofort zu übernehmen, und auch meinem Faru genügte dieser Blick, um die Situation zu erfassen und den Reserveapparat abzunehmen. Ich kroch zur Sicherung meines Gehilfen vier Meter vor und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Die junge Kuh äugte den ziemlich versteckt stehenden Apparat und hatte anscheinend vor dem dreibeinigen surrenden Tiere — mit dem einen Auge — Furcht, denn mehrmals nahm sie Anlauf, um jedoch immer wieder rechtzeitig umzudrehen. Ein kapitaler Bulle schob sich rauschend durch den Busch näher und steckte sein gewaltiges Horn aus dem Lianengebüsch heraus. Hinten in den Büschen links stand das dritte Nashorn, momentan für mich vollständig gedeckt. Ich kauerte hinter einem kleinen Strauch und hielt den Kolbenhals der 9,3-Repetierbüchse fest umspannt. — Jetzt war es dem alten Bullen doch wohl zu merkwürdig, daß da was surrte, und mit wuchtigen Schritten kam der Koloß langsam sichernd aus dem Rankengewirr hervor. Im Moment bemerkte ich, daß eine dornige Ranke auf dem Horn mit aus dem Dickicht gezogen wurde und anscheinend das linke Auge des Urwaldriesen scharf kratzte. So mit dem linken Auge zwinkernd, wandte sich der Bulle sichernd nach rechts, und blitzschnell übersah ich die günstige Lage und sprang auf drei Meter an das Ungetüm heran, auch in dieser gefährlichen Situation meinem Prinzip — Jäger und Wild bei Abgabe eines



Tödlich wirkender Kopfschuß auf einen Nashornbullen, der aus dem Rankenurwald herausbricht

Schusses gleichzeitig im Bilde zu haben — treubleibend, und um in richtiger Entfernung und im Aufnahmewinkel des Apparates zu sein, mußte ich diesen Sprung wagen! — Die Jagd mit der Büchse ist gegen eine ehrliche kinematographische Jagdstudie ein Kinderspiel, denn unendlich viele Details muß man im Augenblick scharf bedenken. So muß unter den vielen zu beachtenden Punkten das schwere Holzstativ technisch fest aufgestellt sein, den Hintergrund muß man richtig wählen, um den äußerst schwierigen afrikanischen Lichtverhältnissen gerecht zu werden, keine Blätter und Zweige dürfen in das Aufnahmefeld nahe hineinhängen und vieles andre mehr. — 13 Meter vor dem Objektiv stand das erste Nashorn, und ich mußte 8 Meter von der Linse entfernt sein, um das Bild nicht durch Unschärfe zu verderben oder das Nashorn etwa durch meinen Körper zu decken. Mich auf Büchse und Nerven verlassend, mußte ich wagen, was ich sonst bei einer einfachen Jagd wirklich nicht nötig gehabt hätte. — So trennten mich nur wenige Meter von dem Urwaldriesen. Im gleichen Moment krachte der Schuß, und der kolossale Körper (45 bis 50 Zentner Gewicht) brach im Feuer verendend zusammen. Die junge Kuh war ganz entrüstet, daß sie nun Witwe sein sollte, und schnaubte wütend herum, war aber bald so verständig, zu flüchten. Ein auf einem nahen Baum sitzender Eingeborener sah, daß das Nashorn erlegt war; er wollte den Weg kürzen und kam durch die Büsche gelaufen. Aber o weh! da lief er dem dritten Nashorn, das dort noch im Dickbusch horchend stand, in den Weg, und ich hörte ein Geschrei: „Bwane — Faru, faru, faru!" — Ich sprang zum Apparat und richtete ihn im Moment nach links. Der Gehilfe kurbelte schon, und so kann man auf dem Film sehen, wie der Eingeborene mit langen Sätzen, vom Nashorn verfolgt, auf uns zu flüchtet! — Meine braven Hunde waren wie immer nach dem ersten Schuß losgelassen und sprangen dem wütenden Nashorn gerade im günstigen Moment in den Weg, denn statt des vermeintlichen Nashorns kam der Eingeborene auf mich zugelaufen; ich legte sofort auf das Nashorn an, um ihn zu schützen, doch wandten die Hunde im gleichen Moment die Gefahr ab, und so schoß ich erst später vor dem Kino. — „Prinz — Simba — Schnietz — Hoho —! Brav so!" — Die Hunde gaben Standlaut und stellten das Nashorn. Ein deutscher Schäferhund wagte sich im Jagdeifer zu nahe an das gefährliche Horn, und wie von einer Schlagfeder geworfen, erfaßte ihn das Nashorn und schleuderte ihn wohl sechs Meter in die Luft. Wieder verlor ich durch ein Nashorn einen meiner bravsten Hunde.

Das Tier senkt das Horn, biegt sich leicht zurück, und so Schwungkraft holend, stürmt es mit gesenktem Horn seinen Gegner an. Ein Schlag mit dem Horn genügt, um einen Menschen zu zerfetzen, und leider hat so manches Renkontre mit Nashörnern, besonders im Dickbusch, für den Jäger traurigen Ausgang genommen. Ein Versager genügt, und ein Nashorn ist schnell und sehnig genug, um seinen Gegner sofort zu erfassen und mit ihm Fangball zu spielen. Ich wollte also die typische Angriffsweise zeigen und sprang kurz entschlossen zwei Meter vor das Nashorn und wartete ab, bis das Horn gesenkt wurde — im Bruchteil dieses Moments schoß ich meinen 9,3-Vollmantel auf den Kopf des Nashorns, und um zu zeigen, daß es dank meiner langjährigen Jagderfahrung unumstößlich sicher anzusprechen sei, daß das Tier mit diesem Schuß im selben Moment verendet, sprang ich sofort dem fortrollenden Koloß nach und berührte ihn mit der Hand.

Zwei starke Nashörner waren vor dem Jagdkino erlegt, und wie in der Heimat, so auch hier hielt ich es in jenen afrikanischen dichten Urwäldern. Meine langjährigen, mich treu begleitenden Eingeborenen hatten diese Weidmannsgebräuche verstanden, und als ich bei jener Nashornjagd neben den zuletzt erlegten Bullen trat und ein freudiges „Horridoh" zu den Eingeborenen hinüberrief, da antwortete mir ein vielstimmiges „Johooo!" Und nun kletterten die schwarzen Gestalten von den Schirmakazien herunter, freudig, daß sie aus dieser dornigen Sitzgelegenheit erlöst und — ganz besonders darüber, daß es nun fetttriefende Nashornrippchen, am Holzspieß geröstet, geben sollte. — Ich habe öfter Nashornrippchen gegessen, das Fleisch schmeckt wie Entenbraten und

kaut sich wie Leder — ja, genau so ist es mir stets vorgekommen.

Ich wurde oft gefragt, ob es gefährlich ist, auf Nashörner zu jagen. Die Frage ist leicht zu beantworten, wenn es sich um Begegnungen im dichtesten Rankenbusch oder im Urwald handelt. Der Nashornwechsel ist nämlich nicht sehr breit und ziemlich tief, das heißt unter freien Steppe zu schießen: die Jagd ist nicht gefährlicher als jede andre. Beim Kampf im Urwald ist es nicht nötig, ein Kunstschütze zu sein, denn es kommen da nur Entfernungen von 3 bis 15 Meter in Frage, nur heißt es, in solchen Fällen vollkommene Ruhe zu bewahren und nicht voreilig schießen, denn in solchen Momenten bringt nur eine so-



Der Nashornkopf. Mit der fingerartig verlängerten Oberlippe, die ein rudimentärer Rüssel sein dürfte, entreißt das Tier den Sträuchern Blätter und Zweige

dem Gewirr ist nur ein anderthalb Meter hoher Durchschlupf, darüber schlagen die Zweige sofort wieder zusammen. Hier einem Nashorn zu begegnen, bringt gefährliche Momente, denn sofort geht der Dickhäuter zum Angriff über, um sich Bahn zu machen. Da heißt es eine sichere Hand und eine gute Büchse haben. Ein sicher angetragener Kopfschuß mit 9,3-Vollmantel und 3,5-Blättchenpulver drückt auch einen Koloß im Moment nieder. Dagegen ein Nashorn in der fort wirkende Kugel die Rettung. Fehlt man, so ist es um den Schützen geschehen, denn ein Ausweichen gibt es nicht mehr. Rechts und links steht wie Bürsten das Unterbuschwerk, und ein Hineinzwängen ist in diesem kurzen Moment ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Nacht bricht herein, und der Mond bestrahlt ein fröhliches Lagerleben. Die Kinnbacken der Eingeborenen haben sich müde gekaut, und nun erklingt bis tief in die Nacht hinein ihr monotoner

Gesang. Aber kein Stückchen Fleisch bleibt unbenutzt liegen, selbst die Knochen werden ausgeklopft, das Mark wird ausgelassen und leistet als Gewehrfett gute Dienste. Schon nach einigen Tagen haben auch die Ameisen ihr Werk vollbracht, und niemand erkennt mehr das Grabmal eines jener Urwaldriesen, des Nashorns.

Die Zelte werden abgebrochen, Fleischlasten verteilt, und flott geht es in sechs Tagemärschen nach dem Hauptlager, um dort den Film zu entwickeln. Und als ich dann in meiner Dunkelkammer stand, den Nashornfilm zu entwickeln, ja, lieber Leser, da pochte mir in wilder Erregung das Herz an die Rippen. Sollte ich wieder einmal mein Leben vergebens aufs Spiel gesetzt haben, um eine Nashornjagd mit nach der Heimat zu bringen, oder war es endlich gelungen? Zwanzigmal hatte ich die Jagd schon aufgenommen, aber immer wieder war ich mit dem Resultat nicht zufrieden. Doch, was ist das? die Bilder scheinen durch den Film, die Stellen werden dunkler. Da endlich, jetzt ist der Film durchentwickelt! Jetzt schnell die Luken auf! Jetzt, es wird hell! Unsre Augen bohren sich auf die über Trommeln gespannten Films. Es ist alles gelungen. Dort stehen die Nashörner, dort kommen sie aus den Ranken hervor. Kirchenstille herrscht. Da plötzlich donnert ein zweistimmiges Horridoh durch die Höhle. Auch die Eingeborenen freuten sich mit uns, da ich ihnen sagte, daß sie jetzt nach Deutschland kämen und im Kino alle samt und sonders auf der Nashornjagd zu sehen seien. Alles ist deutlich zu sehen. Sie schüttelten die schwarzen Köpfe und meinten, sie möchten doch lieber in Afrika bleiben. Ich mußte sehr herzlich lachen.

Nun, der Wunsch war ihnen leicht erfüllt, und ich war glücklich, endlich nach mühevollen Jahren das erreicht zu haben, was immer mein Traum gewesen: für Jagderzählungen den Beweis im Kinofilm zu liefern.



Abschwarten der etwa 4 Zentimeter starken Haut, die, getrocknet, wie ein Holzbrett gesägt und gehobelt werden kann



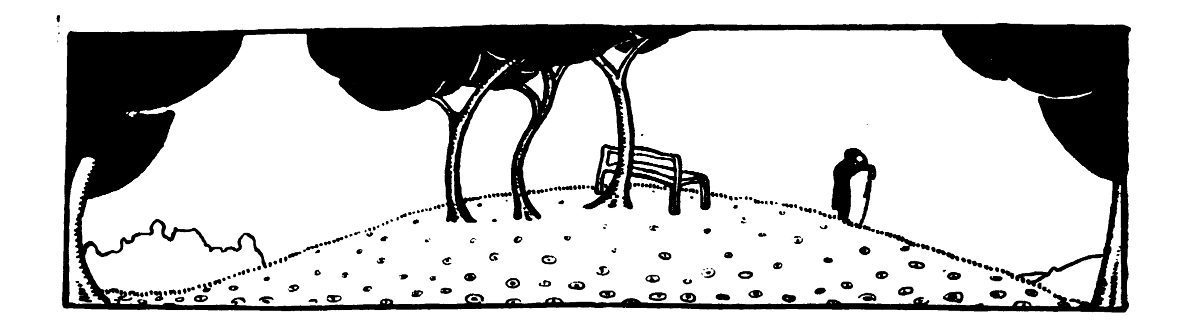
Der Film als Zielscheibe

# Lebende Zielscheiben

Im Anschluß an den vorhergehenden Artikel wird es interessieren, daß, während Schumann den Kinematographen zur Aufnahme seiner Jagden in Afrika benutzte, der Film selbst in Europa als Jagdobjekt neuerdings eine eigenartige Verwendung gefunden hat: nämlich als lebende Zielscheibe!

Ein bewegliches Bild wird, wie sonst auch, von einem Kinematographen auf die Leinwand projiziert, zum Beispiel fliegende Vögel, springende Rehe, fahrende Automobile, gleitende Schlittschuh- und Schneeschuhläufer, manövrierende Truppen und dergleichen mehr. Hinter der Projektionswand — darin liegt das Geheimnis wie auch das technisch Interessante — ist eine Beleuchtung angebracht, die den Treffer oder Fehlschuß sofort am Objekt markiert. Sobald nämlich das Geschoß die Projektionswand durchschlagen hat, erscheint dem Schützen die betreffende Stelle als glänzender Lichtfleck. Der Mechanismus der lebenden Zielscheibe wird automatisch nur durch die Schallwellen, die durch das Abfeuern der verwendeten Schußwaffen hervorgerufen werden, in Bewegung gesetzt. Der abgefeuerte Schuß wird durch eine Spezialkonstruktion vom Telephonaufnehmer (Mikrophon) registriert, der mit einem Relais derart verbunden ist, daß das Bild nach dem Schuß momentan zum Stillstand kommt. Das Loch in der Projektionswand wird automatisch beseitigt und das Bild für den nächsten Schuß ebenfalls selbsttätig in Bewegung gesetzt. Dies alles vollzieht sich in ein paar Sekunden. Der ganze Mechanismus kann so eingestellt werden, daß die Bilder in jeder beliebigen Schußweite und Schnelligkeit zur Darstellung kommen.

Diese Einrichtung wird ohne Zweifel sehr viel zur Pflege der Schießkunst beitragen. Aber nicht nur dem Sport allein soll sie dienen; sie wird vielmehr auch, wie dies bereits in England geschieht, für die Mannschaften des Heeres und der Marine bei der Ausbildung im Gebrauch von Schußwaffen ein instruktives Lehrmittel werden.



# Der Spaziergang. Von Rudolf Presber

Ich war damals noch sehr jung. So jung, daß ich Philosophie studierte und jeder tote Philosoph in meinem Herzen lebendiges Recht bekam, wenn er gerade durch den glattrasierten Mund des hochberühmten Professors im Auditorium XIV zu mir redete. Gestern war ich mit Spinoza einig gewesen, daß die „Substanz“ zu ihrer Existenz keines andern bedürfe. Heute faßte ich mit Leibniz die „Substanz“ als tätige Kraft. Und morgen schwur ich mit Kant, daß Raum und Zeit nur die ursprünglich im Gemüt bereit liegenden Prinzipien unsres sinnlichen Erkennens seien.

Wenn ich aber nicht im Kolleg saß und der Professor mich nicht durch die Gewalt seines Wortes — und seines Blickes — auf ein System festnagelte, an das ich bisher, das war also neunzehn Jahre lang, nie gedacht hatte, war ich Epikuräer und suchte mit dem alten vielgescholtenen Athener das höchste Gut in einem glückseligen Leben. Im Alter mag man die besseren Beweise haben für solche Lehre; die leichtere Art, sie zu leben, hat man in der Jugend. Ich vertraute, wie Epikur, den Freunden; ich erfreute mich der ohne allzugroßen Aufwand erreichbaren Genüsse — das halbe Liter Bier kostete damals noch anderthalb Groschen, und wer ein Käsebrot verzehrte, hatte in den Dörfern der Umgebung Sonntags den Tanz frei — und vermied alle Unlust, die sich aus zu heftigem Büffeln hätte ergeben können.

Substanz im spinozistischen Sinne, die zu ihrer Existenz keines andern bedarf, war ich offenbar nicht. Ich bedurfte sehr heftig des andern.

Meine erste Liebe war die Nichte meiner Wirtin, die mir aber einen Assistenten der chirurgischen Klinik vorzog, der schrecklich nach Karbol roch und überall unappetitliche Präparate in spiritusgefüllten Gläsern stehen ließ.

Meine zweite Liebe war die junge Frau eines alten Privatdozenten, der, seit fünfzehn Jahren auf den Tod des Ordinarius wartend, Semester um Semester ein Kolleg über Gottsched las, und zwar in so früher Morgenstunde, daß nur zwei, drei Wochen lang ein paar noch schlaftrunkene Hörer in das kleine Auditorium taumelten. In der vierten Woche spätestens konnte er dann aufhören und sich ganz seiner Sammlung von Erstdrucken widmen. Ich hatte der Dame — in unerhörter Verwegenheit — ein Gedicht in den Handschuh zu stecken gewagt, als ich ihr auf einer Gesellschaft beim Stadtverordneten Bröselmann begegnete. Die Folge war, daß mich — der Gatte zu sich bat und mir erklärte: mein Gedicht enthalte vier falsche Reime, die auf meine süddeutsche Abstammung zurückzuführen seien, ferner einen unschönen Hiatus in der siebten Zeile und drei Kakophonien. Er hatte mir die falschen Reime und den Hiatus blau angestrichen, die Kako-

phonien rot. Ich habe die roten Kakophonien samt dem Hiatus und den falschen Reimen auf dem Heimweg wütend in den lehmgelben Würzelbach geworfen.

Meine dritte Liebe war ein Schalterfräulein an der Eisenbahn, die ich immer nur im Ausschnitt ihres Fensters wie in einem Rahmen sah. Ich sammelte demgemäß emsig Perronbillette; und ein Postbote, der zu allen Zügen die versiegelten Säcke trägt, kann auch nicht öfter auf dem Bahnhof sein. Als ich die junge Dame dann mal in dienstfreier Stunde ohne Rahmen erspähte, frühmorgens auf der Hauptstraße, fiel ich fast auf den Rücken. Ich hatte schon Damen gesehen, deren Unterkörper im Vergleich zum Oberkörper sehr gering bedacht war. Aber meine — gerahmt so reizvoll wirkende — Huldin hatte, was ganz prüden Leuten vielleicht als Ideal erscheint, fast gar keine Beine. Die Taille saß tatsächlich in geringer Entfernung über dem Straßenpflaster; und was darunter die Fortbewegung bewirkte, schien auch noch, wie der Rockschnitt verriet, in bedenklicher Rokokoschweifung vom Schöpfer gearbeitet.

Am selben Tage aber — so ist der Zufall manchmal, mild glättend, gütig, zartfühlend — lernte ich sie kennen. Und alles war vergessen: der siegreiche Karbolgeruch, die vernichtenden Kakophonien, die Rokokobeine der falsch Gerahmten. Alles.

Sie war Verkäuferin in einem Trikotagengeschäft, trug glitzernde, goldblonde Haarschnecken über den winzigen, nur in rosigem Fleischzipfelchen vorlugenden Ohren, hatte ein süßes Stumpfnäschen mit einem sternförmigen Sommersprößchen auf dem linken Flügel und war gewachsen wie eine ... ja, wie was? Sag' ich: wie eine Elfe, so fehlt dem Vergleich das Gesunde, Knospende; sag' ich: wie eine Puppe, so fehlt das Grazile, Bewegliche, Lebenatmende; sag' ich: junge Göttin, so bin ich ja der Sache schon näher, komme aber in den üblen Verdacht, noch in der Erinnerung wie ein Blödian zu schwärmen. So will ich lieber nur sagen: sie war so schön gewachsen, dieses blonde Mädel aus dem Trikotagengeschäft, daß mir meine Mutter nach vierzehn Tagen aus Frankfurt schrieb: „... aber um Gottes willen, lieber Junge, was machst Du bloß mit den schrecklich vielen neuen Socken!! Und sie sind ja alle verschieden groß! Das violette Paar und das resedafarbene Paar müssen Dir doch viel zu klein sein — und in das braune Paar und in das moosgrüne Paar kannst Du ja noch jemand mitnehmen! ..." Aus welcher Briefstelle man dreierlei ersieht: Erstens, daß ich zu Hause waschen ließ, was meinem Wechsel wohltat. Zweitens, daß meine Mutter eine kluge und häusliche Frau heißen durfte. Drittens, daß die blonde Anne-Marie in dem Trikotagengeschäft der Brückengasse wirklich ein bildhübsches Mädel war.

War sie, war sie! Und ich war damals nicht der einzige, der eine Strumpfsammlung hatte. Übrigens endigte das Semester für mich auch mit zehn Paar Hosenträgern, acht Pikeewesten und einer Unzahl farbiger Schlipse, die alle ein bißchen verschossen waren, weil sie so lange in der Auslage geprunkt hatten. Aber „verschossen trägt man jetzt", lachte Anne-Marie und zeigte dabe ihre elfenbeinweißen Vorderzähne, die wie Soldaten hinter einer roten Barriere standen. So mehrten sich die verschossenen Krawatten.

Der Inhaber der Firma, Herr E. E. Bretzendorf, hielt darauf, daß der Laden nur zur Abwicklung geschäftlicher Angelegenheiten diente. Es war ein kleines, dickes, asthmatisches Männchen, das immer das linke Auge listig zukniff, als wolle es sagen: „Schau, schau, was da geschieht!" und hinter jedem Ohr einen Bleistift mit sich führte. Ich hab' ihn nie ohne diese beiden Bleistifte gesehen, die, lang und spitz vorstehend, seinem stets echauffierten Gesicht das Ansehen gaben, als sei es ein armierter Panzerturm, klar zum Gefecht. Herr E. E. Bretzendorf war

die Höflichkeit selbst; er fiel beim Gruß fast von der Leiter, wenn man eintrat, und konnte sich in herzlichen Wünschen für einen angenehmen Tag und eine gute Gesundheit nicht erschöpfen, wenn er die Tür hinter dem Käufer schloß. Aber sobald er mit seinem bleistiftbewehrten Ohr vernahm, daß das Gespräch eines Käufers mit der hübschen Verkäuferin das engbezirkte Gebiet des Handels und der Trikotage zu verlassen drohte, war Herr E. E. Bretzendorf auch schon in der Nähe, rieb sich die krebsroten Hände, daß die Gummimanschetten klapperten, und äußerte im Ton eines plötzlichen, äußerst glücklichen Einfalls: „Hat das Fräulein dem Herrn schon die Hemdknöpfchen mit Selbstschluß gezeigt?“ oder: „Hat das Fräulein dem Herrn schon die neuen Muster in Kragenschonern vorgelegt?“

Trotzdem gelang es mir, nach Besichtigung der Hemdknöpfchen mit Selbstschluß und der Kragenschoner zuweilen den Ankauf eines violetten Sockenpaars so energisch in die Länge zu ziehen, bis ein andrer Kunde, noch lieber eine Kundin zum „Umtausch“ erschienen war, die Herr E. E. Bretzendorf dann persönlich bedienen mußte. Dies tat er nicht ohne Unruhe und immer sichtlich bemüht, den Schauplatz seiner merkantilen Tätigkeit möglichst nah zu meinem Standort zu verlegen. Was in dem ohnedies nicht großen Laden eben kein Kunststück war. Trotzdem, wie gesagt, brachte es meine List und Ausdauer fertig, in einem der seltenen Momente, in dem Herr E. E. Bretzendorf, viele Pappschachteln auf den Armen balancierend, auf der Leiter herumkroch, einige warme Worte persönlichen Gehalts an die Adresse Anne-Maries zu richten, die sie leise, mit gesenkten Augen anhörte. Ich brachte ihr auch mal ein Veilchensträußchen mit, das heißt, ich ließ es beim Einkauf liegen mit einem vielsagenden Blick; und später schleppte ich Bücher heran, in die ich ein Papier mit Versen eignen Wachstums einschob. Herr E. E. Bretzendorf sah die geliehenen Bücher nicht gern und meinte: das viele Lesen verderbe die Augen, und seine Großmutter väterlicherseits habe davon den grünen Star aufs rechte Auge bekommen. Aber schließlich: ich war ein guter Kunde, und da ließ sich's nicht ändern.

Wenn ich die Bücher von Anne-Marie zurückerhielt — meist mit einem knappen Wort des Dankes und einem Erröten — waren meine Verse daraus verschwunden. So wagte ich's mit einem Theaterbillett, das ich in die Lieder des Mirza-Schaffy einlegte, just auf die Seite, wo das Gedichtchen beginnt:

> Daß du am Abend zu mir kommst,
> Wird sehr zu deinem Frommen sein . . .

Am Abend aber — man gab Flotows „Martha“ und der Lyonel war sehr heiser — saß eine alte Dame neben mir, die stark schnüffelte, da sie während des ganzen Abends in ihrem sonst reich gefüllten Pompadour das offenbar in der Eile vergessene Schnupftuch nicht finden konnte. Sie sah mich mehrfach, wenn der Saal verdunkelt wurde, lange und prüfend an, was mir peinlich war. Es ist eine der wenigen alten Damen geblieben, der ich einmal nichts Gutes an den speckigen Hals gewünscht habe.

Als ich am andern Tage eine Zwickerschnur kaufte — ich trage zwar kein Glas, aber es ging gegen Ende des Monats und die Socken wurden mir zu teuer — empfahl mir die hübsche Anne-Marie, das Band in der Farbe abgestimmt zur Weste zu nehmen, was mir recht war, da ich es ja doch nicht trug. Und als Herr E. E. Bretzendorf einer alten Rentiere Pulswärmer vorlegen mußte für ihre gichtigen, kniedicken Handknöchel, benutzte Anne-Marie die Gelegenheit, mir den Mirza-Schaffy zurückzugeben und zu bedeuten, daß ihr Dank im Buche liege.

Es war das erstemal, daß sie so heimlich reagierte. Ich war ganz verwirrt

vor Glück, vergaß die Zwickerschnur zu bezahlen, rannte beim Herausgehen die gichtige Rentiere beinahe über den Haufen und hielt unterwegs das Büchlein so fest, als könne der Zettel darin Flügel bekommen. Das Papierchen — ich zog's, zu Hause angelangt, mit zitternden Händen hervor — lag — war's Zufall — bei dem Gedichte, das beginnt:

Soll ich lachen, soll ich klagen,
Daß die Menschen gar so dumm sind . . .

Sie schrieb, sie hätte nicht ins Theater gedurft, weil die Tante, bei der sie als Waise wohnte, gemeint hätte, Martha sei kein anständiges Stück. Die Tante sei daher selbst gegangen und habe sich sehr erfreut darüber geäußert, daß sogar Musik dabei gewesen sei. Die Gedichte seien sehr schön, und sie lese gern gedruckte Gedichte. Die Tante auch. Und die Tante verwundere sich sehr, auf was so die Dichter alles kämen! Aber meine eignen geschriebenen Gedichte lese sie auch gern! Die habe sie aber der Tante nicht gezeigt.

Das Auditorium XIV sah mich selten in dieser Zeit. Spinoza und die Substanz und die „im Gemüt bereit liegenden Prinzipien" waren mir ziemlich gleichgültig geworden. Die Verlobung der Nichte meiner Wirtin mit dem Assistenten ließ mich ganz kühl. Und als ich die Gattin des Privatdozenten zufällig in einer Konditorei traf, fragte ich nur, ob das Gottschedkolleg des Herrn Gemahls recht besucht sei. Die Dame überhörte das und entfernte sich grußlos mit einem Mandeltörtchen.

Anne-Marie wurde immer schöner; und ich wurde immer verliebter. Aber ich sah sie nie außerhalb des Ladens, nie getrennt von Herrn E. E. Bretzendorf, der irgendwo im Laden hinter einem Pult, vor einem Schrank, von einer Leiter zwischen zwei spitzen Bleistiften den listigen Blick seines halb zugekniffenen Auges nach uns ausschickte. Abends nach dem Geschäftsschluß . . . ach, du lieber Gott, sie wohnte im Nebenhaus und huschte die drei Schritte ohne Hut und Mantel von Tür zu Tür, während Herr E. E. Bretzendorf, am Rolladen beschäftigt, mir, der ich „zufällig" gerade vorbei ging, viel Schönes für einen angenehmen Abend wünschte.

Da kam ich auf die kühne Idee, sie für Sonntagvormittag zu einem Waldspaziergang einzuladen. Ich schrieb Schönes über die freie Gottesnatur, die herbstliche Färbung der Bäume, den vom Schöpfer selbst gebauten Waldesdom — und was man noch so zu Papier bringt mit neunzehn Jahren, wenn man ein Mädel veranlassen will, anstatt in die Kirche mit dem Schreiber spazieren zu gehen. Sinnig, wie ich war, legte ich das Briefchen in die Gedichte Chamissos, und zwar an der Stelle, wo der „Glücksvogel" gedruckt steht:

Es fliegt ein Vogel in den Hain
Und singt und lockt: man soll ihn fangen . . .

Am nächsten Tag schon bekam ich das Buch gelegentlich des Ankaufs wollener Handschuhe zurück. Die Antwort lag — wohl nur zufällig — bei dem Gedicht: „Der Invalide im Irrenhaus" und lautete: „Ich bin um zehn Uhr am Duppstädter Tor" . . . Der Invalide im Irrenhaus kann sich nicht blödsinniger benommen haben wie ich nach der Lektüre.

Ich war um halb zehn Uhr am Duppstädter Tor, sah schwerfällige Bauerntrupps aus der Umgegend im Sonntagsstaat in die Stadt ziehen, half einer Krankenschwester einen unerzogenen jungen Teckel einfangen, verbarg mich vor wandernden Kommilitonen hinter dem windschiefen Obststand einer Hökerin, der ich dafür ein Pfund unreife Äpfel abkaufen mußte. Endlich schlug's zehn Uhr!

Und mit dem letzten Glockenschlag kam sie. Kam mit etwas zögernden Schritten und das süße Gesichtchen erhitzt vom raschen Gang oder von der Erwartung des Abenteuers.

„Eigentlich ist's nicht recht," sagte sie, als sie mir die Hand gab. „Die Tante glaubt . . ."

„Der Glaube macht selig," lachte ich übermütig. Und dann übergoß ich sie mit einer Fülle wirrer und fröhlicher Mitteilungen. Erzählte, daß ich von ihr und Herrn E. E. Bretzendorf geträumt hätte; daß über Süddeutschland noch Gewitter niedergegangen wären; daß meine Wirtin ein Zahngeschwür habe, aber aus Angst nicht zum Zahnarzt gehe; daß der Spanier über mir immer Lieder zur Gitarre singe, in denen der Tajo und der Guadalquivir, aber kein richtiger Ton vorkäme . . . Und bei dem allem dacht' ich immer nur: Werd' ich sie küssen heute? Werd' ich diesen kirschroten Mund auf meinem fühlen im Wald?

Wir schlenderten zwischen den Buchenstämmen langsam der Höhe zu, auf welcher der Wilhelmsturm sein künstliches Altertum trotzig in die Luft streckt. Auf den Turm führt eine sehr enge Wendeltreppe hinauf, dacht' ich, und dunkel ist's auch; nur durch ein paar Mauerritzen fällt ein bißchen Licht. Das wäre der romantische Ort, um . . . Sie ging neben mir her mit einem leichten, federnden Gang; aber die Augen hielt sie gesenkt, als ob sie ein Gelübde getan hätte, die gelben und roten Blätter zu zählen, aus denen der Herbst seinen Teppich musterte. Und sie sprach nicht viel. Nur einmal äußerte sie: Herr E. E. Bretzendorf gedenke auch eine Leihbibliothek einzurichten. Und er habe ihr gesagt, dann könne sie diese nützliche Institution kostenlos benutzen und brauche sich keine Bücher von Studenten mehr zu borgen. Ich äußerte darauf den Herzenswunsch, Herrn E. E. Bretzendorf seine ganze Leihbibliothek buchweise aus zwei Meter Entfernung an den Kopf werfen zu dürfen. Sie lachte und guckte mit schalkhaften Augen von der Seite zu mir auf.

Nach dem Turm wollte sie nicht — schade! Sie war mit der Tante vorigen Sonntag erst dort gewesen. Und das Fernrohr oben auf der Plattform sei verrostet und lasse sich nicht mehr drehen. Ich hätte sie gern darauf aufmerksam gemacht, daß es ein Unterschied sei, ob man mit einem stud. phil., wie ich, oder mit einer schnüffelnden Tante die steile dunkle Wendeltreppe zu dem verrosteten Fernrohr und der berühmten Aussicht emporklettert; aber ich fand keine rechte Form für diese Mitteilung. Wir schlugen dann den Weg nach dem Ententeich ein, gingen durch junge, von Draht eingezäunte Schonungen; und mir kam's angenehm zum Bewußtsein, daß dieser Weg viel einsamer war als der beliebte Spaziergang nach dem Turm, von dem aus man bei gutem Wetter die Domspitzen von drei Städten sah. Ob sie aus einer ähnlichen Erwägung heraus . . .?

Ich sprach lebhaft und aufgeregt von Mailand, das ich im Frühling besucht, dessen Dom so viel schöner sei als die drei, deren Spitzen man vom Wilhelmsturm sehe; von Spinoza und daß er Diamanten geschliffen habe; von meinem Onkel und daß er ein Theaterstück geschrieben habe, das in Rußland verboten, aber in Deutschland noch nirgends aufgeführt sei. Und bei dem allen dacht' ich immer nur: Werd' ich sie küssen heute? Werd' ich diesen kirschroten Mund auf meinem fühlen im Wald?

Die Sonne warf vergnügte Kringel durch die fast kahl gekämmten Äste vor uns hin. Es mußte geregnet haben die Nacht, das Moos des Bodens roch wundervoll. An den zarten jungen Tannen in den Gehegen links zur Seite glitzerten die Tropfen. Und es war mir, als ob Sonne, Buchen, Moos und Wassertropfen alles nur Dekorationen wären, sinngemäße, reizvolle Dekorationen für die kleine Liebesszene, die . . .

„Hallo — Sie da!"

Ich erschrak vor dieser groben asthmatischen Stimme; und die Kleine griff zusammenzuckend nach einem Baumstamm. Was war denn los?!

Hinter uns prustete ein Gendarm. An seinem grünen Rock waren zwei blinkende Knöpfe offen. Der Helm saß ihm schief, und unter der Schuppenkette liefen ihm dicke Schweißtropfen über das rote, unrasierte Gesicht.

„Haben Sie ... haben Sie zufällig hier herum einen Mann gesehen, der sich — der sich erhängt hat?"

„Einen Mann, der was —? "

„Der sich erhängt hat." Der Gendarm faßte in die Herzgegend und zog unter dem grünen Rock ein dickes Notizbuch heraus, aus dem eine Menge fettiger Papiere quollen. Darunter ein sauberer, offenbar durch die Post beförderter Brief, den er prüfend entfaltete: „Hier herum muß es doch sein ... Er schreibt ausdrücklich: „... mache ich Ihnen hiermit ergebenst die Mitteilung, daß ich aus den oben dargelegten Gründen ... mich auf dem Wege zum Ententeich im Jagen XXII oder XXIII, je nachdem ich einen geeigneten Ast finde, aufhängen werde. Womit ich verbleibe einer hochlöblichen Polizei ergebenster ..." Na, ja — et cetera ... Sie haben also so keinen Mann an so einem Ast gesehen?"

„O Gott — o Gott, wie schrecklich!" sagte Anne-Marie; und sie schien kleiner und schmäler zu werden vor Entsetzen und Angst.

Ich war sehr ärgerlich über den Gendarm, daß er so brüsk in unser Idyll gefahren war, und über den Mann, der sich ausgerechnet im Jagen XXII erhängen mußte, wenn ich einmal im Jahre hier mit einem Mädel spazieren ging und es gerade küssen wollte, und über mich selber, daß ich nicht auf dem Spaziergang nach dem Wilhelmsturm bestanden hatte. Nun küßten sich gewiß da andre auf der engen, krummen Wendeltreppe, während wir hier ...

„Es ist zum Teufelholen mit diesen ewigen Lebensüberdrüssigen," maulte der Gendarm und wischte sich mit einem blaugewürfelten Taschentuch den Schweiß. „Und dabei verstecken sich die Heimtücker dann immer noch, wie der Hase die Ostereier. Als ob das ein Gesellschaftsspiel wäre! Und wenn man heimkommt und hat sie nicht gefunden, dann schnauzt der Kommissar: „Wozu haben Sie denn Ihre Augen ... Einen Menschen, der an einem Baum hängt, sieht man doch ... Das ist doch kein Obst!" Ärgerlich schob er das blaugewürfelte Tuch in die Rockschöße und das dicke Buch mit den vielen Papieren wieder in die Herzgrube. „Also weiter — nach dem Ententeich! Vielleicht ist er auch ins Wasser gegangen. Die Herren ändern oft noch in letzter Minute ihre Pläne. Neulich hat uns einer geschrieben, er trinke Lysol. Statt dessen ist er vom Wilhelmsturm gesprungen."

„Vom Wilhelmsturm —? Da passieren auch solche Sachen?" Anne-Marie erschauderte und war ganz blaß.

Meine Wut stieg. Nun war der Wilhelmsturm auch erledigt mitsamt der dunkeln Wendeltreppe!

„Schau'n Sie sich 'n bißchen um, ja," ermahnte der Gendarm. „Und wenn Sie den Mann finden, telephonieren Sie ans Revier. Morjen."

Er legte zwei kurze, dicke Finger flüchtig an den Helm und stapfte mit großen Schritten weiter.

Wir aber standen im Jagen XXII wie von oben mit etwas Häßlichem begossen. Vielleicht hatten wir uns eben noch — ich kecker, sie schüchterner — auf ganz dasselbe gefreut. Wir freuten uns auf nichts mehr. Wir sahen dem Gendarmen nach, enttäuscht, betrübt, grollend, als habe er uns alles Gute und Junge mitgenommen, die Sonne und den Wald und den Sonntag.

Nein, der Wald war schon noch da! Aber es war durchaus nicht mehr der-

selbe fröhliche, goldüberblitzte Wald, in den wir vor einer halben Stunde vom Duppstädter Tor her getreten waren. An jedem Aste dieses düsteren unheimlichen Waldes konnte ja ein Lebensmüder im Winde baumeln. Hinter jedem Stamm konnte ja ein dicker Gendarm hervortreten: „Haben Sie zufällig hier herum einen Mann gesehen, der ...?" Gräßlich!

„Wie kommen wir am direktesten nach Hause?" fragte Anne-Marie und sah sich ratlos um. Und sie ließ sich's nicht ausreden. Nein, auf keinen Fall wollte sie weiter gehen. Jeder Schritt konnte uns dem „geeigneten" Aste näher bringen, den der Mann im Jagen XXII gefunden hatte.

Und hatte nicht eben ein Zweig geknackt? Und hing nicht dort etwas Bewegliches, wie ein Menschenbein, von der Fichte?

Ich beruhigte sie: erstens war es keine Fichte, sondern eine Buche; zweitens war es kein Menschenbein, sondern ein abgeschlagener Baumast. Und das Knacken im dürren Gehölz war keine Seltenheit. Aber wenn sie durchaus darauf bestand — hier war mein Kompaß — wir brauchten nur den Weg verlassend ein paar Minuten immer nach Osten zu gehen, so kamen wir bestimmt aus dem Walde. Dann sahen wir schon die Schenke zum „Grünen Kranz" liegen. In der konnten wir ja vielleicht ...

Nur nicht! Nein, sie hätte nicht kommen sollen. Es war zu entsetzlich. Das war nun die Strafe. Und sie hörte auf nichts. Nicht auf Logisches, nicht auf Metaphysisches, nicht auf mich. Nur auf das Knacken.

Und so gingen wir östlich nach meinem Kompaß, schweigend, fröstelnd quer durch den Wald, drückten uns scheu und eilig an den herbstlich blinkenden Bäumen hin, unter niedrig hängendes Gezweig gebückt, das uns tückisch ins Gesicht fingerte und kalte Tropfen in den Nacken warf.

Plötzlich stieß Anne-Marie einen gellenden Schrei aus — und ich muß sagen, ich erschrak auch so heftig, daß ich am liebsten mitgeschrien hätte.

Dicht hinter dornigem Buschwerk, das wir eben umgangen hatten, saß ein Mann. Ein korpulenter Fünfziger, nicht eben sehr gut gekleidet, mit einer Stahlbrille auf einer rötlichen Sattelnase. Er hatte den Kragen ausgezogen, und neben ihm lag bei diesem etwas angeschmutzten Wäschestück auf welken Blättern eine Zuckerschnur, die eine kunstfertig gezogene Schlinge aufwies. Der seltsame Herr hatte sich mit säuberlich ausgebreiteten Rockschößen auf seinem Taschentuch niedergelassen und unterbrach jetzt die Verzehrung eines Sülzkotelettes, um uns durch seine runden Brillengläser mißtrauisch zu mustern.

Anne-Marie hatte krampfhaft meine Hand gefaßt. Kalt und zuckend, wie springende Fische, spürte ich ihre Finger in meinen. Aber so sehr mich dieses plötzliche Zeichen der Vertraulichkeit unter andern Umständen beglückt hätte — augenblicklich empfand ich das nur als eine Erschwerung der Situation. Ich fühlte, daß wir uns unpassend benommen; daß wir in unserm Schreck den Eindruck der Feigheit gemacht hatten.

Ich fragte also, gewissermaßen erklärend, indem ich höflich den Hut lüftete: „Pardon, mein Herr, haben Sie — haben Sie vielleicht zufällig hier herum einen Mann gesehen, der sich — der sich erhängt hat?"

Der merkwürdige Herr, der auf dem Taschentuch vor dem Brombeerstrauch saß, legte den Rest des Sülzkotelettes in seinen Schoß und entgegnete:

„Ach, Sie suchen den Mann, der sich hier erhängt hat — im Jagen XXII?"

„Allerdings."

„Da haben Sie's gut getroffen. Das bin ich."

Anne-Marie klammerte sich jetzt an meinen Oberarm, als ob der herbstliche Wald ein sinkendes Schiff im Taifun wäre.

Ich versuchte ungläubig zu lächeln, aber ich vermute, daß es mir nicht besonders gut gelang: „Pardon, mein Herr, Sie — Sie leben doch..."

„Ach, Sie meinen — wegen des Sülzkotelettes? Ja, das wollt' ich vorher essen. Es ist mein Leibgericht — und wenn schon die Verurteilten noch einmal ihr Leibgericht bekommen, warum soll denn einer, der sich selbst verurteilt, nicht auch... Hab' ich recht?"

„Ja, aber — erlauben Sie..."

„Sie spielen wieder darauf an, daß ich noch lebe? Nein, fürchten Sie nichts, ich benutze die Schnur dort nicht mehr. Ich habe mich begnadigt... Ja, das hab' ich, so wahr ich hier sitze. Und — ja so, Sie sehen nach meinem Hals? Allerdings, jetzt haben Sie recht. Da ich mich begnadigt habe, kann ich auch den Kragen wieder anziehen. Im andern Falle — Sie verstehen — wär' er mir lästig gewesen."

„Au!" sagte ich unwillkürlich; „liebe Anne-Marie — verzeihen Sie, aber Sie tun mir weh. Sie kneifen mich schrecklich in den Arm..."

„Ja, ja," nickte der begnadigte Mann, indem er mit gewaltigen Anstrengungen seinen Kragen einknöpfte, „so fing's bei mir auch an — genau so!... Mit Waldspaziergängen — so auf einsamen Wegen und, genau wie Sie, auf gar keinen Wegen, so quer durchs Dickicht und rund um die Brombeersträucher... Und Arm in Arm sind wir gegangen, was keiner sehen durfte — und gekniffen hat sie mich auch, aus lauter Liebe... Tja, so fängt das an... Und ins Geschäft hab' ich ihr Briefe geschrieben — dummes Zeug stand darin... Schreiben Sie bloß keine Briefe, junger Mann! Mündlich, ja, das ist egal. Das kann man abschwören. Aber mit Tinte — pfui Teufel! Und in einem von den dummen Wischen — so nach einem Sonntag und nach einem Waldspaziergang — da hab' ich denn auch geschrieben von Immer-so-bleiben und so — und schlimmer: von Heiraten... Schwapp, hat sie mich gehabt und festgehalten! An dem lausigen Papier! Und die ganze liebe Familie hält mit. Wahrhaftig, das tut sie. Die Mutter hab' ich gleich mit ins Haus bekommen — so als 'ne Art Aussteuer. Jetzt sitzt uns noch 'ne Tante 'rum, die ist schon nicht mehr recht im Kopf vor Alter. Ich glaube, sie hat Napoleon noch gekannt, sie weiß es bloß nicht mehr. Alles vergißt sie: wie sie heißt, wo sie wohnt, wo sie die Schlüssel hingelegt hat. Das Licht auszumachen vergißt sie und die Töpfe vom Feuer zu nehmen — und zu sterben hat sie auch vergessen... Und nun sitz' ich jahraus und jahrein unter all den Weibern, die ich doch gar nicht gemeint hab' damals auf den Waldspaziergängen... und schufte mich ab für das bißchen Essen und Wohnen und für die Lebensversicherungspolice und die Feuerversicherung und was weiß ich. Und wenn ich mal aufmucke, dann erzählt mir die eine, was ihr Seliger für ein Sanfter war... Oder die andre hat wieder mal Blumen am Fenster gegossen, wo gar keine sind, und ein pudelnasser, grober Passant kommt 'rauf und macht mir den Schweinehund. Und meine eigenste Eheliebste keift, daß ich kein Herz für ihre Familie habe... Und heute ganz früh, da hat's schon 'ne Szene gegeben, weil uns die Brötchen von der Türklinke gestohlen waren, ehe ich rechtzeitig das Säckchen hereingeholt hatte — ich hab's reineweg überhört, wie der Bäcker geklopft hat... also: eine Szene!... Da hab' ich mir gedacht: So, nu sollt ihr mal was erleben! Nu werd' ich euch mal die Lebensversicherung versalzen — denn die zahlt nischt, wenn einer am Ast hängt — und werd' euch zeigen, wie so eine lumpige Witwenpension für dreie schmeckt... Und da hab' ich einen Brief an die Polizei geschrieben und bin hier rausgegangen mit meinem Sülzkotelette und meiner Schnur da... Aber sehn Sie — wie das nu mal so ist. Manchmal sind's ganz kleine Dinge, die einen umstimmen... Ich hab' hier herum lange nach einem

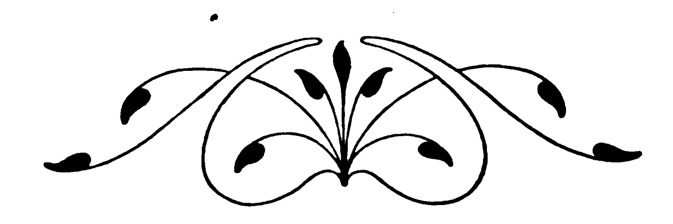
richtigen Ast gesucht — da drüben sehn Sie — den dort, der so schön wagrecht rauskommt aus der alten Buche, den hatt' ich mir ausgedeutet. Aber was soll ich Ihnen sagen — wie ich nun so 'rumprobiere an dem Kerl, ob er mich auch halten wird — ich wiege schließlich meine fünfundneunzig Kilo — da sitzt doch ein paar Äste senkrecht über mir ein Vogel. So ein kleiner Malefizvogel — und — na, und, was soll ich Ihnen sagen ... klax, mit einem Male hatt' ich doch was auf der Hand! Nichts Schönes ... Und wie ich das so wegwische — denn schließlich so dreckig will einer doch auch nicht da 'rumhängen —, denk' ich mir: das ist doch nu in so 'ner wichtigen Stunde — auch 'ne Art Symbol. Das soll doch sicher was bedeuten. Hab' ich recht? Kann nur eine Art Mißbilligung sein, denk' ich mir so. Nicht wahr? Eine Mißbilligung durch ein unvernünftiges Tier. Durch ein ganz kleines Tier. Na, schon gut, ich bin ja selber froh, daß es kein Affe gewesen ist ... Und weiter denk' ich: Erschrecken hast du die Weiber wollen — na, schließlich hast du das ja mit dem Brief an die Polizei schon erreicht. Wetten wir, daß irgendwo schon ein Gendarm 'rumläuft und die Leute mit meinem Brief erschreckt? Man muß aber die Konsequenzen nicht so weit treiben, denk' ich mir so. Nicht so weit, daß sie einem selber schaden. Hab' ich recht? ... Und sehn Sie, junger Mann, da hab' ich nun zu mir selber gesagt: Nu grad nicht! Hab' ich gesagt ... So ist die Sache gewesen, verstehn Sie. Aber vielleicht ist das gut, daß Sie hier vorbeigekommen sind ... Genau, wie's gut war, daß der kleine Malefizvogel dort oben saß und, statt zu singen, verdaute. Denn, sehen Sie — das Fräulein, das Sie da am Arm haben, ist ein hübsches Fräulein und hat so schöne goldene Schnecken über den Ohren — hatte meine auch — uijeh! Sie sollten jetzt mal die Morgenfrisur von meiner Eheliebsten zu Hause sehen ... Und der Wald und die Sonne im Herbst und die Einsamkeit — reden Sie gar nichts, ich weiß! Und denken Sie an mich, ehe Sie Briefe schreiben — erinnern Sie sich, wie Sie mich gefunden haben, nur durch einen Zufall gerettet ... Und eh' Sie die große Lebensdummheit machen — auf die Sie gleich zweimal festgenagelt werden: in der Kirche und im Standesamt — beschwören Sie sich mein Bild herauf, junger Mann — wie ich so jetzt hier sitze, zwischen der Zuckerschnur und dem Sülzkotelett ..."

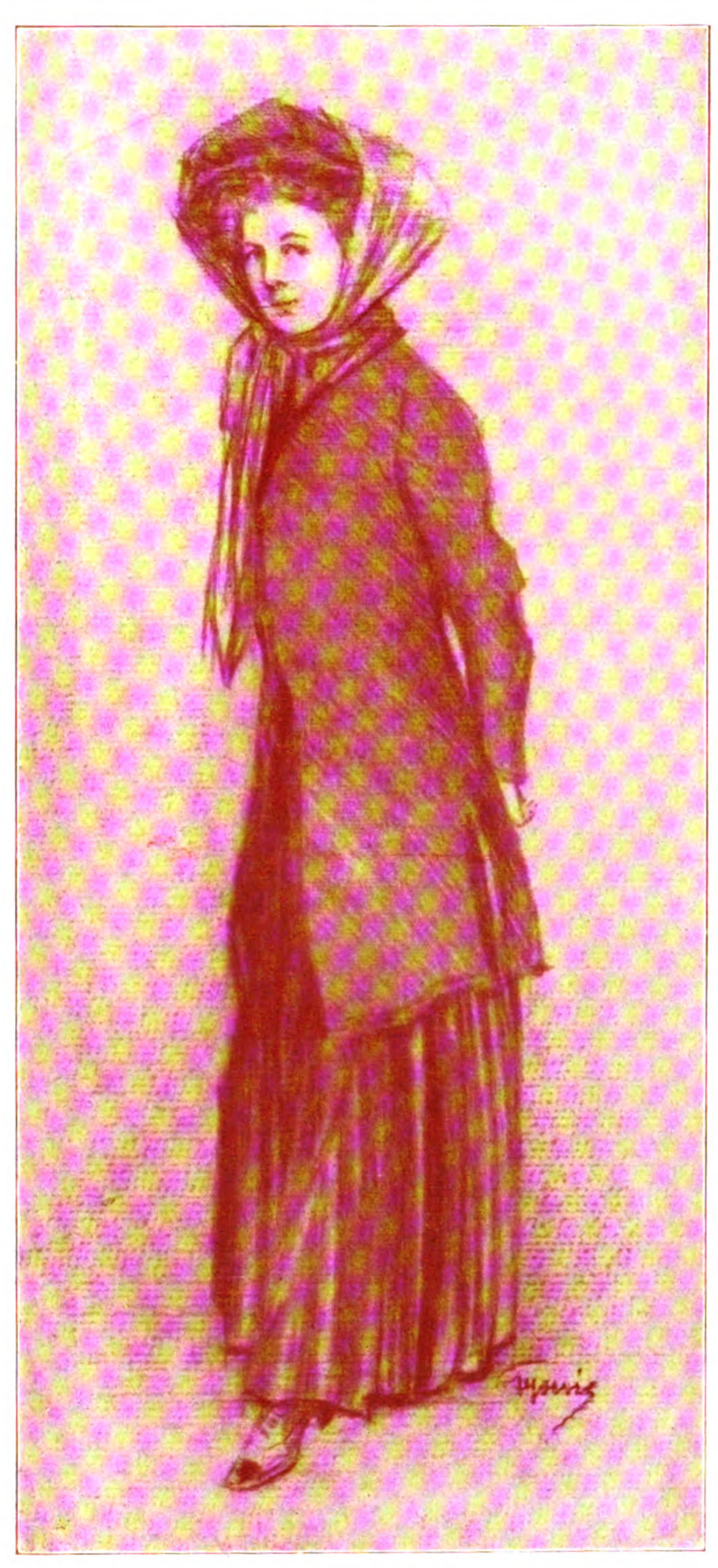
Ich weiß heute noch nicht, wie Anne-Marie von meiner Seite gekommen war. Aber sie war weg, als ich wieder zu mir selbst kam.

Am nächsten Tag bediente mich im Trikotagegeschäft Herr E. E. Bretzendorf persönlich.

„Das Fräulein ist mit der Inventur beschäftigt," erklärte er und kniff listig sein linkes Auge zu.

Ich sah Anne-Marie im Nebenzimmer hantieren; aber sie sah nicht auf von den Kästen und Schiebladen. Sie schien mir blaß und unbedeutend. Die Frisur war ihr nicht so gut gelungen und klebte unwahrscheinlich über den Ohren. Und ich sah zum erstenmal, daß sie einen langen, dünnen Hals und knochige, gerötete Hände hatte ...





Hans Gyenis: Studie. (Rötelzeichnung)

# Weibliche Politiker und Diplomaten

Von

Else Rema

Es darf als seltsames Symptom angesprochen werden, daß die Gegenwart, die uns einen vordem noch nicht erreichten Höhepunkt der Frauenbewegung gebracht hat, so arm an Politikerinnen und Diplomatinnen ist. Nur wenige Berufszweige sind den Männern vorbehalten geblieben. Wo die Frau den Kampf begann, hat sie ihn auch siegreich durchgeführt. Politik und Diplomatie jedoch sind Gebiete, auf die sich die Eroberungslust des modernen weiblichen Geschlechts bisher nicht erstreckt hat. Hier haben wir im Vergleich zu früheren Zeiten einen Rückgang zu verzeichnen, der vielleicht in den heutigen Verhältnissen begründet ist, die der Politik und Diplomatie viel von dem farbigen, buntgestaltigen Reiz genommen haben, der ehedem gerade Frauen so mächtig lockte und zur Betätigung verführte. Von regierenden Frauen abgesehen oder von sonstigen Angehörigen der Staatsoberhäupter, die gewissermaßen von Berufs wegen am Faden der Weltgeschichte spinnen halfen, waren es vorzugsweise Gesandtengattinnen, die nach politischem Lorbeer strebten. Ja, häufig galten die Ambassadricen für einflußreicher als die Herren Ambassadeure.

Am Ausgang des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts treten mehrere Gesandtenfrauen politisch und diplomatisch hervor: Lady Hamilton, die Gemahlin des englischen Gesandten am Hofe zu Neapel, Madame de Staël, die Frau des schwedischen Gesandten in Paris, und Juliane Krüdener, die Gattin des russischen Gesandten Baron von Krüdener, sowie Fürstin Dorothea Lieven, geborene Benckendorff, die Frau des russischen Botschafters am englischen Hof. Juliette Adam, die Freundin Gambettas und Herrin eines politischen Salons in Paris, entstammte einer bürgerlichen Familie, war



Die Baronin von Krüdener und ihre Tochter
Nach einem Gemälde von Angelika Kauffmann

jedoch in erster und zweiter Ehe mit Politikern verheiratet, während Olga Novikoff, die einzige und bedeutendste Diplomatin und Politikerin der Gegenwart, als Mitglied der russischen Aristokratie die Laufbahn betrat, die ihr reiche Erfolge geben sollte.

Die politische Rolle, die die ebenso berüchtigte wie schöne Emma Hamilton spielte, war keine rühmliche, denn sie basierte auf schnödem Freundschafts- und Vertrauensbruch. Die Gattin des englischen Gesandten am Hofe zu Neapel trat in Beziehungen zur Königin Karoline, deren Freundin sie wurde und deren volles Vertrauen sie genoß, obwohl das Vorleben der Gesandtenfrau sie nicht gerade geeignet für diesen bevorzugten Posten erscheinen ließ, den Lady Hamilton auch redlich mißbrauchte. Als König Karl IV. von Spanien sich mit dem Gedanken trug, Krieg mit England zu beginnen, teilte er diese seine Absicht seinem Bruder Ferdinand, dem König von Neapel, mit. Ferdinand unterrichtete die Königin von den Plänen Karls, und diese wiederum erzählte Lady Hamilton alle Einzelheiten des Projekts. Die Gesandtenfrau hatte nichts Eiligeres zu tun, als Wort für Wort des Gehörten nach London zu berichten.

Juliane von Vietinghoff, die 1764 in Riga geboren wurde, entstammte einer vornehmen livländischen Familie und verheiratete sich im jugendlichen Alter von sechzehn Jahren mit dem Baron Konstantin von Krüdener. Wenngleich sie in den ersten Jahren ihrer Ehe dem bedeutend älteren Gatten in treuer Liebe zugetan war, so fand Juliane doch nicht jenes mitfühlende Verständnis bei ihm, dessen die junge Frau bedurft hätte, um nicht an Herz und Gemüt Schaden zu nehmen.

Baron Krüdener war bereits zweimal geschieden, als er um die Sechzehnjährige warb, und seine Werbung erfolgte in erster Reihe aus einem Gefühl der Einsamkeit heraus. Er setzte dem jugendlichen Feuer seiner Gattin die Ruhe und Gereiftheit seines Alters entgegen, und daran zerbrach im Laufe der Jahre Julianes Liebe, die sie anfänglich dem Gatten entgegengebracht hatte. Dazu kam ein Herzenserlebnis mit einem jungen Gesandtschaftssekretär ihres Gatten, dem lungenkranken Alexander de Stakieff, der sich leidenschaftlich in die Frau seines Vorgesetzten verliebt hatte. Wenn sich auch keine weiteren Beziehungen aus dieser Liebe entwickelten, so lernte Juliane durch sie doch erkennen, was sie an ihrem Gatten vermißte. Ihr Charakter nahm jetzt eine ausgesprochen weltliche Richtung. Juliane Krüdener wurde Salondame, die in einem rauschenden Gesellschaftsleben ihr eignes Ich zu vergessen strebte. Die Entfernung von ihrem Gatten führte schließlich zu einer Trennung, denn Baron Krüdener versagte einer Scheidung seine Einwilligung.

Die ehemalige Gesandtengattin, die inzwischen mit vielem Erfolg als Romanschriftstellerin debütiert hatte, ergab sich nun einem ständigen Reiseleben, das sie bald hier-, bald dorthin führte. Und schließlich endete sie, wo die meisten Frauen enden, die an Herzensleere kranken: Juliane Krüdener wurde Frömmlerin, die sich mit Leib und Seele dem Pietismus ergab, um endlich auch auf politisches Feld sich zu wagen.

Durch die Hofdame Alexandra von Stourdza gelang es ihr, in Beziehungen zu Alexander I. zu treten. Die Sainte Alliance, diese Friedensaktion der Fürsten untereinander, ist die Frucht der kaiserlichen Freundschaft. Die Initiative dazu ging von dem russischen Herrscher aus, aber Juliane Krüdener brachte das Projekt zur Reife.

Eine Zeitgenossin der Krüdener war Madame de Staël, die Gattin des schwedischen Gesandten, Romanschriftstellerin und Politikerin zugleich, die fanatische Widersacherin Napoleons, die im Jahre 1803 wegen ihrer allzu offenkundig gegen den großen Korsen zur Schau getragenen Feindseligkeiten aus Paris verbannt wurde.

Madame de Staël, die Frau mit dem männlichen Geist, das „Mannweib", das viele in ihr sahen, repräsentiert eine Anhängerin des Doktrinarismus und des konstitutionellen Liberalismus. In den nach ihrem Tode erschienenen „Considérations sur les principaux événements de la révolution française" offenbart sie ihre Bekehrung zur englischen Verfassung.

Madame de Staël hatte sich von ihrem ersten Gatten, gleich Juliane Krüdener, die die verbannte Französin gelegentlich



Lady Hamilton
(Aus der Londoner Galerie des Barons Alfred von Rothschild)

ihrer Reisen in der Schweiz besuchte, à l'amiable getrennt, um in einem Alter jenseits der Sonnenhöhe des Lebens eine zweite Ehe mit dem bedeutend jüngeren italienischen Leutnant de Rocca zu schließen.

Eine Landsmännin der Krüdener war Fürstin Dorothea Lieven, geborene Gräfin Benckendorff, die Gattin des russischen Gesandten in Berlin und London, die ihre diplomatische Tätigkeit nicht nur auf die amtlichen Berichte, die sie für ihren Mann an Alexander I. von Rußland schrieb, beschränkte.

1784 wurde Darja Christoforowna zu Riga geboren, und bereits im Jahre 1800 reichte sie ihre Hand dem Fürsten Lieven. Die politische Sibylle Europas, wie man Dorothea von Lieven nannte, war durchaus keine Schönheit zu nennen. Aber sie besaß wundervolles blondes Haar, „tiefe und zärtliche Augen" und eine interessante Magerkeit, die sie sehr graziös und elegant erscheinen ließ. Hervorragend waren ihre gesellschaftlichen Talente, die ihr nicht zum kleinsten Teil zu ihren diplomatischen Erfolgen verhalfen. Sie war klug wie eine Schlange, an sicherem Takt und Feingefühl ein weiblicher Talleyrand. Sie war die Egeria Greys, der damals die Geschicke Englands steuerte, und Guizots, des Ministerpräsidenten des französischen Julikönigtums. Das Ziel ihrer Politik war die Entente zwischen Frankreich und Rußland. 1857 starb die geistvolle Diplomatin in Paris, wohin sie sich nach dem Tode ihres Gatten begeben hatte.


Olga Novikoff

1840 wurde in Moskau die Frau geboren, die man eine Nachfolgerin ihrer großen Landsmännin nannte.

„Dorothea von Lieven ist in Olga Novikoff wieder auferstanden," sagte man, „aber geläutert und auch gebessert durch diesen Prozeß."

Olga Novikoff, die hervorragendste und wohl auch einzige Politikerin der Jetztzeit, bediente sich jedoch niemals gewisser Hilfsmittel in der Politik, die ihre Vorgängerin nicht verschmähte.

Dorothea v. Lieven beeinflußte Staatsmänner wie Metternich, der damals die Zügel der habsburgischen Doppelmonarchie in seinen Händen hielt, und sie war die Ratgeberin Guizots — aber gleichzeitig auch die angebetete Freundin der beiden Staatslenker.

Ihr Liebesroman mit dem Fürsten von Metternich spielte sich von 1818 bis 1825 ab. Interessant und „diplomatisch" zugleich, wenn auch wohl etwas langwieriger Natur, war die Art der Korrespondenz, deren sich der Fürst bediente, wenn er an Dorothea Lieven schrieb. In vier verschiedenen Umschlägen waren die Briefe an vier verschiedene Adressen

gerichtet, so daß sie erst auf einem Umwege über vier Vertraute in die Hände Dorothea Lievens gelangten.

Arbeitete diese an der Entente Rußlands mit Frankreich, so hat Olga Novikoff die Entente Rußlands mit England sich zur Lebensaufgabe gemacht.

Ihre ersten politischen Eindrücke empfing die junge Russin in ihrem Vaterhause, das den Panslawisten zum Sammelplatz diente. Und eine fanatische Panslawistin ist Olga Novikoff bis heutigen Tages geblieben.

1860 vermählte sie sich mit dem nachmaligen General Jvan Novikoff. Als junge Frau verkehrte sie in dem Salon der Großfürstin Helene, einer Tochter des Herzogs Paul von Württemberg, die damals die anerkannte Königin der Gesellschaft Petersburgs repräsentierte indem sie die Traditionen Katharinas II. hochhielt, die den russischen Hof zu einer Zentrale der schönen Künste gemacht hatte.



Frau von Staël
Nach einem Porträt von M. E. de Godefroy

Der Gesandte der russischen Regierung wohnt in Chesham Palace, und die „Gesandtin" Rußlands wohnt in „Claridge Hotel". Damit ist die Position Olga Novikoffs als Politikerin und Diplomatin am treffendsten gekennzeichnet, wenngleich kein Beglaubigungsschreiben ihrer Regierung sie offiziell in dieser Eigenschaft bestätigt.

Olga Novikoff, die Lord Beaconsfield einst die „Volksvertreterin Rußlands" nannte, trat mit nicht geringerer Bedeutung als politische Schriftstellerin auf. Außer zahlreichen Beiträgen für die russische und englische Presse zeichnete sie als Verfasserin des Werkes „Rußland und England", das seinerzeit kein geringes Aufsehen erregte.

Zum Freundinnenkreis Olga Novikoffs zählt Juliette Adam, die einstige Freundin Gambettas, den sie in dem letzten Band ihrer Memoiren „Après l'abandon de la revanche" recht kühl behandelt, und die erbitterte Feindin Bismarcks und seiner Politik, der sich vor Ausbruch des Krieges 1870 bis 1871 jedes Wort berichten ließ, das im Salon seiner Widersacherin gesprochen wurde, um sich über die in Paris herrschende Stimmung zu orientieren. Juliette Adam, die in den achtziger Jahren als Herausgeberin der „Nouvelle Rèvue" zeichnete, für die sie die Briefe über die auswärtige Politik schrieb, eine Gegnerin des Bonapartismus und Anhängerin der Republik, lenkte, da sie noch die Gattin des Republikaners de la Messine war, zuerst die Aufmerksamkeit durch ihre Broschüre „Idées antiproudhoniennes sur l'amour, les femmes et le mariage" auf sich, die als Erwiderung der Proudhonschen „La Justice dans la Révolution" erschien, welche Beleidigungen auf Daniel Stern und

auch George Sand gehäuft hatte. — „Daniel Stern" war das schriftstellerische Pseudonym der Madame d'Agoult, in der Juliette Adam eine bedeutsame Protektorin erwuchs. Die beiden Frauen wurden im Laufe der Zeit zu Freundinnen und zu — Feindinnen. Madame d'Agoult machte aus der kleinen Provinzlerin Juliette Adam eine Dame, die sie in die Gesellschaft einführte und der sie damit auch indirekt ihren „Salon" gründen half, jenen Salon, der späterhin zum Gegenstand der Eifersucht zwischen den beiden Frauen werden sollte.

„Sie sind eine Ehrgeizige," sagte Madame d'Agoult, „Sie werden sich meines Salons nur als Durchgangsstation bedienen."

„Ich würde den meinigen gern opfern," erwiderte Juliette Adam, die zu ihrer Freundin nnd Protektorin in Dankbarkeit emporblickte.

Gelegentlich der zweiten Verheiratung Juliettes nach dem Tode ihres ersten Mannes mit dem Abgeordneten Adam erfolgte der definitive Bruch der ehemaligen Freundinnen.

Madame d'Agoult war gegen die neue Ehe Juliettes.

„Eine Frau, die denkt, muß frei bleiben und absolute Herrin ihrer Gedanken."

„Ich brauche mehr das Glück als die Freiheit," entgegnete Juliette.

Die Debatte spitzte sich zu.

„Ehrgeizige, Sie wollen den ersten politischen Salon in Paris haben, der den meinen töten wird."

Die beiden Frauen gingen auseinander. Madame d'Agoult starb zwei Jahre darauf, und Juliette Adam wurde die Freundin George Sands.

Sie ist heute eine hohe Siebzigerin. Ihr Salon ist vereinsamt, und ihre Rolle als Politikerin gehört der Vergangenheit an.

## Eine Frage

In ferner Zeit ging oft der Lenz vorbei,
Ich fragte nie, ob es der letzte sei;
Mit seinen Blumen ziert' ich meinen Hut
Und träumte wohl, ein Mägdlein sei mir gut,
Und sah mich gar als einen hohen Herrn
Mit einem mächtig großen goldnen Stern —
So schritt ich blind durchs blütenbunte Feld,
Ein sel'ger Narr, ein Träumer und ein Held.

Und heute, als der Amsel Lied erscholl,
Wie kam's, daß mir das Herz von Tränen schwoll?
Sie sang von einem Lenz, der längst entschwand,
Sie sang von einem stillen, dunklen Land,
Dahin im Abendschein ein Wandrer zieht —
Sing, Amsel, sing! Ich lausche deinem Lied
Und weiß es ja: nun zieht der Lenz vorbei —
Und frage still, ob es der letzte sei.

Karl Berner



Fischmarkt. Die Figuren sind von van Dyck, das Stilleben von Franz Snyders

# Doppelautoren in der Malerei

Von

## Paul Mahlberg

In der Geschichte der Malerei stehen zahlreiche Werke, an deren Entstehung sich die Namen zweier oder mehrerer Künstler knüpfen. Derartige Doppelautorschaften können durch verschiedene Umstände hervorgerufen worden sein und sind darum auch in ihrem Wesen verschieden. Große Wandbilder, besonders Fresken, verlangten geschickte Gehilfen, von denen der eine oder andre nachher vielleicht selber einen Namen bekam und wohl gar von dem ihm angewiesenen subordinierten Platz im Bilde dem Werk des Meisters Glanz verlieh oder ihn noch steigerte. Wie es zum Beispiel bei Verrocchios „Taufe Christi" der Fall ist, wo das Ganze, etwas Bürgerliche, fast Armselige (einen „armen Schulmeister" nennt Wölfflin den Täufling) etwas mitbekommt von dem adligen Licht des Leonardoschen Engels zur Linken. Derartige Fälle sollen hier nicht zählen, denn im Grunde ist eine derartige Doppelautorschaft eine erst nachträglich von dem Gang der Geschichte heraufgeführte und nicht ein Charakteristikum der Entstehung. Der Entwurf des ganzen Werkes lag dabei immerhin in einer Hand, und ein Kopf leitete die Ausführung des Details.

Der hier an Beispielen aufzuführenden Gruppe von Arbeiten, bei denen mehrere Hände im Spiel und mancherlei Augenpaare und Köpfe am Werk gewesen sind, nähern sich schon jene großen Altarwerke des deutschen fünfzehnten und beginnenden sechzehnten Jahrhunderts, die von Generalentrepreneuren über-



Linker Flügel des Genter Altars: Die singenden Engel. Von Hubert van Eyck

nommen und von ihnen an einzelne Meister weitergegeben wurden. Solch eine „Tafel“, bestehend aus dem „Sarg“ (dem Unterbau), einem Mittelstück und Flügeln, mit gemaltem oder „bildnerischem“ Schmuck oder beidem zusammen, ist als künstlerische Einheit anzusehen und erforderte das Zusammenarbeiten koordinierter Faktoren (während es sich im ersten Abschnitt um über- und untergeordnete handelte), sei es nun, daß zwei Maler, oder Maler und Bildschnitzer zum Werk beisteuerten. Diese letztere Kombination verlangte bei dem viel komplizierteren Sehen der damaligen Zeit viel mehr Eingehen der Künstler aufeinander, als es unsern primitiven Augen erscheint.

Es ist noch eine Gruppe von Werken der Malerei nachzutragen, die der Künstler aus irgendeinem Grunde fragmentarisch zurückließ und die nun von einem andern vollendet werden sollten, wie es zum Beispiel beim Genter Altar der Fall ist. (Es ist hier wieder nicht von der Arbeit an einem und demselben Blatte die Rede, sondern von der Vollendung einiger Teile innerhalb eines großen, im ganzen zu sehenden Rahmens, von der Einfügung wichtiger Partien in einen Korpus.) Wenn hier Jan van Eycks Flügel ihn nicht aus der Atmosphäre seines Bruders hinausträgt, so ist das eine Ausnahme, die mit der brüderlichen Wesensverwandtschaft und mit dem geringen Altersunterschied

zu erklären ist. In der Regel hat sich in der Kunstgeschichte die Pietät als eine unzulängliche Hemmung des Originalitätsdranges erwiesen, und das, zusammen mit der häufigen Minderwertigkeit des späteren Künstlers, bewirkt, daß wir nur wenige vollständig im ursprünglichen Sinn ausgebaute Fragmente haben.

Von nachträglichen Einmischungen Fremder in das fertige Bild soll hier, wo es sich darum handelt, organisch mit dem Bilde verwachsene Okulierungen zu zeigen, nicht die Rede sein.

Es ist eine hohe Zucht, eine starke Disziplin bei aller künstlerischen Freiheit nötig, um sich vollständig in den Rahmen zu passen, den ein andrer schuf. Es ist das beste Erkennungszeichen für die Fähigkeiten eines Künstlers, wenn er die vorhandenen Bildabsichten errät, und innerhalb des Hinundher von Kompositionslinien und innerhalb der Farbenrhythmik Entschlossenheit und Kraft genug behält, sich am richtigen Punkte im gehörigen Takt einzusetzen. Es ist nicht so einfach, in das Bild eines Lebenden, dem man täglich ins Gesicht sehen, stumm Rede und Antwort stehen muß, ein paar Blumen oder Figuren zu malen. Ein differenzierter Mensch wird kaum und nur mit einem Anlauf darüber hinwegkommen, in das Gebilde eines andern einzugreifen; anderseits muß er differenziert sein, um nicht ein Loch in das Spinngewebe einer Bildkomposition zu reißen. —



Rechter Flügel des Genter Altars: Die musizierenden Engel. Von Jan van Eyck



Maria mit dem Kinde. Von P. P. Rubens. Snyders malte die Früchte, Seghers die Blumen, Jan Brueghel die Landschaft

Es gab aber eine Zeit, wo es gang und gäbe war, daß mehrere Spezialisten nacheinander ein Bild unter die Hand nahmen und jeder das hineinmalte, was ihm am besten lag. Heutzutage, wo ein Bild nicht gebaut, sondern die Fläche im Sturm eines Sehakts erfüllt wird, wäre solch ein System undenkbar. Immerhin hörten wir nach Leibls Tod (Leibl komponierte noch, als andre in einem Zuge die flüchtige Impression malten) davon, daß er mit Sperl zusammen gearbeitet habe, und zwar derart, daß von Leibl stets die Figuren, und wo immer Landschaften vorhanden, sie von Sperl gemalt seien. Das stimmt nicht ganz; es handelt sich nur um neun Bilder, wie Julius Mayr in „Kunst und Künstler" (VII, 177) feststellt. Ebendort (Seite 217 ff.) schreibt er von ihnen: „Diese Werke sind wie von einer Hand, und wäre es nicht die ureigne Meisterschaft, so wäre es sicher des Künstlers Ehrfurcht vor Leibls Größe gewesen, die gerade diese Landschaften in höchster Vollendung erstehen ließ. Sie sind nicht nur Meisterwerke der Malerei, sie sind mehr: ein ewiges Dokument inniger Künstlerfreundschaft. Und es ist kein Zufall, daß in der künstlerisch vielleicht vollendetsten Landschaft, die aus Sperls Hand kam, das beste Selbstporträt steht, das Leibl je geschaffen. Es ist das der „Birkhahnjäger", zurzeit in Wien befindlich."

Unter den zeitgenössischen Meistern der flämischen und Haarlemer Schule des siebzehnten Jahrhunderts war es Gebrauch, die Ausführung von Bildpartien mit solchen Darstel-



Die Taufe Christi. Von A. Verrocchio
Der Engel zur Linken ist von Leonardo da Vinci

lungen, die dem Maler selbst nicht lagen, den Händen befreundeter Künstler zu überlassen. Das siebzehnte Jahrhundert stand unter dem Einfluß von Rubens, und alle Künstler hatten sich mehr oder weniger von seiner Form und seiner Palette zu eigen gemacht. Das vereinigte sie und ließ sie auf den Bildern zu fast einheitlichen Wirkungen zusammenkommen. Allein unter den Bildern dieser Schulen, die das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin besitzt, befinden sich eine Menge Stücke, an denen mehrere Hände gearbeitet haben. Manche sind so gut zusammengestimmt, daß man den Fremdling erst merkt, wenn man darauf aufmerksam gemacht wird, manchmal aber hat die Haltung der Komposition einen Stoß bekommen oder die Farben streiten sich.

Die Arbeiten von Rubens sind sehr ungleich. In allen steckt etwas von seiner Stärke der Bewegung und der Farbe. (Gegen ihn sind alle Modernen grau.) Aber da er viel und schnell malte, mußte er manches in seinen Bildern seiner Werkstatt oder befreundeten Künstlern überlassen. An dem Bild der Maria in dem eben genannten Museum sind vier Künstler beteiligt, Snyders malte die Früchte, Daniel Seghers die Blumen, Jan Brueghel, der Samtbrueghel, die Landschaft, und Rubens selbst malte allerdings die Hauptsache, die Maria mit dem Kinde. Er hatte in der Darstellung des menschlichen Körpers, seiner Fleischlichkeit, weiterhin in dem Massiven seiner Gruppierungen eine Virtuosität erreicht, die auf andre darzustellende Dinge nicht anzuwenden war, da eine andre Materie eine andre Pinselführung verlangt und ein andrer Körper nicht jenen Impetus des Ausdrucks und der Architektur vertragen hätte. Das Gefieder eines Vogels oder das



Diana auf der Hirschjagd. Von P. P. Rubens. Die Tiere sind von Snyders gemalt



Straße vor dem Haarlemer Tor in Amsterdam. Nach einem Gemälde von van der Heijden. Die Figuren sind von Adriaen van de Velde

tänzelnde Geranke einer Pflanze hätte also auf seinen Bildern nicht dargestellt werden können, wenn nicht eben andre ausgeholfen hätten. Snyders war ihm ein beliebter Helfer. Er nimmt viel Platz unter den Werken des Rubens ein. Er malte Früchte und Tiere und gab sich Mühe, seinen etwas kleinlichen, in der Farbe trockenen Stil dem großen Zug, der saftigen Malerei und starken Palette des Größeren anzupassen. Er ist holländischer, will heißen er abstrahiert mehr auf die Materie, malt seine Welt mit Haut und Haar, ein liegendes oder springendes Tier und seinen Pelz, gepflücktes Obst und seine Schale. (Rubens malte das Liegen, das Springen, das Abgepflücktsein.) Immerhin befähigte ihn sein malerisches Empfinden, in den Bildern des Rubens eine gute Rolle zu spielen. Meistens handelte es sich nur um das Einsetzen eines Stilllebens, auf dem Bilde „Diana auf der Hirschjagd“ aber haben die zwei Künstler eine ganze Handlung in einer Landschaft aufgebaut, die Jan Wildens gestellt hat. Die Gruppe der Jäger ist von Rubens, die Tiere sind von Snyders. Die formale Einheit der Szene ist eine Täuschung auf den ersten Blick. Bei genauem Hinsehen merkt man, daß das Wort, das die Szene hier spricht, nicht in einem Atemzuge gesagt ist. Es ist ein zu großer Abstand zwischen Getier und Gejaid, und der Speer der Diana ist keine Verankerung, nur ein Gedankenstrich der Überlegung, daß hier zwei Temperamente gearbeitet haben müssen. Auch farbig fällt das Bild in der Mitte auseinander. Die Gruppe der Jagenden steht in lebhaften Farben, Leiber jauchzen, das Inkarnat leuchtet, das Zinnoberrot der Kappe des in rötlichen Tönen gehaltenen Mannes tutet vom Bildrand hell hinein. Hinter der dunklen Männergestalt steht Diana in hellkarminrotem Gewand gegen das gelbgrüne des Jägers. Links, auf der Seite





Birkhahnjäger im Herbst. Nach einem Gemälde von Leibl und Sperl



Landschaft mit dem heiligen Hubertus. Nach einem Gemälde von Jan Brueghel d. Ä.
Der Hubertus ist von P. P. Rubens

des Snyders, ist alles tonig, in ein paar Abstufungen von Braun. Die Landschaft in gedeckten Farben.

Jan Brueghel der Ältere hat, ähnlich wie Snyders, einige Bilder mit Rubens gemeinsam. Auf seinem Berliner Bilde „Landschaft mit dem heiligen Hubertus" ist der Hubertus von Rubens. Brueghel malt die bekannte Legende des wilden Jägers, der über der Erscheinung eines Kreuzes zwischen dem Geweih des wütend verfolgten Hirsches zur Einkehr kommt und ein Heiliger wird. Die Landschaft des Brueghel ist in der Farbe kühl, glasig-grün. Die Haltung der Komposition und der einzelnen Figuren ist steif. Man merkt, daß er die Hunde, das Pferd und den Hirsch wörtlich aus seinem Skizzenbuch genommen und in das Bild gesetzt hat. Das Motiv des Stehens und Liegens bei den Hunden, des Umwendens der Hälse hat etwas Hölzernes, Modellernes, Unüberwundenes. Dahinein kommt Rubens. Man könnte vermuten, daß seine farbige Geste das Bild sprenge. Aber er paßt sich ein, bleibt dem sich anheftenden Blick jedoch unverkennbar. Das Motiv seiner Bewegung ist kompliziert, er ist der Meister des Kontraposts. Hubertus prallt erschrocken zurück, erkennt das Wunder, sinkt bezwungen aufs rechte Knie (dabei mit der vorgestreckten Linken, zugleich wie seinen Hunden wehrend, die Balance haltend) und schlägt mit der Rechten demütig an seine Brust. Die Augen sprechen ein verliebtes Gebet. Die ganze Geste hat etwas Elegantes. So kniet der Weltmann Rubens vor einer schönen Frau nieder. Auch der Ausdruck paßt also nicht recht zu dem biederen Brueghel, dem's heilig ernst gewesen sein mag. Die Gestalt und der volle Fluß ihrer Bewegung ist aber so höfisch diskret, daß man sie eigentlich nicht als fremd in diesem Milieu der engen Gesten empfindet. Es ist die weltmännische Souveränität, die im fremden Land die fremde Sprache spricht. Unauffällig macht sich diese Bewegung zum farbigen Mittelpunkt des Ganzen: ein wenig Rot im Ärmel, lichtes Inkarnat, ein wenig Ultramarin in der Feder des Baretts, Blaugrün im Rock, Gelb in den Hosen.

In der Haarlemer Schule handelte es

sich meist nur um Anbringen von Staffage. Meistens besorgte das Adriaen van de Velde, ein Mitglied der berühmten Malerfamilie van de Velde. Wir finden ihn auf Bildern des van der Heijden, Wijnants, van de Cappelle und andrer. Er hat Übung und weiß seine Figuren so trefflich einzupassen, daß man sie nur dokumentarisch, nicht durch Stilvergleichung herausfinden kann. In einer „Straße vor dem Haarlemer Tor in Amsterdam" bringt er viel Volk so geschickt an, daß man sich wundern muß.

Gute Ergebnisse einer Doppelautorschaft sind sehr selten. Für gewöhnlich mußte der Künstler zufrieden sein, wenn das Bild, das er einem andern zur Ausgestaltung überließ, nicht verdorben wurde. Es ist nicht einfach, in der Weise eines andern zu singen. Dazu muß man das Instrument beherrschen und die Tabulatur in der Hand haben.

# Einsame Dämmerstunde

Von Paul Zech

Leise, leise dunkeln die Gemächer,
Blänkernde Geräte werden blind;
Durch die Fenster, die noch offen sind,
Wirft der Wind den Tropfenfall der Dächer.

Wie doch diese nebelschwangre Kühle
Jäh den Rhythmus der Geräusche lähmt.
Meine Seele, die sich tags gegrämt,
Bändigt alle irdischen Gefühle.

Und nun ruh' ich stumm und staune so,
Wie sich durch die nachtverwirrten Pfade
Ein Geläute tastet. Feierfroh

Und von Andacht gänzlich übermannt,
Ahn' ich: eine wundervolle Gnade
Faßt noch heute meine müde Hand.

# Ferne Nähe

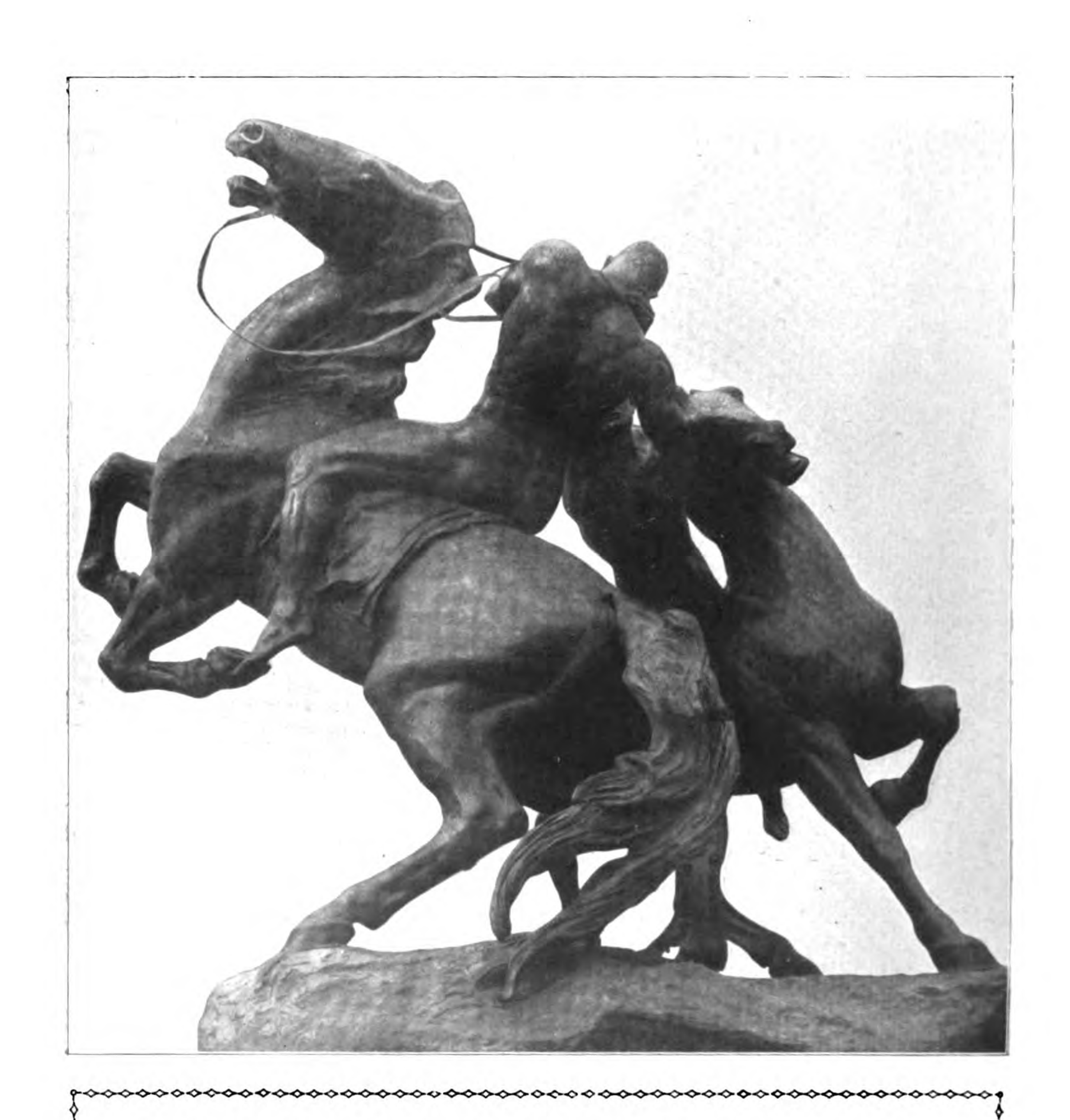
Von

Georg J. Plotke

Fremde Trauer schattet nieder.
Nachtumringt im Frühlingsgarten
Neigt sie lauschend ihrem zarten
Kindermunde feuchten Flieder,
Fremde Trauer schattet nieder.

Weicher Nachtwind, klage, raune,
Daß sie meine Trauer spüre,
Wie ich fiebre, wie ich friere,
Lautlos steh' ich drauß' am Zaune.
Weicher Nachtwind, klage, raune.

Wenn sie meine Liebe wüßte,
Überschäumten lichtumflogen
Jubelnd meines Lebens Wogen
Ihrer Schönheit stolze Küste,
Wenn sie meine Liebe wüßte.



**Ringkämpfer zu Pferd**

Kolossalgruppe in Bronze von Graf Jacques de Lalaing

# Die Mammutschnitzer von Predmost

Naturwissenschaftliche Plauderei von

**Wilhelm Bölsche**

Sie kommen — da hilft nun nichts mehr. Lange genug haben wir uns ehrlich gewehrt, nun ist es Zeit, daß wir uns ehrlich für besiegt erklären. Nämlich jene wunderbaren Menschen der Diluvialzeit, die so viele Jahrtausende vor Beginn unsrer geschichtlichen Überlieferung gelebt haben, daß den Historiker, dem schon ein Tag ein Wert ist, mit Recht dabei ein Gruseln überläuft. Wie auf dem Bilde Kaulbachs über dem Schlachtfelde noch die Geister der Gefallenen weiter bekämpft werden, so haben wir mit ihren unheimlichen Schatten gerungen, als sie zuerst vereinzelt aus den feuchtkalten Kellergewölben ihrer Höhlen aufzusteigen begannen. Aber aus den Schemen sind ganze Völker geworden, und die Gespenster haben, was das Entscheidende für ihre Aufnahme in die wirkliche Geschichte sein muß, für uns eine Seele bekommen. Keine Tradition wußte von diesen Menschen. Sie haben für uns keine Namen, keine Sprache, vielleicht auch keine Heimat, denn sie tauchen als schweifende Jägerstämme bei uns in Europa auf, die wer weiß wie weit herkommen konnten. Aber sie tauchen auf in der Eiszeit. Mit nicht schlechten, aber ganz einseitigen Waffen (Stein, Horn, Bein, Holz) jagen sie die märchenhaften Tiere jener Erdepoche, auf europäischem Boden Löwen und Panther, riesenhafte Bären, Elefanten und Nashörner, das Urwildpferd und den Präriebison. Nie wieder hat Europa solche Jagd gesehen. Wie verschwinden alle Herkulessagen der Griechen dagegen! Zu den Ungetümen, die sie bezwangen, möchte man sich schauerlich wilde Vormenschen denken, die selber noch halbe Ungeheuer waren. Zumal in so endlos ferner Zeit. Aber gerade das sind sie auch nicht gewesen, und daß sie es nicht waren, ist wohl das allverblüffendste an ihnen, vor dem auch die energischsten Heißsporne, die zuerst für ihre Existenz eintraten, noch etwas haben umlernen müssen. Sie hatten schon eine hochentwickelte Kunst! In unzähligen Denkmälern, die in Südfrankreich und Spanien neuerdings fast Monat für Monat neu aus den alten Höhlen und Kulturschichten hervorgezogen werden, ersteht diese Kunst augenblicklich imposant vor unsrem Blick. Schnitzereien, Gravierungen, Reliefplastik und farbige Malereien, Jagdszenen, Tierbilder, Ornamente darstellend, geben ein nie erwartetes, ein überwältigendes Bild. Diese Menschen begannen nicht erst mit der Kunst: sie besaßen sie bereits. Sie waren vielfach Meister der Darstellung. Die Prachtwerke über diluviale Höhlenmalereien, die gegenwärtig unter der Ägide des Fürsten von Monako erscheinen, riesige Quartbände mit Farbentafeln, enthüllen nicht nur wissenschaftliche Dokumente zur Kunstgeschichte, sondern sie geben einzelne Blätter, die fortan die Freude jedes künstlerisch empfindenden Auges sein müssen wie nur irgendeine große Höhenleistung sonst der älteren Kunst. Und erst seit wir in diese Kunst der Mammutjäger schauen, läßt sich wirklich jenes eben gebrauchte Wort anwenden: daß wir jetzt auch diese Menschen seelisch besitzen im Inventar unsrer Kulturgeschichte.

Von Mammutjägern also zu Mammutmalern und Mammutschnitzern! Die amüsante kleine Episode, die ich hier an diese mächtige neue Melodie knüpfen möchte, beweist indessen mit ihrem Anfang klärlich, daß man auch heute noch, in unsern (bekanntlich) sehr hellen Tagen, bei einem Mammut zunächst an etwas wesentlich andres denken kann als an Kunst. So geschah es nämlich Herrn Chrometschek,

Gutsbesitzer zu Predmost, einem kleinen Flecken bei Prerau in Mähren, der vor einer Reihe von Jahrzehnten hinter seinem Garten graben ließ und dabei in einer alten verbackenen Staubschicht des ehemaligen diluvialen Steppenbodens dieser Gegend auf eine Katakombe gewaltiger Knochen stieß. Die meisten und größten stammten vom Mammut, und nie bisher ist eine großartigere Anhäufung von Gebeinen dieses verschollenen europäischen Elefanten zutage gekommen. Die Reste von fast tausend Individuen sind noch in der Folge geborgen worden, junge und alte dabei, vom Urvater bis zum Embryo. Daneben Knochen des Nashorns, des Urstiers, des heute noch in Grönland existierenden Moschusochsen, des Elchs, des Wildpferds, der Gemse, vermischt mit denen von Löwe, Leopard, Wolf, Vielfraß und Biber. Herr Chrometschek aber als umsichtiger Landwirt ließ diesen ganzen reichen Segen, so oft er sich beim Abbau des alten Steppensandes wiederholte, reinlich zu Pulver zerstampfen und düngte seine Felder damit — lange Jahre hindurch. Und dann erst fanden ein paar hinzukommende ausgezeichnete Gelehrte (zunächst Wankel, nachher Maska und Kriz), daß dieser Dünger doch für Kohlköpfe oder Rüben entschieden etwas zu kostbar sei und besser menschlichen Gehirnen und wissenschaftlichen Theorien zugewendet werde. Als das ganz besonders Interessante ergab sich nämlich, daß es sich hier nicht bloß um ein zufälliges Massengrab vorweltlicher Tiere, etwa auf Grund zusammengeschwemmter oder in einem Staubsturm gemeinsam begrabener Kadaver, handeln konnte. Vorgeschichtliche Menschen hatten schon einmal die Hand dabei im Spiel gehabt. Zu vielen Tausenden lagen ihre Steinwerkzeuge am Fleck, auch einzelne Skelettreste. An Holzkohlen und Asche erkannte man, daß sie Feuer gebrannt hatten. Viele der Tierknochen waren künstlich zerschlagen, angebrannt, bekritzelt, rot gefärbt. Stellenweise lagerten die Mammutgebeine in hübsch sortierten Haufen: hier lauter Beckenknochen, dort Schulterblätter, Zähne oder Gelenkköpfe zueinander gesammelt. Kein Zweifel: Menschen hatten mit dem Material gewirtschaftet, und wenn irgend etwas nahelag, so war es die Annahme, daß es sich um eine Jägerstation handelte, wo frisches Jagdwild abgehäutet, verarbeitet, zum Teil gebraten und gegessen, zum Teil in seinen brauchbaren Knochenteilen ausgeschlachtet worden war. Wohlverstanden: hauptsächlich Mammutwild. Eine Art Abdeckerei oder Schlachthaus aus der Mammutzeit selber stand vor Augen, und der Schlächter war noch der Mensch gewesen!

Es war eine gar gewaltige Triebkraft, was dieses Mammutlager von Predmost damals, in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, in die annoch junge prähistorische Wissenschaft hineinzubringen schien. Zum ersten Male faßte man davor den ganzen Mut, den Menschen der alten Steinzeit wirklich zusammen zu sehen mit diesen schauerlichen letzten Urweltsgestalten der Tierwelt, die alle ältere Geologie noch durch die furchtbarste Erdenkatastrophe von jeglicher Menschennähe getrennt gedacht hatte. Aber der Geistesboden war zu glänzend damit gedüngt, um nicht eine ganz unerwartete Riesenrübe noch hervorzutreiben in Gestalt eines genialen Gedankens, der so genial war, daß er tatsächlich noch einmal die ganze Geschichte in die Luft fliegen ließ. Der Gedanke wuchs im durch und durch gescheiten Kopfe des alten Japetus Steenstrup aus Kopenhagen, der, damals schon bald achtzigjährig, eigens herangepilgert war, um sich auch von dem Wunder zu überzeugen. Steenstrup, Zoologe von Haus aus, dann selber Prähistoriker, hatte die gründlichsten allgemein geachteten Forschungen hinter sich — über das Liebesleben jener wundersamen Seetiere, die stets in einer Generation wirkliche Liebespärchen, in der nächsten dagegen nur ein einziges pflanzenhaft ausschlagendes Elternwesen hervorbringen, über die verschrobenen Augen der Flundern, über die geschichtlichen Geheimnisse der dänischen Torfmoore und Muschelbänke und andres mehr. Meister Steenstrup befand sich aber kaum im Angesicht des Mammutfeldes, so gab er auch schon die überraschendste Lösung. Jedermann kennt die berühmte Geschichte von den sibirischen Eiskadavern von Mammuten, die, vor ungezählten Jahrtausenden in Gletscherspalten eingefroren, heute noch gelegent-

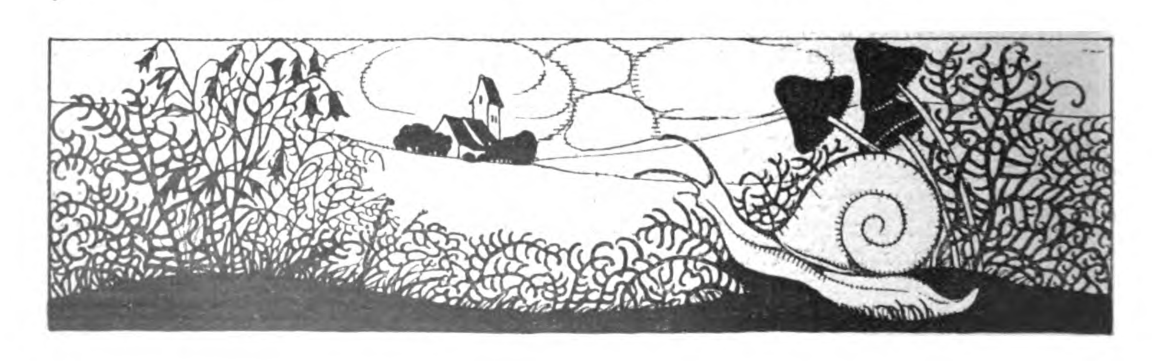
lich mit Haut und Haaren heraustauen. Wenn solches Tauen geschieht, kommen die hungrigen Wölfe heute noch hinzu und fressen von dem derben Brocken vorgeschichtlichen Gefrierfleisches, nicht minder aber besuchen die armen Tungusenjäger da oben die Stätte, um sich der famosen Elfenbeinhauer zu bemächtigen. Wer beweist uns nun, fragte der alte Steenstrup, daß ein solcher Hergang nicht auch den Fall Predmost selber erklären kann? Bis ans Ende der Eiszeit reichten nordsibirische Verhältnisse tief nach Europa hinein. Wenn nun schon damals im gefrorenen Boden oder Gletschereis solche Gefriermumien gesteckt haben? Bloß eben damals bis in Gegenden noch hinein, die so weit südlich lagen wie dieses mährische Predmost? Und wenn schon damals einmal ein solcher ganzer Eisschrank gerade hier aufgetaut ist, seine uralten Mammutbraten in nicht ganz delikatem Zustande wieder herausgebend? Wenn dann Menschen von damals in der Nähe vorbeizogen, werden nicht auch sie sich brauchbare Zähne und Knochen herausgesucht haben? Die ekle Stätte wird jedenfalls gründlich von ihnen durchwühlt worden sein. Wölfe werden von dem Fleisch gefressen haben. Wer weiß: am Ende sogar halb verhungerte Menschen selber. Steinzeitmenschen natürlich. Aber deshalb doch noch lange nicht Zeitgenossen des lebenden Mammuts. Keine Mammutjäger! Unabsehbare Zeiträume mögen die Zeit, da diese Mammute wirklich gelebt hatten, schon damals getrennt haben von der Stunde, da ihre Gefrierleichen heraustauend so in Menschenhand kamen. Sibirien in Predmost, nichts weiter, aber nicht lebende Menschen vor lebendigen europäischen Elefanten.

Wenn je ein Gedanke mit seiner Logik bezwang, so war es der. Ich weiß selbst noch genau, wie er mich absolut sieghaft gefangennahm, als ich ihn zuerst las. Es gab keine Widerrede. Für einen so geistvollen und eminent kenntnisreichen Kopf wie Virchow ist er damals entscheidend für seine ganze Stellungnahme zu diesen Fragen bis an sein Lebensende geworden. Er schien berufen, pädagogisch eine wahre Warnungstafel zu werden, wie heillos vorsichtig man beim Gehen auf diesem schwankenden Staub und Schnee der Vorwelt sein müsse. Nach solchem Fiasko an der eklatantesten Stelle mußte man auch alle andern angeblichen Beweise für das Zusammenleben von Mensch und Mammut mit neuen und mit sehr, sehr kühlen Augen ansehen. Die Franzosen besaßen damals längst in einer ihrer Sammlungen ein vielbewundertes Stück Mammutelfenbein — gefunden im Vézèretal in der Dordogne, wo heute das Pompeji diluvialer Kultur und Kunst ist — mit einem wohl erkennbaren eingravierten Bilde eines Mammuts. Das mußte jetzt eine Fälschung sein. Wenn einzelne tüchtige deutsche Forscher, die damals aburteilten, dort Direktor gewesen wären, wer weiß, in was für einer Müllgrube das unschätzbare Stück verschwunden wäre. Wer aber je noch so leichtgläubig sein wollte, es für echt zu halten, der mußte sich sagen lassen, daß es selbst dann nichts beweise; denn wenn die Steinzeitmenschen noch Eiskadaver mit erhaltenen Rüsseln und Mähnen aufgefunden hatten, so mochten sie danach auch ein echtes behaartes Elefantenbild, wie es jene Platte wies, konstruiert haben.

Das unschätzbare Stück... Denn das ist schließlich doch der Witz und die wahre Nutzanwendung der ganzen Geschichte geworden, daß der alte Steenstrup sich trotz- und alledem gründlich verhauen hatte. Seine Idee stand und fiel mit der einen Möglichkeit, daß jene Steinzeitler zu ihrer Zeit in Mähren mit uralten, in undenklichen Zeitfernen rückwärts niemals aufgetauten Eismassen und Gefrierböden in Berührung kommen konnten. Die nähere geologische Untersuchung der Stelle hat diese Möglichkeit aber rund verneint. Predmost ist überhaupt niemals in der Diluvialzeit derartig vereist gewesen, konnte also auch keine Mammute konservieren. Die Menschen jener Tage lebten nicht auf Dauereisboden, sondern in weiten Grassteppen, wie sie für große Landgebiete und Zeitperioden der langen Diluvialzeit vielfach in Mitteleuropa charakteristisch gewesen sind, Steppen, durch die die Saigaantilope streifte wie heute noch im südöstlichen Rußland. Ihrer Kultur und ihrem Körperbau nach gehörten diese Predmoster Jäger zu jenem diluvialen Volk, das man heute nach dem Fundort Solutré bei Lyon nennt; die Solutréenser waren

in Frankreich besonders eifrige Jäger auf die zahllosen, auch für die Grassteppe charakteristischen Herden von Wildpferden, wie sie ähnlich heute die Wüste Gobi bewohnen. Man schiebt gegenwärtig diese Solutréenser zeitlich ziemlich weit in die Diluvialzeit hinein und läßt sie wesentlich älter sein als die sogenannten Magdalenier, die das hauptsächlichste Volk jener französischen Kunsthöhlen im Vézèretal gewesen sind. Nun wissen wir aber, seit wir diesen Volksanschluß haben, aus zahlreichen andern Funden, daß in die Jagdsteppe der Solutréenser tatsächlich auch das Mammut noch allenthalben lebend gekommen ist. Ein Nichtzusammentreffen mit dem Menschen, dem jagdfrohen von damals, müßte also geradezu ein Wunder gewesen sein! Und so ergibt sich der alte Schluß für Predmost diesmal als die selbstverständlichste Folgerung: in dieser mährischen Steppe müssen die Mammute besonders zahlreich gewesen sein, und speziell in Predmost haben die mährischen Solutréenser besondere Jagdtriumphe über das Riesenvolk gefeiert. Damit aber werden auch alle weiteren Schlüsse wieder hinfällig. Jenes von der Hand eines Diluvialmenschen gezeichnete Mammutbild kann echt und nach dem noch lebenden Original gezeichnet sein. Es ist von einem Magdalenier gefertigt, also von einem Diluvialmenschen, dessen Volk, wie gesagt, erst einer späteren Epoche der Diluvialzeit als die Solutréenser angehört. Es beweist also, daß das Mammut über die Predmoster Tage noch lange in Europa hinaus gelebt hat. Inzwischen zweifelt aber an der vollwiegenden Echtheit dieses schönen Fundstücks auch deshalb längst kein Mensch mehr, weil man in den Höhlen des Vézèretals seither die prachtvollsten magdalenischen Malereien entdeckt hat, die zahlreiche Mammute in den lebendigsten Stellungen mitten unter den andern zweifellosen Jagdtieren von damals darstellen. Da hört jeder Gedanke wie an Fälschung, so auch an „Rekonstruktionen“ nach Eisfleisch auf. Gerade an dieser Stelle aber hat die Geschichte neuerlich nun noch eine besondere Krönung erfahren, die den würdigsten Schluß gibt.

Bereits ganz zu Anfang hatte man auf den Predmoster Knochen leise Kunstspuren entdeckt, Zickzackornamente, Wellenlinien, konzentrische Kreise, Dreiecke. Später kamen Elfenbeinschnitzereien zutage, darunter das Bild einer sehr rundlichen, anscheinend tätowierten Dame. 1895 stieß nun Herr Kriz auf ein mehrfach zerbrochenes Stück Mammutzahn, das ihm immerhin auch als ein unvollendeter Kunstversuch erschien, ohne daß er der Sache Bedeutung beilegte. Und erst 1909 faßte der andre treffliche Bearbeiter der Schätze, Maska, den wahren Sachverhalt: die richtig aneinander gepaßten Stücke zeigten ein höchst famoses Schnitzbild des Mammuts — ein zeitgenössisches Bild des so viel umstrittenen Mammuts von Predmost nunmehr in höchsteigener Gestalt. Die unbedeutend fragmentarische Figur mißt 116 Millimeter in der Länge. Das stark behaarte Tier ist auch hier in lebhafter Bewegung, wohl heranschreitend, erfaßt, die charakteristische Elefantenstirn erhoben, die kleinen Ohren schlagend, Rüssel und Beine in rascher Schrittstellung. Ganz besonders lebendig wirkt die Schwanzquaste, die die linke Flanke peitscht. Solche Lage ergab sich aus kluger Ausnutzung des Platzes, der gleichzeitig die Stoßzähne zum Opfer fielen; aber das Vorbild dieser Möglichkeit konnte nur aus dem lebenden Tier in der Seele des Künstlers sein — des Mammutschnitzers von Predmost.





# Kultur der Gegenwart



## Literatur



Der Maler Karl Bauer in München hat im Laufe der letzten Jahre eine Reihe von Bildnissen Goethes und Schillers geschaffen, die an dieser Stelle eingehende Erwähnung und warme Empfehlung fordern. Als vor etwa 60 Jahren Kaulbach einige ins Süßliche idealisierte Bilderchen mit Goethe im Mittelpunkt zeichnete, war alle Welt entzückt, und noch heute sieht man hier und da Wiedergaben solcher Gruppen, wie Goethe auf dem Eise mit seiner Mutter und Bettina, Goethe und Lotte, Goethe zu Pferde im Hintergrunde auf dem Wege nach Sesenheim und so weiter. Über jene Auffassung sind wir gottlob hinweg, und wer uns heute mit bildlichen Verkörperungen Goethes kommen will, der muß uns lebensvolle, lebensmögliche Darstellungen bieten, die uns zum Glauben an eine höhere Lebenswahrheit als die photographische zwingen. Das Recht eines schöpferischen Bildnismalers, uns Goethe und Schiller aus innerem Erleben darzustellen, ist unbestreitbar. Die nach dem Leben gezeichneten oder gemalten Bildnisse unsrer beiden Größten weichen so stark voneinander ab, daß wir in Wahrheit von keinem einzigen Bilde, auch nicht von den uns liebst gewordenen, sagen können: Ja, so war er, so muß er gewesen sein. Und die überm Gesicht des lebenden Goethe geformte Maske gibt uns zwar gewisse Anhaltsmaße für die Kopfbildung, kann uns jedoch gar keinen Ersatz für den Ausdruck des belebten Antlitzes gewähren. In Karl Bauers Goethebildern ergreift jeden, der den Dichter in seinen Werken in sich aufgenommen und sich mit den besten Bildnissen Goethes vertraut gemacht hat, das Gefühl: hier hat ein echter Menschen-



Goethe und Schiller im Gespräch. Nach einer Zeichnung von Karl Bauer

bildner aus den Tiefen inneren Mitlebens etwas hervorgebracht, was höher steht als das bloße Konterfei nach dem flüchtigen Leben. Ich bekenne frei, daß mir Bauers dreißigjähriger Goethe noch höher steht als der des Bildes von May, und eine Gruppe wie Goethe und Schiller im Gespräch ist ebensosehr eine Bereicherung des Verständnisses für die Gipfelhöhe unsrer klassischen Zeit wie der Bildniskunst der Gegenwart.

*

Was gescheite Franzosen über deutsche Literatur zu sagen haben, verdient in den meisten Fällen unsre Beachtung, schon um des neuen Standpunktes willen, von dem wir deutsche Dinge betrachtet sehen. Kommt bei einem Franzosen noch die gute Kenntnis der deutschen Sprache, also die Möglichkeit hinzu, aus den Quellen zu schöpfen, so ziemt es sich für uns, französische Bücher über unsre wertvollsten Besitztümer mindestens mit Wohlwollen aufzunehmen. Der schon durch eine Reihe von andern Schriften über deutsche Dinge und Menschen bei uns freundlichst bekannt gewordene Ernest Seillière hat ein Büchlein geschrieben, das in deutscher Übersetzung bei Hermann Barsdorf in Berlin erschienen ist: „Charlotte von Stein und ihr antiromantischer Einfluß auf Goethe.“ Herr Seillière erklärt selbst, daß mein Buch über Goethe, mein „heftiger Angriff“ auf Frau von Stein ihn teilweise zu seiner Arbeit gedrängt hat, und in der Tat ist Seillières Büchlein im wesentlichen der Versuch, die Stein ein wenig zu retten. Mir sind alle Versuche dieser Art sehr willkommen: bisher hat noch jeder mich in meiner Auffassung des sittlichen und geistigen Wesens der Stein bestärkt, und von Herrn Seillières gutgeschriebenem Büchlein gilt dies ebensosehr wie von den fleißigen Sammelwerken Wilhelm Bodes. Auch Herr Seillière, der meinen „Angriff“ ebenso „aufrichtig wie unerbittlich nennt“, faßt sein Urteil über die Stein in den Satz zusammen: „Charlottens geistiger Wert enthielt, was wir gern zugeben, nichts besonders Außergewöhnliches.“ Aber, verehrter Herr Seillière, dann stimmen wir ja vollkommen überein, denn damit ist ja der bis zum Erscheinen meines Buches von einem Schilderer Goethes dem andern ohne alle Kritik, ohne den Versuch eines urkundlichen Beweises, ohne die Benutzung der Briefe der Stein nachgeschwätzte Schwatz über die „verständnisinnigste Dichterfreundin“ endlich als bloßer Schwatz anerkannt und abgetan. Herrn Seillière verdanke ich übrigens eine wundervolle, mir bisher unbekannt gebliebene Bestätigung meines Urteils über die geistige Minderwertigkeit der Stein; er führt ein Urteil Karl Augusts zum Kanzler Müller aus dem Jahre 1828 über Charlotte von Stein an: „Sie ist eine recht gute Frau gewesen, aber eben kein großes Licht.“ Wie Karl August über die recht gute Frau geurteilt haben würde, wenn er ihre Nichtswürdigkeiten über ihn, über beide Herzoginnen, besonders über Goethe in den Hunderten von vertrauten Briefen an ihren Fritz gelesen hätte, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel. Herrn Seillière aber, dessen gut französische Höflichkeit im Streit mit einem Gegner ich dankbar anerkenne, muß ich gerade nach seinem wohlgemeinten Versuch erwidern: die Wahrheit über Frau von Stein ist im Fortschreiten, er selbst hat dazu beigetragen, und nie wieder kann von einem Vertreter wahrer Wissenschaft die alte Legende von Charlotte von Stein als der „Aspasia und Muse“ Goethes wieder aufgetischt werden, wie sie — es ist allerdings lange her — von einem so strengen Forscher wie Erich Schmidt einstmals verbreitet wurde. Auch Erich Schmidt war kurz vor seinem Tode an jener Legende irre geworden.

*

Wohl über keine Erscheinung unsres Bildungslebens herrscht eine solche Übereinstimmung wie über die Mißhandlung der deutschen Sprache in deutschen Landen. Aus diesem Gefühl heraus sind im letzten Menschenalter allerlei Bücher erschienen, die dem beklagten Übelstand abhelfen wollen. Ich erinnere nur an die Andresen, Heintze, Wustmann. Am stärksten von diesen drei Nothelfern deutscher Sprache scheint Wustmann gewirkt zu haben — ich sage: scheint, denn in

# Kultur der Gegenwart



Wahrheit hat Wustmann nicht tief gewirkt, sondern sich fast durchweg auf der Oberfläche des Sprachkörpers gehalten und Sommersprossen, Leberflecke, Wärzchen und allenfalls noch Hühneraugen zu beseitigen gestrebt. Er hat diese ja nicht unnützliche Heilgehilfenarbeit mit so selbstbewußtem Gezeter vollbracht, hat überdies aus Mangel an feinem Sprachgefühl sich so oft verhauen, daß man sein bekanntes Buch „Sprachdummheiten" nur mit starken Einschränkungen empfehlen darf. Unvergleichlich wertvoller ist das soeben in vierter, verbesserter und vermehrter Auflage erscheinende Buch von Professor Theodor Matthias: „Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs" (Leipzig, Fr. Brandstetter). Die Arbeit eines Menschenlebens steckt in diesem wertvollen, ja unentbehrlichen Sprachführer. Ginge es nach Verdienst und Gerechtigkeit, so hätte nicht Wustmann, sondern Theodor Matthias den höchsten Platz unter den Beiträgern zu dieser Literaturgattung einnehmen müssen. Niemand, den sein Beruf zu möglichst fehlerfreiem Deutsch verpflichtet, dürfte es wagen, auch nur ein gedrucktes Blatt in die Welt hinauszusenden, ohne in Zweifelfällen — und unsre Sprache ist voll von Zweifelfällen — diesen Sprachführer von Matthias zu befragen, es sei denn, daß er gleich Matthias sich die Erforschung des guten Sprachgebrauches selbst zu einer der Lebensaufgaben gemacht hat. Matthias ist kein Schulmeister, der aus selbstherrlicher Willkür entscheidet, geschweige denn ein grobianischer Polterer wie Wustmann, der selbst in den zweifelhaftesten Fällen nicht die Sprachgeschichte, nicht den Sprachgebrauch unsrer sorgsamsten Schriftsteller befragt, sondern immer nur nach dem eignen unfehlbaren Geschmack entscheidet. Matthias belegt jede seiner Empfehlungen und Verwerfungen mit überzeugenden Gründen und noch überzeugenderen Beispielen; und wenngleich ich ihm nicht in jedem einzelnen Punkte beipflichten kann, so bekenne ich doch voll Dank, daß ich gar manches von ihm gelernt habe. Ich betrachte sein Buch als eine notwendige Vorstufe zu meiner Deutschen Stilkunst, denn auch vom größten Stilmeister wird vor allem andern die sichere Herrschaft über das gute, das beste Deutsch gefordert.

*

Von Heines Briefen erscheinen zwei Ausgaben sehr verschiedener Art, die beide freundlichste Beachtung verdienen. Im Verlage Georg Müllers in München gibt der Wiener Heineforscher Friedrich Hirth den ersten Band von Heines Briefwechsel auf Grundlage der Handschriften heraus, der bis in den Anfang des Jahres 1831 reicht, so daß wir uns auf mindestens noch drei starke Bände gefaßt zu machen haben. An Vollständigkeit und Zuverlässigkeit läßt dieses große Unternehmen alles zurück, ja macht es überflüssig, was wir bisher an Sammlungen von Heines Briefen besaßen. Für die Heineforschung wird die Hirthsche Arbeit, deren Schwierigkeit ich aus meinen Erfahrungen mit der Handschrift der „Memoiren" nach Verdienst würdige, fortan eine der unentbehrlichsten Grundlagen bilden. Zahlreiche Briefe Heines in allen früheren Sammlungen haben erst durch Hirths gewissenhafte Vergleichung mit den Handschriften ihren urkundlichen Wortlaut erhalten, der oft in verblüffender Weise von den bisher bekannten Fassungen abweicht.

Eine gute Auswahl von Heines Briefen, die stattliche Zahl von 231, bietet uns Hugo Bieber im Bongschen Verlage zu Berlin, in einem handschriftlichen Bande von über 400 Seiten und mit einer sehr ausführlichen Einleitung über Heines Lebensgang. Wohlverdiente Sühne findet hier die ruchlose Gemeinheit, die von Salomon Heines Erben an dem todkranken Dichter und Vetter geübt wurde.

Eduard Engel



# Kunstgewerbe

### Auf der Mathildenhöhe in Darmstadt

„Das moderne Kunstgewerbe ist etwas, was mit der Kunst so gut wie nichts zu tun hat, desto mehr aber mit der Han-



# Kultur der Gegenwart



delsbilanz, mit dem Lebensniveau des gesamten Volkes und mit dem Ansehen der Nation auf dem Weltmarkt... Im Geiste des modernen Kunstgewerbes wäre es gar nicht so paradox, zu behaupten: die reine Qualität der Offenbacher Portefeuillerware bedeutet für die deutsche Kultur mehr als die Artistik der ersten Darmstädter Ausstellung." Diese beiden Sätze stehen (dieser Hinweis sei gestattet) in einem kleinen Büchlein, das ich im Jahre 1911 über das Kunsthandwerk in Hessen veröffentlicht habe. Die damals festgestellte Entwicklung, die von dem Experiment, das 1901 auf der Mathildenhöhe vor sich gegangen war, zu einer Durchsäuerung des ganzen Landes mit dem Ideal der Qualitätsarbeit geführt hatte, ist nicht unterbrochen worden; auch heute gibt es in Hessen eine Schar vortrefflicher Architekten und manche industrielle Betriebe, die mit Eifer und Erfolg schöne Qualität hervorbringen. Die allgemeine Steigerung unsrer gewerblichen Leistungsfähigkeit und unsres Geschmacks, die Verfeinerung unsres rhythmischen Empfindens und die Intensität unsres Wollens, der Zeit und ihrer Lebensart einen architektonischen Ausdruck zu schaffen, haben auch in Hessen immer weitere Kreise sowohl der Produzenten wie der Konsumenten, sowohl der Fabrikanten wie der Handwerker und der Kaufleute ergriffen. Und dies um so mehr, als tatsächlich, durch die kurze, aber eindringliche Geschichte der letzten fünfzehn Jahre bedingt, gerade Hessen einen besonderen Ehrgeiz aufwendet, an der Erneuerung unsrer optisch wertbaren Kultur teilzunehmen. Es blieb in diesen kleinen süddeutschen Staaten und Städten etwas von der alten Lust am Wettstreit bis heute lebendig, nur daß nicht mehr die Schwerter und die Brandfackeln geschwungen werden. Es blieb die Leidenschaft, sich gegenseitig zu überbieten: Darmstadt, Mannheim, Stuttgart, Karlsruhe, sie alle brennen darauf, den Künsten ein Olympia zu werden.

In Darmstadt also gibt es während dieser Monate zwei Ausstellungen; die eine, die im Residenzschloß eine ganze Flucht schön gemessener Säle füllt, will den Beweis erbringen, daß in dem Deutschland, das unter den Nachwehn des Dreißigjährigen Krieges politisch und wirtschaftlich zusammengebrochen war, dennoch eine beachtenswerte Kunst gegeben hat. Es soll eine Ergänzung zu der sehr berühmten Jahrhundertausstellung der Nationalgalerie gegeben werden, es soll die Malerei und die Plastik von 1650—1800 zur Vorführung kom-



Phot. R. Rost, Darmstadt

Restaurant auf der Darmstädter Ausstellung
Nach einem Entwurf von Architekt E. J. Margold



# Kultur der Gegenwart



men. Die andre der Darmstädter Ausstellungen ist auf der Mathildenhöhe zu sehen, an jener ehrwürdigen Stätte, da die Geburt des neuen Stiles sich entwirkte. Eben jene Ausstellung vom Jahre 1901 brachte den ersten Ansturm der Neuformer gegen die Nachbeter der Vergangenheit. Man muß sich für einen Augenblick jener Tage erinnern, da dort oben, inmitten einer seligen Landschaft, angespornt durch den Enthusiasmus des jungen Großherzogs, Olbrich und Peter Behrens, Christiansen

Aus der Darmstädter Ausstellung auf der Mathildenhöhe: Das Löwenportal von Professor A. Müller



# Kultur der Gegenwart



und Habicht, Bosselt, Patriz Huber und Bürck in stürmender Leidenschaft der Welt die Offenbarung des neuen deutschen Stiles glaubten bringen zu können. Gewiß, wenn man heute an den Häusern, die damals als Fanale in die faule Gewöhnung der Kopisten hineinflammten, vorbeispaziert, so lächelt man; das straff gegliederte Haus, das Peter Behrens baute, ausgenommen, ist alles auf eine seltsame Weise unmöglich geworden. Der Dilettantismus, aus dem heraus das damalige Experiment keckes Mutes vor sich ging, ist heute unverkennbar; unverkennbar aber blieb auch der Wille zur lustigen Revolution, der den Akademikern und Weisen zum Trotz mit Mauern und Dächern, mit Gesimsen und Fensterkreuzen ein tolles, aber zukunftfrohes Spiel trieb. Es sind alle diese Ornamente, diese Liniengeranke, diese Absichtlichkeiten, diese Programmschreie durchaus erledigt; aber wer die weiteren Etappen unsrer architektonischen und kunstgewerblichen Entwicklung, Dresden 1906, München 1909, Brüssel 1910, kennt, der weiß, daß ohne die jugendliche Begeisterung von Darmstadt der Staffettenlauf des neuen Stiles gelahmt hätte. Die Ausstellung vom Jahre 1901 war eine Tat, die weniger um ihrer selbst willen wertvoll bleibt, als wegen der Folgen, die sie auslöste. Die Raketen, die von der Mathildenhöhe gegen den mürrischen Himmel der Museumskünste aufzischten, leuchteten den schweren Truppen der Qualitätsarbeiter, die bald unter den minderlustigen Sprüchen einer neuen Werktheorie sich in Bewegung setzten.

Wenn nun heute auf der Mathildenhöhe abermals ästhetisch musiziert wird, so ist es unumgänglich, zu fragen, ob solch Konzert nicht ein wenig verspätet kommt. Rings im hessischen Lande wird rüstig, mit Verantwortungsgefühl und mit Geschmack gearbeitet; man weiß nicht recht, warum dann noch der spassige Lärm einer Feuerwerkerei nötig sein soll. Olbrich, der junge Behrens, Christiansen und die andern hatten Ursache, die Philister zu reizen und sich selber mit genialer Gleichgültigkeit in die Wolken zu projizieren. Wenn heute Albin Müller, Margold, Koerner und Hoetger etwas Ähnliches unternehmen, so scheint das nicht unbedenklich. Man empfängt den Eindruck, als würde Kraft vergeudet, Zeit mißbraucht und Geld unnütz ausgegeben werden. Man kann nicht recht glauben, daß durch solche Variante zur ersten Ausstellung die Mathildenhöhe abermals der Entwicklungsgeschichte des neuen Stils ein entscheidendes Datum bescheren dürfte.

Albin Müller hat eine Wohnhausgruppe gebaut, er wollte damit die schlimmen Fassaden, mit denen uns die Bauunternehmer segnen, abstrafen. Solch Unterfangen ist zu loben. Man möchte nur meinen, daß während der letzten Jahre schon mancherlei geleistet wurde, um wirksamer, als dies hier geschieht, auch vorbildlicher, die Mietkaserne menschenwürdig zu gestalten. Der Grundriß, wie ihn Müller organisiert hat, ist recht geschickt; seine fünfzimmerigen Wohnungen haben gutes Licht und schöne Raumverhältnisse. Die Gruppierung der Häuser als Randbebauung eines größeren Blocks ist eine Selbstverständlichkeit; sie hat dennoch als belehrendes Vorbild noch eine Aufgabe zu erfüllen. Einige der Häuser wurden durch Müller, Margold oder Koerner vollständig eingerichtet. Gegen die Möbel dieser drei Künstler lassen sich erhebliche Bedenken vorbringen; die Absichtlichkeit, mit der ungewöhnliche Formen angeboten werden, verstimmt. Schließlich sind die Möbel doch der Menschen wegen da, die Menschen aber können nicht gezwungen werden, sich dem krausen Subjektivismus eines Tisches und eines Stuhles anzupassen. Diese Eigenbrötelei, einst eine Stärke, ist längst als Schwäche erkannt worden, durch das Ideal der Qualitätsnorm wurde sie getötet. Ohne Zweifel, manches von dem, was die drei Darmstädter Virtuosen uns an raffinierten Dekorationen zu zeigen haben, ist talentvoll, vergnüglich und interessant, aber fast alles scheint bereits nicht mehr recht notwendig zu sein.

In den Räumen verteilt, hängen Bilder von dem Landschafter Oßwald, gewandte und temperamentvolle Impressionen. Die Bildnisse, die ein Stuck-Schüler namens Pellar pinseliert, sind undiskutierbar. Hingegen sind die Bild-

# Kultur der Gegenwart



werke des begabten Bernhard Hoetger trotz mancher Merkwürdigkeiten, trotz ihrer chinesischen und ägyptischen, assyrischen und frühgotischen Anklänge als die Symptome einer drängenden Gestaltungssehnsucht annehmbar.

Robert Breuer

## Politik

### Albanien

Das allgemeine Interesse ist auf den neuen Staat auf der Balkanhalbinsel gerichtet, dessen kaum gezimmerter Thron von unklaren, ungeregelten Wünschen, heftigen Leidenschaften und vielverschlungenen Intrigen wie von einer wilden Flut umbrandet erscheint. Es gibt verhältnismäßig so wenige Kenner dieses merkwürdigen Landes, und unter diesen wenigen befindet sich wiederum eine so kleine Zahl von Leuten, die sich über vorgefaßte Meinungen und ein einseitiges Interesse zu erheben vermögen, daß man sich nicht wundern kann, wenn sich die öffentliche Meinung in diesen Dingen nicht zurechfindet und sich von dem vermutlichen Verlauf der nächsten Geschichte des jungen Staates ein willkürliches, vielleicht ein falsches Bild macht.



Phot. A. Bender, Elberfeld

Bernhard Hoetger, Darmstadt: Mädchen mit Krug

Man würde an die Stelle eines möglichen oder vielleicht sogar wahrscheinlichen Irrtums einen sicheren, groben Fehler setzen, wenn man sich vermessen wollte, irgendwie vorauszusagen, wie es wohl wahrscheinlich kommen wird. Das vermag niemand, auch nicht der Kenner des Landes und der politischen Verhältnisse, es sei denn, daß er das unabweisbare Bedürfnis fühlt, sich lächerlich zu machen. Denn es ist ja eben das Charakteristische dieses Landes, daß es den Standpunkt, wo politische Berechnungen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen möglich sind, noch nicht erreicht hat. Hier sind überhaupt erst die Elemente zu bilden, aus denen eine politische Gestaltung hervorgehen kann. Natürlich bildet sich jeder Zeitungsleser seine Meinung aus den Nachrichten, die er über die Vorgänge in Albanien erfährt; er ordnet sich seine Eindrücke auf seine Weise. So entstehen bei uns bestimmte Vorstellungen, über deren Richtigkeit lediglich die Zukunft entscheiden kann. Es ist jedoch vielleicht nützlich, wenn gegenüber diesem Entwicklungsprozeß der öffentlichen Meinung von Zeit zu Zeit an einige Tatsachen erinnert



# Kultur der Gegenwart



wird, die während der beständig wechselnden Bilder der Tagesereignisse sehr leicht aus dem Gedächtnis entschwinden oder auch durch tendenziöse Einwirkungen beiseite geschoben werden.

Da ist zunächst die Kritik an dem Verhalten des Fürsten Wilhelm selbst. Sie ist sehr natürlich und in vielen Punkten gewiß sehr berechtigt. Leute, die mit klarem Blick die Verhältnisse an Ort und Stelle beobachtet haben, sind in ihrem Urteil über bestimmte Dinge so einig, daß man ihnen um so mehr recht zu geben geneigt ist, als es wohl auch hierzulande wohl nur wenige Leute gegeben hat, die nicht von sich aus zu denselben oder ähnlichen Gedanken gelangt sind. Daß der Fürst sich nicht schon vor Annahme seiner neuen Würde bei den Großmächten die Möglichkeit einer freien Verwendung größerer Geldmittel gesichert hat; daß er nicht — was ja zum Teil damit zusammenhängt — alles aufgewendet hat, um eine für sich geworbene Truppe von Landeskindern zu schaffen und sie persönlich militärisch auszubilden; daß er statt dessen Milizen aufzubringen versuchte; daß er nicht die Zeit benutzte, um sich in verschiedenen Teilen des Landes zu zeigen und sich beliebt und populär zu machen; daß er in Nordepirus bei den für Albanien und somit doch für ihn kämpfenden Truppen nicht erschien — das alles ist für uns schwer verständlich, ebenso wie der ihn offenbar beherrschende Glaube, daß die Einrichtung einer europäischen Hofhaltung in Durazzo irgendwelchen besonderen, den Respekt erhöhenden und seine Autorität befestigenden Einfluß auf die Albanier ausüben werde. Indessen, so richtig das alles zu sein scheint, so unterschätzt man doch wohl die Gegengewichte, die sich jedesmal anzuhängen schienen, wenn der Fürst geneigt war, Entschlüsse in der erwähnten Richtung zu fassen. Da war zunächst die Persönlichkeit Essad-Paschas, demgegenüber der Fürst nach seinem Eintreffen in Durazzo wohl ein ähnliches Gefühl haben mochte wie der Tierbändiger im Käfig des Königstigers; er fürchtet sich zwar nicht und behält seine unbefangene Haltung, er weiß aber auch, daß er der Bestie nicht längere Zeit den Rücken zukehren darf und jede Minute auf seiner Hut sein muß.

In einer Beziehung aber scheint Fürst Wilhelm auch hinsichtlich des albanischen Volkes eine gewisse Enttäuschung erfahren zu haben. Nicht hinsichtlich des allgemeinen Kulturniveaus, von dem wohl nicht anzunehmen ist, daß er sich optimistischen Meinungen darüber hingegeben hat. Aber vielleicht hat er das nationale Einheitsgefühl und das allgemeine Freiheitsbedürfnis der Albanier überschätzt. Wie es damit in Wirklichkeit steht, davon bestehen wohl auch bei uns hier allerlei falsche Vorstellungen. Wenigstens zieht man gern Parallelen zwischen den Verhältnissen, in die jetzt der erste Fürst von Albanien hineingelangt ist, und denen, in die sich seinerzeit Prinz Karl von Hohenzollern in Rumänien und Prinz Alexander von Battenberg in Bulgarien hineingestellt sahen. So nahe der Vergleich liegt, so irreführend kann er wirken, weil bei aller Zerrüttung und Rückständigkeit, die seinerzeit Fremdherrschaft und Mißwirtschaft von Jahrhunderten sowohl den Rumänen als auch den Bulgaren gebracht hatten, doch in beiden Völkern eine ganz andre Grundlage vorhanden war, auf der ein kluger und gewissenhafter Fürst etwas aufbauen konnte. Albanien ist mindestens um eine Station hinter dem Zustand zurück, der Bulgarien oder Rumänien in den Anfängen ihrer modernen staatlichen Entwicklung eigen war. Den Albaniern ist zwar ein bestimmter Stammescharakter eigen und ein Bewußtsein ihrer Eigenart, woraus sich mit der Zeit einmal das Bedürfnis, einen Staat zu bilden, entwickeln muß; vorläufig fehlt ihnen jedoch das Staatsempfinden noch ganz und gar. Auch ihr Freiheitsdrang steht noch auf einer kindlichen Stufe; er ist gänzlich unpolitischer Natur und erhebt sich noch nicht über die naive Abwehr jeder Willensbeschränkung, die eine andre Quelle hat als den persönlichen Vorteil des einzelnen und das Herkommen. Der Fürst scheint wohl geglaubt zu haben, daß die Freude über die neuerrungene nationale Unabhängigkeit ausreichen würde, um ihm gerade bei vorsichtiger Zurückhaltung und gänzlichem Fernbleiben von allen Mo-



# Kultur der Gegenwart



menten, die den inneren Zwiespalt nähren, eine allgemein anerkannte Stellung über den Parteien zu sichern. Aber das setzt eine gewisse Reife, eine Erkenntnis des Staatszweckes voraus — Eigenschaften, die den Albaniern einstweilen noch abgehen. Jetzt bis auf weiteres kann nur die mit den einfachsten, ja brutalsten Mitteln zu erreichende Schaffung, Verbreitung und Befestigung der Erkenntnis, daß es für jeden einzelnen das angenehmste und vorteilhafteste ist, zum Fürsten zu halten, die Unterlage geben, auf der die eigentliche Arbeit für die Errichtung des albanischen Staates vor sich gehen kann. Man begegnet hier und da auch wohl der Vorstellung, daß der Mangel an Verständnis für die Notwendigkeit und Bedeutung eines nationalen Staates bei den Albaniern die Folge ihrer religiösen Zerklüftung sei. Es sei eben unmöglich, Christen und Mohammedaner an einem Wagen ziehen zu lassen. Auch diese Vorstellung trifft nicht ganz zu, obwohl natürlich hin und wieder auch der religiöse Fanatismus eine Rolle spielt, besonders dann, wenn er von außen mit künstlichen Mitteln besonders angefacht ist, um politischen Nebenzwecken zu dienen. Im allgemeinen ist aber der Religionshaß nicht die Quelle der Wirren, Parteiungen und Fehden. Diese entspringen vielmehr aus Streitigkeiten der Stämme und Familien und vereinigen in der Regel Bekenner verschiedener Religionen auf derselben Seite. Deshalb war zum Beispiel die Teilnahme des Fürsten an dem mohammedanischen Gottesdienst gewiß ganz angebracht und recht gut gemeint, aber sie erzielte nicht den Eindruck, auf den sie berechnet war, weil das religiöse Moment gar nicht die Rolle spielt, die ihm oberflächliche Beurteiler Albaniens zuschreiben. Der Ruf der Aufständischen nach einem mohammedanischen Fürsten war eine solche künstliche Mache, wie sie soeben erwähnt wurde. Aus alledem geht hervor, daß die Uneinigkeit der Albanier und ihre vorläufige Verständnislosigkeit gegenüber dem Staatsgedanken nicht auf besondere äußere Ursachen oder eine besonders schwierige Veranlagung zurückzuführen ist, sondern daß sie nichts andres ist als — Rückständigkeit der Entwicklung. Daraus läßt sich die tröstliche Folgerung ziehen, daß die Fehler des Fürsten, die zweifellos gemacht worden sind, nicht in dem engen inneren Zusammenhang mit den entstandenen Schwierigkeiten stehen, wie er wohl meist bei uns vorausgesetzt wird. Einem andern, der andre Fehler oder vielleicht gar keine gemacht hätte, wäre ungefähr das gleiche passiert. Als man den Staat Albanien schuf, hat man eine Entwicklungsstufe überspringen wollen; jetzt muß man sich wohl oder übel mit den Erfahrungen abfinden, die dabei nicht ausbleiben konnten.

Ja, warum hat man das überhaupt getan? Hat nicht die französische und russische Presse das alles vorausgesagt? Ist es nicht auch von der französischen und russischen Regierung durch entsprechende Bedenken und ihre ganze Haltung so weit angedeutet worden, wie es die Rücksicht auf England und die aus andern Gründen notwendig zu erhaltende Einigkeit der Großmächte irgend gestattete? Die Antwort liegt in der Gegenfrage: Was hätte sonst geschehen sollen? Die in diesem Gebiet zunächst interessierten Großmächte, Österreich-Ungarn und Italien, konnten hier unmöglich ihre Interessen im Stich lassen; sie konnten es weder gestatten, daß sich hier ein Konfliktstoff zwischen ihnen selbst entwickelte, noch konnten sie den Bestrebungen des Südslawentums freie Bahn lassen. Deutschland mußte hierbei im eignen Interesse seine Verbündeten unterstützen, auch als Freund der Türkei helfen, daß nicht sogleich wieder neuer Zündstoff auf der Balkanhalbinsel angehäuft wurde, und dieses Interesse hatte auch England und schließlich die Gesamtheit der Großmächte. Aus dieser Verlegenheit ist Albanien entstanden. Aber man darf nun auch nicht so weit gehen, daß man einer Entwicklung, die zurzeit infolge besonderer Umstände und verfrühter Entschlüsse gewisse Schwierigkeiten bietet, jede Zukunft abstreitet, noch dazu, wenn der Beurteiler von unsern heimischen Verhältnissen ausgeht. So schlimm steht die Sache nicht, auch wenn sie dem ordnungsliebenden, konsequenten und gründlichen Deutschen heillos verfahren erscheint. Nur Geduld ist dazu nötig.



# Kultur der Gegenwart



Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, manche Umstände, die bei der Beurteilung leicht übersehen werden, wieder in das Gedächtnis zurückzurufen.

W. von Massow

## Recht u. Gesellschaft

### Uneheliche Kinder und ihr Recht

Das Thema der unehelichen Kinder ist ein Thema jahrhundertelangen Unrechts und seine Geschichte eine Geschichte des Martyriums und der menschlichen Unbildung. Zwei große und schwere Mißgriffe sind hier zu verzeichnen, einmal die Wahnidee, als ob die sündhafte Erzeugung dem Kinde einen Makel anklebe, welche Idee noch in der Art verschärft wurde, daß man glaubte, derartige Kinder können nicht gut und nicht vorteilhaft gedeihen, denn aus einer fluchwürdigen Tat könne nimmermehr etwas Gutes hervorgehen. Die Ansicht kehrt im Leben der Völker häufig wieder, namentlich was die Ehebruchskinder betrifft; diese wurden von der größten Mißgunst verfolgt, wie wenn sie mit einem Brandmal auf die Welt kämen. Ein andrer Mißgriff war der, daß man keine Unterscheidung machte; man unterschied zwar zwischen Kindern der Ehe und Kindern der Nichtehe, aber auch bei den letzteren gibt es viele Arten und Varianten. Man denke an das Kind einer Prostituierten auf der einen Seite und an das Kind, welches aus dem Umgang zweier Personen hervorgeht, die in freier Liebe zusammenleben, die zwar nicht durch die Ehe verbunden sind, aber doch in ihrem ganzen Fühlen und Denken eine treue und aufopfernde Gemeinschaft bilden. Dazu kommen diejenigen unehelichen Kinder, welche aus momentaner Leidenschaft oder in der Verirrung des Augenblicks gezeugt worden sind. Schon das Altertum und der Orient haben hier Unterschiede gemacht, die später verloren gegangen sind; namentlich hat das Altertum die aus freier Liebe hervorgehenden Kinder zwar nicht den ehelichen gleichgestellt, sie aber doch mit gewissen Vorzügen ausgestattet und ihnen unter Umständen eine Beziehung zum Erzeuger gegeben. Bei den Kindern der Prostituierten oder der mit vielen Männern lebenden Frau tritt im Gegensatz zu den vorigen Fällen das eine Moment stark hervor, daß die Vaterschaft unsicher ist, und diese Unsicherheit der Vaterschaft führte zu dem Satze, daß man dem Kinde gegenüber dem Erzeuger alle Rechte abstritt — ein Satz, den man unberechtigtermaßen auf alle unehelichen Kinder ohne Ausnahme ausdehnte. Dagegen hatte das Altertum, namentlich auch das römische Recht, die gute Vernunft, den Kindern nicht nur gegenüber der Mutter, sondern auch gegenüber der mütterlichen Familie alle Rechte eines ehelichen Kindes zu geben; denn da der Blutsverband hier derselbe ist, so ist nicht abzusehen, warum man dem Kinde die Familie entziehen sollte; jemand die Familie entziehen ist der größte Fehler, den man begehen kann, denn die Familie ist ein bildendes und ein zügelndes Element, das in der Menschheit nicht zu entbehren ist. Wer das Kind aus der Familie ausstößt, verfehlt sich damit nicht nur gegenüber dem Kinde, sondern auch gegenüber der Menschheit. Es gibt Kulturfeindliches genug in der Welt, wir brauchen es nicht noch durch weitere kulturfeindliche Maßnahmen vermehren.

Der Orient hatte gewisse Institute, welche den unehelichen Kindern entgegenkamen; wo man das System der Nebenfrauen hatte, hatte man auch dem Kinde der Nebenfrau eine Zuflucht in der Familie gestattet, und im Islam, wo dem Manne der Verkehr mit seinen Sklavinnen freisteht, wird sowohl die Sklavin, deren Kind der Mann anerkannt hat, als auch das anerkannte Kind günstig behandelt; es wird mit dem Tode des Erzeugers frei und steht zu seiner Familie in Beziehung. Ähnliche Nebenfrauenverhältnisse bestanden auch bei den Germanen. Sie sind dann später durch die Kirche verboten worden, und nun entstand im Mittelalter infolge mystischer Anschauungen eben jenes System, das auch schon bei andern Völkern vorkommt, das System, daß man das uneheliche Kind als ein fluchwürdiges



# Kultur der Gegenwart



Erzeugnis brandmarkte und ihm nicht nur die Vaterfamilie, sondern auch die Mutterfamilie abstritt: man gab ihm höchstens eine Beziehung zur Mutter, nicht auch zu der mütterlichen Familie. Noch mehr, es wurde im ganzen Leben schlecht behandelt, man schloß es von den Zünften und von den Staatsämtern aus und verfehlte sich damit sowohl gegen die sozialen Interessen als auch gegen das individuelle Recht.

Diese letzte Ungerechtigkeit ist nun im Schwinden begriffen. Es wird heutzutage kaum in der Gesellschaft jemand ein uneheliches Kind die Abstammung fühlen lassen, und der Anhalt, welchen hier das Recht in der Volksanschauung hatte, fällt von selbst weg; jeder ist dasjenige, was er tut und leistet, und die Anschauung von einer erblichen Belastung solcher Kinder fällt von selber zusammen. Die Erfahrung hat das Gegenteil gelehrt, denn sehr häufig sind uneheliche Kinder Menschen von großer Begabung gewesen, auch Menschen von hervorragender Sittlichkeit; und wenn sich dabei ein großer Prozentsatz von Mißwachs findet, so ist das nicht auf die internen Eigenschaften zurückzuführen, sondern auf den Mangel der Erziehung und auf die schlechte Atmosphäre, in der das Kind aufgewachsen ist.

Eine wichtige Einrichtung zur Sanierung der Verhältnisse ist die Legitimation. Sie ist nicht ein deutsches, sondern ein byzantinisches Institut. Sie kann geschehen durch nachfolgende Eheschließung der Erzeuger, aber auch durch Staatsakt, sogenannte Ehelichkeitserklärung. Unsre kontinentalen Rechte haben alle das Institut der Legitimation durch nachfolgende Ehe angenommen. Vorausgesetzt ist, daß das Kind von den beiden Eheschließenden seinerzeit erzeugt worden ist, was aber angenommen wird, wenn sie miteinander verkehrt haben und keine genügenden Umstände dafür sprechen, daß das Kind aus einer andern Erzeugung stammt. In welcher Weise dies im einzelnen durchgeführt wird, darin sind die Gesetzgebungen verschieden. Manche verlangen, daß der Erzeuger das Kind vor der Ehe anerkannt hat, andern genügt es, wenn er auch nur der mögliche Vater des Kindes ist. Die Legitimation tritt unmittelbar mit der Ehe ein, und sie hat die Wirkung, daß das Kind von diesem Augenblick an ein eheliches Kind ist, und zwar nicht nur in bezug auf die beiden Eltern, sondern auch in bezug auf die beiderseitigen Familien. Das Kind bekommt daher eine vollkommene Familie nach beiden Seiten hin, und dies ist ein großer Vorzug.

Das englische Recht hat leider das Institut nicht angenommen, doch folgen manche amerikanische Rechte in dieser Beziehung den Grundsätzen unsers Kontinents.

Eine andre Art, dem Kinde aufzuhelfen, ist die Adoption. Sie ist eigentlich nicht ein Institut, das für uneheliche Kinder geschaffen ist; aber es sind keine Gründe vorhanden, warum die Adoption den unehelichen Eltern versagt sein sollte. Sowohl die Adoption durch die Mutter als auch die Adoption durch den Erzeuger hat eine vernünftige Bedeutung; beides gibt dem Kinde gewisse Familienrechte, wenn auch nicht in dem Maße wie die Legitimation; denn die Adoption verbindet das Kind immer nur mit dem Adoptanten, nicht auch mit der Familie des Adoptanten. Auch die Ehelichkeitserklärung, das heißt die sogenannte Legitimation durch den Staat, gibt dem Kinde nur eine derartige rein persönliche Beziehung. Das altgermanische Recht kannte eine Möglichkeit, dem Kinde dadurch eine Familie zu geben, daß man die Familiengenossen zusammenrief und daß diese das Kind in ihren Kreis aufnahmen (Attleiding).

Besondere Schwierigkeiten entstehen, wenn ein Kind in einer nichtigen Ehe geboren wird, das heißt in einer Ehe, welche zwar vor dem Standesbeamten abgeschlossen ist, der aber gewisse Nichtigkeitsgründe ankleben, hauptsächlich wenn der eine Ehegatte in einer noch ungelösten Ehe lebte. Man konnte nicht verkennen, daß derartige Kinder eine andre Stellung haben als die unehelichen, denn sie haben jedenfalls eine staatliche Eheschließung für sich; und darum hat schon das kanonische Recht ihnen die Rechte der Ehelichkeit gegeben, vorausgesetzt, daß mindestens der eine



# Kultur der Gegenwart

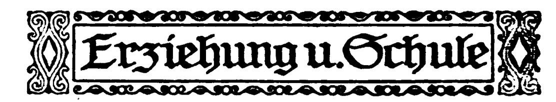


der Ehegatten in gutem Glauben war; so auch unser Bürgerliches Gesetzbuch. Diese Bestimmung ist ungenügend. Mit Recht hat das Schweizer Gesetzbuch und der ungarische Entwurf ihnen überhaupt ohne alles weitere die Ehelichkeit gewährt, denn wozu bedarf es des guten Glaubens eines der Ehegatten? Warum sollte ein bösgläubiger Ehegatte dem Kinde schaden können? Wesentlich ist, daß dem Kinde eine Ehe zur Hilfe kommt.

Eine besondere Behandlung müssen die Kinder finden, welche während der Ehe geboren sind und nicht als eheliche anerkannt werden können. In dieser Beziehung bestehen verschiedene Systeme. Allgemein gilt der Grundsatz, daß, wenn ein während der Ehe geborenes Kind auch nur möglicherweise von dem Ehemann gezeugt ist, es als eheliches Kind anzusehen ist; der Umstand, daß etwa die Ehefrau Ehebruch getrieben hat, ist nicht genügend, ihm diese Rechte abzustreiten. Wollte man etwa nach der Ähnlichkeit oder nach andern Äußerlichkeiten entscheiden, wie es so manche Völker tun, so würde man in die größte Unsicherheit kommen, und nichts wäre verderblicher als dieses. Es genügt also, daß das Kind möglicherweise von dem Ehemann herrührt. Die Unmöglichkeit aber kann in irgendeiner Weise nachgewiesen werden, auch dann, wenn ein ehelicher Umgang stattgefunden hat, zum Beispiel wenn das Kind ausgesprochene fremde Rasse zeigt oder wenn es vollausgetragen zur Welt kommt, während der eheliche Umgang erst kurze Zeit vorher stattgefunden hat. Dazu kommt aber noch ein andres Element: die meisten Rechte gehen ferner davon aus, daß, wenn der Ehemann von der Geburt des Kindes weiß und sich damit zufriedengibt, alles weitere außer Betracht bleiben soll und das Kind ein eheliches Kind ist, trotz aller eben erwähnten Unmöglichkeiten. Der Gedanke ist der: der eheliche Friede soll nicht durch häßliche Nachforschungen habsüchtiger Dritter gestört werden. Diesen Grundsatz hat beispielsweise das französische Recht, das deutsche, das Schweizer Gesetzbuch: die Anerkennung des Ehemannes deckt das Kind vollständig, und die Anerkennung wird angenommen, wenn der Ehemann nicht innerhalb bestimmter Zeit das Kind in entsprechender Form verleugnet. Auch das preußische Landrecht folgte diesem Prinzip und machte nur bei Fideikommissen eine Ausnahme; auch das bayrische Landrecht wurde so ausgelegt, während das alte sächsische Gesetzbuch es dem Kinde oder dritten Interessenten vorbehielt, trotzdem die Unehelichkeit geltend zu machen.

Unser Bürgerliches Gesetzbuch ist den Anforderungen der Gegenwart sehr ungenügend entgegengekommen; es gibt dem unehelichen Kinde zwar die Rechte gegenüber der Mutter und der mütterlichen Familie, aber auch hier mit dem Vorbehalt, daß die uneheliche Mutter keine elterliche Gewalt über das Kind erwirbt. Gegenüber dem Erzeuger aber hat das Kind gar keine Familienrechte, sondern nur das Anrecht auf eine gewisse Alimentation bis zum sechzehnten Lebensjahr. Selbst wenn der uneheliche Erzeuger das Kind anerkennt, wird dem Kinde die väterliche Familie nicht eröffnet, ja es erwirbt nicht einmal ein Erbrecht gegenüber dem Erzeuger, auch nicht in Ermanglung ehelicher Kinder.

Josef Kohler



## Erziehung u. Schule

### Die Fibel

> Bücher sind Marksteine im Leben: die ersten Steine dieser Art aber, über die der Mensch stolpern muß, pflegen die Fibeln zu sein.

Wenn die Mutter ihren schulreifen jungen Mann oder das kleine Mädchen an der Hand nimmt, um in den Buchladen zu gehen und das erste Schulbuch zu kaufen, ist das ein feierlicher Akt, dessen sich die Großen und die Kleinen gleich bewußt sind: die Fibel ist das Billett in die Gesellschaft der Gebildeten oder doch derer, die es sein und werden wollen. Stolz und mit einer gewissen Scheu trägt der junge Bürger dieses Buch nach Haus, ja, er trägt es, wie er dereinst zum erstenmal die erste lange Hose tragen wird, mit nichts anderm läßt sich dieser



# Kultur der Gegenwart

denkwürdige Gang vergleichen, und zu Haus stellt man das Buch nicht zu den andern Büchern, zu Märchenbüchern und Bilderbüchern, es wird sorgsam in Papier eingebunden und kommt in den Schulranzen und ruht dort, geehrt und geliebt, wie in einem heiligen Schrein. Ein wenig Furcht mag sich wohl auch der Ehrfurcht beimischen, aber bis die Schule richtig beginnt, sind die alten Märchenbücher Kindersachen für ganz kleine Kinder, nicht für angehende Schüler: dann und wann nimmt man die neue Fibel vor und blättert in ihr, und sie wird vertrauter mit jedem Tag, denn sie ist so gut und noch besser als das beste Bilderbuch; die Fibel ist selbst ganz voll von Bildern, und hinten stehen schöne Geschichten und Gedichte, die die Mutter vorliest . . .



Aus der „Großstadtfibel" (Verlag Nemnich, Leipzig)

Wenn die Mutter die Fibel in der Hand hat und ihrem Kinde etwas vorblättert, mag sie wohl nicht weniger erstaunt sein über dieses Buch als ihr Kind; das langweilige, trockene, nichts als ernste Büchlein, das man ihr selbst einmal in die Hand gedrückt hatte, als sie zur Schule sollte, steht ihr vor Augen, und sie mag wohl denken, die Jugend von heute habe es besser; denn es gibt kaum ein drastischeres Mittel, den pädagogischen Geist unsrer Zeit anschaulich zu machen, als solche moderne Fibel. Aber die Mutter wird nicht ahnen, welche Summe bewußter Arbeit ein solch kleines Büchlein darstellt, wie hier jeder i-Punkt und jedes Trennungszeichen bedacht, ja erklügelt ist, wie man mit allen Mitteln moderner Forschung vorgeht, um die Reihenfolge, nach der die Buchstaben gelehrt werden, festzulegen, wie





# Kultur der Gegenwart



die Wort- und Zeilenabstände „experimentell" zurechtgelegt, wie mühsam und sorgfältig die Form der Buchstaben gefunden wurde ... Jahrhunderte haben daran gearbeitet, dieses Büchlein zu gestalten, Bände sind darüber geschrieben worden, gelehrte Systeme hat man aufgebaut und wieder umgestürzt — unsrer Zeit aber war es vorbehalten, diese Arbeit, die noch keineswegs beendet ist, bedeutsam zu fördern.

Man muß schon bedenken, daß wir in Deutschland nicht weniger als acht Alphabete haben: das „deutsche", das lateinische, Druckschrift, Schreibschrift, große Buchstaben, kleine Buchstaben. Wo soll man beginnen? Das ist zunächst die Frage!

Auf den ersten Blick erscheint es selbstverständlich, daß man mit dem geschriebenen Alphabet beginnt; dagegen hat man eingewendet, daß die Druckschrift vorzuziehen sei, weil da alle Buchstaben für sich stehen, während sie in der Schreibschrift gebunden werden; das Kind liest aber Einzelbuchstaben, es „buchstabiert", während der Erwachsene ganze Wortbilder auf einmal erfaßt. Dann wieder fragten sich die Fachleute: wenn man dieser Theorie recht gibt und also mit der Druckschrift beginnt — soll es die „deutsche" Fraktur sein oder die lateinische Druckschrift? Und man entschied sich vielfach für die letzte, die „Antiqua" (A, E, F ...), mit der Begründung, sie sei mit ihren einfachen geometrischen Formen dem Gedächtnis am leichtesten zugänglich, auch habe sie dieses Gute vor der „verschnörkelten" Fraktur voraus, daß man ihre Linien leicht mit Stäbchen legen könne. In diesem Motiv erkennt man den modernen pädagogischen Grundsatz, daß zumal das Kind „spielend lernen" solle.

Indes hat sich die Antiqua nicht durchgesetzt, wenn es auch moderne Fibeln gibt, die ganz in Antiqua gesetzt sind; man hat ihr den besonders gewichtigen Vorwurf gemacht, sie lasse sich schwer zu einer Kursivschrift umgestalten. Es ist nämlich naturgemäß der Gedanke aufgekommen, Schriften eigens für Fibelzwecke zu gestalten. So hat ein Würzburger Lehrer, ein wenig schrullenhaft, eine besondere „Elementarschrift" erfunden, die, um der leichten Verwechselbarkeit der Buchstaben zu begegnen, die Buchstaben auf ihre Grundmerkmale reduziert: etwa drei Striche nebeneinander (|||) als „m", zwei Striche (||) „n", ein Kreis und ein Strich (○|) „a" ... Andre, brauchbarere Versuche machen dagegen Mischformen aus allen acht Alphabettypen, Kompromisse, von denen aus man leicht zu den herkömmlichen Formen übergehen kann.

Ein weiteres, jedem Laien zugängliches Problem bietet die Methode des Lesenlernens. Die alte Methode, die die meisten Leser ahnungslos noch an sich selbst erfahren haben, ist die „Buchstabiermethode", bei der man die Buchstaben benannte; man las zum Beispiel: el e = le — be en = ben und bildete dann: leben, und man erging sich darin, für Kinder, die die ersten Anfänge hinter sich hatten, alle erdenklichen Schwierigkeiten zu erfinden. „Sprachungeheuer" wie: schmölzst, pflogtst, Vizeoberappellationsgerichtspräsident, Spisplospruspla und so weiter finden sich noch in Fibeln aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, obwohl der Kampf gegen solche Borniertheiten schon jahrhundertelang gekämpft wurde. Namen wie Basedow, J. G. Herder, Campe, Pestalozzi haben sich gegen die Buchstabiermethode eingesetzt, und es ist anzunehmen daß sie nun langsam selbst in Dorfschulen erledigt sein dürfte; es ist das besondere Verdienst des bayrischen Pädagogen Heinrich Stephani, die sogenannte „Lautiermethode" durchgesetzt zu haben; das war zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts — ein Zeitgenosse Luthers aber, Ickelsamer, war es, der zuerst (1527) eine „rechte weis auffs kürtzist lesen zu lernen" veröffentlichte und gegen das Buchstabennennen auftrat.

Es ist nicht möglich, hier die Unsumme aller Probleme und Problemchen auch nur anzudeuten, die zwischen den harmlos erscheinenden Blättern einer dünnen Schulfibel Raum haben. Soll man zuerst das Lesen oder das Schreiben lehren? Die „Schreiblesemethode" lehrt beides zugleich ... Eine „Phone-



# Kultur der Gegenwart



tische Methode", die schon (um 1800) aus dem Dessauer Philanthropin hervorgegangen war und neuerdings unter andern besonders von Berthold Otto vertreten wird, will den Kindern erst beibringen, wie die Buchstaben überhaupt entstehen; der Lehrer sagt dem Kind: mach eine „Zahnlippenbö" und ein „Wundergetön", das Kind macht „f" und „eu" und sagt: „feu" — oder „Niesgeräusch" und „Freudengetön" ergibt „zei" ...

Eine „Normalwörtermethode" geht, wie diese phonetische Methode, aber mit andern Mitteln, vom Prinzip der Selbsttätigkeit aus; sie zeigt einen Gegenstand, läßt ihn benennen, zeichnen, lehrt das Wort lautieren, buchstabieren, lesen, und bildet dann aus seinen Buchstaben neue Wörter.

Ein wichtiges Problem ist sodann die Frage der buchtechnischen Ausgestaltung der Fibel und die Frage nach ihrem stofflichen Inhalt. Wieder schon zu Luthers Zeiten gab es eine Bilderfibel, die auch kleine Reime brachte; aber dieses Abcbuch des Marcus Schulte aus dem Jahre 1532 war damals eine Ausnahme.

Jahrhundertelang waren die Fibeln recht trocken und eintönig; meist stand auf der ersten Seite das Alphabet, auf der zweiten waren Silben zum Lesenlernen, und dann begannen gleich zusammenhängende Lesestücke religiösen Inhalts. Damit brachen erst die Philanthropen; an die Stelle der Gebete kamen moralisierende Erzählungen, Sprichwörter, Liedchen, kleine Stücke über naturgeschichtliche Themen — kurz: um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich der Inhalt ungefähr so vorbereitet, wie wir selbst ihn zu unsrer Zeit in einiger Vollendung vorgesetzt bekamen — und dann, zu Ende des Jahrhunderts, kam die weitere grundlegende Wandlung.

Jetzt sollte nun die Fibel nicht nur nette Lesestücke bringen, sondern selbst auch inhaltlich ein Ganzes werden, das der Geistesart des Kindes und seiner Fassungskraft auch entspräche. War zu unsrer Zeit die Sprache noch papieren, so besann man sich nun darauf, zu sprechen, wie die Kinder es verstehen, und man suchte ihnen Dinge darzustellen, die ihre eigne Welt erfüllen. Die Bewegung „Kind und Kunst" machte unsre bedeutendsten Künstler zu Mitarbeitern am Fibelwerk, und die Bewegung der „Heimatkunst" gab neue Stoffe.

Die verschiedenen Landschaften bekamen Heimatfibeln: besonders ist da die „Niederdeutsche Fibel" zu nennen, an der als Illustratoren die Worpswedener Hans am Ende, Fritz Mackensen, Heinrich Vogeler und Bernhard Winter gearbeitet haben. Zwei bedeutende Bahnbrecher auf dem Gebiet der modernen Fibelentwicklung haben „Großstadtfibeln" geschaffen: F. L. Göbelbecker, der zusammen mit E. Dickhoff ein von dem Münchener Maler Kubel ziemlich herkömmlich, aber sehr reich illustriertes, inhaltlich ausgezeichnetes Büchlein geschaffen hat, und der Bremer Lehrer Fritz Gansberg, der den guten Einfall hatte, für seine sehr geschickte „Fibel für kleine Stadtleute: Bei uns zu Haus" den Zeichner der „Jugend", Arpad Schmidhammer, als Illustrator zu gewinnen.

Da sehen nun die kleinen Leute in Wort und Bild, wie es in einer Großstadt zugeht; die Fibel von Göbelbecker (Verlag Nemnich, Leipzig) legt ganze Lebensläufe zugrunde, Gansberg aber gibt zugleich noch Bilder, die zum Nachzeichnen reizen — beide, und nebst ihnen alle modernen Fibeln „reizen": sie reizen nicht nur zum Lernen, sondern auch zur Unachtsamkeit, und es ist zu wünschen, daß die Lehrer ihren Abcschützen mit diesen „reizenden" Fibeln auch ein entsprechendes Maß von Freiheit geben, sonst werden sie nicht weniger „Steine" des Anstoßes als die langweiligeren alten Fibeln. „Kunstgewerbliche" Steine — das wäre der ziemlich gleichgültige Unterschied: ihre geschliffenen und behauenen Ecken würden erst recht empfindliche blaue Flecke verursachen, wenn sie dazu da wären, daß kleine Menschen über sie stolpern und zu Fall kommen sollen.

Ernst Guggenheim

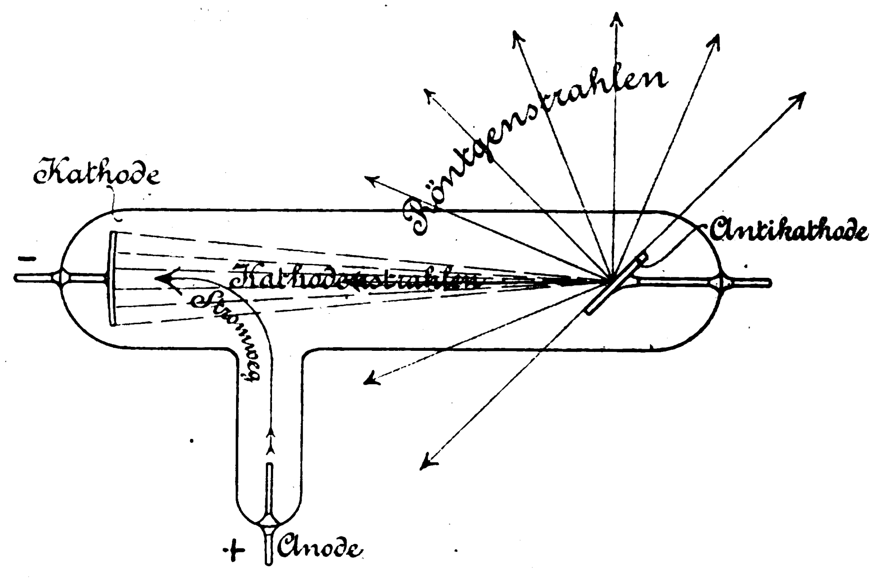


# Naturwissenschaft

## Neues von den Röntgenstrahlen

Vom ersten Augenblick an stand die praktische Bedeutung der Röntgenstrahlen außer Frage, und selten einmal hat eine neue Entdeckung auch die kühnsten Erwartungen so weit übertroffen wie die Röntgensche. Aber während die Röntgentechnik sich fast überstürzend entwickelte und in verhältnismäßig kurzer Zeit mit ihren neuen und schwierigen Aufgaben fertig wurde, tappte die Wissenschaft noch im Dunkeln. Der tiefe Schleier des Rätsels lagerte über der physikalischen Bedeutung der neuen geheimnisvollen Strahlung und wollte sich trotz aller Anstrengungen nicht lüften lassen. Das Beste, was man darüber wußte, hatte Röntgen selbst veröffentlicht, gleich zu Anfang, und auch er hielt seine Strahlen wegen ihrer mangelnden Brechbarkeit noch für longitudinale Wellen. Die fehlende Brechung durch ein Prisma, wie wir sie beim Lichtstrahl beobachten, und das völlige Versagen jeden Versuches, der auf eine Wellenbewegung bekannter Art hätte schließen lassen, kam den Physikern völlig unerwartet und machte sie verwirrt. Um hierüber klar zu werden, sei es gestattet, auf die Art der Röntgenstrahlenerzeugung und das Verhalten von Strahlungen überhaupt etwas näher einzugehen.

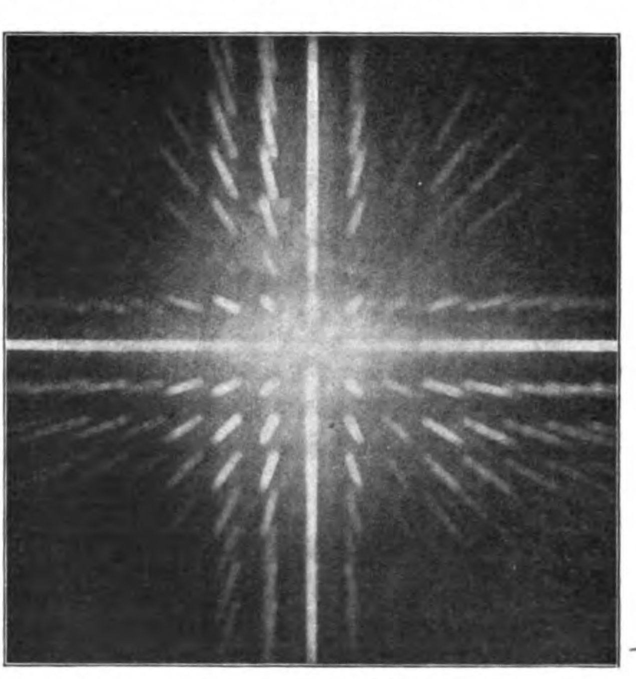
Läßt man einen auf viele Tausende von Volt gespannten elektrischen Strom durch ein Rohr gehen, das äußerst stark verdünntes Gas enthält, so entstehen an jener Elektrode, an welcher der elektrische Strom aus dem Gas wieder austritt — also an der Kathode linker Hand auf unserm ersten Bilde —, merkwürdige Strahlen, die unbekümmert um die Stromrichtung und unsichtbar den Gasraum durcheilen und auf die Glaswand rechts treffen oder gegebenenfalls auf einen dort vorgeschobenen Körper, etwa ein Platinblech, eine sogenannte Antikathode. Es sind die Kathodenstrahlen, in denen wir mit aller Wahrscheinlichkeit eine Art Hagelschauer von Materieteilchen erkennen müssen, Teilchen, gegen die unsre Atome noch Riesen sind. Diese sogenannten Elektronenschwärme nun prallen auf die Antikathode und erzeugen dort die Röntgenstrahlen, die von ihr nach allen Seiten, von denen aus ein Auge die getroffene Antikathodenfläche erkennen kann, in den Raum treten, nachdem sie die Glaswand durch-




Erzeugung von Röntgenstrahlen

drungen haben. Wie ein Schrotschuß gegen eine Glocke Schallwellen erzeugt, die sich von ihr ablösen, so erschüttern die Kathodenstrahlen die Antikathode zur Emission von Röntgenstrahlen. Welcher Art nun aber sind die Röntgenstrahlen?

Lichtstrahlen, Wärmestrahlen und auch die von H. Hertz gefundenen elektromagnetischen Strahlen, die von der drahtlosen Telegraphie benutzt werden, fassen wir auf als wellenförmige Ausbreitungen in einem Medium, das bisher allerdings noch keines Menschen Sinn direkt wahrgenommen hat und für dessen Existenz wir nichts in die Wage zu werfen haben als die Tatsache der Strahlenfortpflanzung durch den Weltraum, in dem sich einer unsrer wägbaren Stoffe nicht befinden kann. Dieser „Weltäther“, der ebenso die Lücken zwischen den Gestirnen wie zwischen den Molekülen der Körper anfüllt, ist zwar in mancher Hinsicht physikalisch anrüchig, hat sich aber trotzdem als Vorstellungsrequisit recht gut bewährt. Wir übertragen ihm also die Fortpflanzung jener Energiemengen, die wir, nach Art ihrer Wirkung, als elektrische Wellen, Licht- oder Wärmewellen nachweisen oder empfinden. Je nach ihrer Wellenlänge unterliegen diese Ätherwellen durch das Prisma einer mehr oder minder großen Brechung und Ablenkung aus ihrer geraden Bahn, am stärksten die kurzen Wellen, am schwächsten die langen. Sollten in einem Strahlenbündel also Strahlen vieler Wellenlängen vorhanden sein, so würde man sie durch ein Prisma analysieren und nebeneinander in Reih' und Glied aufstellen können. Eine einfache Vorrichtung gestattet sogar, die Wellenlänge selbst mit großer Genauigkeit zu bestimmen. In rohester Ausführung haben wir sie bereits in einem Regen- oder Sonnenschirm vor uns, durch dessen feine Poren wir gegen irgendeine entfernte Lichtquelle blicken. Wir sehen dann einen hellen Lichtpunkt, umgeben von strahlenförmig angeordneten kleinen Lichtstreifchen, die leuchtenden Morsestrichelchen ähnlich sehen. Bei genauerer Betrachtung erkennt man in jedem Strichlein ein winziges Spektrum, dessen blaues Ende dem leuchtenden Mittelpunkt zugewandt, dessen rotes ihm abgewandt ist. Es entsteht dieses Phänomen durch ein anmutiges Spiel der Lichtwellen selbst, die, durch die Poren dringend, an den


Interferenzerscheinung der Lichtstrahlen an einem Kreuzgitter


Interferenzerscheinungen beim Durchgang der Röntgenstrahlen durch das Raumgitter eines Kristalls



# Kultur der Gegenwart



feinen Gewebefäden eine Ablenkung durch Beugung erfahren, und zwar um so stärker — also umgekehrt wie beim Prisma —, je größer die Wellenlänge und je kleiner der Abstand der Gewebefäden voneinander ist. In physikalischer Ausdrucksweise würde man ein solches Gewebe, falls es nur aus parallelen Fäden bestünde, ein „Gitter" und den Abstand zweier Fäden die „Gitterkonstante" nennen. Man kann nun — wie, ist ja hier gleichgültig — aus der Gitterkonstante und der Ablenkung der Wellenlänge oder aus der gemessenen Ablenkung und der bekannten Wellenlänge die unbekannte Gitterkonstante bestimmen. Immer aber muß Gitter und Wellenlänge von ähnlicher Größenordnung sein, das heißt, man kann mit einem Gitter von 1 Zentimeter Linienabstand — der Physiker ritzt Linien nebeneinander auf Glas und läßt einen Lichtstrahl hindurchfallen — unmöglich Wellen bestimmen wollen, die nur Bruchteile eines tausendstel Millimeters groß sind. Mit einem Gitter von $^1/_{100}$ Millimeter Linienabstand (100 Linien befinden sich also nebeneinander auf einem nur 1 Millimeter breiten Raum) kann man aber die „Beugungsspektra" der Lichtwellen, die von der eben genannten Größe sind, schon recht gut wahrnehmen. Etwas verwickelter wird die Erscheinung, wenn man zwei geritzte Glasgitter zu einer Art von Gewebe kreuzt, wie beim Regenschirm (siehe die zweite Abbildung). Es zeigt sich dann ein helles Kreuz und zwischen dessen Armen eine Anzahl schwächer leuchtender Spektralstrahlen. Unter allen Umständen verrät aber diese Beugungserscheinung den Charakter der Strahlung als Wellenstrahlung im Äther.

Kein Gedanke lag also näher, als einmal die Röntgenstrahlen an einem Prisma oder einem Gitter zu prüfen. Man konnte sie ja dann auf einer photographischen Platte auffangen und nach Ablenkungs- oder Brechungserscheinungen suchen. Daß unsre Prismen in dieser Hinsicht nun völlig versagt haben und auch nicht die geringste Spur einer Ablenkung hervorzubringen vermochten, wurde schon erwähnt; aber auch die Gitter streikten, und mochte man selbst tausend und noch mehr Linien auf einen Millimeter ritzen, ein Kunststück, das unsre Teilmaschinen buchstäblich fertigbekommen haben. Was sollte man nun also von den geheimnisvollen Strahlen halten? Daß man nach einiger Zeit ihre Ausbreitungsgeschwindigkeit zu derjenigen des Lichtes — 300 000 Kilometer in der Sekunde — bestimmte und auch sonst einige andre Beobachtungen keinen Zweifel mehr an ihrer Ätherwellennatur ließen, machten den Fall nur noch verzweifelter.

Man half sich damit, den Röntgenstrahlen eine Wellenlänge zuzuschreiben, viel kleiner als diejenige der kurzwelligsten Lichtstrahlen, so klein und winzig, daß die Molekülgruppen unsrer Prismensubstanz und die Linien unsrer Gitter dagegen gewaltig wurden und die Strahlen unbehindert durch die Lücken hindurchschlüpfen konnten. So sagte man also: „Wenn die Röntgenstrahlen auch an unsern feinsten Gittern keinerlei meßbare Beugung und Ablenkung mehr erfahren, dann können sie eben nicht größer als so und so viel Bruchteile eines Millimeterbruchteils sein.

Das ist sicher. Wissen können wir natürlich nicht, ob sie am Ende nicht noch viel, viel kleiner sind. Ein Gitter aber herzustellen, das dieser Größenordnung entspricht und nicht nur tausend, sondern zehntausend oder hunderttausend Linien auf einen Millimeter enthält, ist selbstverständlich unmöglich und wird auch immer unmöglich sein. So ist eine wirkliche Wellenlängenbestimmung der Röntgenstrahlen, die doch offenbar Ätherwellen sind, hoffnungslos."

Das war die Meinung. Und doch haben wir heute die Wellenlänge gemessen, und zwar an einem Gitter, an einem Gitter freilich, so zart und fein, wie es auch der geschickteste Mechaniker nun und nimmer fertiggebracht hätte. Die Natur selbst hat es erbaut.

Es war ein wahrhaft glücklicher Gedanke des theoretischen Physikers Laue und seiner vortrefflichen Mitarbeiter Friedrich und Knipping, sich einer älteren Theorie über den Aufbau der Kristalle zu erinnern, nach der diese regelmäßige, gewissermaßen „raumgitterähnliche" Aufbauten der Moleküle sein sollten. Die

# Kultur der Gegenwart



Berechnung hatte als Konstante dieses Raumgitters, das nie eines Menschen Auge direkt erblicken wird, das heißt als Molekülabstand, $^1/_{100\,000\,000}$ Millimeter, also nur den hundertsten Teil eines milliontel Millimeters ergeben. Traf die Voraussetzung zu, so mußte mithin ein Kristall, etwa ein solcher von regulär kristallisiertem Zinksulfit, ein Gitter für die Röntgenstrahlen sein können oder doch Interferenzerscheinungen liefern können, falls jedes von Strahlen getroffene Molekül wiederum zum Ausgangspunkt von Röntgenstrahlen wurde. In geradezu wunderbarer Weise hat sich nun die Theorie vom räumlichen Gitteraufbau der Kristalle bestätigt. Als Laue ein Bündel von Röntgenstrahlen durch den Zinksulfitkristall auf eine photographische Platte fallen ließ, erhielt er ein Bild, wie wir es in einer unsrer Abbildungen nach der Originalarbeit Laues reproduzieren. In der Mitte erscheint der Hauptstrahl und ringsherum, schwächer in der Wirkung, aber in regelmäßiger Verteilung, die Interferenzzonen. Einen glänzenderen Beweis für das Vorhandensein von Molekülen und regelmäßigen Molekülgruppen konnte man sich nicht wünschen, und die Freude der Physiker über diese experimentelle Bestätigung ist denn auch eine sehr berechtigte gewesen.

Aber noch mehr. Der Molekülabstand, die Konstante dieses Naturgitters, läßt sich ja berechnen und aus der Ablenkung der Strahlen ihre Wellenlänge bestimmen. So kennen wir denn heute die Länge der Röntgenstrahlen genau, ja wir kennen sogar ihr Spektrum, und nach den allerneuesten Arbeiten von de Broglie und Lindemann haben wir am Ende gar eine Röntgenstrahlenspektralanalyse. Die genannten Herren haben die Strahlen nach ihrem Durchgang durch Platin, Kupfer und Wolfram untersucht und ganz ähnliche von dunklen Absorptionsstreifen durchzogene Spektra beobachtet, wie wir sie beim Durchgang der Lichtstrahlen durch durchscheinende farbige Substanzen, etwa Blut, finden; Spektra, die also für die Metalle ebenso charakteristisch sind und vielleicht einen Rückschluß auf ihren atomistischen Aufbau gestatten. Mit einem Schlage haben sich so für uns neue Forschungsgebiete geöffnet, die man noch vor ganz kurzer Zeit für völlig verschlossen hielt.

Wie lang sind nun aber jene Ätherwellen oder richtiger Ätherimpulse, die, durch die Kathodenstrahlen erregt, die Eigenschaften der Röntgenstrahlen zeigen? Die Rechnung ergibt sie sehr schnell zu etwa dem tausendsten Teil von einem milliontel Millimeter. Man versuche sich davon einen Begriff zu machen und denke sich einmal eine mittlere Lichtwelle — die doch in Wirklichkeit nur die Hälfte eines tausendstel Millimeters groß ist — so lang wie die Berliner Friedrichstraße, dann würde ein Röntgenwellenimpuls im Verhältnis dazu nicht länger sein als ein Fingerglied. Prof. Dr. B. Donath

# Gesundheitspflege

Fassen wir noch einmal alles Orientierungsmaterial zusammen, das wir in früheren Besprechungen über das „Krebsproblem" herangezogen hatten*, so können wir folgende grundlegende Leitsätze aufstellen. Der Krebs ist, wie jede Geschwulstbildung mit Produktion von zelligem Material, ein Produkt einer pathologischen Zeugung, einer Art Inzestes zwischen Zelle und Zelle, die sich befruchten nach dem Vorbild von Samenfaden und Ei. Der Krebs ist eine Art fragmentarischen Embryos, dessen Struktur leicht zerfällt, weil er die Bildung eines Bastardparasiten nicht voll erreicht, und also ebenso lebensunfähig wie lebenzerstörend ist, weil seine Keime weithin verschleppt werden im Leibe. Diese Befruchtung geschieht stets am zelligen Deckteppich der Haut und der Schleimhäute (Epithel), deren Zellen sich dann wie weibliche Eier verhalten, die eben

* Mit diesem Aufsatz schließt die große Untersuchung und Erforschung des Krebsproblems, die der bekannte Krebsforscher und Chirurg Professor C. L. Schleich in den Heften 8, 9 und 10 der „Arena" veröffentlicht hat.
Die Redaktion



# Kultur der Gegenwart



von der zeugungsfähig gewordenen Kernsubstanz einer andern Zelle befruchtet werden. Es ist wahrscheinlich, daß diese Befruchtung durch Körperzellen desselben Individuums oder wenigstens durch Zellen derselben Art (Mensch) stattfindet. Sollte sich einst zeigen, daß auch die Nukleinsubstanzen fremder Arten inklusive einer Art Krebsbakteriums die Ursache des Krebses ist, so bleibt bestehen, daß dieses unbekannte Infektionsmaterial die Zelle zur Befruchtung anregt, der Vorgang hätte dann immer noch in dem Ablauf der natürlichen Zeugung sein sogenanntes physiologisches Vorbild, sein normales Schema, sein funktionelles Paradigma. Wie es ja überhaupt — das ist wichtig für Laien zu wissen — keinen Krankheitsvorgang gibt, der nicht im natürlichen Abrollen der Lebensspulen gewissermaßen vorskizziert erscheint. Das Fieber hat seinen physiologischen Typus im Vorgang der normalen Temperatursteigerung nach der Nahrungsaufnahme, die Eiterung hat ihren Typus in der Anhäufung weißer Zellen bei der Wiedererzeugung der Gewebe, bei der Heilung der Wunde, bei der Produktion von Milchzellen und so weiter.

So hat jede Geschwulst ihr physiologisches Vorbild in der Bildung von embryonalem Gewebe, und die Krebsbildung ist eine Karikatur, eine Paraphrase, ein Vexierbild der normalen Zeugung. Nichts scheint diese absonderliche Ansicht so stark zu stützen — außer einer Flut von anderm, allzu gelehrtem Beweismaterial — als die Tatsache, daß die Tiefenwirkung der ultravioletten Strahlen (Röntgenlicht, Radium, Mesothorium) das einzige ist, was in ersten Anfängen (!) so etwas wie ein wirklich rationelles Heilmittel gegen den Krebs und die Geschwülste überhaupt erscheinen läßt. Da alle diese Dinge parasitär nur sehr bescheidene Wirkung haben, da die Urheber des Eiters, der Rose, des Starrkrampfes, der Tuberkulose, des Milzbrandes und so weiter in den Geweben des Menschen durch die geheimen Pfeile des Apolls sich durchaus nicht in ihrer Zerstörerarbeit aufhalten lassen, so muß es auffallen, daß gerade bei Sterilisationsvorgängen der befruchteten Zellen, bei Aufhebung der Entwicklung lebendiger Keimzellen, die offenbarsten Erfolge zu erzielen sind. Das wäre unverständlich, wenn nicht eben die Krebsbildung im Auftreten von Befruchtungskeimen ihr Vorbild hätte. Es widerspricht ferner das gesamte Erfahrungsmaterial der Ärzte an keiner Stelle dieser weitgreifenden Theorie von dem Krebs als einer pathologischen Verzerrung der Zeugungsvorgänge an falschem Ort, zu falscher Zeit, mit an sich zur Zeugung nicht vorbedachtem Material. Dieser gleichsam sexuellen Anarchie der Zellen, diesem chaotischen Begattungstaumel vestalischer Dienerinnen des stillen, heiligen Lebens kann nur durch die Gewalt des ewigen Lichtes, durch das Veto der Befruchtung ein Halt zugerufen werden. Was hier nicht Messer, nicht Feuer, nicht Arznei noch Antigifte vermögen, leistet der Sterilisationsstrahl geheimer Sendlinge des Lichts, die kleinen Henkerbeile der tiefeinsprühenden Lichtgeister. Ich bin überzeugt, daß nach vorausgegangener chirurgischer Entfernung der groben Schwammdrüsen des Krebsherdes die unmittelbar angeschlossene Bestrahlung, die Bestrahlung gleichsam an breit offengelassener Wundfläche im scheinbar Gesunden, sehr schöne Resultate zeitigen muß und schon mir und andern gezeitigt hat. Daß daneben auch Krebsnester einschmelzende Wirkung von Fibrolysin plus Arsenik (auch Salvarsan) unverkennbar ist, haben wir schon früher auseinandergesetzt. Diese Theorienentwicklung mag dem Laien vielleicht überflüssig erscheinen, sie ist es aber nicht, denn gerade eine richtige Hypothese hat schon oft den Schlüssel zu einem brauchbaren Arzneikästchen in ihren manchmal phantastischen Gewändern versteckt gehalten.

Wir wollen diese Besprechung der Krebsprobleme abschließen mit der Beantwortung einer Frage, die dem Arzte in der Sprechstunde ebensooft gestellt wird, wie sie von ihm mit Verlegenheitsphrasen umgangen zu werden pflegt; das ist die Frage: wie entsteht nun so etwas wie eine Geschwulst? Da wird es gut sein, zunächst einmal etwas schulmeisterlich mit dem Kehrbesen der



Definitionen gegen den Staub und Unrat der Alltagssprache heranzugehen. Schwellung, Schwulst, Geschwulst, Beulenbildung, Auftreibungen sind überall gebräuchliche Ausdrücke für Formveränderungen des harmonischen Körperbaus und seiner Teile, die sehr verschiedene Prozesse gemeinsam bezeichnen. Eine Eitergeschwulst, eine eitrige Drüsengeschwulst, eine Gewebsanschwellung ist ganz etwas andres als eine Geschwulst in echtem Sinne. Eine Drüsengeschwulst kann entstehen, wenn ihre Ausführungsgänge verstopft sind (Gallenblase, Speicheldrüse, Grützbeutel, Hydronephrose, das heißt Wasserblasenbildung im Nierenbecken). Auch das sind keine Geschwulstbildungen im eigentlichen Sinne, weil bei ihnen etwas zurückgehalten wird, was eigentlich abgesondert werden sollte. Das kann geschehen durch einen Stein, durch Verwachsung oder Verengerung der Ausführungsgänge, und solche Geschwülste sind Retentionstumoren. Tumor ist der Name für alle Formen anschwellungsartiger Auftreibungen. Dann bilden Entzündungsvorgänge Anschwellungen, die man als Inflammations- oder Infektionstumoren bezeichnet, zu denen auch die oft ganz kleinen sogenannten Granulationsgeschwülste, zum Beispiel bei der Tuberkulose, der Perlsucht, des Rotzes und so weiter, gehören. Auch sie haben nichts mit den echten Tumoren, den Gewebe produzierenden Geschwülsten zu tun. Denn das ist das Wesen einer wahren Geschwulst: sie bildet neues Gewebe an unrichtigem Ort und in exzessiver Weise mit dem Resultat einer aus dem Gewebe gleichsam aufsteigenden, auftauchenden, neuen Insel, einer Bildung von isoliertem Gewebshügel, manchmal ganzer Gebirgsketten. Aber auch hier gibt es Unterschiede. Wenn ein Herz in seiner Gesamtheit sich vergrößert, so spricht man von einer Hypertrophie, das heißt eines Überwachstums, einer exzessiven Vergrößerung eines Organs (hypertrophische Lebergeschwulst, Gebrauchshypertrophie der Muskel, der Niere, der Drüsen, Kropf, Magenerweiterung und so weiter und so weiter). Wenn aber in einem Muskel eine umfaßbare, isolierte Beule entsteht, die ebenfalls Muskelgewebe, aber in isoliert exzessivem Maße enthält, so haben wir eine echte, gleichsinnige (homoplastische) Muskelgeschwulst vor uns: ein Myom. Im Knochen heißen solche gleichsinnigen, aufsprossenden Knochenwülste Osteome, in Drüsen Adenome und so weiter. Tritt aber eine isolierte Schwellung in einem Organ auf, die in seinem Bau einen ganz andern Gewebstypus repräsentiert als das Muttergewebe, aus welchem es inselartig auftaucht, so bildet sich ein fremdsinniger (heteroplastischer) *echter* Tumor. So können im Knochen Drüsengeschwülste, im Muskel Lymphknoten, in der Schilddrüse Knochenherde sich bilden: dann sind sie echte Tumoren, die mit der exzessiven Bildung vorhandener Elemente nichts mehr zu tun haben.

Also eine Gefäßgeschwulst, zum Beispiel bestehend aus verschlängelten Gefäßbündeln (Angiom), ist eine homologe Geschwulst; besteht sie aber aus fremdartigem, zelligem Material, so kann es Sarkom, Karzinom, Adenom sein, also eine Geschwulst aus heteroplastischem Material. Diesen Doppelsinn einer Geschwulst findet man nun bei jedem Organ, bei jeder Struktur wieder. Im allgemeinen sind diese Geschwülste um so gefährlicher, je fremdartiger ihr Bau gegen das Muttergewebe kontrastiert. Allen voran an Gefährlichkeit stehen zwei Formen von Geschwulstbildung, weil sie die Neigung haben, sich weitaus im Körper auszusäen. Das ist das Sarkom und das Karzinom. Beide rubrizieren unter dem Begriff der bösartigen Geschwülste. Eine Geschwulst ist bösartig, wenn sie das Leben bedroht durch vielfache Aussaat (Metastasenbildung) oder durch parasitenartige Aushungerung (Kachexie) des Wirtskörpers. Sarkom ist eine Geschwulstbildung mit dem Charakter der Zellbildung aus dem faserigen oder zelligen Bindegewebe (Rundzellen, Spindelzellen, Riesenzellen), das Karzinom eine solche mit Organtypus, nämlich dem einer, man möchte direkt sagen konfus oder wahnsinnig gewordenen Drüse. Alle Drüsen enthalten Epithelzellen, Deckzellen, meist kubische, sechseckige, zylindrische kleine Kämmerchen,



winzige Kästchen, Täschchen mit einem eiartigen rundlichen festen Inhalt: dem Kern. Dieser Kern ist ein Herz des Zellebens, zugleich sein Gehirn, seine Seele, seine Betriebszentralstelle und der Funktionär seiner Fortpflanzung. Alle Zeugung, alle Befruchtung, aller Wiederersatz, jedes Wachstum, Werden, Entstehen, Heilen, Fortpflanzen, Dahinsiechen, Vergehen, Sterben — sind gebunden an dieses kleine Wunderknäuel von rätselhaften Ariadnefädchen des Lebens. Man kann sagen, das Geheimnis der Biologie liegt in diesem Fädchengewirr, dessen Größe jenseits von Sonnenstäubchen und Nadelspitzen liegt. Der natürliche Befruchtungsvorgang stellt sich dar als ein Dornröschenmärchen. Den Ritterkuß gibt der Nukleinkern des männlichen Saatkorns auf das Mündchen (Pyle) der schlafenden Mutterzelle. Ein winziges Uhrschlüsselein dreht sich im zelligen bräutlichen Gehäuse, und alle Paläste, Gärten und Garküchen des Lebens beginnen ihren Zauberaufbau, bis das neue Lebewesen, dieses Labyrinth geheimer Werkstätten, dieser wandelnde, handelnde, sinnende Korallenstock von Lebensarsenalen neugeboren dasteht, davonfliegt, sich in die Erde einsenkt oder über sie dahinwandert. Und nun muß dieses Werdewunder beim Krebs sich umkehren in eine Brutstatt des Verderbens, derselbe Vorgang der Zeugung muß den Bau zerstören, der unter den gleichen Geschehnissen entstanden ist, das Märchen wird zur Tragödie. Wie und auf welche Veranlassungen kann das geschehen?

Hier ist der Punkt, wo zwei Meinungen sich scharf bekriegen. Nach der einen ist es ein fremder, unbekannter Eindringling, der den Leib von außen anfällt wie die Milliardenschwärme der Tuberkelbazillen. Nach der andern ist die Krankheit im Leibe selbst erzeugt. Wir wissen jetzt, daß diese Theorien nicht unvereinbar sind: in jedem Falle sind die Teppichauskleidungen der Haut, der Schleimhäute, der Drüsengänge (bestehend aus Schilderhaus neben Schilderhaus von lauter Zellkästchen der Deckepithelien) der Sitz einer krankhaften Befruchtung. Wie aber tritt diese ein? Nun, eine Verletzung, ein stetes Reiben beim Schlucken, beim Nahrungstransport, ein steter Druck, ein ständiges Scheuern, irgendeine mikroskopisch geheime Verwundung einer Zelle könnte schon ihren Leib zertrümmern und ihren Nukleinkern, ihren Zeugungsfaden ausschwärmen lassen. Wehe, wenn eine Nachbarzelle dem Vaganten Heim und Bett gewährt! Der Inzest, die Orestie des Organischen, ist da, und der Unhold wird geboren. Auch kann zufällig ein von der Geburt her versprengter Zeugungskeim durch Überwucherung der Nachbargebilde eingeklemmt sein und erst in späterer Zeit seinen Bildungsanteil am Leben als eine Art Revolutionär fordern und nun auf eigne Faust sich in rudimentären Lebensgebilden austoben, die sich der Harmonie des Ganzen räumlich und zeitlich und bildungsgehorsam nicht mehr einfügen.

Auch kann die Faust der Hemmung, die über allen organisch-harmonisch sich anpassenden Gewebsarten liegt, diese Fesselung des Einzelnen zugunsten des Ganzen, die jeder Staatenbildung Sinn ist, an irgendeiner winzigen Stelle defekt geworden sein, so daß die Deckzellen chaotisch-burlesk hervorstürmen aus dem durchbrochenen Zaun des wohlgefügten Gewebsgartens. Dann kommt es zu jenem Kampf der einschnürenden Bindegewebsgehege gegen das hervorquellende Unkraut der Epithelzellen, wie wir das früher als Charakteristikum der Krebsbildung ausführlich geschildert haben.

Prof. Dr. Carl Ludw. Schleich

## Die Frau im öffentlichen Leben

### Die Studentin

Das Frauenstudium in Deutschland ist stetig im Steigen begriffen; während im Winter 1905/06 den Frauen erst sechs süddeutsche Universitäten offen standen, hat der Zudrang zum Studium durch die Eröffnung der preußischen Universitäten eine wesentliche Steigerung erfahren. Zu Beginn des Frauenstudiums war es wesentlich die medizinische Fakultät, die am stärksten besucht war. Das hat sich geändert. Nur noch etwa der vierte Teil

# Kultur der Gegenwart



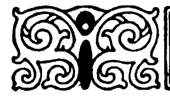
der studierenden Mädchen widmet sich dem medizinischen Studium (vor wenigen Jahren war es noch die Hälfte), während jetzt 50 Prozent der Studentinnen Philologie und Geschichte als Hauptfach haben. Im letzten Winter 1913/14 zählte man 3686 Universitätsstudentinnen, 473 mehr als im Vorjahr; davon entfallen 1949 auf Philosophie, Philologie und Geschichte, 653 auf Mathematik und Naturwissenschaften, auf Medizin 859, 32 auf Zahnheilkunde, 124 auf Kameralia und Landwirtschaft, 50 auf Rechtswissenschaft, 11 auf Theologie und 8 auf Pharmazie. Die Hauptfrequenz weisen die bayrischen Universitäten auf. Neben den immatrikulierten Studentinnen sind im letzten Studienjahr noch 1455 als Hörerinnen oder Hospitantinnen immatrikuliert. Und diese Ziffern beziehen sich auf die „wirklichen" Universitäten, nicht auf die Pseudohochschulen, die unter dem Namen verschiedener Frauenhochschulen gegründet werden und wohl dieselben Kosten an Zeit und Geld verursachen, ohne ein abgeschlossenes und graduiertes Fachstudium mit der Anwartschaft auf soziales Weiterkommen zu gewährleisten. Erst nach jahrzehntelangen Kämpfen gelang es, den Frauen die Universitäten zu erschließen, und nur langsam, nach und nach, konnten unberechtigte Ausnahmebestimmungen, die, wie überall, so auch hier, der Frau das Fortkommen erschwerten, teilweise aus dem Wege geräumt werden. Gegen den Ausschluß der Studentinnen von manchen entscheidenden Examina hat der Vorstand des „Verbandes der Studentinnen" einen Protest erlassen, da es sich vorwiegend um die abschließenden Referendarexamen und um die Schlußprüfungen des Theologiestudiums handelt und die Laufbahn durch diese gewaltsame Zurückdrängung damit abgeschnitten ist. Es wird von den Studentinnen behauptet, daß sie es „bis jetzt wenig verstanden haben, sich durchzusetzen", weil sie sich der Frauenbewegung gegenüber, die ihre Sache fördern würde, in zu großer Reserve verhalten. Nur der Vereinigung „Freie Studentenschaft" wird mehr Interesse an dieser Frage nachgesagt.

1913 ist ein neuer Erlaß des preußischen Kultusministeriums, betreffend die Erweiterung der Studienberechtigung der Oberlyzeen, erschienen. Der Verein „Frauenbildung, Frauenstudium" hat daraufhin eine Eingabe an das preußische Kultusministerium gerichtet, in der er darum bittet, „das Königliche Ministerium wolle den in dem Erlaß vom 11. Oktober 1913 bezeichneten Weg (Oberlyzeum zur Universität) nur als Übergangsmaßnahme ansehen und tunlichst die der Knabenbildung gleichwertige Vorbildung durch die Studienanstalt allgemein auch für die Mädchen verlangen". Diese Eingabe wurde von mehr als 300 preußischen Universitätsprofessoren mitunterzeichnet. Von den 880 Studentinnen der Berliner Universität hat sich die überwiegende Anzahl (682) den verschiedenen Disziplinen der Philosophie zugewandt, die Neuphiloloqinnen stehen mit 164 obenan. Vereinzelt haben sich Studentinnen für Geographie, Geschichte Sanskrit und Assyriologie, Botanik, Zoologie immatrikulieren lassen. Nationalökonomie, Philosophie, Philologie, Mathematik, Naturwissenschaft, Chemie und Physik, Kunstgeschichte und Literatur — in allen diesen Fächern sind nun auch Frauen immatrikuliert. Ab und zu bricht leider eine frauenfeindliche Note auch bei der männlichen Studentenschaft hervor. So soll die Majorität der „Deutschen Freien Studentenschaft" dagegen opponiert haben, als eine Studentin als Vorsitzende der Vereinigung gewählt wurde. Indessen wurde von jener Seite entschieden behauptet, daß diese Stellungnahme nur aus „taktischen" Gründen erfolgt sei und die Mitglieder des Vereins entschiedene Anhänger des Frauenstudiums und der Frauenrechte seien. Berechtigte Opposition aber hat die seit Jahren bestehende eigentümliche Haltung des Ordinarius der Literaturwissenschaften an der Berliner Universität, Geheimrat Röthe, in der Öffentlichkeit und zum Teil auch in der Tagespresse hervorgerufen. Erst kürzlich hat Geheimrat Röthe bei bestimmten „Stellen" seiner Vorlesung die Studentinnen aufgefordert, den Saal zu verlassen, und gleich bei seiner Antrittsvorlesung sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß er genötigt sei, in diesem Semester Damen überhaupt zuzulassen. Ein hervor-

ragender Publizist hat diesem Verhalten gegenüber an das Wort Mommsens von der „voraussetzungslosen Wissenschaft“ erinnert, der gegenüber es doch wohl gleichgültig sein sollte, ob Menschen in Hosen oder in Röcken vor dem Professor sitzen, und hat darauf hingewiesen, daß die Studentin im Examen, wenn sie zufällig gerade eine Frage erhält, bei deren Behandlung sie seinerzeit vom Professor herausgeschickt wurde, doch ihrerseits nicht diese Tatsache als Entschuldigung vorbringen könne. Im übrigen sei es eine rein juristische Frage, ob ein junges Mädchen, das sich allen Vorschriften entsprechend für die Universität vorbereitet und ihre Kollegiengelder bezahlt hat, „einen Anspruch auf unverkürzten Empfang des Lehrmaterials hat“. Diese Frage wurde an derselben Stelle unbedingt bejaht. Auch an die Studenten wurde appelliert und die Frage an sie gerichtet, ob sie denn für das weibliche Geschlecht nichts übrig haben „als feuchtfrohes Salamanderreiben und sturmfreien Budenzauber“. Zu diesen Schwierigkeiten auf der Universität selbst gesellen sich noch die nicht geringen Sorgen, die die Existenzfrage für so manches studierende Mädchen ebenso wie für den studierenden Jüngling bedeuten mag. Das Budget der studierenden Damen stellt sich im allgemeinen noch schwieriger als das des Studenten. Die Annahme, daß eine Dame billiger leben könne als ein junger Mann, ist durchaus falsch. Vor allem muß sie für die Wohnung entschieden mehr aufwenden, denn so primitiv und so „ungeniert“ wie der Student kann sie denn doch nicht hausen. Während der Student sich auch mit der primitivsten „Bude“ begnügt, wird die Studentin, eben weil sie Frau ist und gewisse Daseinsbedingungen, ohne einer schweren Depression zu verfallen, nicht entbehren kann, doch ein halbwegs erträgliches Unterkommen brauchen, das sie unter 30 Mark monatlich kaum finden dürfte. Was ihre Ernährung anbetrifft, so hat sie es in der fremden Stadt, in der sie die Universität besucht, ohne bei Eltern oder Verwandten leben zu können, noch bedeutend schwerer als der männliche Kollege, denn die billigen Studentenlokale sind ihr nicht zugänglich. Es ist sehr zu begrüßen, daß sich jetzt endlich in größeren Universitätsstädten Studentinnenheime bilden, die auch für ein billiges Mittagbrot sorgen. Ohne diese Einrichtung bleibt den jungen Damen mit dem knappen Monatswechsel oft nichts übrig als das vegetarische Restaurant. Aber gerade die anhaltende geistige Beschäftigung, die zu einem starken Phosphorverbrauch führt, leidet bei dem Mangel an Fleischkost. Es soll häufig genug vorkommen, daß der Unterernährung halber das Studium aufgegeben wird. Dazu kommen Ausgaben für Bücher, Zeitungen, Bibliotheken und für alles das, was das Leben in der größeren Stadt auch bei der bescheidensten Führung mit sich bringt. Ein Wechsel von 100 Mark Monatsgeld gilt unter den Studentinnen schon für eine sehr ansehnliche Einnahme. Die meisten aber müssen sich mit weniger begnügen und sich schlecht und recht damit durchdarben, besonders da ihnen das „Pumpen“ wohl auch weniger „liegt“ als den Studenten. Vor kurzem erst wurde auf die Aushilfe durch Privatstunden in der Öffentlichkeit hingewiesen. Die minimale Bezahlung solcher Stundengeberei aber steht in keinem Verhältnis zu dem Zeitverlust, der dem Studium selbst und der unbedingt notwendigen Erholung einen zu großen Abbruch tut. Auch zum Freitischessen dürfte sich eine Dame noch schwerer entschließen als ein junger Mann. In Anbetracht dieser Schwierigkeiten wäre es wünschenswert, wenn nur Mädchen mit einigermaßen ausreichendem elterlichem Monatsgeld, von ganz kerniger Gesundheit und von hervorragender, zum Studium drängender Begabung sich dazu entschließen würden, die andern aber mit Berufen, die weniger Opfer erfordern, vorliebnehmen würden. Man dachte die Wohnungsfrage der studierenden Mädchen durch Studentinnenheime lösen zu können, zumal in einer Großstadt wie Berlin, da möblierte Zimmer in der Nähe der Universität wenig für alleinstehende Mädchen gebildeter Kreise geeignet sind. In einigen Städten aber, wie Marburg, Göttingen, Münster und Heidelberg, haben sich die Studentinnenvereine selbst gegen die Einrichtung der Heime erklärt, sie



lehnten das Wohnen in Pensionen ab, weil der internatsmäßige Zwang sie bedrückte. Auch unter den Studentinnen und ihren Vereinigungen fehlt es nicht an solchen, die, wie wir einem einschlägigen Aufsatz entnehmen, „den ins Akademische übersetzten Kaffeeklatsch darstellen". Auch hier fehlen nicht die „kalten, berechnenden Akademikerinnen, die ein würdiges Gegenbild zum männlichen Streber bilden". Aber trotz alledem „ist der innere Zusammenhang im studentischen Freundeskreis größer, als der Außenstehende denkt". Die wirtschaftlichen Chancen für die Frauen nach absolviertem Studium sind noch wenig gesichert, wenn man ermißt, daß auch der männliche Akademiker sehr spät, oft durchaus noch nicht mit dem dreißigsten Lebensjahr, einen Verdienst hat, der sich mit dem „eines gutgestellten Arbeiters nicht messen kann". Da dabei die Lebensverhältnisse des Akademikers gewisse Bedürfnisse für Kleidung, Wohnung und andre Ausgaben auf einer bestimmten Höhe erhalten, so wird man bei dem Überandrang zu den akademischen Berufen auch für die Frau nicht auf leichte Chancen rechnen können. Aber je mehr Berufe sich den Frauen eröffnen und je energischer sie die Widerstände aus dem Wege zu räumen wissen werden, desto freier wird auch ihre wirtschaftliche Laufbahn. Daß die intellektuell hochbegabte Frau als Studentin und im akademischen Beruf durchaus gleichwertig neben dem Manne steht, zeigen die Erfahrungen. So hat kürzlich den Königlichen Preis für die Lösung einer philosophischen Preisaufgabe, die natürlich anonym eingereicht wurde, eine Frau gewonnen: Klara Strack in Berlin-Wilmersdorf. Und beinahe hätte sie den Preis doch nicht erhalten. Fräulein Strack ist Lehrerin und konnte als solche nicht immatrikuliert werden. Sie studierte deshalb nur als Hospitantin auf Grund eines Reifezeugnisses Philosophie, Geschichte und deutsche Philologie, war daher zur Preisbewerbung formal nicht berechtigt, da die Preisaufgabe nur für die immatrikulierten Studierenden gestellt worden war. Es bedurfte einer besonderen Genehmigung des Kultusministers, daß der durch die Leistung im vollen Umfang verdiente Preis dennoch an Fräulein Strack ausgehändigt wurde, wobei die Qualität ihrer Arbeit, die ein Problem aus Leibnizens Monadenlehre behandelte, entscheidend war. Weniger erfreulich berührt es, daß in einer Zeit, in der die Alkoholabstinenz sogar unter den Studenten, deren Kreise bisher durch die weitestgehenden Trinkunsitten betroffen waren, lebhafte Fortschritte macht, die Studentinnen als solche sich oftmals durch Nachahmung eben dieser studentischen Alkoholunsitten bemerkbar machen. Während eine Reihe von Studentenverbindungen erfreulicherweise erst kürzlich dagegen Einspruch erhob, daß zur Erinnerung an die Erhebung Preußens ein Festkommers gefeiert werden sollte, und gegen „mittelalterliche Einrichtungen wie Kneipkomment und Kommers" protestierten, halten die Studentinnen „Bierabende" ab, wie kürzlich in der Ausstellung der Bugra, an der Studentinnen beteiligt waren und bei der sie ihren Zusammenhang mit der Öffentlichkeit dartun sollten. Es wäre doch entschieden wünschenswert, wenn sich die Studentinnen recht energisch den Bestrebungen ihrer in der Beurteilung der Alkoholfrage am weitesten vorgeschrittenen männlichen Kollegen anschließen würden, zumal ihre Weiblichkeit durch Salamanderreiben, Kneibkomment und Kommers nicht gewinnen dürfte. Im Gegensatz zu diesen Unsitten sind die gesunden Sportbestrebungen, die in Studentinnenkreisen herrschen, sehr zu begrüßen. Die Kieler Studentinnen haben sich erst kürzlich eigne Vereinsboote angeschafft und eine Sportgruppe „Paddelabteilung" gegründet; andre haben ihren Turnverein, und wieder andre veranstalten gemeinsame Wanderfahrten. Ein Versuch, der zu einer dauernden Einrichtung führen soll, ist eine im letzten Winter gegründete „Freizeit für Studentinnen im Thüringer Wald". Von der Herrlichkeit der weißen Wälder, der Rodel- und Skifreude wußten die Erwählten nicht genug zu rühmen; im Sommer wie im Winter bietet doch die Natur für junge und besonders für geistig arbeitende Menschenkinder die allerbeste Möglichkeit einer Erholung. Und nicht die Unsitten des Mannes nach-



# Kultur der Gegenwart



zumachen, sondern überall dort, wo sie im öffentlichen Leben an seine Seite tritt, bessernd und stärkend auf ihn und seine Lebensweise zu wirken, ist die Aufgabe der Frau. Durch weibliches Wesen in verfeinerndem Sinne Einfluß zu üben, den Wert und die Besonderheit weiblichen Seins ebenso wie im Familienleben so auch im Berufsleben dem männlichen Kameraden zugute kommen zu lassen, das ist eine Mission des Weibes überhaupt, besonders aber jener Frauenart, die für ihr Geschlecht neue und höhere Rechte erringen will. Grete Meisel-Heß

## Sport

Die Hegemonie in der Herrschaft über das Rennpferdegeschlecht ist nach und nach an Frankreich gefallen, nachdem so lange das Mutterland des Sports, das großmächtige England, in allem, was Vollblut heißt, die Führung übernommen hatte. Frankreich hat es systematisch verstanden, seine Pferdezucht so auszubauen, daß es heute in aller Welt Sieger stellen kann und daß es gar im größten Zuchtrennen der Welt, im englischen Derby dieses Jahres triumphieren konnte. War das ein Kopfschütteln und Zähneknirschen, als der französische Hengst Durbar an der Spitze des dreißigköpfigen Rudels daherfegte und mit drei Längen Vorsprung das Derby aller Derbies über den Kanal an die Seine entführte. Es war ein schwerer Schlag für die ganze englische Sportgemeinde, die schon in den letzten Wochen vor der großen Schlacht von Epsom hatte bluten müssen.

War da ein gesprenkelter Grauschimmel mit Namen The Tetrarch über Winter zum heißesten aller Derbyfavoriten gemacht und mit Hunderttausenden schon in den Vorwetten von der spekulativen Sportwelt eingekauft worden. Denn The Tetrarch war als Zweijähriger ein Phänomen, hatte alles, was ihm in den Weg trat, in den Sand gestreckt, und das Derby schien ihm schon als eine reife Frucht in den Schoß zu fallen. Aber nach einer alten Erfahrung müssen Rennen erst gelaufen sein, bevor sie gewonnen werden. Und das Unerhörte geschah. The Tetrarch kam als Dreijähriger gar nicht zum Laufen, er wurde wenige Wochen vor dem Derby aus der Liste der Anwärter gestrichen, denn er hatte sich eine Beingeschwulst zugezogen. Und alle Hoffnungen und alle Hunderttausende, die gewettet waren, gingen mit einem Schlage verloren. Denn nach dem Wettsystem verfallen alle Vorwetten zugunsten des Buchmachers, auch wenn das gewettete Pferd nicht am Start erscheint.

Kaum war der Schimmel in der Versenkung verschwunden, als sich alles, was in England auf Vollblut schwört, auf Rennymore stürzte und diesen Hengst auf den Schild erhob, auch ganz zuletzt Breakspear, einem Pferde des sportliebenden Königs Georg, seine Gunst schenkte. Aber es war verlorene Liebesmüh'. Der gar nicht beachtete Franzose Durbar, der einem Amerikaner gehört und von einem amerikanischen Jockei geritten wurde, schlug allen ein Schnippchen und holte sich das reiche Rennen, wie er wollte. Der Sieg wurde mit zwanzigfachem Gelde honoriert. Aber es gab schon weit größere Überraschungen im englischen Derby, als Jeddah und Signorietta ihren Anhängern die fette Quote von 100 : 1 bescherten. Die Engländer waren von dem Ausgang des Derbys von 1914, das in diesem Jahre zum hundertfünfunddreißigsten Male gelaufen wurde, nicht gerade erbaut, denn sie sind eifersüchtig auf ihre Pferdezucht, und es ist schon fast fünf Jahrzehnte her, daß französische Farben das „blaue Band" von England sich holten, so oft sie auch sich versucht haben.

Der Große Preis von Hamburg ist in Deutschland in jeder Kampagne der Schrittmacher für das Derby. Nur daß im Großen Preis, der einen Wert von hunderttausend Mark hat, nicht Dreijährige unter sich sind, sondern mit älteren Genossen sich den Rang streitig zu machen haben. Der diesjährige Große Preis endete mit einer großen Überraschung. Einer der Derbyfavoriten, Orelio, kam im geschlagenen Felde ein. Das Ziel passierten zuerst die beiden Dreijährigen Terminus, der Gewinner des Henckelrennens, und der

krasse Außenseiter Hadschar so doch geschlossen, daß der Richter auf totes Rennen erkannte. Trotz der Halbierung zahlte der Totalisator auf den Sieg Hadschars mehr als fünfunddreißigfaches Geld, eine seltene Quote in einem klassischen Rennen.



Phot. Otto Reich, Hamburg

Hadschar, der Sieger im Großen Preis von Borstel

*

Nur einmal im Jahre gehen die Berliner Leichtathleten mit ihrer Propaganda auf die Straße, dann aber auch so nachdrücklich, daß der zufällige Passant stehenbleibt und verwundert die halbnackten Gesellen betrachtet, die, nur in einen Mantel gehüllt, fröstelnd und trippelnd die Straße entlang schauen, aus der ein andrer Läufer kommen soll. Dann, ist er in Sicht, wird schnell der Mantel abgeworfen, und ungeduldig seinem gleichgekleideten Klubkameraden entgegenlaufend, nimmt er diesem eine lange schmale Rolle ab und jagt in voller Pace davon. Vorwärts, vorwärts, der Nächste wartet schon!

Diese einzige leichtathletische Propagandaveranstaltung in Berlin, die durch die praktische Anschauung für den Sport zu gewinnen trachtet, ist in den ersten Junitagen der Stafettenlauf Potsdam—Berlin, dessen eigenartige Organisation nach und nach in ähnlicher oder etwas abgeänderter Form von vielen andern Städten übernommen worden ist. In Potsdam, an der Glienicker Brücke, befindet sich der Start. Von dort aus führt der Weg auf schnurgerader Straße bis Wannsee, macht dort einen großen Bogen nach Beelitzhof und führt dann wieder schnurgerade mitten durch den Grunewald auf der Chaussee zum Grunewaldstern. Von dort aus geht es durch den Wald, zwischen den Bäumen hindurch, bis der Weg in einem großen Bogen den Kaiserdamm erreicht. Diesen entlang führt der Lauf über die Bismarckstraße zum Knie, wo er in die Charlottenburger Chaussee einbiegt und in einer Schlußkurve durch die Siegesallee das Ziel auf dem Königsplatz vor dem Reichstag erreicht. 25 Kilometer ist diese Strecke lang, und 50 Läufer dürfen die Vereine je an Mannschaft stellen. Würde die Strecke also zu gleichen Teilen unter die einzelnen Mitglieder der Mannschaft verteilt, so hätte jeder Mann 500 Meter zu laufen. Da aber nicht alle Mitglieder der einzelnen Vereine über die gleichen Fähigkeiten verfügen, der eine kurze Strecken bis 200 Meter liebt, während dem andern erst Strecken von etwa 800 Meter an behagen, ein dritter 400, ein andrer wieder 600 Meter am besten läuft, so hat sich bei der scharfen Kon-



# Kultur der Gegenwart



kurrenz, die seit der Schaffung dieses Stafettenlaufes entstanden ist, bei den für den Sieg hauptsächlich in Betracht kommenden Vereinen eine eigenartige Organisation in der Mannschaftsaufstellung herausgebildet, die, jedes Jahr verändert, den jeweiligen Fähigkeiten der beteiligten Läufer neu angepaßt ist und bis zum Tage des Stafettenlaufes gegen jeden Außenstehenden streng geheimgehalten wird.

Fast schon im Frühjahre beginnt das Training der Vereine. Alle nur für den Athletikbetrieb erreichbaren Mitglieder werden auf dem Sportplatz auf die Bahn gebracht und für die einzelnen Strecken ausprobiert. Wenn das Training ein paar Wochen vorgeschritten ist, werden Prüfungen abgehalten und danach dann die Läufer in bestimmte Kategorien eingeteilt. So verlangen die beiden besten Berliner Vereine, daß sämtliche Läufer ihrer ersten Mannschaft 500 Meter in 1 Minute 12 Sekunden laufen müssen oder die der zweiten Mannschaft höchstens 1 Minute 14 Sekunden zu dieser Strecke benötigen. Bei diesen Vorprüfungen ergibt sich schon, für welche Strecken sich die für die einzelnen Mannschaften in Aussicht genommenen Läufer eignen.

Dementsprechend wird nun der Feldzugsplan entworfen, der für die siegreiche Durchführung des Laufes mindestens ebenso wichtig ist wie das Training der Läufer selbst. Die Sportleitung arbeitet zu diesem Zweck einen genauen Plan der Strecke aus, in den sie die Strecken einzeichnet, die dann die einzelnen Läufer zurückzulegen haben.

In scharfem Gegensatz zu derartigen Stafettenläufen stehen die sogenannten Distanzmärsche. Dort Verein gegen Verein, hier Mann gegen Mann. Einer der großen Distanzwettmärsche auf der Landstraße ging jüngst um die Meisterschaft von Westfalen und war eine Konkurrenz von Berufsgehern, die der Sieger in 2 Stunden 4 Minuten für die vorgeschriebenen 25 Kilometer gewann. Gewaltmärsche dieser Art sind aber nicht nach aller Geschmack.

Arno Arndt



Phot. F. Mielert, Dortmund

Start in Dortmund beim Ersten großen Distanzwettmarsch um die Meisterschaft von Westfalen

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. — Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Alle Rechte vorbehalten. — Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 99, erbeten.



YE 06310
278430
Arena
AP
30
A7
V. 30:3
V. 30:3
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

